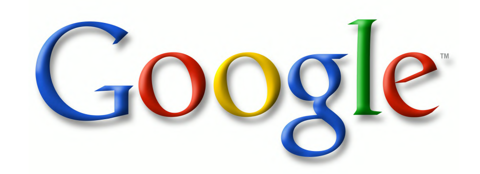


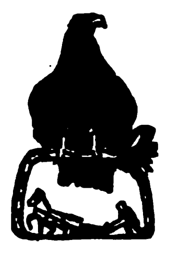



ROBERT SIEGER

Österreichische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. Alfred Freiherrn v. Berger, Leopold Freiherrn v. Chlumecky,
Dr. Karl Glossy, Dr. Felix Freiherrn von Oppenheimer.



Band XV.

April–Juni 1908.

1908.

Wien und Leipzig. K. und k. Hof-Buchdruckerei und Hof-Verlags-
Buchhandlung Carl Fromme.
Redaktion und Administration, Wien I., Bräunerstraße 4/6. Telephon Nr. 10817.

Druck von Carl Fromme, k. u. k. Hof-Buchdruckerei in Wien.

Inhalt.

Autorenverzeichnis.

Artikel.

Memoiren und Briefe.

Belletristik.

Chronik.

Besprechungen.

Feuilleton.

Rundschau und kleine Mitteilungen.

Die heilige Krone Ungarns.

Von A. Luschin von Ebengreuth.

Welchem Zeitungsleser wären die Ausdrücke: die Krone, Rechte der Krone, Räte der Krone, Krongut, unbekannt. Lebt der Politiker in Österreich, so hat er sicherlich von der „böhmischen Krone" und mehr noch von der „heiligen Krone Ungarns", von ihren Rechten, von den Ländern der Stephanskrone usw. gehört.

Das Wort „Krone" wird bei diesen und ähnlichen Redewendungen in einem viel umfassenden Sinn gebraucht, bald zur Bezeichnung des Herrschers, seiner Rechte, seiner Berater, bald als Verkörperung der höchsten Staatsgewalt und ihres Machtbereichs.

Diese Mannigfaltigkeit des Sprachgebrauchs ist nicht verwunderlich, da in vergangenen Jahrhunderten das erste Aufsetzen der Krone, die Krönung eine sehr verbreitete Förmlichkeit des feierlichen Regierungsantrittes war und daher staatsrechtliche Bedeutung hatte. Heutzutage sind allerdings Krönungen viel seltener und so deutet schon diese Tatsache darauf, daß wir den Ursprung der Redewendungen von der Krone in der Vergangenheit, im Mittelalter, zu suchen haben.

Unseren Vorfahren war abstraktes Denken und abstrakte Ausdrucksweise nicht geläufig, sie hielten sich immer lieber an etwas Augenfälliges und benutzten, wo ihnen solches fehlte, ein Symbol als Verkörperung des unkörperlichen Begriffs. Den Rechtssatz, daß dem Gläubiger kein unmittelbares Einschreiten gegen den Schuldner verstattet sei, falls Bürgen gestellt waren, drückte man durch das Sprichwort aus: den Bürgen soll man würgen. Um nun auch das Rechtsgeschäft selbst sinnenfällig zu machen, benutzte man ein Stäbchen, das vom Schuldner als Zeichen der bestehenden Verbindlichkeit dem Gläubiger übergeben wurde und nach der Erfüllung jenem zurückzustellen war. Mußte man sich schon bei vergleichsweise einfachen juristischen Vorgängen mit Symbolen behelfen, um jene verständlich zu machen, so läßt sich denken, daß das Staatsrecht mit seinen verwickelteren Begriffen sie um so weniger entbehren konnte. Die mittelalterliche Anschauung, daß alle Herrschergewalt von Gott stamme, hat Herr Eicke von Repgau im Sachsenspiegel in die Formel gefaßt, daß Gott zwei Schwerter zum Schirm der Christenheit auf Erden gelassen habe, dem Papste das geistliche, dem Kaiser das weltliche, während der geistliche Verfasser des jüngeren sogenannten Schwabenspiegels die Überordnung der geistlichen Gewalt mit dem gleichen Bilde dadurch zum Ausdruck bringt, daß Gott beide Schwerter dem Papste übergeben habe, der nun seinerseits das weltliche Schwert dem Kaiser leihe. In ähnlicher Weise hat man im Mittelalter die Krone, weil sichtbares Abzeichen des Königs, auch als sinnenfälligen Ausdruck der Herrschergewalt und ihres Inhalts angesehen und danach den Sprachgebrauch gebildet. So schrieb z. B. König Eduard I. von England schon 1278 seinem Gesandten, der am Hofe

des deutschen Königs Rudolf I. von Habsburg die Vermählung des Prinzen Hartmann mit der englischen Prinzessin Johanna betreiben sollte, er möge sein Betragen nach eigenem Ermessen so einrichten, wie es der Ehre des Königs und der „Krone England" zukomme. Es ist also diese Ausdrucksweise eine von Alters überlieferte, die heute vor allem dort verwendet wird, wo es sich um historische Rechte handelt. Man hört daher in Österreich wohl von den Rechten der Wenzelskrone und ihrer Länder sprechen, während niemand mehr des österreichischen „Erzherzogshutes" oder des steirischen Herzogshutes zur Bezeichnung öffentlicher Rechte gedenkt, einfach darum, weil die Tschechen noch staatsrechtliche Ansprüche erheben, welche für Österreich und Steiermark durch die gegenwärtige Staatsform erledigt erscheinen.

Am meisten hört man indessen von der Stephanskrone; in Ungarn ist es sogar zur Ausbildung einer förmlichen Lehre von der „heiligen Krone" gekommen und es verlohnt gar sehr, daß wir Österreicher uns mit dieser näher beschäftigen.

Nach der ungarischen Verfassungs- und Rechtsgeschichte des Budapester Universitätsprofessors Ákos von Timon, die schon in drei Auflagen verbreitet ist und 1904 auch in deutscher Übersetzung erschien, entwickelte in Ungarn, als das kräftige Königtum der ersten Arpaden verfallen war, die öffentlich-rechtliche Anschauungsweise der ungarischen Nation den Begriff der in der Nation wurzelnden, dem Könige und der Nation gemeinsam zustehenden öffentlichen Gewalt. „Die Idee der öffentlichen Gewalt — der Staatsgedanke — gewinnt im Gegensatz zur individuellen königlichen Gewalt in dem öffentlich-rechtlichen Begriffe der heiligen Krone konkrete Gestalt. Hierin besteht die Lehre von der heiligen Krone." Durch die „Personifikation der heiligen Krone," heißt es an anderer Stelle, „ist die ungarische Nation vor allen anderen Völkern des Westens zu echt staatlicher Auffassung durchgedrungen. Das ungarische Volk sah den Staat als organisches Ganze in der heiligen Krone verkörpert. Es faßt die heilige Krone einerseits als Wahrzeichen und Symbol des ungarischen Staates auf, anderseits personifiziert es sie als den Inhaber der in der Nation wurzelnden und König und Volk im politischen Sinne, d. i. den Adeligen zustehenden öffentlichen Gewalt. Die öffentliche Gewalt ist durch ein Mysterium in der heiligen Krone gegenwärtig".

Folgerungen aus diesen etwas geheimnisvoll klingenden Sätzen, die ich absichtlich mit den Worten des Verfassers gegeben habe, sind, daß das Staatsgebiet von Ungarn das Gebiet der heiligen Krone ist, die höchste Staatsgewalt erscheint nicht mehr als königliche Gewalt, wie im Zeitalter der von Stephan dem Heiligen begründeten Verfassung, sondern als Obrigkeit der heiligen Krone, die staatlichen Hoheitsrechte sind keine königlichen Majestätsrechte mehr, sondern Rechte der heiligen Krone, die prinzipiell der heiligen Krone zustehen und erst von dieser auf den König übergehen. Die königlichen Einkünfte sind daher Einkünfte der heiligen Krone, jedes „freie Besitzrecht" stammt von der heiligen Krone und fällt darum beim Aussterben des besitzenden Geschlechts wieder an die heilige Krone zurück.

Da unter „freiem Besitzrecht" jene Güter und Rechte verstanden sind, auf welchen die Adelsvorzüge fußten, so ergab sich daraus für die Adeligen als ihre Besitzer eine Verbindung mit der heiligen Krone, die man als Mitgliedschaft

der heiligen Krone bezeichnete. Wer Mitglied der heiligen Krone war, der hatte bedeutende Vorzüge: er nahm an der Ausübung der in der heiligen Krone vereinigten öffentlichen Gewalten, der gesetzgebenden, vollstreckenden und richterlichen Gewalt teil, während alle übrigen als Nichtmitglieder von politischen Rechten ausgeschlossen waren. Neben den Adeligen waren noch die begüterten Kirchen und die Städte als solche Glieder der heiligen Krone, da auch sie ihren Grundbesitz von der heiligen Krone empfangen hatten. Sie alle, doch mit verschiedener Abstufung der Rechte, bildeten zusammen mit dem König, dessen Haupt die heilige Krone ziert, das totum corpus Sacrae Regni Coronæ, also zwar nicht den Staat (wie Timons Ausdruck lautet), wohl aber die Gesamtheit der politisch Berechtigten im Staate.

Durch die Ausbildung der Lehre von der heiligen Krone wurde das Königtum in Ungarn zweifellos beschränkt, es fragt sich aber, wann ist diese Lehre entstanden und welcher Art war diese Beschränkung? Da Timon die Jahre 1308 bis 1608 als das Zeitalter der auf dem Begriff der heiligen Krone beruhenden Staatsverfassung überschreibt, so scheint er die Anfänge dieser Lehre in die Zeit der Anjou zu verlegen. Seine Annahme ist indessen schon aus dem Grunde unwahrscheinlich, weil dies Geschlecht (in Karl Robert und Ludwig dem Großen) Ungarn zwei der kräftigsten Herrscher geliefert hat und selbst von ungarischen Historikern zugegeben wird, daß die Anjou absolutistisch regierten und die gesetzgebende Gewalt als wesentlichen Bestandteil der königlichen Machtbefugnisse behandelten. Auf dem einzigen Reichstag, den Ludwig I. während seiner vierzigjährigen Regierung einberief, war der Einfluß der ungarischen Adeligen ohne Belang. Man könnte sich höchstens auf den Friedensvertrag, den der König 1381 mit Venedig abschloß, als auf ein Zeugnis berufen, weil hier die Krone als Personifikation des ungarischen Staates genannt wird. Die Republik verpflichtete sich nämlich, dem Könige, dessen Nachfolgern im Reich und der Krone, sowie der das Reich vertretenden Krone (coronæ repræsentanti dictum regnum) jährlich 7000 Dukaten als Tribut zu bezahlen. Gegen diese und die wenigen anderen urkundlichen Nachrichten, die als Zeugnisse für die Theorie der heiligen Krone im 14. und Anfang des 15. Jahrhunderts von Timon angeführt werden, ist jedoch zu bemerken, daß die darin ausgesprochene Anschauung, sowie diese Ausdrucksweise sich keineswegs auf Ungarn beschränkt, sondern im Gegenteil noch früher in anderen europäischen Staaten üblich war. Der Luxemburger König Karl I. nahm beispielsweise nicht nur das Bistum Olmütz, die Markgrafschaft Mähren und das Herzogtum Troppau ausdrücklich für die Krone (corona) des Königreichs Böhmen in Anspruch (1348), sondern schuf auch das Mysterium der St. Wenzelskrone dadurch, daß er die böhmische Königskrone zum Schmuck der Reliquien des Landesheiligen bestimmte, von welchen sie nur zur Krönung seiner Nachfolger fallweise entfernt werden sollte. Ebenso lassen sich auch die Vorstellungen von der Mitgliedschaft und vom Vermögen der heiligen Krone und selbst der Begriff des totum corpus Sacrae Regni Coronæ außerhalb Ungarns nachweisen. Die Titulatur heilig und die Forderung, daß der rechtmäßige König mit der Stephanskrone gekrönt sein müsse, findet ihr älteres Gegenstück im heiligen römisch-deutschen Reiche und in der Kaiserkrönung, ohne welche es im Mittelalter keinen Kaiser in Westeuropa gab.

1*

Diese Beispiele dürften für den Nachweis genügen, daß Ungarn in der Entwicklung des Begriffs der heiligen Krone bis zum Anfang des 15. Jahrhunderts nicht weiter als seine westlichen Nachbarlande vorgeschritten war, in welchen sich, wie schon erwähnt, die gleichen Vorstellungen und Ausdrücke sogar früher finden. Wie leicht man sich übrigens in Ungarn über Forderungen der Lehre von der heiligen Krone hinwegsetzte, wenn das Gegenteil den Adeligen besser gefiel, kann man aus der Geschichte König Ladislaus des Nachgebornen ersehen.

Diesen hatte seine Mutter, die Witwe König Albrechts von Ungarn, am 15. Mai 1440 mit der heiligen Krone, die sie sich heimlich verschafft hatte, zu Stuhlweißenburg durch den Erzbischof von Gran feierlich krönen lassen, so daß alle Bedingungen erfüllt waren, welche die Ungarn für die Rechtmäßigkeit eines Königs verlangten. Allein die Mehrzahl der Adeligen war damit nicht einverstanden, sondern wählte sechs Wochen danach den König Wladislaus von Polen zum König von Ungarn, der nun gleichfalls gekrönt werden sollte. Da nun ihnen die heilige Krone fehlte, so halfen sie sich über diesen Mangel durch die Erklärung hinweg, daß der Krönungsakt des Königs Ladislaus nichtig sei, weil die Krönung der Könige stets vom Willen der Landesinwohner abhänge und die Kraft der Krönung in der Zustimmung der Nation beruhe. Zugleich wurde feierlich verkündet, daß die Kraft und das Mysterium der heiligen Krone diesmal auf das bei der Krönung ihres erwählten Königs Wladislaus benutzte Diadem übertragen werde, das man dem geöffneten Grabe König Stephan des Heiligen entnommen hatte. Timon ist unbefangen genug, die unter solchen Umständen erfolgte Krönung des Polenherrschers zum Könige von Ungarn als „nicht verfassungsgemäß" zu erklären, allein andere ungarische Historiker, z. B. der von der ungarischen Akademie der Wissenschaften preisgekrönte Graf Julius Andrassy jun. stoßen sich an diesem formellen Gebrechen nicht, wiewohl sie im übrigen an der Lehre von der heiligen Krone um so fester halten. Aus welcher Zeit stammt nun diese Lehre eigentlich?

Die Antwort ist nicht schwierig, die Quelle, aus welcher Timon und die übrigen ungarischen Rechtshistoriker die Lehre von der heiligen Krone immer und immer wieder begründen, ist das sogenannte Tripartitum des königlichen Protonotars Werböczy, ein Werk, dessen Geschichte allerdings nicht genau erforscht ist. Wir wissen bloß, daß der ungarische Reichstag im Jahre 1498 eine Sammlung und Überprüfung der im Lande üblichen Rechts- und Gerichtsgewohnheiten beschloß, die den Gerichtshöfen als Richtschnur dienen sollte. Die Stände bestimmten zu dieser Arbeit den Protonotar Meister Adam Harvathy und ersuchten den König Wladislaus II., gleichfalls einen Vertrauensmann dazu zu stellen. Das gewünschte Werk kam indessen nicht zustande und darum wurde die Ausarbeitung im Jahre 1500 den Mitgliedern des königlichen Gerichtshofes und des engeren königlichen Rates übertragen. Wie weit diese dem Auftrage des Reichstags nachkamen, wissen wir gleichfalls nicht, ebensowenig ist bekannt, ob sich Werböczy schon damals an dieser Arbeit beteiligte, denn die Reichstage von 1504 und 1507 betrieben zwar die Sammlung der königlichen Gesetze, schweigen aber vom Gewohnheitsrecht. Wohl aber erfahren wir aus einem Schreiben des kaiserlichen Agenten Dr. Johann Reindl, das dieser am 1. September 1509 von Preßburg aus an Kaiser Maximilian I. richtete, daß in Ungarn inzwischen eine Sammlung des Landesrechts ausgearbeitet und auf Betreiben des

Erzbischofs von Gran nach Rom geschickt worden war, um hier mit Rechtskundigen durchberaten zu werden. Man habe auch versucht, schreibt Reindl, eine päpstliche Bestätigung zu erwirken, sie sei jedoch verweigert worden, weil der Entwurf in vielen Artikeln gegen die Rechte der Kirche verstoße. Für die nächsten fünf Jahre fehlen abermals die Nachrichten, während dieser Zeit dürfte Werböczy seinem Werke jene Gestalt gegeben haben, in der es Ende 1514 dem unmittelbar nach Dämpfung des großen Bauernaufstandes ausgeschriebenen Reichstage vorgelegt wurde. König Wladislaus II. soll diesen Entwurf mit seiner Vorsanktion versehen haben, auch ist der Wortlaut eines Einführungsgesetzes vorhanden, allein die Anhängung des königl. Siegels, die zur Ausfertigung des Gesetzes erforderlich war, unterblieb damals und wurde auch später nicht nachgeholt. So ist also dieser 1517 durch Werböczy unter dem Titel: Tripartitum opus juris consuetudinarii inclyti regni Hungariæ dem Druck übergebene Entwurf niemals Gesetz geworden, allein als systematische Sammlung des Gewohnheitsrechts hat er demungeachtet auf die Rechtsentwicklung in Ungarn nachhaltigen Einfluß gewonnen: das Tripartitum wurde ins Corpus juris Hungarici aufgenommen, von der Gesetzgebung als Quelle angeführt, in Siebenbürgen sogar zu den Landesgesetzen gerechnet.

Die Zeit, in welcher das Tripartitum und mit ihm die Formulierung der Lehre von der heiligen Krone entstanden ist, war zugleich die Zeit des Tiefstandes der königlichen Gewalt in Ungarn. „Du bist unser König, wir sind deine Herren“, mit diesem Spottwort, das die ungarischen Ständeherren aufbrachten, als gerade Werböczy sein Werk bei Johann Singrüener in Wien drucken ließ, ist ebenso ihr Übermut, als die Lage der ohnmächtigen jagellonischen Herrscher in Ungarn treffend gekennzeichnet; unter solchen Umständen ist auch die Lehre von der heiligen Krone entwickelt worden. Wie weit ihre Folgerungen damals tatsächlich beobachtet wurden, wie weit sie theoretischer Ausbau der Wünsche und Bestrebungen des ungarischen Adels waren, was daran etwa freie Schöpfung Werböczys ist, das alles sind offene Fragen, die noch der Untersuchung harren und einer solchen wert wären. Ebensowenig ist aufgeklärt, welche Quellen Werböczy im einzelnen für seine Darstellung benutzt hat. Nachgewiesen ist nur, daß er eine in Ungarn und Polen verbreitete Summa legum stark ausgeschrieben hat, die ein Stadtschreiber von Wiener-Neustadt namens Raimund im 14. Jahrhundert verfaßt hatte. Andere Sätze aus dem römischen Recht mögen bei der von Reindl erwähnten Beratung mit italienischen Rechtsgelehrten aufgenommen worden sein, ganz unbekannt aber ist, aus welchen geschriebenen und ungeschriebenen Quellen Werböczy den ungarischen Rechtsbrauch geschöpft hat.

Welcher Art war nun die Beschränkung des Königtums durch die Werböczysche Lehre von der heiligen Krone Ungarns? Es ist in Ungarn landläufige Meinung, daß die „ungarische Nation“ als erste den Begriff der dem König und der Nation gemeinsam zustehender öffentlichen Gewalt entwickelte und als heilige Krone personifizierte, daß sie als erste jene Form der Beschränkung der königlichen Gewalt gefunden habe, welche Grundlage der verantwortlichen ministeriellen Regierungsweise ist. Kein geringerer als Franz Deák hat den Beweis zu führen gesucht, daß Ungarn von jeher bis auf das Jahr 1848 konstitutionell regiert wurde und der schon erwähnte Graf Julius Andrassy der Jüngere, dessen Werk über die Gründe

des Bestandes und der konstitutionellen Freiheit des ungarischen Staates (1901) von der ungarischen Akademie der Wissenschaften mit den höchsten Ehren ausgezeichnet wurde, behauptet geradezu, daß sich die heutige Verfassung Ungarns in ununterbrochenem Nacheinander bis auf die Freiheit des Nomadenzeitalters zurückführen lasse!

Diesen Behauptungen gegenüber muß festgestellt werden, daß sie irrig sind, daß sie nur durch eine gewaltsame, unkritische Auslegung der Quellen gewonnen werden können. Das überaus lebhafte Nationalbewußtsein der Magyaren verleitet sie eben, die staatlichen Errungenschaften, die sie durch den Ausgleich von 1867 erhielten, auf die Zustände in der Vergangenheit zu beziehen, die doch ganz anders waren und vielfach mit jenen der Nachbarstaaten mehr minder übereinstimmten. Mit anderen Worten: Ungarn ist vor dem Jahre 1848 zu keiner Zeit über die Formen einer mittelalterlich-ständischen Verfassung hinausgekommen.

Werböczy selbst ist in diesem Punkte viel unbefangener als seine Landsleute von heute. Er weiß und gibt offen zu, daß er Rechtsausdrücke in anderem als dem landläufigen Sinn gebraucht, ihm wäre es nicht im Traum eingefallen, zu behaupten, daß die ungarische Verfassung demokratischer gewesen sei, als jene der westlichen Staaten. Wohl bejaht er im 3. Titel des 2. Buches, daß die gesetzgebende Gewalt zwischen König und Volk geteilt sei und daß daher die Zustimmung des Volkes eingeholt werden müsse, aber er fügt dem sogleich die Erklärung bei (II, Tit. 4): „unter dem Ausdruck Volk begreife ich an dieser Stelle nur die Herren Prälaten, Barone, Magnaten und die Adeligen insgemein, nicht aber die Unadeligen, wiewohl der Ausdruck Volk nach gewöhnlichem Sprachgebrauch Adelige und Unadelige umfaßt. Die Unadeligen, die ich unter dem Ausdruck Plebs dem Volke entgegenstelle, kommen eben bei der Gesetzgebung nicht in Betracht.

Das Gesagte dürfte genügen, um die Theorie der heiligen Krone und die durch die Magyaren daraus abgeleiteten Folgerungen auf das richtige Maß zurückzuführen. Es klingt so schön, so freisinnig, was da von der Teilnahme des „Volkes im politischen Sinn" an den Rechten der heiligen Krone erzählt wird, wenn man aber weiß, daß dies „Volk" nur aus adeligen und geistlichen Großgrundbesitzern und unbegüterten Landesadeligen bestand, daß außerdem nur wenige Städte als Körperschaften Zutritt zum Reichstage hatten, alle übrigen Bewohner des Reiches aber als Plebs davon ausgeschlossen waren, so sieht man, daß die ungarische Verfassung vor dem Jahre 1848 im Grunde die gleiche ständische war, wie in Böhmen oder den altösterreichischen Landen. Nicht durch den Inhalt ihrer Verfassung, wohl aber durch die gewandte Ausnutzung ihrer Bestimmungen, in der rücksichtslosen Durchführung ihrer Pläne mit den als zweckdienlich erkannten Mitteln, in dem raschen Erfassen der Lage überhaupt, kurz im politischen Verständnis sind uns die Ungarn von jeher überlegen gewesen.

Über die gesellschaftliche Bedeutung der Ehre und ihres Schutzes.

Von Ludwig Graf Crenneville.

„Je n'admets pas qu'il y ait deux sortes d'honneur, qu'un homme puisse conserver le sien à la condition simplement de payer ses dettes ou de risquer sa vie à l'occasion et demeure libre, à part cela, de se lancer dans les aventures les moins permises par la morale."
(Charles de Berkeley.)

Wer hat Anspruch auf die Bezeichnung: ein Mann von Ehre? Wohl derjenige, der in seiner Handlungsweise immer den Forderungen der Ehre folgt, auch dann, wenn sie seinen Wünschen oder Interessen entgegen sind. Die Charaktereigenschaft, welche einer solchen Handlungsweise zugrunde liegt, bezeichnen wir als Ehrenhaftigkeit; das Bewußtsein der eigenen Ehrenhaftigkeit, verbunden mit energischer Reaktionsfähigkeit gegen Angriffe auf diese, mögen solche sich als innere Versuchungen oder äußere Anzweiflungen äußern, nennen wir Ehrgefühl.

Nach diesen Definitionen erscheint uns die Ehre als ein Gesetz, das uns Regeln für unsere Handlungen vorschreibt. Wer ist nun der Gesetzgeber?*

Die Antwort auf diese Frage erhalten wir, wenn wir statt der subjektiven Bedeutung des Wortes „Ehre", welche auf das einzelne Individuum und seine Anschauungen allein Rücksicht nimmt, dieses Wort in seiner anderen, objektiv-gesellschaftlichen Bedeutung nehmen, welche sich auf das Verhältnis des Individuums zu seinen Mitmenschen bezieht. In diesem Sinne ist die Ehre eines Menschen das Vertrauen der anderen auf seine Ehrenhaftigkeit, die Überzeugung der anderen, daß er seine Handlungsweise immer durch eine Gesinnung leiten lassen wird, welche mit ihren eigenen Anschauungen übereinstimmt; die objektive Ehre ist das günstige Urteil aller über die Gesinnung des Individuums. Da aber die Menschen nicht als bloße Vielheit von Individuen nebeneinander leben, sondern immer und überall gesellschaftlich organisiert sind, so involviert das Urteil über die Gesinnung des einzelnen das Urteil über seinen Wert als Mitglied der Gesellschaft; lautet es auf Ehre, so ist dem Betreffenden damit der volle gesellschaftliche Wert seiner Person zuerkannt. In diesem Sinne ist also die Ehre eines Menschen gleichbedeutend mit dem vollen gesellschaftlichen Werte seiner Person. Mit dieser objektiven Bedeutung des Wortes werden wir es im folgenden zu tun haben.

Den Maßstab nun, welchen die menschliche Gesellschaft anlegt, um diesen Wert zu bemessen, oder mit anderen Worten den Inhalt des von der menschlichen Gesellschaft aufgestellten Gesetzes der Ehre, bilden ihre Anschauungen über die Eigenschaften, die jemand besitzen muß, um den aus den gesellschaftlich geordneten Beziehungen der Menschen zueinander entspringenden Anforderungen zu genügen. Zu allen Zeiten aber waren und sind, wie in einem großen Kreise mehrere kleine Kreise eingeschlossen sein können oder besser gesagt, wie die Räder eines Uhrwerks

* Das richtige Motiv für Ehrenhaftigkeit und Ehrgefühl liegt im Pflichtbewußtsein und in der Selbstachtung des Einzelnen. Aber für unseren Zweck ist nicht das Motiv, sondern die Beziehung des Einzelnen zur Gesellschaft, wie sie einmal ist, von Bedeutung.

ineinander greifend erst das im Uhrgehäuse eingeschlossene Werk bilden und bewegen — wheels within wheels — innerhalb der als Ganzes gedachten menschlichen Gesellschaft kleinere, fester oder weniger fest abgeschlossene Gesellschaften vorhanden und tätig, jede davon wenigstens ursprünglich einem bestimmten Sonderzwecke dienend und daher besondere Eigenschaften erfordernd neben jenen, welche die Gesellschaft überhaupt von ihren Mitgliedern verlangt. Und es wird sich bei näherer Betrachtung zeigen, daß die allgemeinen und die besonderen Eigenschaften sich gegenseitig bedingen, daß nicht nur diese nicht ohne jene, sondern auch umgekehrt die allgemeinen Erfordernisse nur dann erfüllt werden können, wenn auch den speziellen Genüge geschieht, daß daher auch der allgemeine gesellschaftliche Wert einer Person durch den Sonderwert, die Ehre schlechthin durch die Sonderehre bedingt ist.

Der Nachweis, daß jede menschliche Gesellschaft an ihre Mitglieder bestimmte Anforderungen stellt und nur jenen den vollen Wert ihrer Person zuerkennt, welche dieselben erfüllen, ist am leichtesten für die größte aller dieser Gesellschaften, den Staat, zu liefern. Wir brauchen uns dazu nur in der staatlichen Gesetzgebung umzusehen und an die bekannten Rechtsfolgen der Verurteilung wegen bestimmter Delikte hinsichtlich der Minderung der Rechts- und Pflichtfähigkeit sowie an den Begriff der Unbescholtenheit zu denken, deren Vorhandensein auf die Ausübung so manchen Rechts von entscheidender Bedeutung ist. Fragen wir nach den Gründen, welche den Staat dazu bestimmen, als Folge bestimmter Handlungen einen Verlust an staatsbürgerlicher Ehre* gesetzlich festzulegen, so erhalten wir die Antwort, daß Handlungen einer bestimmten Qualität eine solche Gesinnung des Handelnden erkennen lassen, welche ihn zur Erfüllung jener Pflichten untauglich und der Ausübung jener Rechte unwürdig macht, welche den vollwertigen Staatsbürger ausmachen, Pflichten und Rechte, die den Anforderungen entsprechen, welche der Staat aus seinem Zwecke an seine Mitglieder stellt. Dies geht auch deutlich aus der geschichtlichen Entwicklung des Begriffs der staatsbürgerlichen Ehre hervor. In den Zeiten, in welchen nach der damaligen Staatsrechtslehre noch die Möglichkeit vorlag, einem Staatsbürger die rechtliche Eigenschaft eines solchen zu nehmen (aquae et igni interdictio, Sacertät, Exil, Acht), zog ja die Staatsgewalt die vollste praktische Konsequenz daraus, wenn sie die staatsbürgerliche Minderwertigkeit oder den Unwert eines Staatsbürgers konstatiert hatte.

Die staatsbürgerliche Ehre ist aber noch lange nicht gleichbedeutend mit der gesellschaftlichen Ehre (oder der Ehre schlechthin), weil die Anforderungen des Staates an den Wert seiner Durchschnittsbürger bei weitem nicht jene Erfordernisse erschöpfen, welche die Gesellschaft der Menschen innerhalb des Staates an ihre Mitglieder stellt. Die staatsbürgerliche Ehre ist vielmehr nur Voraussetzung und Bestandteil der gesellschaftlichen Ehre, die Grundlage dieser letzteren ist aber die Tauglichkeit des Individuums auch für seine nicht unter die Rechtsgesetze fallenden Beziehungen zu den anderen Menschen, das Vorhandensein solcher Charaktereigenschaften und Gesinnung, welche nicht nur den staatlichen Gesetzen, sondern auch den gesellschaftlichen Anschauungen Genüge leisten und daher den Verkehr mit ihm wünschenswert machen.

* Siehe Dr. Josef Kraus, „Das Rechtsgut der Ehre", allg. österr. Gerichtszeitung, 1905, Nr. 14 ff.

Dieser Verkehr besteht nun nicht in zufälligen und ungeordneten gegenseitigen Beziehungen, sondern entwickelt sich innerhalb gesellschaftlicher Kreise oder Gruppen, deren Einteilungsgrund und Begrenzung durch die soziale Arbeitsteilung einerseits — das utilitäre Moment — und das gesellige Moment anderseits gegeben ist; im ersteren ist die gegenseitige persönliche Berührung nur Mittel zu einem anderen Zwecke, im letzteren ist sie Selbstzweck, verlangt daher eine gewisse Homogenität der Geistesbildung und Gesinnung und entsteht aus solcher. Beide Momente des gesellschaftlichen Verkehrs wirken zusammen. Je mehr Bildung und Gesinnungstüchtigkeit für die Erfüllung einer utilitären gesellschaftlichen Aufgabe erforderlich ist, desto mehr geistige Homogenität erzeugt sie in den ihr dienenden, desto mehr werden diese den Wunsch nach einer nicht nur utilitären, sondern auch geselligen Berührung hegen, desto mehr Zusammengehörigkeitsgefühl wird bei ihnen entstehen, aber desto mehr wird auch das Vorhandensein solcher homogener Bildung und Gesinnung, also die Eignung für den geselligen Umgang, zur Bedingung dafür, daß jemand dem betreffenden utilitären Berufe sich widmen dürfe. Die höherstehenden utilitären Berufe bedingen sogar die Homogenität nicht nur der in ihnen gemeinsam tätigen Männer, sondern auch der Familien derselben, weil aus deren Qualität auf die der Männer geschlossen wird und weil außerdem das Bedürfnis der Ausdehnung des geselligen Umgangs auf jenen zwischen den Familien, also von Heim zu Heim, sich fühlbar macht, eine Ausdehnung, welche eine veredelnde Erhöhung der an Bildung und Gesinnungsweise gestellten Ansprüche erzeugt. Dieses ausgedehnte Geselligkeitsbedürfnis* kann nun von der utilitären Tätigkeit ganz absehen, das Gewicht nur auf das Vorhandensein der höchstqualifizierten geselligen Würdigkeit legen — der Begriff des gentleman im heutigen Sinne — und erzeugt so einen neuen, nur auf dem Geselligkeitsmomente beruhenden Kreis, jene gesellschaftliche Gruppe, welche im gewöhnlichen Sprachgebrauche „die Gesellschaft" schlechthin genannt wird. Und umgekehrt können die höchststehenden utilitären Aufgaben nur durch das gemeinsame Wirken solcher Personen erfüllt werden, die sich gegenseitig jene Achtung entgegenbringen, welche in „der Gesellschaft" ein Mitglied gegen das andere bezeigt, dasselbe damit als gentleman anerkennend.

Jede der durch utilitäre Aufgaben oder durch das Bedürfnis nach geselligem Umgange gebildeten gesellschaftlichen Gruppen oder Gesellschaftskreise ist naturgemäß völlig autonom in der Zu- oder Aberkennung der Würdigkeit, ihr anzugehören, im Ausspruche über den speziellen gesellschaftlichen Wert einer Person oder mit anderen Worten über die Sonderehre eines Individuums. Da aber jedermann seine soziale Aufgabe nur als Angehöriger einer bestimmten gesellschaftlichen Gruppe erfüllen und sogar nur innerhalb einer solchen existieren kann, so ist der allgemeine gesellschaftliche Wert vom speziellen, die gesellschaftliche Ehre oder die Ehre überhaupt von der Sonderehre abhängig, es gibt praktisch in concreto keine allgemeine gesellschaftliche, sondern nur eine Sonderehre. Tatsächlich erblickt auch die ganze öffentliche Meinung im Ausschlusse eines Mitgliedes aus seiner sozialen Gruppe, also im Verluste seiner Sonderehre, nicht eine bloße Änderung in seinen äußeren Verhältnissen, sondern geradezu einen Makel des betreffenden, eine De-

* Über die hohe soziale Bedeutung der Geselligkeit siehe Jhering. „Zweck im Recht", Band II, Kapitel IX.

klassierung. Zwischen dem „to loose caste" und dem „to go to the dogs", wie die Engländer sagen, ist nicht sehr viel Unterschied.

Aus dem früher Gesagten folgt aber auch weiter, daß, je höher wir auf der sozialen Stufenleiter stehen, das Hauptgewicht um so mehr auf das Geselligkeitsmoment gelegt wird und die Sonderehre immer mehr zum Urteile über den Wert im geselligen Umgange wird. Keine andere Form des menschlichen Verkehrs ist aber gegen jede Störung so empfindlich als die Geselligkeit, weil deren Motiv und Zweck sofort zunichte werden, wenn ein an ihr teilnehmender aufhört, des geselligen Umgangs, der geselligen Gleichberechtigung, würdig zu sein, oder wenn dieser Umgang sich in Streit verwandelt. Deshalb wird erstens von jedem, dessen Sonderehre in Frage gestellt wird (darin besteht das Wesen der Beleidigung), kategorisch verlangt, daß er dagegen entsprechend reagiere, widrigenfalls nach dem Grundsatze qui tacet, consentire videtur die Anzweiflung der Sonderehre als begründet angesehen und diese ihm aberkannt wird. Deshalb wird aber auch zweitens gefordert, daß der über eine Beleidigung entbrennende Streit abseits von der Stätte des geselligen Umgangs und in einer Form ausgetragen werde, welche der Würde eines gentleman entspricht.

So weit ist gegen die bestehenden gesellschaftlichen Anschauungen, die ich im obigen auf ihre realen Grundlagen zurückzuführen versuchte, nichts einzuwenden. Der ungeheure logische Fehler und Widersinn beginnt dort, wo diese Anschauungen den Zweikampf als die einzig zulässige Form der Reaktion gegen Beleidigungen seitens satisfaktionsfähiger Personen erklären. Wir kommen aber hier zu dem neuen Begriffe der Satisfaktionsfähigkeit und müssen erst diese erörtern. Das verlangt daß wir uns vor allem über das Wesen dessen klar werden, was man als Beleidigung bezeichnet.

Oben haben wir schon gesagt, daß eine Beleidigung darin besteht, daß die Sonderehre einer Person in Frage gestellt, d. h. angezweifelt oder geleugnet wird. Die Beleidigung kann also darin bestehen, daß jemandem der Vorwurf einer Handlung oder Gesinnung gemacht wird, welche, wenn erwiesen, ihn der Achtung berauben würde, die ihn zum gleichberechtigten Mitglied seines Gesellschaftskreises macht, oder daß ihm durch eine gewollte Unhöflichkeit, wörtliche oder tätliche Beschimpfung diese Achtung ohne weiteres verweigert wird.

Bleiben wir zunächst bei dieser letzteren Art der Beleidigung, so ist es sofort klar, daß eine unmotivierte Achtungsverweigerung nur dann dem Gesellschaftskreise des Beleidigten Anlaß gibt, sich mit dem Vorfalle zu beschäftigen, wenn der Beleidiger diesem Kreise selbst angehört oder sich doch in einer diesem nahestehenden sozialen Stellung befindet, so daß seine Meinungen und Ansichten für diejenigen der Standesgenossen des Beleidigten ins Gewicht fallen. Denn nur in diesem Falle empfinden die letzteren den Vorfall als eine Störung ihrer Zusammengehörigkeit, ihres Standesgefühls (wenn dieser Ausdruck heutzutage überhaupt noch paßt). Im gegenteiligen Falle ist dagegen streng genommen die Sonderehre des Beleidigten nicht einmal in Frage gestellt, weil der Beleidiger nicht zu denen gehört, deren Achtung für die Sonderehre maßgebend ist.

Liegt aber die andere Art der Beleidigung vor, d. h. besteht diese in dem Vorwurfe einer ehrwidrigen Handlungs- oder Gesinnungsweise, dann ist in jedem

Falle eine gesellschaftliche Störung vorhanden und die Ehre des Beleidigten auch in jedem Falle in Frage gestellt, ohne Rücksicht auf die soziale Stellung des Beleidigers, weil nicht diese, sondern die Stichhältigkeit des Vorwurfs dafür maßgebend ist, ob dem Beleidigten Achtung und daher auch die Sonderehre gebührt oder nicht.

In der bestehenden Anschauung der Gesellschaft über Satisfaktionsfähigkeit liegt daher ein doppelter logischer Fehler. Einmal darin, daß plötzlich, wie schon das Wort „Satisfaktion" ausdrückt, ein Überspringen von den objektiven gesellschaftlichen Interessen auf das subjektive Moment zutage tritt, indem der Schutz der gesellschaftlichen Sicherheit vor Störungen dem Beleidigten aufgeladen* und lediglich darin erblickt wird, daß dieser sich persönliche Genugtuung für die ihm zugefügte Kränkung verschafft. Zweitens aber darin, daß eine solche persönliche Abrechnung zwischen Beleidigtem und Beleidiger auch in dem Falle für eine ausreichende Sicherung des geselligen Verkehrs gehalten wird, wo dieser nicht bloß durch den Streit als solchen, sondern durch die Ursache des Streites gestört und gefährdet erscheint. Der doppelte Widersinn wird gesteigert dadurch, daß der Zweikampf als Nachweis physischen Mutes als die einzig zulässige Form dieser persönlichen Abrechnung betrachtet wird, obgleich zwischen Courage und gesellschaftlichem Interesse kein Zusammenhang besteht.

Logisch richtig wäre einzig folgendes gesellschaftliche Raisonnement:

Liegt eine Beschuldigung vor, so hat entweder der Beschuldiger, ob „satisfaktionsfähig" oder nicht, Recht, und dann liegt es im eminenten gesellschaftlichen Interesse, daß dies offenbar und der bisher fälschlich als gleichberechtigtes Gesellschaftsmitglied anerkannte Beschuldigte aus seinem Gesellschaftskreise entfernt werde. Oder die Beschuldigung ist ungerecht und dann ist die unwürdige und antisoziale Handlungsweise und Gesinnung auf Seite des Beleidigers und dieser hat nicht „Satisfaktion zu geben", was er gar nicht kann, sondern er hat von selbst seinen Anspruch auf Achtung eingebüßt und die Gesellschaft hat allen Grund, sich durch seinen Ausschluß vor ihm zu schützen. Es sei denn, daß der Beleidiger nicht böswillig oder leichtfertig, sondern in entschuldbarem Irrtum und mit wohlbegründeter ehrlicher Absicht gehandelt hat. In diesem Falle zeigt sich der Beleidiger erst dann ehrlos und gesellschaftsgefährlich, wenn er, eines Besseren belehrt, sich dennoch weigert, seine Beschuldigung ausdrücklich zu widerrufen und zu bedauern. Es stehen sich also logischerweise nicht so sehr der Beleidiger und der Beleidigte, sondern die Gesellschaft als Interessentin und Richter einerseits und der Beleidigte mit dem Beleidigten als Ankläger oder Angeklagte anderseits gegenüber. Die Duellsitte aber findet in diesem logischen Systeme keinen Platz. Sie legt vielmehr nur darauf Gewicht, daß die beiden Streitteile physischen Mut beweisen, die reinste Ollendorffsche Methode: „Ist der A. wirklich ein Schuft? Das weiß ich nicht, aber der A. und B. haben Courage." — „Oder ist der B. ein Verleumder? Das weiß ich nicht, aber der A. und B. haben Courage." — Auf die politischen Duelle läßt sich dieses Frage- und Antwortspiel aus der Grammatik besonders schön anwenden. Darum sieht die öffentliche

* „How would society be held in check if it were not for duelling? We should all be a set of bears living in a bear-garden" schrieb ein englischer Autor zur Zeit, als man sich in England noch duellierte.

Meinung in ihnen so oft nichts anderes als beabsichtigte Komödie. Den Gipfel der Unvernunft erreicht aber die bestehende Anschauungsweise dann, wenn der Beleidiger die Herausforderung ausschlägt oder von vornherein nicht satisfaktionsfähig ist. Dann muß nämlich gegen ihn die Ehrenbeleidigungsklage eingebracht werden. Und da in der Verhandlung über dieselbe regelmäßig der Wahrheitsbeweis angetreten wird, so scheint es, daß die gesellschaftliche Anschauung dann, wenn sie dem Worte des Beleidigers weniger Bedeutung zumißt, mehr Gewicht legt auf die Widerlegung des Inhalts der Beschuldigung, als wenn der Beleidiger mit dem Beleidigten auf gleicher gesellschaftlicher Stufe steht!

So viel über die Beleidigung durch den Vorwurf konkreter ehrwidriger Tatsachen. Besteht dieselbe aber in bewußter und absichtlicher Unhöflichkeit oder Beschimpfung, ohne daß dieselbe durch die Behauptung der Unwürdigkeit des Beleidigten* motiviert wird, so liegt eine offenkundig unwürdige und antisoziale Handlung des Beleidigers vor, unwürdig, weil sie die Zufügung eines Unrechts in sich schließt, antisozial, weil sie sowohl an und für sich als auch durch die Wahrscheinlichkeit der Wiederholung eine empfindliche Störung des geselligen Lebens bedeutet und weil der Beleidiger sich durch dieselbe mit der Meinung des ganzen Gesellschaftskreises in Widerspruch stellt. Wer also unmotiviert sich der Unhöflichkeit oder einer Beschimpfung schuldig macht, dessen Gesinnung oder dessen Temperament ist eine soziale Gefahr, je nachdem er böswillig oder nur unüberlegt gehandelt hat. Im ersteren Falle ist er nicht viel anders als der Verleumder und der Teilnahme am Umgange dauernd unwürdig, im zweiten Falle wird er dies erst dann, wenn er durch Unterlassung der Abbitte die Gutmachung des begangenen Unrechts vernachlässigt und dadurch zur culpa noch dolus hinzufügt. Auch hier also liegt vor allem eine Gefährdung der Gesellschaft vor und diese, nicht nur der Beleidigte, ist zur Abwehr berufen. Und die Duellsitte steht auch hier auf dem Standpunkte, den die Methode Ollendorf kennzeichnet. „Ist der A. ein gefährlicher Flegel? Das weiß ich nicht, aber der B. hat Courage."

Ich habe absichtlich nur die eine Seite, die soziale, der sogenannten Ehrenaffären besprochen und über die Interessen der Gesellschaft jene des Beleidigten anscheinend vernachlässigt. Aber es kam mir eben darauf an, zu zeigen, mit welcher Oberflächlichkeit die bestehenden Anschauungen behaftet sind, wie sie sich damit begnügen, durch den Duellzwang an die Entstehung von störendem Streit auf Kosten eben dieses Beleidigten gewisse unangenehme Folgen zu knüpfen, indem sie diesen letzteren dazu nötigen, den Schutz der Gesellschaft auf sich zu nehmen, unter dem Vorwande, daß er dadurch vom Beleidiger sich Genugtuung verschaffe. Etwas von Genugtuung kann der Beleidigte sich ja durch den Zweikampf vielleicht verschaffen, wenn er nämlich die Waffe besser führen kann und mehr Glück hat als sein Gegner. Im anderen Falle aber hat er gewiß keine persönliche Genugtuung. Für den Verleumder oder Stänkerer, der dabei guter Fechter und Schütze ist, bedeutet der Duellzwang kein Abschreckungsmittel, sondern geradezu ein Prämium für die Betätigung seiner antisozialen Charaktereigenschaften. Die einzige logische Genugtuung für Anzweiflung oder Leugnung der Ehre kann übrigens nur in der ausdrücklichen gesell-

* Damit soll nicht gesagt sein, daß durch eine solche die Beschimpfung völlig entschuldigt wird. Ihren antisozialen Charakter behält sie auch in diesem Falle.

schaftlichen Anerkennung derselben bestehen, eventuell außerdem noch im gesellschaftlichen Tadel oder in der gesellschaftlichen Verachtung des Beleidigers.

Über die Verkehrtheit des Duellzwangs noch weiter zu reden, ist um so unnötiger, als die immer kräftiger auftretende Antiduellbewegung zeigt, daß die Gesellschaft die gegen den Zweikampf sprechenden Gründe zu würdigen beginnt. Von da bis zum völligen Umschwunge der öffentlichen Meinung ist es allerdings noch weit. Und doch ist nur ein solcher Umschwung imstande, den Zweikampf als soziale Institution verschwinden zu machen. Erst wenn der Verleumder oder Stänkerer von jener sozialen Ächtung getroffen werden wird, der sich jetzt jeder aussetzt, welcher ein Duell verweigert, wird der Bann gebrochen sein, weil erst dann ein wirksamer Ehrenschutz vorhanden sein wird, ein Ehrenschutz, welcher die Gesellschaft von unwürdigen Mitgliedern befreit, aber grundlose Angriffe gegen die Ehre abwehrt und straft.

Die öffentliche Meinung, gesellschaftliche Anschauungen und Sitten beruhen aber im besten Falle nur in der Zeit ihrer Entstehung auf der allgemeinen Überzeugung von ihrer Richtigkeit, beziehungsweise Zweckmäßigkeit. Späterhin sind es nur sehr wenige Menschen, die sich über deren raison d'être eine Vorstellung machen; bei allen anderen ist die Sitte etwas gedankenlos als selbstverständlich Hingenommenes geworden und hat dann manches mit der Mode gemein, letzteres in dem Sinne, daß diejenigen Sitten (oder Unsitten) nachgeahmt werden, deren Befolgung bei den sozial höher stehenden Kreisen beobachtet wird. Soll also eine Sitte allgemein abgebracht werden, so muß die für die Mode maßgebende Schicht der Gesellschaft sie ablegen; soll an ihre Stelle eine andere treten, so muß diese von den „Spitzen der Gesellschaft" angenommen werden. Das ist eine Tatsache, die auch im demokratischesten Zeitalter vorhanden ist. Wollte man boshaft sein, so könnte man sagen, daß die Antiduell-Liga dem zu wenig Rechnung getragen hat, als sie sich auf demokratischer Grundlage konstituierte, statt einen möglichst exklusiven, nur durch Ballotage zugänglichen Klub zu bilden. Hätte sie letzteres getan, so hätten ihre Grundsätze vielleicht größeren gesellschaftlichen Einfluß gewonnen; vielleicht hätte sich dann mancher snob zu denselben bekannt, nur um in ihr und damit in den Kreisen ihrer Mitglieder Eingang zu finden oder um seine Zugehörigkeit zu derselben zu bekunden, so wie es jetzt hie und da vorkommt, daß jemand ein Duell geradezu sucht, um durch dasselbe seine gentility zu erweisen und in Gesellschaftskreisen Eingang zu finden, die ihm bisher verschlossen waren. Doch Scherz beiseite, die Antiduell-Liga ist ein großer Schritt nach vorwärts auf der Bahn des gesellschaftlichen gesunden Menschenverstandes. Will sie ihr Ziel erreichen, so muß sie den Besten der Gesellschaft die Erkenntnis beibringen, daß in der Ehrenfrage das gesellschaftliche Interesse dem individuellen vorgehen soll, ohne jedoch dieses zu vernachlässigen. Beide sind ja innig miteinander verknüpft, weil die Gesellschaft aus den einzelnen Mitgliedern besteht und daher jedes dieser letzteren ein vitales Interesse daran hat, nur mit gentlemen in gesellige Berührung zu kommen, sowie daran, daß zur Bestimmung der Qualität als gentleman keine falschen Kriterien aufgestellt werden. Danach also muß getrachtet werden, daß die Erkenntnis sich Bahn breche, daß nicht nur der kein gentleman ist, welcher auf einen ehrenrührigen Angriff nicht

reagiert, sondern auch der, welcher verleumderische oder leichtfertige Beschuldigungen erhebt oder die persönliche oder die Familienehre bewußt und absichtlich verletzt, sowie daß mit *dieser* Seite der Ehre der physische Mut in keinem Zusammenhange steht.

Ein ernstlicher theoretischer Einwand gegen diese Grundsätze wird ja eigentlich auch von keinem denkenden Menschen erhoben. Die Schwierigkeiten liegen in der praktischen Durchführung und eine derselben ist die *ablehnende Haltung der militärischen Kreise*. Die Vertreter der bewaffneten Macht haben wiederholt eine Initiative abgelehnt und erklärt, daß im Gegenteile gerade die duellfreundlichen Anschauungen der gesamten Gesellschaft auch für die Offiziere maßgebend seien und daß erst deren Änderung dem Heere die Möglichkeit bieten könne, seinerseits dem Duellzwange zu entsagen. In Wirklichkeit ist es eher umgekehrt. Denn bei der allgemeinen Wehrpflicht greift die Heeresorganisation so tief in die gesellschaftliche Zusammensetzung ein und ist die Erlangung der Offizierscharge im nichtaktiven Stande so sehr zum Kriterium der sozialen Stellung geworden, daß diejenigen Anschauungen, welche im Offizierskorps über den Ehrenschutz herrschen, für die gesellschaftlichen Ansichten überhaupt maßgebender sind als je. So lange also der Zweikampf im Offizierskorps als einziger Ehrenschutz gilt, ist ein sehr großer Teil gerade des maßgebenden Gesellschaftskreises verhindert, von ihm abzugehen. Daß aber die bewaffnete Macht sich von dieser Ansicht nicht losmachen kann, davon ist die Ursache die, daß das Duell zu den Traditionen der Armee gerechnet und geehrt wird. Jede brave Armee hängt mit Liebe und Verehrung an den Gebräuchen, welche sie von ihren tapferen und ehrenvollen Vorfahren übernommen hat und es ist für sie schwerer als für jeden anderen Stand, sich von denselben zu trennen, weil sie ihr ein Symbol dafür sind, daß sie einen geschlossenen, für hohe Ziele bestimmten Berufskreis bildet und dieselben Eigenschaften noch besitzt, welche ihre Angehörigen in früheren ruhmvollen Zeiten auszeichneten. So bildet sich im Heere ein an sich nur zu lobender Konservativismus aus, der aber die Schattenseite hat, daß er oft zu wenig unterscheidet zwischen solchen militärischen Sitten, welche mit dem Wesen des Berufs inneren Zusammenhang besitzen, und solchen, welche entweder durch die Veränderung der Zeiten diesen Konnex verloren haben oder ihn nie besaßen. Zu den letzteren gehört das Duell. Die Idee, daß der Offizier sich keine Beleidigung gefallen lassen dürfe, ist im Wesen seines Berufs wohl begründet; ebenso die dem Offizier gesetzlich zustehende Ehrennotwehr; beide Grundsätze gelten aber nicht ausschließlich zugunsten des einzelnen Offiziers, sondern vor allem im Interesse des Offiziersstandes, um diesen vor unwürdigen Angehörigen zu bewahren. Daher gilt vernünftigerweise das, was ich früher als logische Forderung jedes gesellschaftlichen Sonderinteresses bezeichnet habe, auch für die Armee, und auch in ihr findet sich kein logischer Platz für den Duellzwang. Das englische Offizierskorps hat dies mit seinem angelsächsischen praktischen Sinne längst begriffen und es ist bezeichnend, daß gerade die in bezug auf hergebrachte gesellschaftliche und militärische Etikette so pedantisch konservativen Briten die Äußerlichkeit der Duellsitte erkannten und nach gewonnener Erkenntnis sofort danach handelten, ohne daß die Anforderungen an den Mut und die gesellschaftliche Qualität der englischen Offiziere deshalb herabgesetzt worden wären. Vielleicht ging es dort gerade wegen der streng vorgeschriebenen Formen der Geselligkeit leichter? Aber solche Formen sind in ihrem

Wesen nichts anderes als der Ausdruck gegenseitiger gesellschaftlicher Achtung. Und daß deren strenge Beobachtung zum Begriffe des gentleman gehört, spricht gerade für das, was das Leitmotiv dieses Aufsatzes bildet.

Eine weitere praktische Schwierigkeit liegt darin, daß die Ehre begrifflich ein Urteil über den gesellschaftlichen Wert und die Beleidigung eine Anzweiflung dieses Wertes darstellt, während das Tribunal noch nicht gefunden ist, vor welchem darüber abgesprochen werden kann. Dies führt zu der Frage, ob ein praktischer Ehrenschutz von den staatlichen Gerichten zu erwarten ist. Diese Frage ist zwar schon vom jetzigen Justizminister Dr. Klein in seinem 1902 in der österreichischen Antiduell-Liga erstatteten brillanten Referate über den Ehrenschutz in verneinender Weise beantwortet worden und es erscheint fast als Selbstüberhebung, den Ausführungen einer solchen Autorität noch etwas hinzufügen zu wollen. Ich möchte aber doch auf folgendes hinweisen. Das gerichtliche Urteil im Ehrenbeleidigungsprozeß konstatiert, daß die im Strafgesetze normierten Merkmale des Ehrenbeleidigungsdelikts vorliegen und verhängt außerdem noch eine (Geld- oder Arrest-) Strafe über den Beleidiger. Nun gibt es kein Strafgesetz und kann keines geben, das in der Aufstellung der Deliktsmerkmale sich den Anschauungen gerade jener Gesellschaftskreise akkommodieren würde, in welchen eben die Duellsitte durch einen anderen, besseren Ehrenschutz verdrängt werden soll; das Gesetz, vor dem alle gleich sind, kann auch nur allgemeine Regeln aufstellen. Außerdem aber ist zu bedenken, daß es sich ja praktisch nie um eine ideelle allgemeine, sondern immer nur um eine Sonderehre handeln würde, so daß, auch abgesehen von den Deliktsmerkmalen, die Frage, ob eine Anzweiflung der Ehre vorliegt oder nicht, nur von den Angehörigen des betreffenden gesellschaftlichen Sonderkreises zu dessen Befriedigung gelöst werden kann — und auf diese Art der Lösung kommt es an. Das gesellschaftliche Urteil kann also durch ein strafgerichtliches nicht ersetzt werden. Dieses könnte jenem nur als Grundlage dienen, dann nämlich, wenn es sich um den Vorwurf entehrender oder strafbarer Handlungen handelt und dieser Vorwurf so öffentlich erfolgt ist, daß dessen Widerlegung oder Bestätigung nur mehr prozeßmäßig möglich erscheint. Aber gerade das Moment wirklicher Öffentlichkeit des Vorwurfes wird meistens nicht vorhanden sein, wenn es sich um Angehörige des gleichen gesellschaftlichen Kreises handelt. Bei diesen und vor allem dort, wo trotz aller Labilität der Standesbegriffe doch noch einige feste Kriterien der Solidarität (historische Qualität der Familie) beobachtet wird, ist das Zusammengehörigkeitsgefühl viel zu groß, als daß eine noch so arge Beleidigung den Verzicht auf die autonome Beurteilung der Ehre und die Auslieferung des Beleidigers an die öffentliche Gewalt zur Folge hätte, weil das Unwürdige, das in der gerichtlichen Verhandlung und Bestrafung, ja auch nur der gerichtlichen Einvernahme liegt, als eine Herabsetzung des ganzen Standes angesehen und perhorresziert wird. Der Grund davon, daß darin etwas Unwürdiges erblickt wird, liegt zum Teile auch in der nicht zu vermeidenden Öffentlichkeit solcher Prozesse. Der hauptsächlichste Grund besteht aber in der trotz aller Demokratie immer vorhandenen, weil naturgemäßen Autonomie und Exklusivität jedes höherstehenden Gesellschaftskreises auf dem Gebiete der Ehre. Soll also eine Organisation des Ehrenschutzes geschaffen werden, so ist sie nur in völliger Trennung von den staatlichen Gerichten möglich, so muß

sie der Autonomie der Gesellschaftsgruppen Rechnung tragen. Und hier tritt eine neue Schwierigkeit auf.

Sie besteht darin, daß die Labilität der gesellschaftlichen Schichten ein Hindernis für die Aufstellung und für die Kompetenz der zu errichtenden Organe (Ehrenräte, Ehrengerichte) bildet, daß ferner diejenigen sozialen Organisationen, die für einzelne an sich hochstehende Berufsgruppen schon bestehen, zur Kompetenz in Ehrensachen ungeeignet sind. Wo also die höchstgespannten Anforderungen an gesellige Qualität gruppenbildend wirken — „die Gesellschaft" — fehlen die äußeren Kriterien für die Zugehörigkeit zu derselben und, leider, auch schon großenteils der Maßstab für die innere Würdigkeit. Der Adel, zu dessen sozialen Aufgaben die Aufstellung eines solchen Maßstabes mit gehören würde, hat ja vielfach in seiner privatwirtschaftlichen Tätigkeit und in den Motiven der Wahl seines geselligen Umganges seine eigene ursprüngliche Standesidee verlassen. Die Organisationen der freien Betätigung der Wissenschaften sind vielfach zu bloßen Kartellen herabgesunken, die nur mehr die Hebung des Honorars, diese Fluches der Wissenschaft*, anstreben; die freiwilligen Organisationen der im öffentlichen Dienste tätigen akademisch Gebildeten, wo solche existieren, haben sich größtenteils auf Grundlage gleicher materieller, nicht ideeller Interessen gebildet und suchen ihre Tätigkeit zunächst im Streben nach Gehaltserhöhung. Nur das aktive Offizierskorps stellt eine gleichzeitig utilitär und gesellig fertig organisierte und zusammengeschlossene Gesellschaftsgruppe dar, hat daher allein unter allen anderen feste Standesregeln und würde allein solche Institutionen für wirklichen Ehrenschutz schaffen können, welche in der vorhandenen Standesorganisation auch volle Autorität und Kompetenz vorfänden. Wie sehr gerade das Offizierskorps und die Heeresverwaltung berufen wären, auf der Bahn des wirklichen gesellschaftlichen Ehrenschutzes voranzugehen, davon habe ich schon früher gesprochen.

Zum Schlusse möchte ich in Anlehnung an das früher erwähnte Referat Dr. Kleins noch folgendes betonen. Besondere gesellschaftliche Institutionen für den Ehrenschutz, also Ehrengerichte und Ehrenräte, dürfen nicht als Selbstzweck und als bleibende Einrichtungen betrachtet werden. Sie haben vielmehr den Zweck, die Möglichkeit zu gewähren, dem Duellzwange zu entrinnen und seinem Gewissen zu folgen, ohne dabei der gesellschaftlichen Ächtung zu verfallen, solange das Duellvorurteil noch besteht. Sie sollen aber auch den Beweis liefern, daß die Wahrung der Ehre auch ohne Zweikampf möglich ist und dadurch einen Teil jener sozialen Aufklärung bilden, ohne welche der Zweck der Antiduellbewegung nicht erreicht werden kann. Was aber der Mangel des gesellschaftlichen Bodens für Kompetenz und Autorität solcher Einrichtungen diesen an Lebensfähigkeit und Kraft entzieht, das muß die Stellung und Untadelhaftigkeit jener Männer ersetzen, welche das Opfer bringen, an diesem wirklichen sozialen Ehrenschutze mitzuwirken. Gelingt es dann noch den aktiv an der Antiduellbewegung sich beteiligenden Mitgliedern jener Kreise, deren Ehrbegriffe als maßgebend angesehen sind, zu erreichen, daß vorkommendenfalls auch angesehene und als „integer vitae scelerisque purus" anerkannte Personen sich als Beleidigte dem Spruche dieser Institutionen unterwerfen, dann ist

* Ihering. „Geist des römischen Rechts", 5. Auflage, III, S. 418 ff. und 413. — Siehe auch Steinbach „Die Moral als Schranke des Rechtserwerbs und der Rechtsausübung".

der entscheidende Schritt zum grundsätzlichen Umschwunge der öffentlichen Meinung getan. Dann ist die Erwartung nicht ungerechtfertigt, daß einmal an die Stelle sowohl der Duelle als der Ehrengerichte die Erscheinung tritt, daß ohne besonderes Verfahren dieselben Folgen, welche jetzt den Duellverweigerer treffen, demjenigen fühlbar werden, der sich auf dem Gebiete der Ehre gegen die Gesellschaft vergeht.

* * *

Die obigen Ausführungen waren bereits geschrieben, als das 6. Heft der „Österreichischen Rundschau" Dr. Hermann Swobodas Apologie des Duells brachte. Ihr Verfasser läßt schon durch die Überschrift „Die Motive des Duells" erkennen, daß er von einem individualistischen Gesichtspunkte ausgehend fast ausschließlich die psychologischen Vorgänge im Beleidigten behandelt, während für mich die Interessen der Gesellschaft die Hauptsache bilden. Wenn er, zwar aus anderen Gründen als ich und obwohl er den Zweikampf für berechtigt hält, trotzdem zu dem Schlusse gelangt, daß die Duellsitte (d. h. Duellzwang) verwerflich ist, so ist mir dies eine wertvolle Bestätigung meiner Anschauung. In der Beurteilung dessen, was an die Stelle des Duells treten müßte, decken sich unsere Ansichten zum großen Teile, nur daß Dr. Swoboda ein gewisses Maß an Rachebefriedigung in den Begriff der Genugtuung einbezieht. Davon aber weiter unten. In der Frage aber, ob das Duell an sich und ohne Rücksicht auf gesellschaftliche Interessen berechtigt ist, vermag ich mich seinen Argumenten nirgends anzuschließen.

Letztere gipfeln in der Hauptsache darin, daß das Duell erstens einmal als Notwehr erlaubt und zweitens als Bedürfnis des Beleidigten nach Genesung seiner an der Beleidigung erkrankten Persönlichkeit notwendig sei. Nun besteht aber die Notwehr in der Abwehr eines rechtswidrigen Angriffs, während der Zweikampf dem Angriffe erst nachfolgt und nicht diesen, sondern seine späteren Folgen verhindern oder wieder gut machen soll. Das Duell fällt also ganz und gar nicht unter den Begriff der Notwehr. Unter diesen fällt als Ehrennotwehr nur das Recht des Offiziers, Beschimpfungen durch sofortigen Gebrauch der Waffe entgegenzutreten. Wäre aber auch das Duell eine Notwehr im Sinne Dr. Swobodas, so ist es jedenfalls keine wirksame Notwehr, sondern ein sehr unsicheres Verteidigungsmittel, weil es ganz von dem mindestens immer mehr oder weniger zufälligen Ausgange des Duells abhängt, ob weitere Ehrenkränkungen durch dasselbe verhindert werden. Die „Berufsbeleidiger", die der genannte Verfasser vorzüglich im Auge hat, sind gewöhnlich in der Handhabung der Waffen besonders gewandt und das Duell bringt ihnen daher zu der Schadenfreude, die ihnen die verübte Bosheit gewährt, noch die hinzu, diese Bosheit ungestraft und sich in deren Betätigung immer freier zu sehen; gerade sie kommen gewöhnlich nie an den „unrechten". Den für den Beleidigten unglücklichen Duellausgang tut Dr. Swoboda mit dem Worte Unfall ab und kann ihn ebensowenig tragisch oder widersinnig finden, als einen Unfall durch Kohlenoxydgasvergiftung. Das sind bloße Worte, die nichts erklären. Auch ein Unfall kann tragisch sein und aus widersinnigen Handlungen entstehen. So ist der Tod des Beleidigten im Duell ein tragischer und widersinniger Unfall, tragisch, weil er den Schuldlosen von der Hand des Schuldigen trifft, widersinnig,

weil ersterer ihn und damit die Erfolglosigkeit seines Strebens vernünftigerweise vorhersehen und die dazu führenden Handlungen daher als widersinnig erkennen konnte. So viel über den Zweikampf als Notwehr.

Das zweite Argument entwickelt Dr. Swoboda, wenn ich ihn recht verstand, folgendermaßen: das Motiv des Beleidigers ist Haß, der Haß aber will und kann töten, wirkt ja doch seine Betätigung sogar pathologisch auf den Gehaßten. Die Beleidigung ist also Angriff auf das Leben und Ursache einer Erkrankung des Beleidigten. Deshalb sei das Duell nicht nur Notwehr (siehe oben), sondern auch keine Ehrenselbsthülfe, kein Schutz der Ehre, sondern eine hygienische Maßnahme und ein gesundheitliches Bedürfnis des Gekränkten, weil dieser sich bewußt sei oder vielmehr empfinde, nur durch das Duell von der krankmachenden Erregung befreit werden zu können, deren Ursache die Beleidigung ist; diese Befreiung finde nämlich der Gekränkte nur in einem eigenen Tun, nicht darin, daß andere etwas für ihn tun, nur in einer von ihm selbst ausgehenden Schädigung, nicht in einer von fremder Hand erfolgenden Bestrafung des Beleidigers.

Das heißt, glaube ich, ganz einfach, daß der Beleidigte ein heftiges Verlangen nach Rache empfindet. Ob übrigens dieses Rachebedürfnis gerade nur durch das Duell befriedigt wird oder ob nicht vielmehr die Gesellschaft die Befriedigung der Rache auf das Duell eingeschränkt hat, um davon so wenig gestört zu werden als möglich, ist denn doch die Frage, eine Frage, die gelöst werden müßte, bevor eine notwendige Beziehung zwischen dem Rachegefühl und dessen Befriedigung (oder auch Nichtbefriedigung, siehe oben) in der Form des Zweikampfs behauptet wird. Das Rachegefühl ist ein zwar begreiflicher, aber weder edler noch moralischer Gemütszustand, seine Befriedigung ist daher gleichfalls weder edel noch moralisch. Es ist vielmehr das subjektive Verlangen eines Kranken, als welchen Dr. Swoboda ja den Beleidigten selbst bezeichnet und daher noch lange nicht ein objektives Bedürfnis noch auch seine Befriedigung ein wirkliches Mittel zur Genesung. Macht man aus ihm ein Bedürfnis im strengen Sinne des Wortes, so daß die ihm entspringenden Begierden den Vorrang vor den Gründen der Vernunft beanspruchen — das liegt ja in der Anerkennung einer nicht aus Vernunftgründen, sondern aus Empfindungen hergeleiteten Berechtigung des Duells — so leugnet man damit implicite die Möglichkeit der Herrschaft der Vernunft, sobald nur ein Affekt vorliegt. Damit erlöschen die Begriffe der Pflicht und Verantwortlichkeit, dann hat es aber auch weiter keinen Sinn, darüber zu reden, ob das Duell moralisch erlaubt oder berechtigt ist. Dem konsequenten Deterministen ist es aber wie jede andere menschliche Handlung eine unvermeidliche Erscheinung. Gegen die deterministische Auffassung, nach welcher alles Handeln nicht aus Gründen, sondern nur aus Empfindungen und Trieben entspringt und daher unfrei ist, lehnt sich eben mein Bewußtsein auf, das mir deutlich sagt, daß ich aus Vernunftgründen zu handeln mindestens imstande bin. Auf dieses Können kommt es aber gerade an. Übrigens spricht die Geschichte gegen die bloße Begründung aller Handlung im Empfinden. So ist der rasche Umschwung in England zur Verurteilung des Duells als Mord gewiß nicht vom plötzlichen Eintritte allgemeiner Unempfindlichkeit gegen Beleidigung gekommen, sondern einige besonders krasse Vorfälle — tragische und widersinnige Unfälle — haben die Engländer zum Nachdenken über das Wesen des Duells, zur vernunft-

gemäßen Erkenntnis seiner sittlichen und gesellschaftlichen Verwerflichkeit (also zur Anwendung des „gesunden Menschenverstandes") geführt und das folgerichtige Vorgehen von Dynastie und Armee haben dieser Erkenntnis praktische Geltung verschafft. Und mehr als einen solchen, historisch als möglich nachgewiesenen Umschwung der öffentlichen Meinung will ja die Antiduellbewegung auch auf dem Kontinente nicht.

Der Tod des Junggesellen.

Novelle von Arthur Schnitzler.

Es wurde an die Türe geklopft, ganz leise, doch der Arzt erwachte sofort, machte Licht und erhob sich aus dem Bett. Er warf einen Blick auf seine Frau, die ruhig weiterschlief, nahm den Schlafrock um und trat ins Vorzimmer. Er erkannte die Alte nicht gleich, die mit dem grauen Tuch um den Kopf dastand.

„Unserm gnädigen Herrn ist plötzlich sehr schlecht geworden," sagte sie, „der Herr Doktor möchten so gut sein und gleich hinkommen."

Nun erkannte der Arzt die Stimme. Es war die der Wirtschafterin seines Freundes, des Junggesellen. Der erste Gedanke des Doktors war: Mein Freund ist fünfundfünfzig Jahre alt, das Herz ist schon seit zwei Jahren nicht in Ordnung, es könnte wohl etwas Ernstes sein.

Und er sagte: „Ich komme sofort, wollen Sie so lange warten?"

„Herr Doktor entschuldigen, ich muß noch geschwind zu zwei anderen Herren fahren." Und sie nannte die Namen des Kaufmanns und des Dichters.

„Was haben Sie bei denen zu tun?"

„Der gnädige Herr will sie noch einmal sehen."

„Noch — einmal — sehen?"

„Ja, Herr Doktor."

Er läßt seine Freunde rufen, dachte der Arzt, so nahe fühlt er sich dem Tode .... Und er fragte: „Ist wer bei Ihrem Herrn?"

Die Alte erwiderte: „Freilich, Herr Doktor, der Johann rührt sich nicht fort." Und sie ging.

Der Doktor trat ins Schlafzimmer zurück, und während er sich rasch und möglichst geräuschlos ankleidete, stieg etwas Bitteres in seiner Seele auf. Es war weniger der Schmerz, daß er vielleicht bald einen guten, alten Freund verlieren sollte, als die peinliche Empfindung, daß sie nun so weit waren, sie alle, die noch vor wenig Jahren jung gewesen.

In einem offenen Wagen, durch eine milde, schwere Frühlingsnacht fuhr der Arzt in die nahe Gartenvorstadt, wo der Junggeselle wohnte. Er sah zum Fenster des Schlafzimmers hinauf, das weit offen stand, und aus dem ein blasser Lichtschein in die Nacht herausgeflimmert kam.

Der Arzt ging die Treppen hinauf, der Diener öffnete, grüßte ernst und senkte traurig die linke Hand.

„Wie?" fragte der Arzt mit stockendem Atem, „komm ich zu spät?"

„Ja, Herr Doktor," erwiderte der Diener, „vor einer Viertelstunde ist der gnädige Herr gestorben."

Der Arzt atmete tief auf und trat ins Zimmer. Sein toter Freund lag da, mit schmalen, bläulichen, halb geöffneten Lippen, die Arme über der weißen Decke ausgestreckt; der dünne Vollbart war zerrauft, in die Stirne, die blaß und feucht war, fielen ein paar graue Haarsträhne. Vom Seidenschirm der elektrischen Lampe, die auf dem Nachtkästchen stand, breitete ein rötlicher Schatten sich über die Polster. Der Arzt betrachtete den Toten. Wann ist er das letztemal in unserem Haus gewesen, dachte er. Ich erinnere mich, es schneite an dem Abend. Im vergangenen Winter also. Man hat sich recht selten gesehen in der letzten Zeit.

Von draußen kam ein Geräusch vom Scharren der Pferde. Der Arzt wandte sich von dem Toten ab und sah drüben dünne Äste in die Nachtluft fließen.

Der Diener trat ein, und nun erkundigte sich der Arzt, wie alles gekommen sei.

Der Diener erzählte dem Arzt eine wohlbekannte Geschichte, von plötzlichem Übelbefinden, Atemnot, Herausspringen aus dem Bett, Auf- und Abgehen im Zimmer, Hineineilen zum Schreibtisch und Wiederzurückwanken ins Bett, von Durst und Stöhnen, von einem letzten Indiehöhefahren und Hinsinken in die Polster. Der Arzt nickte dazu, und seine rechte Hand hielt die Stirne des Toten berührt.

Ein Wagen fuhr vor. Der Arzt trat zum Fenster. Er sah den Kaufmann aussteigen, der einen fragenden Blick zu ihm heraufwarf. Der Arzt senkte unwillkürlich die Hand, wie früher der Diener, der ihn empfangen hatte. Der Kaufmann warf den Kopf zurück, als wollte er's nicht glauben, der Arzt zuckte die Achseln, trat vom Fenster fort und setzte sich, plötzlich ermüdet, auf einen Sessel zu Füßen des Toten hin.

Der Kaufmann trat ein, im offenen, gelben Überzieher, legte seinen Hut auf ein kleines Tischchen nahe der Tür und drückte dem Arzte die Hand. „Das ist ja furchtbar," sagte er, „wie ist es denn geschehen?" Und er starrte den Toten mit mißtrauischen Augen an.

Der Arzt berichtete, was er wußte, und setzte hinzu: „Auch wenn ich zurecht gekommen wäre, so hätt' ich nicht helfen können." „Denken Sie," sagte der Kaufmann, „es sind heute gerade acht Tage, daß ich ihn zuletzt im Theater gesprochen habe. Ich wollte nachher mit ihm soupieren, aber er hatte wieder eine seiner geheimnisvollen Verabredungen." „Hatte er die noch immer?" fragte der Arzt mit einem trüben Lächeln.

Wieder hielt ein Wagen. Der Kaufmann trat ans Fenster. Als er den Dichter aussteigen sah, zog er sich zurück, denn nicht einmal durch eine Miene wollte er der Künder der traurigen Neuigkeit sein. Der Arzt hatte aus seinem Etui eine Zigarette genommen und drehte sie verlegen hin und her. „Es ist eine Gewohnheit aus meiner Spitalszeit," bemerkte er entschuldigend. „Wenn ich nachts ein Krankenzimmer verließ, das erste war immer, daß ich mir draußen eine Zigarette anzündete, ob ich nun eine Morphiuminjektion gemacht hatte oder eine Totenbeschau." „Wissen Sie," sagte der Kaufmann, „wie lang ich keinen Toten gesehen habe? Vierzehn Jahre — seit mein Vater auf der Bahre lag." „Und — Ihre Frau?" „Meine Frau hab' ich wohl in den letzten Augenblicken gesehen, aber — nachher nicht mehr."

Der Dichter erschien, reichte den anderen die Hand, einen unsichern Blick zum Bett gerichtet. Dann trat er entschlossen näher und betrachtete den Leichnam ernst,

doch nicht ohne ein verachtungsvolles Zucken der Lippen. Also er, sprach es in seinem Sinn. Denn oft hatte er mit der Frage gespielt, wer von seinen näheren Bekannten bestimmt sein mochte, als der Erste den letzten Weg zu gehen.

Die Wirtschafterin trat ein. Mit Tränen in den Augen sank sie vor dem Bette nieder, schluchzte und faltete die Hände. Der Dichter legte leicht und tröstend die Hand auf ihre Schulter.

Der Kaufmann und der Arzt standen am Fenster, die dunkle Frühlingsluft spielte um ihre Stirnen.

„Es ist eigentlich sonderbar," begann der Kaufmann, „daß er um uns alle geschickt hat. Wollte er uns nur um sein Sterbebett versammelt sehen? Hatte er uns irgend etwas Wichtiges zu sagen?"

„Was mich anbelangt," sagte der Doktor schmerzlich lächelnd, „so wär' es weiter nicht sonderbar, da ich ja Arzt bin. Und Sie," wandte er sich an den Kaufmann, „waren wohl zuweilen sein geschäftlicher Beirat. So handelte es sich vielleicht um letztwillige Verfügungen, die er Ihnen persönlich anvertrauen wollte."

„Das wäre möglich," sagte der Kaufmann.

Die Wirtschafterin hatte sich entfernt, und die Freunde konnten hören, wie sie im Vorzimmer mit dem Diener redete. Der Dichter stand noch immer am Bett und hielt geheimnisvolle Zwiesprache mit dem Toten. „Er," sagte der Kaufmann leise zum Arzt, „er, glaub' ich, war in der letzten Zeit häufiger mit ihm zusammen. Vielleicht wird er uns Aufschluß geben können." Der Dichter stand regungslos; er bohrte seine Blicke in die verschlossenen Augen des Toten. Die Hände, die den breitrandigen grauen Hut hielten, hatte er am Rücken gekreuzt. Die beiden andern Herren wurden ungeduldig. Der Kaufmann trat näher und räusperte. „Vor drei Tagen", trug der Dichter vor, „hab ich einen zweistündigen Spaziergang mit ihm gemacht, draußen auf den Weinbergen. Wollen Sie wissen, wovon er sprach? Von einer Reise nach Schweden, die er für den Sommer vor hatte, von der neuen Rembrandtmappe, die in London bei Watson herausgekommen ist und endlich von Santos Dumont. Er gab allerlei mathematisch-physikalische Erörterungen über das lenkbare Luftschiff, die ich, ehrlich gestanden, nicht vollkommen kapiert habe. Wahrhaftig er dachte nicht an den Tod. Allerdings dürfte es sich ja so verhalten, daß man in einem gewissen Alter wieder aufhört an den Tod zu denken."

Der Arzt war ins Nebenzimmer getreten. Hier konnte er es wohl wagen, sich seine Zigarette anzuzünden. Es berührte ihn eigentümlich, gespensterhaft geradezu, als er auf dem Schreibtisch, in der bronzenen Schale, weiße Asche liegen sah. Warum bleib ich eigentlich noch da, dachte er, indem er sich auf dem Sessel vor dem Schreibtisch niederließ. Ich hätte am ehesten das Recht fortzugehen, da ich doch offenbar nur als Arzt gerufen wurde. Denn mit unserer Freundschaft war es nicht weit her. In meinen Jahren, dachte er weiter, ist es für einen Menschen meiner Art wohl überhaupt nicht möglich, mit einem Menschen befreundet zu sein, der keinen Beruf hat, ja der niemals einen hatte. Wenn er nicht reich gewesen wäre, was hätte er wohl angefangen? Wahrscheinlich hätte er sich der Schriftstellerei ergeben; er war ja sehr geistreich. — Und er erinnerte sich mancher boshaft-treffenden Bemerkung des Junggesellen, insbesondere über die Werke ihres gemeinsamen Freundes, des Dichters.

Der Dichter und der Kaufmann traten herein. Der Dichter machte ein verletztes Gesicht, als er den Doktor auf dem kaum verwaisten Schreibtischsessel sitzen sah, eine Zigarette in der Hand, die übrigens noch immer nicht angebrannt war, und er schloß die Türe hinter sich zu. Nun war man hier doch gewissermaßen in einer anderen Welt. „Haben Sie irgendeine Vermutung?" fragte der Kaufmann. „Inwiefern?" fragte der Dichter zerstreut. „Was ihn veranlaßt haben könnte, nach uns zu schicken, gerade nach uns!" Der Dichter fand es überflüssig nach einer besonderen Ursache zu forschen. „Unser Freund," erklärte er, „fühlte eben den Tod herannahen, und wenn er auch ziemlich einsam lebte, wenigstens in der letzten Zeit, — in einer solchen Stunde regt sich in Naturen, die ursprünglich zur Geselligkeit geschaffen sind, wahrscheinlich das Bedürfnis Menschen um sich zu sehen, die ihnen nahe standen." „Er hatte doch jedenfalls eine Geliebte," bemerkte der Kaufmann. „Geliebte," wiederholte der Dichter und zog die Augenbrauen verächtlich in die Höhe.

Jetzt gewahrte der Arzt, daß die mittlere Schreibtischlade halb geöffnet war. „Ob hier nicht sein Testament liegt," sagte er. „Was kümmert uns das," meinte der Kaufmann, „zum mindesten in diesem Augenblick. Übrigens lebt eine Schwester von ihm verheiratet in London."

Der Diener trat ein. Er war so frei sich Ratschläge zu erbitten wegen der Aufbahrung, des Leichenbegängnisses, der Partezettel. Ein Testament sei wohl seines Wissens beim Notar des gnädigen Herrn hinterlegt, doch ob es Anordnungen über diese Dinge enthielte, sei ihm zweifelhaft. Der Dichter fand es dumpf und schwül im Zimmer. Er zog die schwere, rote Portiere von dem einen Fenster fort und öffnete beide Flügel. Ein breiter, dunkelblauer Streifen Frühlingsnacht floß herein. Der Arzt fragte den Diener, ob ihm nicht etwa bekannt sei, aus welchem Anlaß der Verstorbene nach ihnen allen habe senden lassen, denn wenn er es recht bedenke, in seiner Eigenschaft als Arzt sei er doch schon jahrelang nicht mehr in dieses Haus gerufen worden. Der Diener begrüßte die Frage wie eine erwartete, zog ein übergroßes Portefeuille aus seiner Rocktasche, entnahm ihm ein Blatt Papier und berichtete, daß der gnädige Herr schon vor sieben Jahren die Namen der Freunde aufgezeichnet hätte, die er an seinem Sterbebett versammelt wünschte. Also auch, wenn der gnädige Herr nicht mehr bei Bewußtsein gewesen wäre, er selbst aus eigener Machtvollkommenheit hätte sich erlaubt nach den Herren auszusenden.

Der Arzt hatte dem Diener den Zettel aus der Hand genommen und fand fünf Namen aufgeschrieben: außer denen der drei Anwesenden den eines vor zwei Jahren verstorbenen Freundes und den eines Unbekannten. Der Diener erläuterte, daß dieser letztere ein Fabrikant gewesen sei, in dessen Haus der Junggeselle vor neun oder zehn Jahren verkehrt hatte, und dessen Adresse in Verlust und Vergessenheit geraten wäre. Die Herren sahen einander an, befangen und erregt. „Wie ist das zu erklären?" fragte der Kaufmann. „Hatte er die Absicht eine Rede zu halten in seiner letzten Stunde?" „Sich selbst eine Leichenrede," setzte der Dichter hinzu.

Der Arzt hatte den Blick auf die offene Schreibtischlade gerichtet und plötzlich, in großen, römischen Lettern, starrten ihm von einem Kuvert die drei Worte entgegen: „An meine Freunde." „O," rief er aus, nahm das Kuvert, hielt es in die Höhe und wies es den anderen. „Dies ist für uns," wandte er sich an den Diener und deutete ihm durch eine Kopfbewegung an, daß er hier überflüssig sei.

Der Diener ging. „Für uns," sagte der Dichter mit weit offenen Augen. „Es kann doch kein Zweifel sein," meinte der Arzt, „daß wir berechtigt sind, dies zu eröffnen." „Verpflichtet," sagte der Kaufmann und knöpfte seinen Überzieher zu.

Der Arzt hatte aus einer gläsernen Tasse ein Papiermesser genommen, öffnete das Kuvert, legte den Brief hin und setzte den Zwicker auf. Diesen Augenblick benutzte der Dichter, um das Blatt an sich zu nehmen und zu entfalten. „Da er für uns alle ist," bemerkte er leicht und lehnte sich an den Schreibtisch, so daß das Licht des Deckenlusters über das Papier hinlief. Neben ihn stellte sich der Kaufmann. Der Arzt blieb sitzen. „Vielleicht lesen Sie laut," sagte der Kaufmann. Der Dichter begann:

„An meine Freunde." Er unterbrach sich lächelnd. „Ja, hier steht es noch einmal, meine Herren," und mit vorzüglicher Unbefangenheit las er weiter. „Vor einer Viertelstunde ungefähr hab' ich meine Seele ausgehaucht. Ihr seid an meinem Totenbett versammelt und bereitet Euch vor, gemeinsam diesen Brief zu lesen, — wenn er nämlich noch existiert in der Stunde meines Todes, füg ich hinzu. Denn es könnte sich ja ereignen, daß wieder eine bessere Regung über mich käme." „Wie?" fragte der Arzt. „Bessere Regung über mich käme," wiederholte der Dichter und las weiter, „und daß ich mich entschlösse, diesen Brief zu vernichten, der ja mir nicht den geringsten Nutzen bringt und Euch zum mindesten unangenehme Stunden verursachen dürfte, falls er nicht etwa einem oder dem anderen von Euch geradezu das Leben vergiftet." „Leben vergiftet," wiederholte fragend der Arzt und wischte die Gläser seines Zwickers. „Rascher," sagte der Kaufmann mit belegter Stimme. Der Dichter las weiter. „Und ich frage mich, was ist das für eine seltsame Laune, die mich heute an den Schreibtisch treibt und mich Worte niederschreiben läßt, deren Wirkung ich ja doch nicht mehr auf Euern Mienen werde lesen können? Und wenn ich's auch könnte, das Vergnügen wäre zu mäßig, um als Entschuldigung gelten zu dürfen für die fabelhafte Gemeinheit, der ich mich soeben, und zwar mit dem Gefühle herzlichsten Behagens schuldig mache." „Ho," rief der Arzt mit einer Stimme, die er an sich nicht kannte. Der Dichter warf dem Arzt einen hastig-bösen Blick zu und las weiter, schneller und tonloser als früher. „Ja, Laune ist es, nichts anderes, denn im Grunde habe ich gar nichts gegen Euch. Hab' Euch sogar alle recht gern, in meiner, wie Ihr mich in Eurer Weise. Ich achte Euch nicht einmal gering nnd wenn ich Eurer manchmal gespottet habe, so hab' ich Euch doch nie verhöhnt. Nicht einmal, ja am allerwenigsten in den Stunden, von denen in Euch allen sogleich die lebhaftesten und peinlichsten Vorstellungen sich entwickeln werden. Woher also diese Laune? Ist sie vielleicht doch aus einer tiefen und im Grunde edlen Lust geboren nicht mit allzuviel Lügen aus der Welt zu gehen? Ich könnte mir's einbilden, wenn ich auch nur ein einzigesmal die leiseste Ahnung von dem verspürt hätte, was die Menschen Reue nennen. „Lesen Sie doch endlich den Schluß," befahl der Arzt mit seiner neuen Stimme. Der Kaufmann nahm dem Dichter, der eine Art Lähmung in seine Finger kriechen fühlte, den Brief einfach fort, ließ die Augen rasch nach unten fahren und las die Worte: „Es war ein Verhängnis, meine Lieben, und ich kann's nicht ändern. Alle Eure Frauen habe ich gehabt. Alle." Der Kaufmann hielt plötzlich inne und blätterte zurück. „Was haben Sie?" fragte der Arzt. „Der Brief ist vor neun Jahren geschrieben,"

sagte der Kaufmann. „Weiter," befahl der Dichter. Der Kaufmann las: „Es waren natürlich sehr verschiedene Arten von Beziehungen. Mit der einen lebte ich beinahe wie in einer Ehe, durch viele Monate. Mit der anderen war es ungefähr das, was man ein tolles Abenteuer zu nennen pflegt. Mit der dritten kam es gar so weit, daß ich mit ihr gemeinsam in den Tod gehen wollte. Die vierte habe ich die Treppe hinunter geworfen, weil sie mich mit einem anderen betrog. Und eine war meine Geliebte nur ein einziges Mal. Atmet Ihr alle zugleich auf, meine Teuern? Tut es nicht. Es war vielleicht die schönste Stunde meines . . . und ihres Lebens. So meine Freunde. Mehr habe ich Euch nicht zu sagen. Nun falte ich dieses Papier zusammen, lege es in meinen Schreibtisch, und hier mag es warten, bis ich's in einer anderen Laune vernichte, oder bis es Euch übergeben wird in der Stunde, da ich auf meinem Totenbette liege. Lebt wohl."

Der Arzt nahm dem Kaufmann den Brief aus der Hand, las ihn anscheinend aufmerksam vom Anfang bis zum Ende. Dann sah er zum Kaufmann auf, der mit verschränkten Armen dastand und wie höhnisch zu ihm heruntersah. „Wenn Ihre Frau auch im vorigen Jahre gestorben ist," sagte der Arzt ruhig, „deswegen bleibt es doch wahr." Der Dichter ging im Zimmer auf und ab, warf einige Male den Kopf hin und her, wie in einem Krampf, plötzlich zischte er zwischen den Zähnen hervor „Kanaille" und blickte dem Worte nach, wie einem Ding, das in der Luft zerfloß. Er versuchte sich das Bild des jungen Wesens zurückzurufen, das er einst als Gattin in den Armen gehalten. Andere Frauenbilder tauchten auf, oft erinnerte und vergessen geglaubte, gerade das erwünschte zwang er nicht hervor. Denn seiner Gattin Leib war welk und ohne Duft für ihn, und allzu lange war es her, daß sie aufgehört hatte ihm die Geliebte zu bedeuten. Doch anderes war sie ihm geworden, mehr und edleres: eine Freundin, eine wahre Gefährtin; voll Stolz auf seine Erfolge, voll Mitgefühl für seine Enttäuschungen, voll Einsicht in sein tiefstes Wesen. Es erschien ihm gar nicht unmöglich, daß der alte Junggeselle in seiner Bosheit nichts anderes versucht hatte, als ihm, dem insgeheim beneideten Freunde die Kameradin zu nehmen. Denn all jene anderen Dinge, — was hatten sie im Grunde zu bedeuten? Er gedachte gewisser Abenteuer aus vergangener und naher Zeit, die ihm in seinem reichen Künstlerleben nicht erspart geblieben waren, und über die seine Gattin hinweg-gelächelt oder -geweint hatte. Wo war dies heute alles hin? So verblaßt, wie jene ferne Stunde, da seine Gattin sich in die Arme eines nichtigen Menschen geworfen, ohne Überlegung, ohne Besinnung vielleicht; so ausgelöscht beinahe, wie die Erinnerung dieser selben Stunde in dem toten Haupt, das da drinnen auf qualvoll zerknülltem Polster ruhte. Ob es nicht sogar Lüge war, was in dem Testament geschrieben stand? Die letzte Rache des armseligen Alltagsmenschen, der sich zu ewigem Vergessen bestimmt wußte, an dem erlesenen Mann, über dessen Werke dem Tode keine Macht gegeben war? Das hatte manche Wahrscheinlichkeit für sich. Aber wenn es selbst Wahrheit war, — kleinliche Rache blieb es doch und eine mißglückte in jedem Fall.

Der Arzt starrte auf das Blatt Papier, das vor ihm lag, und er dachte an die alternde, milde, ja gütige Frau, die jetzt zu Hause schlief. Auch an seine drei Kinder dachte er; den Ältesten, der heuer sein Freiwilligenjahr abdiente, die große Tochter, die mit einem Advokaten verlobt war und die Jüngste, die so anmutig

und reizvoll war, daß ein berühmter Künstler neulich erst auf einem Balle gebeten hatte, sie malen zu dürfen. Er dachte an sein behagliches Heim, und alles das, was ihm aus dem Brief des Toten entgegenströmte, schien ihm nicht so sehr unwahr, als vielmehr von einer rätselhaften, ja erhabenen Unwichtigkeit. Er hatte kaum die Empfindung, daß er in diesem Augenblick etwas Neues erfahren hatte. Eine seltsame Epoche seines Daseins kam ihm ins Gedächtnis, die vierzehn oder fünfzehn Jahre weit zurücklag, da ihn gewisse Unannehmlichkeiten in seiner ärztlichen Laufbahn betroffen und er, verdrossen und endlich bis zur Verwirrung aufgebracht, den Plan gefaßt hatte, die Stadt, seine Frau, seine Familie zu verlassen. Zugleich hatte er damals begonnen eine Art von wüster, leichtfertiger Existenz zu führen, in die ein sonderbares, hysterisches Frauenzimmer hineingespielt hatte, das sich später wegen eines anderen Liebhabers umbrachte. Wie sein Leben nachher allmählich wieder in die frühere Bahn eingelaufen war, daran vermochte er sich überhaupt nicht mehr zu erinnern. Aber in jener bösen Epoche, die wieder vergangen war, wie sie gekommen, einer Krankheit ähnlich, damals mußte es geschehen sein, daß seine Frau ihn betrogen hatte. Ja, gewiß verhielt es sich so, und es war ihm ganz klar, daß er es eigentlich immer gewußt hatte. War sie nicht einmal nahe daran gewesen, ihm die Sache zu gestehen? Hatte sie nicht Andeutungen gemacht? Vor dreizehn oder vierzehn Jahren . . . Bei welcher Gelegenheit nur . . .? War es nicht einmal im Sommer gewesen, auf einer Ferienreise — spät abends auf einer Hotelterrasse? . . . Vergebens sann er den verhallten Worten nach.

Der Kaufmann stand am Fenster und sah in die milde, weiße Nacht. Er hatte den festen Willen, sich seiner toten Gattin zu erinnern. Aber so sehr er seine innern Sinne bemühte, anfangs sah er immer nur sich selbst im Lichte eines grauen Morgens zwischen den Pfosten einer ausgehängten Türe stehen, in schwarzem Anzug, teilnahmsvolle Händedrücke empfangen und erwidern, und hatte einen faden Geruch von Karbol und Blumen in der Nase. Erst allmählich gelang es ihm, sich das Bild seiner Gattin ins Gedächtnis zurückzurufen. Doch war es zuerst nichts als das Bild eines Bildes. Denn er sah nur das große, goldgerahmte Porträt, das daheim im Salon über dem Klavier hing und eine stolze Dame von dreißig Jahren in Balltoilette vorstellte. Dann erst erschien ihm sie selbst als junges Mädchen, das vor beinahe 25 Jahren, blaß und schüchtern, seine Werbung entgegengenommen hatte. Dann tauchte die Erscheinung einer blühenden Frau vor ihm auf, die neben ihm in der Loge gethront hatte, den Blick auf die Bühne gerichtet und innerlich fern. Dann erinnerte er sich eines sehnsüchtigen Weibes, das ihn mit unerwarteter Glut empfangen hatte, wenn er von einer langen Reise zurückgekehrt war. Gleich darauf gedachte er einer nervösen, weinerlichen Person, mit grünlich matten Augen, die ihm seine Tage durch allerlei schlimme Launen vergällt hatte. Dann wieder zeigte sich in hellem Morgenkleid eine geängstigte, zärtliche Mutter, die an eines kranken Kindes Bette wachte, das auch hatte sterben müssen. Endlich sah er ein bleiches Wesen daliegen mit schmerzlich heruntergezogenen Mundwinkeln, kühlen Schweißtropfen auf der Stirn, in einem von Äthergeruch erfüllten Raum, das seine Seele mit quälendem Mitleid erfüllt hatte. Er wußte, daß alle diese Bilder und noch hundert andere, die nun unbegreiflich rasch an seinem innern Auge vorüberflogen, ein und dasselbe Geschöpf vorstellten, das man vor zwei Jahren ins Grab

gesenkt, das er beweint, und nach dessen Tod er sich erlöst gefühlt hatte. Es war ihm, als müßte er aus all den Bildern sich eines wählen, um zu einen sicherem Gefühl zu gelangen; denn nun flatterten Beschämung und Zorn suchend ins Leere. Unentschlossen stand er da und betrachtete die Häuser drüben in den Gärten, die gelblich und rötlich im Mondschein schwammen und nur blaßgemalte Wände schienen, hinter denen Luft war.

„Gute Nacht," sagte der Arzt und erhob sich. Der Kaufmann wandte sich um. „Ich habe hier auch nichts mehr zu tun." Der Dichter hatte den Brief an sich genommen, ihn unbemerkt in seine Rocktasche gesteckt und öffnete nun die Tür ins Nebenzimmer. Langsam trat er an das Totenbett und die anderen sahen ihn, wie er stumm auf den Leichnam niederblickte, die Hände auf dem Rücken. Dann entfernten sie sich.

Im Vorzimmer sagte der Kaufmann zum Diener. „Was das Begräbnis anbelangt, so wär' es ja doch möglich, daß das Testament beim Notar nähere Bestimmungen enthielte." „Und vergessen Sie nicht," fügte der Arzt hinzu, „an die Schwester des gnädigen Herrn nach London zu telegraphieren." „Gewiß nicht," erwiderte der Diener, indem er den Herren die Türe öffnete.

Auf der Treppe noch holte sie der Dichter ein. „Ich kann Sie beide mitnehmen," sagte der Arzt, den sein Wagen erwartete. „Danke," sagte der Kaufmann, „ich gehe zu Fuß." Er drückte den beiden die Hände, spazierte die Straße hinab, der Stadt zu und ließ die Milde der Nacht um sich sein.

Der Dichter stieg mit dem Arzt in den Wagen. In den Gärten begannen die Vögel zu singen. Der Wagen fuhr an dem Kaufmann vorbei, die drei Herren lüfteten jeder den Hut, höflich und ironisch, alle mit den gleichen Gesichtern. „Wird man bald wieder etwas von Ihnen auf dem Theater zu sehen bekommen?" fragte der Arzt den Dichter mit seiner alten Stimme. Dieser erzählte von den außerordentlichen Schwierigkeiten, die sich der Aufführung seines neuesten Dramas entgegenstellten, das freilich, wie er gestehen müsse, kaum erhörte Angriffe auf alles mögliche enthielte, was den Menschen angeblich heilig sei. Der Arzt nickte und hörte nicht zu. Auch der Dichter tat es nicht, denn die oft gefügten Sätze kamen längst wie auswendig gelernt von seinen Lippen.

Vor dem Hause des Arztes stiegen beide Herren aus und der Wagen fuhr davon.

Der Arzt klingelte. Beide standen und schwiegen. Als die Schritte des Hausmeisters nahten, sagte der Dichter: „Gute Nacht, lieber Doktor" und dann mit einem Zucken der Nasenflügel, langsam: „ich werd' es übrigens der meinen auch nicht sagen." Der Arzt sah an ihm vorbei und lächelte süß. Das Tor wurde geöffnet, sie drückten einander die Hand, der Arzt verschwand im Flur, das Tor fiel zu. Der Dichter ging.

Er griff in seine Brusttasche. Ja, das Blatt war da. Wohlverwahrt und versiegelt sollte es die Gattin in seinem Nachlaß finden. Und mit der seltenen Einbildungskraft, die ihm nun einmal eigen war, hörte er sie schon an seinem Grabe flüstern: Du Edler . . . Großer. . . .

———

Maria Stuart und die Habsburger.

Von August Fournier.*

Ende Jänner 1563 war Kaiser Ferdinand I. in seiner treuen Stadt Innsbruck eingekehrt, wo er einige Zeit zu verweilen gedachte, ehe er nach Wien heimkehrte. Er war von Frankfurt — die deutschen Kurfürsten hatten dort seinen ältesten Sohn Maximilian zum Römischen König erwählt — nach Tirol gekommen, um dem Konzil, das in Trient tagte, näher zu sein und, wenn möglich, seine kirchlichen Reformideen bei den versammelten Vätern eher durchzusetzen: den Kelch bei der Kommunion auch für Laien, wie ihn namentlich in Böhmen und Mähren das Volk verlangte, die Priesterehe, da es ja doch an unbeweibten katholischen Seelsorgern bereits zu mangeln begann, eine gründliche Änderung in der Verfassung der römischen Kurie und des Kardinalkollegiums und manches andere. Ein ganzer Stab von gelehrten Theologen umgab ihn, und zwischen Nord und Süd im Tiroler Land spielte damals ein reger Verkehr in geistlichen Dingen. Auch fürstliche Häupter hatten sich in Innsbruck eingefunden: der Herzog von Bayern und der Erzbischof von Salzburg, dazu die Vertreter der großen europäischen Mächte. Aber kaum einer der illustren Gäste dürfte mit so viel Auszeichnung empfangen worden sein, wie Herzog Karl von Guise, der Kardinal von Lothringen, wie man ihn nannte. Als er am 16. Februar von Trient her, wo er seit einigen Wochen als Führer der französischen Prälaten den Verhandlungen beiwohnte, zu Besuch an das kaiserliche Hoflager kam, ward er durch den Oberstkämmerer feierlich eingeholt und zum Schloß geleitet, wo ihn an der Treppe der Kaiser und der Römische König so freundlich begrüßten, daß sich die Hofleute darob verwunderten. Bei Tisch ließ ihm König Max das Waschwasser servieren, ehe er sich selbst bedient hatte, und der Kaiser trank ihm zu und sprach fast immer nur französisch mit ihm, was alles nicht geringes Aufsehen machte. Aber diese Aufmerksamkeiten hatten ebenso ihren guten Grund — ganz abgesehen davon, daß der Kardinal einem regierenden Hause angehörte — wie daß dieser selbst mitten im Winter den Weg über den Brenner nicht scheute. Unterschiedliche Interessen bewogen beide Teile. Die Zeit freilich war vorbei, da der Guise, Erzbischof von Rheims, Benefiziat der Erzbistümer Lyon und Narbonne und der Bistümer von Nantes, Metz, Valence, Térouenne, Luçon und Agen, als unumschränkter Minister Franz II. Frankreich regierte. Mit dem jähen Tode des jungen Monarchen, des Gemahls seiner Nichte Maria Stuart, im Jahre 1560, hatte der schöne hochgewachsene Mann mit der imponierenden Miene, dessen reiche Bildung ebenso bekannt war wie seine religiöse Unduldsamkeit, das Regiment verloren, das die Königin-Mutter, Katharina von Medici, für den minderjährigen Karl IX. in ihre Hände nahm. Sie führte selbständig die Staatsgeschäfte und schob den Kardinal und dessen Bruder Franz, den Großprior, in den Hintergrund. Sie sollten aber doch bald wieder zu Macht und Einfluß gelangen. Denn der Friede, den Katharina im Jänner 1562 den Hugenotten schenkte, erregte den Unwillen der eifrigen Katholiken, an deren Spitze sich sofort die Guisen stellten, derart, daß schon im März darauf aus einem blutigen

* Diesem Aufsatz liegen mehrfach Dokumente zugrunde, die sich im Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv vorfinden. Es ist beabsichtigt, ihn in anderem Zusammenhang erweitert und mit den Quellenbelegen versehen herauszugeben.

Zwist in Vassy ein förmlicher Krieg zwischen den beiden Religionsparteien entbrannte, deren eine, die Bekenner der Lehre Calvins, eine empfindliche Niederlage erlitt. Herzog Franz zog als Sieger in Paris ein und brachte den jungen König in seine Gewalt. Der Kardinal aber bemächtigte sich der geistigen Führung seiner Glaubensgenossen. So waren die Brüder wieder vollwichtige politische Faktoren geworden. Nur mußte Karl damit rechnen, daß sehr viele — die Mehrheit, sagt man — der französischen Katholiken eine ausgesprochen gallikanische Gesinnung hegten, nach einer gründlichen Reform der Kirche an Haupt und Gliedern und nach Beseitigung gar arger Mißstände im Klerus und an der römischen Kurie verlangten, und daß sie bereits für den Fall ihrer Verweigerung ein französisches Nationalkonzil in drohende Aussicht gestellt hatten. Wollte er sich in seiner Führerrolle behaupten, dann mußte er dieser Strömung Rechnung tragen. Das veranlaßte ihn, an der Spitze einer Anzahl Prälaten nach Trient zu gehen, von wo aus er zunächst mit Rom eine Verständigung suchte, um dann, als er dabei auf Widerstand stieß, der offene Vertreter eines weitausschauenden Reformprogrammes auf dem Konzil zu werden. So gelangte er auf die Seite Ferdinands I., der den neuen Bundesgenossen seiner Pläne hoch einschätzte.

Diese Annäherung an den Kaiser in den kirchlichen Fragen stellte dem Guise einen persönlichen Vorteil in Aussicht, den der kluge, in Staatsgeschäften erfahrene und dabei höchst ehrgeizige Mann voll abzuwägen wußte. Von Ferdinand war nämlich kurz zuvor die Rückgabe der seit zehn Jahren von den Franzosen besetzten lothringischen Bistümer Metz, Toul und Verdun gefordert worden. Wenn es dem Kardinal gelang, diese Forderung — wenn auch nur vorübergehend — zum Schweigen zu bringen, dann mußte sein Ansehen in Frankreich notwendig steigen. Und dazu bot sich mehr als eine Handhabe. Die Mediceerin hatte, dem gleichen Zwecke zu dienen, in Wien eine Heirat des jungen Königs mit einer Enkelin des Kaisers, einer Tochter Maximilians, vorgeschlagen. Auch wünschte man in Paris, daß Maxens ältester Sohn Rudolf des Königs Schwester Margarete eheliche, schon um dessen in Madrid geplante Verbindung mit einer spanischen Prinzessin zu stören. Brachte es der Kardinal dahin, daß diese Geschäfte zu gutem Ende gelangten, so leistete er seinem Vaterlande einen nicht geringen Dienst, der ihm sicher hoch angerechnet wurde. Und auch durch die Vermittlung einer Heirat zwischen der Schwester Barbara des Römischen Königs und dem Herzog Alphons von Ferrara ließ sich Lohn und Anerkennung erwerben, und es war wahrscheinlich, daß Ferdinand mit den Bistümern dann nicht so bald Ernst machte. (Man wußte am französischen Hofe noch nicht, daß des Kaisers Forderung bei den deutschen Fürsten selbst keinen Rückhalt fand.) Namentlich aber konnte der Lothringer dann auf ein gutes persönliches Verhältnis zum Kaiser rechnen, wenn ein viertes Eheprojekt Gestalt gewann, das man in Wien besonders begünstigte: das Projekt einer Heirat eines Erzherzogs mit der Schottenkönigin, seiner Nichte.

Maria Stuart war nach dem Hinscheiden ihres Gemahls in ihre Heimat zurückgekehrt, um dort — erst neunzehn Jahre alt — die Regierung zu übernehmen. Der jungen schönen Witwe fehlte es nicht an Bewerbern. Da war König Friedrich II. von Dänemark, damals noch Katholik, und dessen Gegner im Felde, Erich von Schweden, der später so grausam in seinem Reiche wüten und so grauenhaft enden

sollte; da war der bereits genannte Alphons von Ferrara, den Goethe in seinem „Tasso" verewigt hat; da war der Herzog von Nemours, ein Freund der Guisen; da war auch ein Hamilton, der halbverrückte Graf von Arran, Sohn des Herzogs von Châtellerault, der nach Jakobs V. Tode eine Zeitlang die Regentschaft in Schottland geführt hatte und als der nächste Anwärter auf den Thron galt. Aber keiner von all diesen wurde in Edinburg ernstlich in Betracht gezogen. Dagegen war noch ein anderer Brautwerber da, der schon durch die hohe Stellung, die er in der Welt einnahm, weit mehr Rücksicht verdiente: Kaiser Ferdinand, der für seinen jüngsten Sohn Karl Mariens Hand begehrte. Der Plan war schon im Jahre 1560 in Rom aufgetaucht, wo man durch die Verheiratung des Kaisersohnes mit der streng katholischen Königin die Sache des alten Glaubens auf der britischen Insel zu stärken hoffte, indem man das ganze Haus Habsburg für die Ansprüche Mariens auf England interessieren zu können meinte. Nach anfänglichem Zögern war Ferdinand I. auf den Gedanken eingegangen, um ihn dann immer ernster zu verfolgen. Schon in den ersten Monaten 1561 — Maria war noch in Frankreich — wollten englische Geschäftsträger in Paris von einer Werbung für einen Erzherzog gehört haben. Im Jahre darauf wurde der vertraute Bote des Kaisers, Nikolaus von Pollweiler, nach Nancy gesandt, um die Herzoge von Guise, die bisher auf ihre Nichte einen starken Einfluß geübt hatten, für das Projekt zu gewinnen. Die Antwort lautete ausweichend: Maria allein habe über ihre Hand zu entscheiden. Der Grund war, daß die Guisen damals einem anderen Plane anhingen: ihre Nichte mit dem spanischen Infanten Don Carlos zu verheiraten. Ein so gewaltiger Rückhalt, wie er durch die Verbindung mit Spanien zu gewinnen war, schien ihnen bei ihrer Zurücksetzung in Frankreich sehr wertvoll. Gleich nach jenem Friedensedikt der Königin-Mutter für die Hugenotten hatte Karl von Lothringen sich mit König Philipp II. zu verbinden gesucht, und damals mag jenes Eheprojekt eine festere Form angenommen haben. Denn auch Maria Stuart war ehrgeizig genug, einem Gedanken zuzustimmen, der ihr Macht und hohes Ansehen verhieß, obgleich der Sohn Philipps um drei Jahre jünger als sie und von nicht ganz normalem Naturell war. Da brach aber der Hugenottenkrieg aus, der den Guisen zu neuer persönlicher Geltung in der Politik Frankreichs verhalf, und da wurden sie in der Heiratssache anderen Sinnes. Müßte nicht, überlegten sie, wenn die unleugbaren Rechte der Schottenkönigin auf den englischen Thron mit Spaniens Hilfe realisiert wurden, aus der dynastischen Verbindung mit dem Madrider Hofe, dessen Gewalt dazumal Frankreich noch von allen Seiten umklammert hielt, eine enorme Gefahr der Übermacht für diesen Staat entstehen? Und konnten sie es verantworten, sie heraufbeschworen zu haben? Auch die Königin-Mutter hatte sie mit dem Appell an ihren Patriotismus bestürmt, auf das spanische Projekt zu verzichten. Sie taten es und wandten sich dem von Rom empfohlenen Plan einer Heirat Mariens mit dem Kaisersohne zu. Und da sie dann Ferdinands steigendes Interesse daran wahrnahmen, wie es in der Sendung Pollweilers zum Ausdrucke gekommen war und die Möglichkeit gegeben sahen, sich Kaiser und Papst gleicherweise zu verpflichten, waren sie eifrig bemüht, den Plan zu fördern. Es war darum nicht zuletzt diese Angelegenheit, die den Kardinal im Februar 1563 von Trient nach Innsbruck führte.

Wie es bei der Entrevue, die bis zum 22. des genannten Monats währte, der Reihe nach herging, wissen wir nicht genau. Aber es sind doch Dokumente aufbewahrt, die uns über die besprochenen Dinge und die Haltung Karls von Guise einigermaßen unterrichten. Im Vordergrunde standen, wie billig, die Angelegenheiten des Konzils. Nach ein paar Tagen aber sprach man schon von den verschiedenen Eheprojekten und insbesondere von dem schottischen. Da erklärte der Kardinal im Beisein des Römischen Königs, Maria Stuart habe es ihren Oheimen und ihrer Großmutter, der Herzogin von Guise, anheimgegeben, in der Angelegenheit ihrer Wiederverheiratung vorzugehen, und er, sein Bruder und ihre Mutter würden gerne eine Verbindung mit dem österreichischen Hofe unterstützen, wenn der Kaiser selbst dabei verharrte. Auch die Königin von Frankreich habe ihn ermächtigt in ihrem Namen das gleiche kund zu tun. Ferdinand, dem viel an der Sache lag, dankte, hocherfreut, dem Gast für seine Dienstwilligkeit und empfahl ihm seinen jüngsten Sohn Karl als Brautwerber. (Der ältere, Ferdinand, kam, da er schon seit Jahren mit Philippine Welser in heimlicher Ehe lebte, nicht mehr in Betracht.) Dann verabredete man, daß sogleich ein Vertrauter des Kardinals nach Schottland reisen und von dort die nötigen Vollmachten zum Abschluß des Vertrages einholen solle. Die Aussichten, die der Kardinal auf das Gelingen der Sache eröffnete, waren so bestimmte, der Nachweis, den er für das Anrecht Mariens auf den englischen Thron führte, klang so unanfechtbar, und die Schilderung, die er von den schottischen Verhältnissen entwarf, so beruhigend, daß der Kaiser schon am nächsten Tage seinem Sohne Karl schrieb, „er achte für gewiß, daß die Heirat mit Gottes Hülfe geschlossen werde", und ihn nach Innsbruck entbot.*

Ferdinand I. war in seinen älteren Jahren ein milder, vertrauensseliger Herr geworden. Vor einiger Zeit hatte er sich für denselben Sohn um die Hand Elisabeths von England beworben und war von ihr viele Monate mit halben Zusagen hingehalten worden, bis er sich genötigt sah, den Plan aufzugeben. Um vager Versprechungen eines päpstlichen Legaten willen wird er von seinen kirchlichen Reformplänen abstehen, und die Kurie wird weit davon entfernt bleiben, jene

* In dem eigenhändig, d. h. mit einer fürchterlichen Handschrift geschriebenen Briefe vom 19. Februar 1563 heißt es am Beginn:

„Durchleuchtiger hochgeporner Fuerst freuntlicher lieber son. Wie ich d. L. geschribn hab, das ich ferhofft, das der cardinal von Lotringen mit mier redn wierdt von wegen d. L. hairat mit der Kunigin von schoten, also hat sy zuegetragen, das gestern yn beysein m. f. l. son des R. Kunig geredt hat und clar gemeldt, das auff des von Polwailler gefleg handlung die Kunigin von schoten yn und sein brueder den hertzog von guise auch yeren muter, das sein grosmuter yst, gar dohaimgestelt hat, das von sein hairat handelen mügen, und auff derselbigen haimstellung hat sein muter und brueder, der von guise, ym auffgelegt, mit mier zu handllen und zu anzaigen, das aus vilerlay peweglichen ursachen, das lang waren d. L. zu narriren, die hairat mit mein son ainen for menigklich am liebsten sehen wollten, und darumben, wo Ich noch welchs darzuthete, das sy gerrn waiter darrynen handelen werden, auch clar gemeldt, das die Kunigin von Frankreich sein willen darzue geben hat und vor allen andern hairaten disen hairat am liebsten sehen wolten und ym dem cardinal pefel geben, auch von der Kunigin von Frankreich wegen mit mier auch gleichlautent zu handlln, wie er auch geton hat (yn der Kunigin nam). Darauff hab Ich angetzaigt, das ym zu höchsten Dank sag, das er die sachen so wait geprat hat und die wail Ich for mit ym handeln hab lassen durch den von polwailer dises haratz halben, das ich wolt nit zurückgeen sondern also fortfarn usw." (Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv.)

Zusagen einzulösen. Hier trug er den Versicherungen Karls von Guise vollen Glauben entgegen, und sie verdienten ihn nicht. Denn der Kardinal hatte seine Anträge vorgebracht, ohne daß seine Nichte etwas davon wußte, die noch immer an dem spanischen Projekt festhielt. Sie war, wie sie nach ihrer Rückkehr aus Frankreich sich zu voller Schönheit entfaltete, auch an Charakter rasch gereift, seitdem sie sich auf sich selbst gestellt sah. Mannesmutig zog sie in den Kampf gegen unbotmäßige Vasallen, tagelang im Sattel und der Beschwerden in dem halbwilden Lande nicht achtend. In diesen ihren ersten Regierungsjahren hat sie ihren Willen geschickt zu verkleiden gelernt, wo es ihr nötig schien, aber gleichwohl sich entschlossen, nur nach ihm zu handeln. Das war nicht mehr die Frau, die Anderen unbesehen die Sorge für ihre Hand überließ, wo ihre Wiederverheiratung für sie und ihren Staat entscheidend werden mußte. Zwar soll — so lesen wir in Briefen Philipps II. — der Kardinal seinen Antrag in Innsbruck durch Zeugnisse von ihrer Handschrift unterstützt haben, die ihn ermächtigten über ihr Schicksal zu verfügen. Aber in dem Schreiben des Kaisers an seinen Sohn vom folgenden Tage ist von solchen Schriftstücken nicht die Rede, und wenn wirklich etwas der Art vorgewiesen worden war, so hatte Maria gewiß nur den spanischen Plan dabei im Auge gehabt, als dessen Anreger und Anhänger sie ihren Oheim kannte. Allzu bestimmt hat sie selbst später betont, der Kardinal habe in Innsbruck ohne ihr Vorwissen gehandelt („un accord fai sans son sceu"). Und auch was wir sonst von ihrer Haltung in der Frage ihrer Wiederverehelichung in den Jahren 1562 und 1563 wissen, läßt für eine Vollmacht in bianco gar keinen Raum. Ein Brief, den sie am 30. Jänner 1563 an den Kardinal richtete, enthält kein Wort von Heiratssachen; ebenso ist aus früheren nichts dergleichen bekannt, und auch ein späterer, der am 22. April bei ihm eintraf und den er an den Kaiser weiter sandte, damit er sehe „wie der Herr die Königin beschütze", schwieg gleichfalls von ihren Eheabsichten. Dagegen wissen wir, daß sie, als sie beim Scheiden aus Frankreich ihren Oheim Franz fragte, wen sie nach seiner Meinung heiraten sollte, zur Antwort erhielt, er gäbe ihr keinen Rat, sie möge selbst tun, was sie für gut fände. Auch daß sie stets nur ihre Verbindung mit Don Carlos im Auge gehabt, hat sie selbst später wiederholt erklärt. Und es ist Tatsache, daß sie im März 1563, ganz kurz nachdem der Guise beim Kaiser ihre Hand angeboten hatte, den spanischen Gesandten in London, Bischof Quadra, wissen ließ, ihre Stellung im Lande und ihr Interesse verböten ihr geradezu, den Erzherzog zu heiraten, sie bleibe bei ihrer Absicht auf den Infanten. Und diese ihre Haltung ist durchaus erklärlich. Ihr Hauptaugenmerk war auf die Nachfolge in England gerichtet. Da nun das englische Parlament dafür nicht viel übrig hatte und auch Königin Elisabeth in der Frage der Anerkennung ihres Anrechts fortwährend auswich, so stand ihr bevor, dafür einmal zu den Waffen greifen zu müssen, wobei dann die Hülfe einer Macht vom Range Spaniens doch wohl ganz anders ins Gewicht fiel als die problematische Unterstützung, die der stets von Osten her in seinen Staaten bedrängte Kaiser seinem Sohne angedeihen lassen konnte — einem Prinzen, den ihre Untertanen ebenso ablehnten, wie die englischen Katholiken, auf die sie doch bei ihren Plänen rechnen mußte. Sie hat darum die politische Unzulänglichkeit des Erzherzogs scharf charakterisiert. „Er sei", sagte sie, „fremd ihrem Lande, arm und entfernt daheim, der jüngste unter den Brüdern,

ihrem Volke nicht genehm und ohne Mittel und Kräfte, ihr zu ihren Rechten auf der Insel zu verhelfen.“ Wollte sie sich schon mit ihren Untertanen (die Nichtkatholiken sind damit zunächst gemeint) eines Gemahls wegen in Widerspruch setzen, so müßte es einer sein, der sie kräftig im Zaum zu halten vermöchte (qui peut les ranger par ses forces"), wozu der Österreicher die Gewalt nicht habe. Eine ihr in Frankreich anerzogene Abneigung gegen alles deutsche Wesen mag am Ende auch noch mitgesprochen haben. Kurz, aus all diesen Beweggründen sehen wir sie bemüht, durch verschiedene Mittelspersonen auf Philipp II. Einfluß zu nehmen, damit er seine Zustimmung zur Heirat seines Sohnes mit ihr erteile. Und sie erreichte zunächst wirklich, daß er, obgleich ihn Ferdinand I. von seiner Verabredung mit dem Lothringer unterrichtet hatte, seinem Londoner Gesandten Befehl erteilte, die Verhandlungen mit ihr heimlich einzuleiten. Er kenne, sagte er, ihre Unlust (poca gana) zur Verbindung mit dem Erzherzog, während dem Kaiser, der nur durch den Lothringer unterrichtet sei, ihre wahren Absichten verborgen blieben.

Inzwischen war der Abgesandte des Kardinals in Schottland gewesen.

Die Zustimmung der Königin zum Abschluß des Ehevertrages hatte er zurückbringen sollen; er brachte aber nur eine ausweichende Antwort: Sie müsse vorher die Stände ihres Landes befragen (die zu befragen sie bei dem spanischen Projekt nicht für nötig hielt) und zu diesem Zweck genau wissen, wie der Kaiser seinen Sohn auszustatten gedenke und auch ob er sich wohl dafür verwenden wolle, daß ihr die Könige von Spanien und Frankreich zu der Heirat rieten. So übermittelte der Kardinal den Bescheid seiner Nichte dem Kaiser. Nach dem Erzherzog selbst fragte sie nicht weiter. Und es war doch ein hübscher, tüchtiger, gut gearteter Prinz. Der römischen Kurie war er zwar nicht gerade so ergeben, wie diese es vielleicht wünschen mochte, aber gerade darauf rechnete der päpstliche Stuhl, als er dieses Projekt empfahl, wohl auch, daß hier der Einfluß der Gemahlin von günstiger Wirkung sein werde. Der Kardinal erkannte die Antwort aus Edinburg sofort als pure Ausflucht, und war er schon von Marias Unbotmäßigkeit nicht wenig überrascht gewesen, als er von ihren Verhandlungen mit Spanien hörte, so war er jetzt völlig bestürzt, „perplejo", wie ihn der spanische Gesandte am kaiserlichen Hoflager schilderte, dem er übrigens allsogleich versicherte, Maria werde, schon des Ansehens der Persönlichkeiten wegen, die hier in Betracht kämen, nicht wagen, die österreichische Partie von der Hand zu weisen, so sehr sie auch geneigt sein möchte, die mächtigste Königin der Welt (la major Reyna del mundo) zu werden. Der Kaiser dagegen, auf die früheren Eröffnungen des Lothringers bauend, fand nichts Störendes in der Mitteilung der Königin, vielmehr ihren Wunsch ganz in der Ordnung, und teilte seinerseits dem Kardinal mit, er werde seinem Sohne die Herzogtümer Steiermark, Kärnten, Krain, die Grafschaft Görz und jährlich 100.000 rheinische Gulden geben, „ce que ladicte Royne d'escosse pourra faire entendre a sesdicts etats". Was die beiden Könige betreffe, so könne bei dem von Spanien, seinem Neffen, die Sache keinen Anstand haben. So wenig besorgte Ferdinand von Philipps heimlichen Verhandlungen für Don Carlos, und so wenig richtig bewertete er den Ehrgeiz der Schottenkönigin, daß er als bestimmt annahm, die Heirat werde, wenn auch vielleicht noch nicht in allernächster Zeit, so doch sicher zustande kommen. So meldete es der päpstliche Nuntius im August 1563 nach Rom, und so verbreitete es der Kardinal geflissentlich an allen Höfen Europas, wo man bald von nichts anderem sprach.

Maria war voll Verdruß über den Herrn Oheim. Es war also erfolglos gewesen, daß ihr Minister Lethington, kaum daß ihm etwas von der Innsbrucker Unterhandlung zu Ohren gekommen war, sofort den Kardinal beschworen hatte, die Sache nicht weiter zu verfolgen, da die Untertanen seiner Monarchin nichts von dem Erzherzog wissen wollten und Maria nur einen solchen fremden Fürsten ehelichen würde, der imstande wäre, ihrem Volke zu imponieren. Und es half wohl auch nichts, daß sie nun selbst ihm freimütig ihre Meinung kundtat. Der Lothringer ließ sich nicht beirren und machte vielmehr in einer nochmaligen Sendung nach Edinburg Vorstellungen in seinem Sinne. So störte eins des anderen Kreise. Denn auch Maria blieb fest. Ihrem Parlament, das am 26. Mai zusammengetreten war, hatte sie kein Wort von der österreichischen Werbung gesagt, und sie erwartete um so sicherer einen günstigen Abschluß der mit Spanien schwebenden Unterhandlungen, als namentlich auch Kardinal Granvella, die Stütze der Regentin Margareta in den Niederlanden und von Philipp II. als dessen „muy caro, y muy amado amigo" geschätzt, bei diesem ihre Sache führte. Darum blieb sie taub gegen die Ermahnungen ihrer Anverwandten und taub auch gegen die Drohung ihrer Nachbarin, der Königin von England, sie werde jede Heirat mit einem Habsburger als einen Freundschaftsbruch auffassen, mit Feindseligkeit erwidern, zum Mindesten aber ihr Nachfolgerecht auf den englischen Thron nicht anerkennen. Mochte es drum sein. So lange sie hoffen konnte, mit der dominierenden Großmacht des Weltteils sich aufs engste zu verbinden, schreckte sie das feindliche Wort Elisabeths nicht, die — man konnte nicht mehr daran zweifeln — ihre Verheiratung mit jedem Prinzen von Gewalt und Ansehen zu hindern bestrebt war. Bot sie doch, um dieses Zweckes willen, in Edinburg ihren eigenen Geliebten, Robert Dudley, den späteren Grafen Leicester, als Bräutigam an, und in Wien sogar sich selbst als Braut. Jetzt allerdings ohne Erfolg. Man dankte.

Philipp II. rechtfertigte die Erwartungen Marias nicht. Stets bedachtsam, hielt er auch hier mit dem entscheidenden Wort förmlicher Werbung zurück und wollte es nicht aussprechen, bis er nicht auch noch den Herzog von Alba gehört hatte, dessen Rat er jenerzeit vor anderen schätzte. Sein Gesandter in London, jener Bischof Quadra, der die Verhandlungen mit Edinburg angeknüpft hatte, war gestorben. Sollte man den Nachfolger mit deren Fortsetzung betrauen? Oder sollte man ihn für den Erzherzog eintreten lassen, dessen Vater in Madrid mit Bitten um Unterstützung seiner Sache in Schottland sich bewarb? Alba riet zu dem zweiten, teils aus Rücksicht auf den Kaiser, namentlich aber im Hinblick auf den verschlechterten körperlichen und geistigen Zustand des Infanten. Und seine Gründe bestimmten den König, sich ebenfalls in diesem Sinne zu entschließen.

Die Nachricht davon erschütterte Maria tief. Der englische Geschäftsträger meldete im Dezember nach Hause, sie habe seit zwei Monaten Anfälle von Melancholie. Was sollte sie nun? Den Erzherzog heiraten? Das hieß die Feindschaft Englands und den Widerstand der eigenen Untertanen heraufbeschwören, ohne gegen beide wirksam auftreten zu können. Dazu kam auch noch, daß man die englischen Katholiken enttäuschte, die sich nun einmal Don Carlos zu ihrem künftigen König wünschten. Und daß Philipp II. für seinen Vetter Karl mit seiner ganzen Macht ebenso eintreten würde, wie für seinen eigenen Sohn, war nicht an-

zunehmen. (Alba hatte es auch widerraten.) Nein, sie war weiter als je entfernt, diesem Projekt Geschmack abzugewinnen. Aber mußte sie denn auch schon das andere verabschieden? Wer weiß? Philipps letztes Wort war vielleicht doch noch nicht gesprochen, und der wankelmütige Fürst wurde möglicherweise anderen Sinnes. Auch Granvella, der nach wie vor auf ihrer Seite blieb, riet, vorerst die Ankunft des neuen Gesandten in London abzuwarten, und versprach ihr sein Fürwort in Madrid. Und am Ende ließ sich doch auch noch der Oheim erweichen. Die neubelebte Hoffnung gab ihr ihre frohe Stimmung wieder. Es war ein Winter voll ernster Arbeitslust und heiteren Frohsinns, der von 1563 auf 1564.

Aber die Dinge kamen doch ganz anders. Granvella verlor seine Stellung in Brüssel und damit viel von dem Einfluß auf den König, und der Kardinal von Lothringen hatte sich dem Kaiser gegenüber bereits zu tief eingelassen, um noch zurück zu können. Obgleich von dem wahren Stand der Dinge in Schottland unterrichtet, hatte er noch im November 1563 aus Trient nach Wien geschrieben, er erwarte stündlich die Vollmacht von dorther, wo seine Nichte und ihre Untertanen der Sache, die er über alles wünsche, vortrefflich gesinnt und geneigt seien. Das war dreist erlogen. Aber der Kaiser glaubte es ihm und antwortete, indem er ihm eine Zusammenkunft im nächsten Mai vorschlug, „bis wohin wohl die ent-entscheidende Erklärung Marias eingelangt, die Angelegenheit nach beider Wünschen geordnet sein werde“. Die sich daraus ergebende engere Freundschaft mit dem Hause Guise werde ihm im hohen Grade angenehm sein, schloß er höflich bei. Und diese Freundschaft mit dem Kaiserhause war es eben, um derentwillen der Kardinal die schottische Heiratssache mit allen Mitteln weiter verfolgte; denn sie war ihm jetzt doppelt wertvoll, wo er, nach einem zweiten Vergleich der Königin-Mutter mit den Hugenotten, aufs neue an politischer Geltung in Frankreich eingebüßt hatte. Und daß er gerade an dem Projekt der Verheiratung seiner Nichte mit dem Erzherzog so zähe festhielt, hatte wieder seinen Grund auch noch darin, daß es von allen den Plänen und Entwürfen, die damals in Innsbruck den Gegenstand der Beratung gebildet hatten, fast als alleiniger Berührungspunkt übrig geblieben war. Der Zusammenhang mit dem Kaiser in den Konzilsfragen war gelockert, seitdem Ferdinand durch die Reformzusagen des Legaten Morone und die Aussicht auf die päpstliche Anerkennung des Römischen Königs verführt, überdies von bestochenen Ratgebern irrig gewiesen, seinen Widerstand gegen die Kurie aufgegeben, und auch der Guise nach der neuen Wendung in Frankreich sich zum Frieden mit Rom bequemt hatte. Auch die österreichisch-französischen Ehepläne waren nicht vom Fleck gerückt. Man hatte schließlich nur noch über den einer Vermählung des Königs von Frankreich mit einer Tochter Maximilians weiter verhandelt, und auch hier hatte es der Kaiser von der Entscheidung des Königs von Spanien abhängig gemacht, welche der Prinzessinnen Karl IX. zur Gemahlin erhalten solle. In der Frage der drei Bistümer hatte Ferdinand I. so viel Hindernisse im Deutschen Reich gefunden, daß sie für Frankreich ihre Gefahr verlor und jeden Mittlerdienst überflüssig machte. Blieb also nur die schottische Angelegenheit, um sich des Kaisers Gunst weiterhin zu sichern, und darum war es erklärlich, daß der Kardinal mit so viel Geringschätzung der Wahrheit sich der Sache annahm, und kein Wunder, wenn jeder Versuch Marias, ihn davon abzubringen, scheiterte. Und dazu kam noch Eins.

Granvella hatte bei Philipp II. mit nochmaligen Vorstellungen gar keinen Erfolg gehabt. Der König, um der Sache ein Ende zu machen, wies vielmehr seinen neuen Gesandten in London an, am schottischen Hofe für den Erzherzog einzutreten. Seines Sohnes Wesen („considerado la disposicion de mi hijo"), schrieb er an Granvella, würden in dessen Ehe mit der Stuart nicht die erhofften politischen Früchte reifen lassen.

So war es denn endgültig entschieden, daß Maria sich von ihren großen Entwürfen trennen mußte, die sie an das spanische Projekt geknüpft hatte. Vom Österreicher will sie aber nun einmal aus den bekannten Gründen nichts wissen. Eher noch von einem Großen des Landes, der wenigstens einen Anhang hatte, einem Katholiken etwa, der auch den Glaubensgenossen in England genehm war. Daß sie auch Robert Dudley unter Umständen geheiratet hätte, ist kaum wahrscheinlich. Sie hat zu oft das Beschämende dieser Verbindung mit dem Gespielen der Elisabeth betont. Und wenn noch wenigstens Königin und Parlament in England ihr dafür ihr Nachfolgerecht hätten verbriefen wollen. Das wollten sie aber nicht, und so kam dieser Bewerber nicht weiter ernstlich in Rechnung. Schließlich fiel Maria dem bildhübschen Henry Darnley in die Arme und wurde sein Weib.

Einige Monate vorher, am 25. Juli 1564, war Ferdinand I., zweiundsechzigjährig, aus dem Leben geschieden. Ob er bis ans Ende seiner Tage von dem Gelingen seines Lieblingsplanes überzeugt war? Es dürfte wohl sein. Denn sein letzter Brief, den er nur zwei Wochen vor seinem Tode an den Kardinal von Lothringen richtete, sprach noch davon, vielleicht nur etwas weniger zuversichtlich als die früheren. Der Mai, den er als Termin für die Entscheidung der Schottenkönigin festgesetzt hatte, war ja vorübergegangen, ohne daß sie sich geneigter gezeigt hätte als vorher, und selbst der Guise hatte schließlich — in demselben Monat — nicht mehr nach Wien zu melden gewußt als daß er den Kaiser doch noch zufrieden zu stellen hoffe, da man bisher von keiner anderen Heirat der Königin gehörte habe. Worauf Ferdinand antwortete, indem er die schottische Heirat zur Bedingung machte für das Zustandekommen der Ehe einer seiner Enkelinnen mit Karl IX. von Frankreich, die der Lothringer auch gerne gestiftet hätte. Kurz darauf starb er, und mit ihm verlor die schottische Sache am Wiener Hof ihren eifrigsten Anwalt.

Zwar war auch noch nachher davon die Rede, und der getreue Pollweiler hatte noch im März 1565 Briefe zu besorgen, die der Kardinal von Lothringen mit Kaiser Max II. wechselte. Aber Max hatte der ganzen Angelegenheit immer sehr kühl gegenüber gestanden, und der Kardinal selbst, der jetzt in Edinburg zugunsten des Herzogs von Condé intriguierte, mit dessen Hilfe er in Frankreich wieder emporzukommen gedachte, riet nunmehr geradezu davon ab. Auch Erzherzog Karl, der souveräner Fürst von Innerösterreich geworden war, nahm wenig Interesse mehr daran. Er stand eben gegen die Türken im Felde und hatte mit näher stehenden Aufgaben zu tun, die seine Entfernung nach dem entlegenen Schottland gar nicht mehr zuließen.

Es war ein großer Moment gewesen, in dem sich der Guise und der Kaiser in Innsbruck begegneten, beide erfüllt von Ideen gründlicher Änderung der kirchlichen Verhältnisse zum Bessern und von Plänen beherrschender Familienallianzen.

Aber sie waren zu schwach, ihre Absichten in wirkungsvolle Taten umzusetzen. Ferdinand, von Alter und Krankheit bereits hart angerührt, besaß lange die Energie seines Bruders Karl nicht, der gelegentlich einmal seine deutschen und spanischen Lanzknechte gegen Rom marschieren ließ, und der Kardinal war viel zu selbstsüchtig und auf seine persönliche Geltung zu sehr bedacht, um über das eigene Interesse hinweg in die Zukunft zu steuern. So ging der Augenblick vorüber. Maria Stuart aber hat später — und das gehört mit zu der vollen Tragik ihres Schicksals — noch wenig Jahre vor ihrem blutigen Ende, aus dem Kerker heraus, ihre Rettung von einer ehelichen Verbindung mit einem österreichischen Erzherzog erhofft. Es war vergebens. Der Faden, der sich einst von Wien hinüber nach der schottischen Hauptstadt spann, war von ihr selbst zerrissen worden und ließ sich nicht wieder zusammenknüpfen.

Vom Wesen der Kultur.

Von Georg Simmel.

Den Begriff der Natur umgibt eine Verwirrung, durch die es geschehen kann, daß man im Zeitalter der exakten Empirie und der mathematischen Erkenntnisideale von der „Natur" wie von einer einheitlichen Macht spricht, die die einzelnen Erscheinungen „erzeugt", die „unbedingt wahrhaftig" wäre, deren Gesetze sich Befolgung „erzwingen". Der Naturbegriff ist vielfach in die mystisch-mythologische Rolle des früheren Gottesbegriffes eingetreten. Dieser Mißbrauch scheint mir darauf begründet, daß die Natur als ein absolutes Wesen gilt, statt als eine Kategorie, unter der die Inhalte des Seins angesehen und angeordnet werden; wie diese Inhalte ein Reich der Natur bilden, so bilden sie auch ein Reich der Kunst, der Religion, der begrifflichen Systematik. Von herrschenden Begriffen aus werden gewisse Seiten der Erscheinungen, gewisse Möglichkeiten, sie zu einheitlichen Reihen zu ordnen, erfaßt, und der Begriff Natur — aus Elementen von Kausalität, Substanzen, Energien, Raum- und Zeitformen &c. bestehend — ist nur einer dieser Begriffe; er ist deshalb in seinem einheitlichen Wesen nur durch den Gegensatz oder die Beziehung zu den anderen Begriffen zu verstehen, die das gleiche Material zu jenen anderen Komplexen formen; von deren Gesamtheit wird der Bezirk unseres Lebens besetzt, das freilich nur fragmentarische und wechselnde Stücke ihrer sich aneignet und erlebt. Daß nun ein jeder derartige Komplex nur eine Betrachtungsweise und Formierung der identischen Inhalte oder eines Ausschnittes dieser Inhalte ist, nicht aber als ein absolutes Dasein sie für sich monopolisiert, steht in Wechselwirkung mit der Tatsache, daß ein jeder seinen spezifischen Sinn und seine Rechtsgrenzen erst in der Relation zu einem anderen findet; d. h. erst wenn der gleiche Inhalt der einen wie der anderen Kategorie unterstellt wird, leuchtet die Bedeutung eben dieser unzweideutig hervor. Auf diese Weise legt sich etwa erst auseinander, welche Vielheit von Begriffen der Begriff der Natur deckt. Wenn eine Religion von der Natur als dem Werk des Teufels und dem Orte der Unreinheit spricht, weil sie hier der Idee eines göttlichen Reiches gegenübersteht, so ist diese Natur etwas völlig anderes, als die Natur, die etwa ein moderner Künstler als den Inbegriff seiner Werte feiert, weil er sie irgend welchen willkürlich ausgedachten, von vor-

gefaßten Ideen abhängigen Kunstformen entgegensetzt. Die Natur, die Kant als unsere Vorstellungswelt, als das Produkt unserer Sinne und unseres Verstandes bezeichnet, ist ersichtlich etwas ganz anderes als die Natur, die die Ethik entweder als das zu Überwindende in uns, oder als das Ideal aufstellt, das unserem Handeln die Richtlinien geben müßte. Und eine neue Funktion ihrer offenbart sich, wenn ihr die Kategorie der Kultur entgegengehalten wird, die auch ihrerseits erst an diesem Gegensatz ihre Bedeutung entfaltet.

Alle Geschehensreihen, die von der menschlichen Aktivität getragen werden, können als Natur angesehen werden, d. h. als eine ursächlich bestimmte Entwicklung, in der jedes aktuelle Stadium aus der Kombination und den Spannkräften der vorangegangenen Lage verständlich sein muß. In diesem Sinne braucht auch zwischen Natur und Geschichte kein Unterschied gemacht zu werden, insofern das, was wir Geschichte nennen, rein als Ereignisverlauf betrachtet, sich in die natürlichen Zusammenhänge des Weltgeschehens und seine kausale Erkennbarkeit einstellt. Allein sobald irgend welche Inhalte dieser Reihen unter den Begriff der Kultur rücken, so verschiebt sich damit der Naturbegriff in eine engere und sozusagen lokale Bedeutung. Denn nun geht die „natürliche" Entwicklung der Reihe nur bis zu einem bestimmten Punkte, an dem sie von der kulturellen abgelöst wird. Der Holzbirnbaum trägt holzige und saure Früchte. Damit ist die Entwicklung, zu der ihn sein wildes Wachstum bringen kann, an ihr Ende gelangt. An diesem Punkte hat der menschliche Wille und Intellekt eingegriffen und den Baum durch allerhand Beeinflussungen zur Produktion der Eßbirne geführt, d. h. ihn „kultiviert". Nicht weniger denken wir uns die Entwicklung des Menschengeschlechts durch physisch-psychische Organisation, durch Vererbung und Anpassung zu bestimmten Formen und Inhalten der Existenz gelangt, an die nun erst teleologische Prozesse ansetzten, um die so vorgefundenen Energien zu einer ihren bisherigen Entwicklungsmöglichkeiten prinzipiell versagten Höhe zu führen. Der Punkt, an dem diese Ablösung der Entwicklungskräfte stattfindet, bezeichnet die Grenze des Naturzustandes gegen den Kulturzustand. Da nun aber auch dieser letzte aus seinen „natürlichen" Entstehungsbedingungen kausal abzuleiten ist, so zeigt sich erstens, daß Natur und Kultur nur zwei verschiedene Betrachtungsweisen eines und desselben Geschehens sind, zweitens, daß Natur ihrerseits hier in zwei verschiedenen Bedeutungen auftritt, einmal als der allumfassende Komplex der in kausalem Nacheinander verbundenen Erscheinungen, dann aber als eine Entwicklungsperiode eines Subjektes — nämlich diejenige, in der es die in ihm allein gelegenen Triebkräfte entfaltet, und die endet, sobald ein intelligenter, über Mittel verfügender Wille diese Kräfte aufnimmt und damit das Subjekt zu Zuständen führt, die es, jenen allein überlassen, nicht erreichen könnte.

Wenn indes der Kulturbegriff so mit dem der menschlichen Zwecktätigkeit überhaupt zusammenzufallen scheint, so bedarf dies einer Einschränkung, die sein besonderes Wesen erst bezeichnet. Wenn ein Schuljunge einem anderen ein Bein stellt, damit er hinfällt und die Kameraden lachen, so ist dies sicher eine eminent teleologische Handlung, eine Ausnutzung natürlicher Begebenheiten durch Intellekt und Willen; aber man wird sie nicht unter den Gesichtspunkt der Kultur rücken. So ruht dessen Anwendung vielmehr noch auf einer Reihe von — wenn man will:

unbewußt wirksamen — Bedingungen, die sich erst aus einer nicht ganz selbstverständlichen Analyse ergeben.

Kultivierung setzt voraus, daß etwas da sei, was sich vor ihrem Eintreten in einem nicht kultivierten — eben dem „natürlichen" — Zustand befand; und sie setzt nun weiter voraus, daß die dann eintretende Änderung dieses Subjektes irgendwie *in dessen natürlichen Strukturverhältnissen oder Triebkräften* latent sei, wenngleich nicht von diesen selbst, sondern eben nur durch die Kultur zu realisieren; daß die Kultivierung ihren Gegenstand zu dem für ihn determinierten, in der eigentlichen und wurzelhaften Tendenz seines Wesens angelegten Vollendung führe. Darum erscheint uns der Birnbaum selbst kultiviert, weil die Arbeit des Gärtners schließlich nur die in der organischen Anlage seiner Naturform schlummernden Möglichkeiten entwickelt, ihn zu der vollkommensten Entfaltung seiner eigenen Natur bringt. Wenn dagegen ein Baumstamm zu einem Segelmast verarbeitet wird, so ist auch dies sicher eine Kulturarbeit, allein keine „Kultivierung" des Baumstammes, weil die Form, zu der die Arbeit des Schiffsbauers ihn gestaltet, nicht in seiner eigenen Wesenstendenz liegt; sie wird ihm vielmehr rein von außen, von einem seinen eigenen Anlagen fremden Zwecksystem hinzugefügt. Alle Kultivierung also ist, wenn wir auf den mit dem Worte anklingenden Sinn hören, nicht nur die Entwicklung eines Wesens über die seiner bloßen Natur erreichbare Formstufe hinaus, sondern nun auch Entwicklung in der Richtung eines inneren ursprünglichen Kerns, Vollendung dieses Wesens gleichsam nach der Norm seines eigenen Sinnes, seiner tiefsten Triebrichtungen; aber diese Vollendung ist in dem Stadium, das wir das natürliche nennen und das in der rein kausalen Entfaltung der dem Wesen von vornherein innewohnenden Kräfte besteht, nicht erreichbar; sie entsteht vielmehr durch deren Zusammenwirken mit den neuen teleologischen Eingriffen, die aber in jenen Anlagerichtungen des Wesens selbst erfolgen und insoweit *seine* Kultur heißen. Daraus ergibt sich, genau genommen, daß nur der Mensch der eigentliche Gegenstand der Kultur ist; denn er ist das einzige uns bekannte Wesen, in dem von vornherein die Forderung einer Vollendung liegt; seine „Möglichkeiten" sind nicht nur die einfache Zuständlichkeit ruhender Spannkräfte oder die Reflexionen und ideellen Hinzufügungen eines Zuschauers — wie dies die vom Holzbirnbaum auszusagenden „Möglichkeiten" der Gartenbirne sind — sondern sie haben gleichsam schon eine Sprache; das, wozu die Seele sich überhaupt entwickeln kann, liegt schon in ihrem jeweiligen Zustand als etwas Drängendes, wie mit unsichtbaren Linien in sie Eingezeichnetes, es ist, wenngleich in seinem Inhalt oft undeutlich und fragmentarisch realisiert, doch ein positives Gerichtetsein; das Sollen und Können der vollen Entwicklung ist mit dem Sein der menschlichen Seele untrennbar verbunden. Nur sie enthält die Entwicklungsmöglichkeiten, deren Ziele rein in der Teleologie ihres eigenen Wesens beschlossen liegen — nur daß auch sie diese Ziele nicht durch ihr bloßes Wachstum von innen her, das wir als das natürliche bezeichnen, erreicht, sondern dazu von einem bestimmten Punkte an einer Technik, eines willensmäßigen Verfahrens bedarf. Wenn wir deshalb von „Kultivierung" niederer Organismen, der Pflanzen und Tiere sprechen, — für nicht-organische Wesen läßt schon der Sprachgebrauch diesen Begriff nicht zu — so ist dies ersichtlich nur eine Übertragung nach der Analogie, die irgendwie zwischen dem

Menschen und den anderen Organismen besteht; denn wenn auch der Zustand, zu dem die Kultur derlei Wesen führt, in ihrer Organisation angelegt und schließlich mittels ihrer Kräfte herbeigeführt ist, so liegt er doch niemals so in dem eigenen Sinne ihrer Existenz, ist in ihrem natürlichen Stadium niemals so, als eine Art Aktivität, determiniert, wie in der menschlichen Seele die Vollendung, zu der sie gelangen kann.

Nun wird aber gerade von hier aus eine neue Verengerung des Begriffes erforderlich. Wenn auch die Kultur eine Vollendung des Menschen ist, so ist keineswegs jede Vollendung seiner schon Kultur. Es gibt vielmehr Entwicklungen, die die Seele rein von innen heraus oder als ein Verhältnis zu transzendenten Mächten oder in einer unmittelbaren ethischen, erotischen, suggestiven Beziehung zu anderen Personen vollzieht, und die sich der Einstellung unter den Kulturbegriff entziehen. Religiöse Aufschwünge, sittliche Selbsthingaben, die strenge Bewahrung der Persönlichkeit für die nur ihr eigene Existenzart und Aufgabe — alles das sind Werte, die der Seele aus den Instinkten einer Genialität oder aus der Arbeit an sich selbst zuwachsen. Sie mögen durchaus jenen Begriff erfüllen: daß damit die Anlagen der Person, aus dem natürlich zu nennenden Stadium zu einem Höhepunkt entwickelt werden, der zwar in der eigensten Richtung der Person und ihrer Idee liegt, zu dem aber doch nur das Eingreifen der höchsten seelischen Energien jene Kräfte führen kann — aber doch ist der Begriff der Kultur damit nicht erfüllt. Denn zu diesem gehört nun noch: daß der Mensch in eine solche Entwicklung etwas, das ihm äußerlich ist, einbezieht. Gewiß ist Kultiviertheit ein Zustand der Seele, allein ein solcher, der auf dem Wege über die Ausnutzung zweckmäßig geformter Objekte erreicht wird. Diese Äußerlichkeit und Objektivität braucht nicht nur im räumlichen Sinn verstanden zu werden. Die Formen des Benehmens etwa, die Feinheit des Geschmackes, die sich in Urteilen offenbart, die Bildung des sittlichen Taktes, die den Einzelnen zu einem erfreulichen Mitglied der Gesellschaft macht — dies alles sind Kulturformationen, die die Vollendung des Einzelnen über reale und ideale Gebiete jenseits seiner selbst führen, diese bleibt hier nicht ein rein immanenter Prozeß, sondern vollzieht sich in einer einzigartigen Ausgleichung und teleologischen Verwebung zwischen Subjekt und Objekt. Wo keine Einbeziehung eines objektiven Gebildes in den Entwicklungsprozeß der subjektiven Seele vorliegt, wo sie nicht über ein solches, als über ein Mittel und Stadium ihrer Vollendung, zu sich selbst zurückkehrt, mag sie Werte des höchsten Ranges in sich oder außer sich realisieren, aber es ist nicht der Weg der Kultur in deren spezifischem Sinne, den sie zurücklegt. Daher begreifen wir aber auch, daß sehr innerliche Naturen, die jeden Umweg der Seele über ein Außerhalb-ihrer auf dem Suchen nach ihrer eigenen Vollendung perhorreszieren, einen Haß auf die Kultur haben können.

Diese notwendige Zweiheit der Elemente zeigt der Kulturbegriff nicht weniger von der Seite des Objekts her. Wir sind gewohnt, die großen Reihen der künstlerischen und der sittlichen, der wissenschaftlichen und der wirtschaftlichen Produktion ohne weiteres als Kulturwerte zu bezeichnen. Mag sein, daß sie es durchgehend sind; aber keineswegs sind sie es ihrer rein sachlichen, sozusagen autochthonen Bedeutung nach, und keineswegs ist die Kulturbedeutung des einzelnen Produktes genau derjenigen entsprechend, die es innerhalb seiner eigenen, durch seinen Sachbegriff, sein Sachideal bestimmten Reihe einnimmt. Ein Kunstwerk etwa untersteht

ganz anderen Rangierungen und Normierungen, wenn es innerhalb der kunstgeschichtlichen oder der ästhetischen Reihe und Kategorie betrachtet wird, als wenn sein Kulturwert in Frage steht. Während jede jener großen Reihen einerseits als Endzweck gelten kann, so daß jedes einzelne Produkt in ihnen einen mit seinem unmittelbaren Genossenwerden und Sichbewähren erwiesenen Wert darstellt, kann alles dies anderseits in die Kulturreihe eingestellt, d. h. auf seine Bedeutung für die Gesamtentwicklung der einzelnen Individuen und ihrer Summe hin angesehen werden. Auf ihrem eigenen Boden stehend, sträuben sich all diese Werte gegen die Unterbringung in die Kulturreihe: das Kunstwerk fragt nur nach seiner Vollendung an dem Maßstab rein künstlerischer Forderungen, die wissenschaftliche Forschung nur nach der Richtigkeit ihrer Ergebnisse, das wirtschaftliche Produkt nur nach seiner zweckdienlichsten Herstellung und seiner einträglichsten Verwertung. Mit alledem werden innere und äußere Gebilde über das Maß ihrer „natürlichen" Entwicklung hinaus zu einer teleologischen geführt und gewinnen dadurch freilich die Möglichkeit, als Kulturwerte zu funktionieren. Aber auf ihre autonome Sachlichkeit hin angesehen, sind sie das noch nicht, sondern unterstehen Idealen und Normen, die nur von ihrem objektiven Inhalt, aber nicht von den Forderungen jenes einheitlichen, zentralen Punktes der Persönlichkeit hergenommen sind. Was sie für die Entwicklung dieser, d. h. als Kulturwerte leisten, ist eine weitere Frage, und die Höhe, die sie unter der Voraussetzung dieser letzteren einnehmen, fällt darum keineswegs mit der zusammen, die jene Forderungen der spezifischen, nur je eine sachlich bestimmte Seite unseres Wesens betreffenden Interessen stellen. Sie mögen unseren Einzelzwecken noch so vortrefflich dienen — darum kann ihr Ertrag für unsere Gesamtexistenz, für den nach Entwicklung ringenden Quellpunkt unseres Ich überhaupt sehr gering sein; und umgekehrt, sie können sachlich, technisch, vom Blickpunkt der spezifischen Wesensprovinz aus unvollkommen und wenig bedeutsam sein, aber doch gerade das leisten, was unser Sein für die Harmonie seiner Bestandteile, für seine geheimnisvolle Einheit jenseits aller seiner Spezialbedürfnisse und -Kräfte gerade bedarf. Denn wie sich „Einheit" überhaupt für uns nur als Wechselwirkung und dynamisches Ineinanderweben, Zusammenhang, Ausgleichung einer Vielheit darbietet, so ist jener Einheitspunkt in uns, dessen innere Bedeutung und Kraft sich im Kulturprozeß durch die Einbeziehung gesteigerter und vollendeter Objekte vollendet, explizite ausgedrückt dieses: daß unsere einzelnen Wesensseiten in enger Wechselwirkung stehen, jede die anderen tragend und von ihnen getragen, ihre Lebendigkeiten harmonisch ausgleichend und austauschend. Deshalb sind wir noch nicht kultiviert, weil wir dieses oder jenes können oder wissen, deshalb ist das Spezialistentum, so hoch es seine objektiven Inhalte ausbilden möge, noch nicht Kultur — sondern diese entsteht erst, wenn jene einseitigen Perfektionen sich in die Gesamtlage der Seele einordnen, wenn sie Unstimmigkeiten unter deren Elementen dadurch, daß sie alle auf eine höhere Stufe heben, ausgleichen, kurz, wenn sie das ganze als Einheit vollenden helfen. So darf der Maßstab, der jeder unserer Leistungen oder Rezeptivitäten unter den Kategorien ihrer sachlichen, speziellen Reihe ihren Rang bestimmt, nicht mit dem anderen verwechselt werden, der eben dieselben Inhalte unter der Kategorie der Kultur, d. h. als Entwicklung unserer inneren Totalität beurteilen läßt.

Angesichts dieser Scheidung wird die paradoxe Tatsache deutlich, daß gerade den allerhöchsten Leistungen verschiedener Gebiete gegenüber, namentlich denen persönlicher Art: in der Kunst, der Religion, der Spekulation — der Gesichtspunkt ihres **Kulturwertes** verhältnismäßig zurücktritt. Die eindrucksmächtigsten Werke und Gedanken halten uns so kräftig an dem fest, was sie an und für sich, innerhalb ihres eigensten Gebietes und gemessen am unmittelbaren Maßstabe ihres Inhaltes sind, daß ihre Kulturbedeutung dadurch überdeckt wird, daß sie sich gleichsam weigern, in jene Kooperation mit anderen in der Richtung unseres allgemeinen Wesens einzutreten; sie sind zu sehr Herr innerhalb ihrer Provinz, um sich der Kategorie des Dienens zu fügen, unter die sie als Kulturfaktoren, als Mittel für die Bildung einer seelischen Gesamteinheit, treten müßten. Dies wird ersichtlich jenen Kulturprodukten gegenüber am entschiedensten sein, aus denen unmittelbar ein persönliches Leben zu dem Aufnehmenden spricht. Je getrennter ein Produkt von der subjektiven Seelenhaftigkeit seines Schöpfer's ist, je mehr es in eine objektive, für sich geltende Ordnung eingestellt ist, desto spezifischer ist seine **kulturelle** Bedeutung, desto geeigneter ist es, als ein allgemeines Mittel in die Ausbildung vieler individueller Seelen einbezogen zu werden. Es verhält sich damit, wie mit dem „Stil" eines Kunstwerkes. Das ganz große Kunstwerk, in dem eine souveräne Seele einen nur ihr eigenen Ausdruck gefunden hat, pflegen wir kaum nach seinem Stil zu fragen; denn dieser ist eine **allgemeine** Ausdrucksart, vielen Äußerungen gemeinsam, eine von ihrem jeweiligen Inhalt ideell trennbare Form; in dem höchsten Kunstwerk aber ist das allgemeine Fundament und die besondere Ausgestaltung eine einheitliche Offenbarung, in der das, was sie mit anderen teilt, für den Eindruck völlig zurücktritt, es fordert als ein völlig für sich Seiendes, nicht als das Beispiel eines allgemeinen Stilgesetzes aufgenommen zu werden. Und ebenso findet das ganz Große und ganz Persönliche überhaupt, so erheblich seine Kultureinwirkung auch tatsächlich sein mag, doch unter dieser Kategorie nicht seine bedeutsamste, seinen Wert am meisten akzentuierende Stelle; diese bietet sich vielmehr den ihrem inneren Wesen nach allgemeineren, unpersönlicheren Leistungen an, die in größere Distanz vom Subjekt hin objektiviert sind und sich damit gewissermaßen „selbstloser" zu Stationen der seelischen Entwicklungen hergeben.

Indem die Kultur so die Lebensinhalte in einen in unvergleichlicher Weise geschürzten Knotenpunkt von Subjekt und Objekt stellt, ergibt sich das Recht zu zwei Bedeutungen ihres Begriffes. Als die objektive Kultur kann man die Dinge in jener Ausarbeitung, Steigerung, Vollendung bezeichnen, mit der sie die Seele zu deren eigener Vollendung führen oder die Wegstrecken darstellen, die der Einzelne oder die Gesamtheit auf dem Wege zu einem erhöhten Dasein durchläuft. Unter subjektiver Kultur aber verstehe ich das so erreichte Entwicklungsmaß der Personen — so daß objektive und subjektive Kultur nur in einem übertragenen Sinn der ersteren koordinierte Begriffe sind: indem man nämlich die Dinge mit einem selbständigen Triebe zu einer Perfektion ausstattet, mit einer Idee, zu einer Entwicklung jenseits ihrer bloß natürlichen aufsteigen zu sollen; wobei dann die menschliche Kraft, die dies bewirkt, gewissermaßen als ihr Mittel dazu vorgestellt wird. Spricht man von einer Kultiviertheit der Dinge, der Sachgehalte des Lebens, so kehrt man die Ordnung des eigentlichen, im Menschen sich abspielenden Kulturprozesses um; man

schafft diesem ein Gleichnis, indem man nun die Entwicklung der Sachen, als wäre sie ein an sich teleologisches Geschehen, in ein natürliches und ein kultiviertes Stadium teilt, und das letztere, als ein selbstgenugsames und definitives, durch den Eingriff des menschlichen Tuns, als eines Trägers oder einer Wegstrecke dieses Aufsteigens, hindurchgehen läßt.

Im genaueren Sinne aber sind die beiden Anwendungen des Kulturbegriffes keineswegs einander analog, sondern die subjektive Kultur ist der dominierende Endzweck, und ihr Maß ist das Maß des Anteilhabens des seelischen Lebensprozesses an jenen objektiven Gütern oder Vollkommenheiten. Ersichtlich kann es keine subjektive Kultur ohne objektive geben, weil eine Entwicklung oder ein Zustand des Subjekts eben nur dadurch Kultur ist, daß er so bearbeitete Objekte in seinen Weg einbezieht. Dagegen kann die objektive Kultur eine, zwar nicht vollständige, aber relativ erhebliche Selbständigkeit der subjektiven gegenüber gewinnen, indem „kultivierte“ d. h., ihrem Sinn nach, kultivierende Objekte geschaffen werden, deren Bedeutung nach dieser Richtung hin nur unvollkommen von Subjekten ausgenutzt wird. Gerade in sehr entwickelten und arbeitsteiligen Epochen wachsen die Kulturerrungenschaften zu einem gleichsam für sich bestehenden Reiche aus und zusammen, die Dinge werden vollendeter, geistiger, gewissermaßen einer innerlich sachlichen Logik der Zweckmäßigkeit immer fügsamer folgend, ohne daß die definitive Kultivierung, die der Subjekte, sich in demselben Maße steigerte, oder auch angesichts der ungeheuren Ausdehnung jenes objektiven, an unzählige Arbeiter verteilten Gebietes der Dinge auch nur steigern könnte. Zum Mindesten geht die geschichtliche Entwicklung darauf, die sachlich schöpferische Kulturleistung von dem gesamten Kulturstand der Individuen mehr und mehr zu differenzieren. Die Dissonanzen des modernen Lebens — insbesondere das, was sich als Steigerung der Technik jedes Gebietes und als gleichzeitige tiefe Unbefriedigung an ihr darstellt — entspringen zum großen Teil daraus, daß zwar die Dinge immer kultivierter werden, die Menschen aber nur in geringerem Maße imstande sind, aus der Vollendung der Objekte eine Vollendung des subjektiven Lebens zu gewinnen.

Friedrich Hebbel an Adam Oehlenschläger.

Ungedruckte Briefe, aufgefunden und mitgeteilt von Karl Behrens (Kopenhagen).

Mit Einleitung und Anmerkungen von Richard Maria Werner (Lemberg).

Mit seiner „Judith“ hatte Hebbel die allgemeinste Aufmerksamkeit erregt, ein Band „Gedichte“ war gefolgt und eine neue Tragödie „Genoveva“ wurde ausgegeben, als er nach Kopenhagen fuhr, um dort von „seinem“ König Christian VIII. eine Professur der Ästhetik in Kiel zu erbitten. Schon unterwegs in Kiel selbst sah er, daß wenig Aussichten vorhanden seien, und dachte nun an eine Dozentur, schließlich an ein Reisestipendium, das er auch erhielt. Vielleicht wäre ihm auch dieses nicht zuteil geworden, wenn sich nicht der größte damals lebende dänische Dichter Adam Oehlenschläger energisch für ihn eingesetzt und einen Brief an den König in seinem Interesse geschrieben hätte. Der 63jährige berühmte Mann, Staats-

rat, Ritter hoher Orden, Professor, der Stolz des Nordens, nahm sich überhaupt des 29jährigen Dithmarschen auf das freundlichste an, erwies ihm und seinem dichterischen Talent eine Teilnahme, die ihn wie Hebbel ehrte, weil Alter und Jugend vielfach ganz entgegengesetzte Ansichten hegten und daraus kein Hehl machten. Dem Vertreter einer schwindenden Epoche imponierte die Kraft, das Genie und die Persönlichkeit des jüngeren Dichtergenossen, und dieser „kommende Mann" verehrte in Oehlenschläger die liebenswürdige gütige Natur, den freundlichen Menschen, den rührend pietätvollen Anhänger Goethes und Tiecks. So verband die beiden Ungleichaltrigen wirkliche Freundschaft, da Hebbel nach schweren, leidenreichen vier Wintermonaten von Kopenhagen und Oehlenschläger Abschied nahm, und ein Briefwechsel war die Folge. Leider entzogen sich bisher Hebbels Briefe unserer Kenntnis, trotzdem sich auf meine Bitte verschiedene Herren in Dänemark um sie Mühe gegeben hatten; erst jetzt gelang es dem dänischen Biographen Hebbels und Grabbes, Karl Behrens, von Adam Oehlenschlägers Schwiegertochter, geborenen Quell, die Erlaubnis zu bekommen, in den nachgelassenen Papieren, aus denen C. L. Mynster 1879 zur Feier des hundertsten Geburtstags „Breve fra og til ham" geschöpft hatte, Nachschau zu halten, wobei er die nachstehenden drei Briefe Hebbels fand. Er bemerkt mit Recht, daß sie als „bedeutungsvolle Beiträge zu Hebbels Biographie in den Jahren 1843 bis 1846" deutsche Leser sehr interessieren würden und sandte sie deshalb an mich zur Veröffentlichung in einer deutschen Zeitschrift, indem er mich zugleich ermächtigte, seine Mitteilung mit einigen erläuternden Worten zu begleiten.

Hebbel hat freilich weit mehr Briefe an Oehlenschläger gerichtet als diese drei; in meiner Ausgabe findet sich ein Verzeichnis von sieben Briefen, deren Abfassung sich nachweisen läßt; wir ersehen aus dem zweiten der hier abgedruckten Briefe, daß mindestens noch zwei weitere vorhanden sind. Zuerst hatte sich Hebbel noch aus Wesselbrunn an Oehlenschläger gewendet, als er Verschiedenes versuchte, um sich von den Fesseln seiner niedrigen und widrigen Lage zu befreien, aber dieses Schreiben vom 18. Januar 1834 ist wahrscheinlich niemals an den Adressaten gelangt, sondern von dem Mittelsmanne, dem Jugendfreunde Hebbels, der in Kopenhagen studierte, Schacht, wohl zurückgehalten worden. Auch ein Brief aus Hamburg, Mitte April 1840 geschrieben, wegen des Doktorates hat sich nur zum Teile in Hebbels Abschrift erhalten; verloren ist das Kopenhagener Billet vom 23. März 1843, das Hebbel in einem Briefe an Elise Lensing erwähnt.

Bald nach seinem Wiedereintreffen in Hamburg, wahrscheinlich anfangs Mai 1843, muß Hebbel für die Aufnahme bei Oehlenschläger gedankt haben, doch ist nur die sofortige Antwort Oehlenschlägers vom 18. Mai 1843 erhalten; aus dem nächsten Brief, vom 31. Juli 1843, den jetzt Behrens mitteilt, waren bisher nur zwei Sätze bekannt, die Hebbel in seinem Tagebuch abschrieb, nur der eine als Zitat ausdrücklich bezeichnet, der andere als solches von mir vermutet. Dieser Brief mit der Adresse: „Sr. Hochwohlgeboren dem Herrn Etatsrat Oehlenschläger, Prof., Ritter von Dannebrog pp. in Copenhagen. Frei" lautet:

Verehrungswürdigster Freund!

Wenn ich nicht an Sie, sondern an irgend eine andere Person, zu schreiben hätte, so würde ich dem weißen Bogen, den ich eben ergriff, mit einem schaamrothen Sündergesicht gegenüber sitzen. Sie antworteten mir auf meinen Brief so-

gleich, Sie schickten mir die wärmsten, herzlichsten, theilnahmsvollsten Zeilen und ich zögerte zwei Monate, Ihnen meine Freude über den Empfang derselben auszusprechen. Doch, ich kenne Sie und Sie kennen mich, und so halte ich mich bei allgemeinen Entschuldigungen nicht auf, sondern nenne Ihnen offen und ehrlich den Grund meines Stillschweigens, der allerdings ein wenig egoistisch war. Ich wurde bald nach Absendung meines ersten Briefes in Folge einer kleinen Unvorsichtigkeit wieder bedeutend krank, so daß ich bei dem kalten, regnerischen Wetter fast 6 Wochen das Haus hüten mußte. Dies wollte ich Ihnen nicht sagen, und das war verzeihlich, denn ich hatte Ihnen in Copenhagen genug vorgejammert. Und später, nachdem die kalten Bäder, die ich gezwungenermaßen und, da sie mir Anfangs nicht zu bekommen schienen, gegen meine Überzeugung nahm, gut zu wirken anfingen, wollte ich nicht mit leeren Händen vor Ihnen erscheinen. Das war lächerlich und es war mehr als das, es war egoistisch, denn Verpflichtungen, welche Freundschaft und Liebe auflegen, sind zu heilig, als daß man Beweisen der Dankbarkeit, wenn sie sich nicht von selbst darbieten, nachjagen dürfte.* Ich wollte ihnen erst wieder schreiben, wenn ich Ihnen Orwarodds** Verleger nennen und Ihnen einen Kranz von Gedichten, den ich dem „Vaterland", einem in Darmstadt erscheinenden, stark gelesenen Blatt, mit einer Widmung an Sie mitgetheilt habe, übersenden könnte.*** Aber ein Verleger hat sich noch nicht gefunden und die Nummer des Blatts läßt sich noch immer erwarten, und so bleibt mir Nichts übrig, als Ihnen meine Schuld reuig zu bekennen, die Sie mir, wie ich hoffe, trotz des selbstsüchtigen Grundes, aus dem sie hervorging, verzeihen werden. Auch das kam hinzu, daß es mir peinlich war, noch immer in Hamburg vor Anker zu liegen und über meine Abreise noch Nichts festsetzen zu können. Als ob das Genesen wollen vom Willen des Menschen abhängig wäre!†

Jetzt steht es Gott Lob mit meiner Gesundheit gut. Zwar ist noch immer ein Rest des Uebels vorhanden, und der wird sich, wie mein Arzt mir sagt, auch erst in Jahren verlieren, aber er ist nicht mehr mit Schmerzen und Unbequemlichkeiten verbunden, er fordert bloß zur Vorsicht auf. Ich hatte mich so eingerichtet, im Anfang des jetzt fast verstrichenen July-Monats nach Berlin abzureisen, da erhielt ich ein Paquet aus Copenhagen, das Möller mir sandte, und darin eine wüthende Diatribe von dem Herrn Professor Heiberg. Fast war ich unentschlossen, was ich thun solle, ob sich Schweigen oder Reden am Besten gezieme, und hätte ich Sie nicht in Norwegen gewußt, so würde ich Sie um Ihren Rath gefragt haben. Zuletzt schien mir jedoch, daß ich antworten müsse. Die Rücksicht auf mich selbst hatte den geringsten Antheil an meinem Entschluß, denn wenn ich auch durch den Artikel um den Credit gekommen wäre, so hätte ich nötigen-

* Dieser Satz von „Verpflichtungen" war im Tagebuch II, Nr. 2735.

** Gemeint ist Oehlenschlägers „Oerwarodd", für den der Dichter einen deutschen Verleger suchte, da er mit Max in Breslau nicht zufrieden war; man vgl. den Brief Oehlenschlägers an Hebbel vom 18. Mai 1843 in meiner Ausgabe II, S. 368 f.

*** „Reise-Gedichte, dem edlen Oehlenschläger in verehrender Freundschaft gewidmet", erschienen in S. Dallers Zeitschrift „Das Vaterland". Darmstadt 3. und 4. Juli 1843.

† Vgl. „Maria Magdalena" 2. Akt (2. S. 39, 27), wo Klara ihrem Vater sagt: „Werd' Er doch wieder ruhig!" Und dieser erwidert: „Werd' Er doch wieder gesund! Warum ist Er krank!" usw. Hebbel dichtete damals an diesem Drama.

falls mit baarer Münze ausreichen zu können gehofft. Noch weniger konnte mich die innere Bedeutung dieses kritischen Angriffes zum persönlichen Hervortreten bestimmen, denn der edle Gegner bringt lauter Sophismen vor, die auch ein Anderer, als ein Oedip, durchschaut. Aber ich glaubte den Moment, worin Professor Heibergs Aufsatz erschien, und der freilich, um mir zu schaden, gut gewählt war, eine Erwiederung schuldig zu seyn; wenn ich in demselben Augenblick, wo der König mich auf Reisen schickte, einen philosophisch-kritischen Banquerott gemacht hätte, so wäre ja eigentlich nicht ich allein blamirt. Noch weit mehr bestimmte mich mein Gefühl für Sie. Sie haben mir Ihr Vertrauen, Ihre Freundschaft geschenkt; ich mußte zeigen, daß ich dessen nicht unwürdig bin, daß ich nicht zu den Schwätzern gehöre, die den Salon mit Geräusch erfüllen und davon laufen, wenn sie irgendwo ein blankes Eisen — sey es nun das Ehrenschwert eines Ritters, oder der Dolch eines Banditen — erblicken. Ich habe mich also an die mir sehr verhaßte Arbeit des Polemisirens gemacht und eine bis in's Einzelnste gehende Rechtfertigung meiner Ansichten verfaßt, von der heute morgen das letzte Blatt in die Presse wanderte* und die allernächstens bei Hoffmann et Campe als Brochüre an's Licht treten wird. Der Sieg kann gar nicht zweifelhaft seyn, denn die Wahrheit ist auf meiner Seite und so viel Geist, wie Herr Prof. Heiberg, habe ich allenfalls auch aufzuwenden. Ob er jedoch in sich gehen und still schweigen, oder ob er fortfahren und aus dem von vorn herein angenommenen hohen Ton bis in die Branntweinfistel hinauf gerathen wird, das hängt davon ab, ob er nobel ist, oder nicht. Die Ungezogenheiten und unbemessenen Ausdrücke, deren er sich dies erste Mal bedient hat, geben freilich nicht viel Hoffnung, aber vielleicht hat er mich zu wenig gekannt. Jetzt wird er mich kennen lernen.

Meine Brochüre ist ein kleines Werk geworden, sie hat mir aber auch viel schöne Zeit weggenommen, denn ich kann dergleichen erträglich gut, nur nicht rasch schreiben. Dennoch ist es mir nicht ganz unlieb, daß diese Angelegenheit mich abgehalten hat, meine Reise nach Berlin anzutreten. Denken Sie sich, wenn ich gereiset wäre, so würde ich zu derselben Zeit in Berlin eingetroffen seyn, wo die Madame Crelinger** Hamburg besucht hätte. Das wäre ein schöner Aerger gewesen. So habe ich es doch wenigstens hier erfahren, daß in Berlin für mich Nichts auszurichten ist. Ich bin ein „großes Talent“ voll „Tiefsinn“ und „Schöpfungskraft“, aber ich eigne mich nicht für die Bühne, auf die gehört bloß Madame Birchpfeiffer, die erste Muse, die ja vermuthlich mit den übrigen acht, die noch fehlen, nach und nach in die Wochen kommen wird. Es sieht in Deutschland jetzt überhaupt eigen aus. Die Buchhändler fragen bei Dichtungen nicht mehr, ob sie tief und schön sind, sie fragen, ob sie politisch sind. Die Mode wird vorübergehen, es ist kein Zweifel, denn die Leute, die sie mit machen, können sie nicht erhalten, aber das soll man abwarten, oder vielmehr, man

* Vgl. Tagebuch II, Nr. 2737: „D. 31. July [1843] meine Erwiederung gegen Prof. Heiberg geschlossen.“ Die Schrift „Mein Wort über das Drama!“ erschien dann im August 1843 bei Hoffmann & Campe.

** Die bekannte Tragödin Stich-Crelinger, durch deren Vermittlung die „Judith“ zuerst am Berliner Hoftheater aufgeführt worden war. Hebbels Briefe an sie, aus denen er einzelne wichtige Stellen seinem Tagebuch einverleibte, sind nicht aufzufinden gewesen.

soll, so viel an Einem liegt, dafür thätig seyn, daß Wahrheit und Schönheit wieder in ihre Rechte eingesetzt werden. Ich habe zu diesem Zweck kürzlich den Prolog meines Lustspiels in's Morgenblatt gegeben.* Er geißelt namentlich das hohle Politisiren miserabler Poeten und wird ohne Zweifel Anstoß erregen. Doch das soll er eben. Ich bin gewiß für die Sache des Fortschritts, aber diese Menschen, die Natur und Geschichte ignoriren und mit ihren Forderungen über alle Möglichkeit hinausgehen, sind mir in innerster Seele zuwider. Nicht ihre literarischen Erfolge mißgönne ich ihnen, denn denen folgt sehr bald die ironische Strafe, die gerade darin besteht, daß ein Affe, der auf den Schild gehoben wird, Nichts davon hat, als daß die Menge, unter der er bisher als Mensch so mit lief, nun seinen Schwanz bemerkt** und ihn mit Füßen tritt; aber sie schaden, sie karrikiren das Heiligste.

Nun mir meiner Krankheit wegen so viel Zeit in Hamburg zwischen den Fingern durchgelaufen ist, habe ich mir einen anderen Reiseplan gemacht. Ich will in Deutschland nicht erst hin und her ziehen, sondern sogleich in's Ausland gehen. Zunächst nach Paris. Sie riethen mir das gleich, ich zog Italien vor, aber es ist vernünftiger, daß ich auf der halben Station inne halte und mich auf das weitere Ziel mehr vorbereite. Ich werde dann in 14 Tagen, spätestens 3 Wochen, abreisen und den Weg über London nehmen. Ich kann es, da sich hier so viele Gelegenheiten darbieten, für das nämliche Geld haben, als ob ich über Havre ginge, und ziehe nun natürlich den Anblick der Weltstadt und den, wenn auch flüchtigen, Einblick in dieselbe vor.*** In Paris habe ich — in St. Germain — bereits Logis, rue des Ursulines. Ich darf nicht hoffen, daß ich, da Sie in Norwegen sind, noch vor meiner Abreise ein Paar Zeilen von Ihrer Hand empfangen werde. Jedenfalls würden dieselben, wenn Sie sie unter meiner alten Adresse (Vorstadt Sct. Georg, Langereihe No. 5) schickten, mir auch in Paris zu Händen kommen, und ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß es mir, von allem Uebrigen abgesehen, außerordentlich daran liegt, Ihre Ansicht der Heibergschen Angelegenheit zu erfahren. Freilich bin ich von vorn herein überzeugt, daß auch Sie eine Erwiederung für nothwendig gehalten haben. Sie werden bei Ihrer Rückkunft zwei Exemplare vorfinden, und sobald ich in Paris bin und mich ein wenig eingerichtet habe, werde ich Ihnen meine Reise-Erlebnisse und meine nähere Adresse mittheilen. An Dankwart und Collin † werde ich meine Brochüre senden. Der König hat mir Erlaubniß gegeben, ihm meine literarischen Productionen vorzulegen; ich glaube aber diese mir zu meiner Nothwehr

* Der Prolog zum „Diamanten", welches Lustspiel Hebbel bei Oehlenschläger vorgelesen hatte, erschien im (Stuttgarter) „Morgenblatt für gebildete Leser" 1. bis 5. Juli 1843.

** Vgl. Tagebuch II, Nr. 2736 nicht als Zitat aus dem Briefe: „Wenn ein Affe auf den Schild gehoben wird, was hat er davon? Nichts, als daß die Menge, die ihn erhob, jetzt seinen Schwanz gewahrt, indeß er vielleicht bisher als Mensch so mit lief." Als Sprichwort erwähnt im 17. Jahrhundert H. A. Freiherr von Abschatz: „Je höher der Affe die Leiter ansteigt, je mehr er die Blöße des Hintersten zeigt."

*** Er fuhr dann aber am 8. September 1843 doch über Havre und sah London erst 1862 aus Anlaß der Weltausstellung.

† Zwei Konferenzräte in Kopenhagen, die Hebbel bei der Bewerbung um das Reisestipendium unterstützten und ihm überhaupt freundlichst entgegenkamen.

abgedrungene zurückhalten zu müssen, obgleich es mir, falls er den Heibergschen Angriff gelesen haben sollte, sehr unlieb seyn müßte, wenn ihm meine Widerlegung gar nicht zu Gesicht käme, um so mehr, als Heiberg sich nicht entblödet, an einer Stelle (wo von dem Gutzkowschen Patkul die Rede ist) den versteckten Denuncianten zu spielen.* Es scheint mir aber trotz alledem unschicklich, die Majestät mit einer Streitschrift zu behelligen, obgleich dieselbe in alle Wege mit Würde und Mäßigung abgefaßt ist. Hierüber namentlich wäre mir Ihre Ansicht unschätzbar. Gleich darf ich sie nicht erwarten, aber auch später noch wäre sie mir willkommen.

Wegen Orwarodd** habe ich zunächst mit Campe gesprochen. Natürlich so, daß ich sagte: Sie hätten vielleicht, ich wüßte es freilich nicht mit Bestimmtheit, ein deutsches Werk. Er antwortete mir wörtlich: jeder Buchhändler würde gewiß mit Vergnügen einen Artikel von Ihnen annehmen, wenn nicht gerade Max Anstoß gäbe. Aber augenblicklich würde kein Werk abgesetzt und wenn einmal die sämmtlichen Schriften eines Autors erschienen wären, so würde ein Separatwerk, das bei einem anderen Verleger, als dem der omn. op. an's Licht getreten sey, übersehen. Es heiße: wer hat Oehlenschläger? Die Antwort laute in jedem Buchladen: Max! und Keiner füge hinzu: das und das von Oehlenschläger ist bei dem und dem erschienen. Er führte mir Heine als Beispiel an, von dessen Tragödien*** noch immer nicht die erste Auflage vergriffen sey, während die übrigen Sachen reißend abgingen; bloß deshalb, weil nicht er als Haupt-Verleger Heines, auch die Tragödien besäße. — Daran scheint mir nun allerdings etwas zu seyn. Er erbot sich, ganz im Stillen bei Max anzufragen, da ich ihm gesagt hatte, daß ich Ihnen, ohne von Ihnen Auftrag empfangen zu haben, eine kleine Mühe abzunehmen wünschte; das lehnte ich aber ab. Nach Berlin komme ich nun freilich nicht persönlich, aber ich habe dort einen alten Freund,† der seit 40 Jahren Berliner Bürger und ein höchst respektabler Mann ist. Der wird ohne Zweifel wenigstens eben so viel ausrichten, als ich selbst, und sobald ich von ihm (er kennt die meisten Buchhändler und Gelehrten persönlich, auch hatte ich gleich an seine Mitwirkung gedacht) ein Resultat habe, werde ich es Ihnen von Paris aus mittheilen; vielleicht auch noch einen anderen Vorschlag.

Nun leben Sie herzlich wohl, mein verehrtester Freund, grüßen Sie Ihren Sohn von mir, und bewahren Sie mir, wenn Sie mir auch erst später antworten, ein warmes Andenken!

Hamburg, d. 31. July 1843.

Ihr aufrichtigste[r Fre]und und Verehrer
Friedrich Hebbel.

* Man findet die Stelle nach Hebbels Übersetzung in der historisch-kritischen Ausgabe XI, S. 434.

** „Oerwarodd, das Heldenkind, ein nordisches Märchen", erschien dann 1847 bei Fleischer in Leipzig.

*** Tragödien nebst einem lyrischen Intermezzo" waren 1823 in Berlin bei Dümmler erschienen.

† Gemeint ist wohl Kisting, der auch für Hebbels „Maria Magdalena" als Vermittler wirkte; die Briefe an ihn sind nicht erhalten.

Auf diesen Brief konnte Oehlenschläger nicht sofort antworten, da er sich in Norwegen aufhielt. Hebbel reiste im September 1843 nach Paris ab, wo er aber eigentlich erst am 1. Oktober eintraf, denn der Landaufenthalt in St. Germain en Laye zählt nicht mit. Er hatte die Absicht, sofort an Oehlenschläger zu schreiben, ob er nicht im Frühling nach Hamburg zurückkehren und statt nach Italien zu reisen in Deutschland bleiben könne, dabei sollte Oehlenschläger seine „ganze Lage" erfahren. Da traf als Einschluß eines Briefes von Elise die Antwort Oehlenschlägers ein, sie ist leider nicht erhalten; Hebbel wollte sie nicht recht gefallen: „es steht ein wenig viel zwischen den Zeilen," schreibt er am 3. Oktober Elise. „Ich bin überzeugt, der Punkt ist da, wo dies Verhältnis sich umbiegt. Es wird schon kommen, wenn einmal ein genialer Kunstrichter eine Abhandlung über meine Werke schreibt!" Hast du das nicht verstanden? Die Verehrung, die ich ihm als Menschen zolle, kann ich doch unmöglich auf den Dichter übertragen; noch weniger kann ich meine Dankbarkeit auf Kosten der Wahrheit darlegen, meine Schuld aus fremdem Beutel bezahlen. Gott weiß, was ich darum geben würde, wenn ich ihm einen Verleger zu verschaffen wüßte, aber ihn öffentlich von ganz Deutschland als großen Tragiker proklamieren, das kann ich nicht! Eine Verständigung ist nicht möglich, es schmerzt mich tief, denn er mag sich in Zukunft gegen mich stellen, wie er will, ich werde ihn bis an meinen Tod lieben und hochschätzen. Es ist eine Schwäche von ihm, daß er in Deutschland eben so viel Anerkennung verlangt, als in Dänemark, aber sie ist verzeihlich bei dem großen Erfolg, den er im Norden gehabt hat. Der hat ihm das Urtheil über sich selbst verrückt."

Der geplante Brief blieb vorerst ungeschrieben und nun traf Hebbel das furchtbare Unglück mit seinem Söhnchen Max, dessen Tod ihn dem Wahnsinn nahe brachte. Die Sorge um die Mutter des Kindes ließ ihn eine Zeit sich selbst völlig vergessen: er war entschlossen, sie zu heiraten und dadurch endgültig den Bund mit der kleinlichen Welt zu schließen, die er gerade damals durch seine Tragödie „Maria Magdalena" innerlich überwand. Aber noch schwankten die Entschlüsse: sollte er nach Deutschland zurückkehren oder Elise nach Paris kommen lassen? Er sah die Gefahr voraus, daß man ihm in Kopenhagen den Weiterbezug des Reisestipendiums versagen könne, wenn er statt zu reisen sich in Hamburg oder Berlin festsetze; darum entschloß er sich endlich zwischen dem 11. und 16. November 1843, Oehlenschläger um Rat zu fragen. „Ich habe ihn," so schreibt er über diesen Brief an Elise, „halb in meine Verhältnisse hineinschauen lassen. Ich fürchte, ich fürchte, Ihr irrt Euch in ihm! Er ist und bleibt ein vortrefflicher Mann, aber, aber — sein letzter Brief bedarf keines Kommentars. Seine Antwort wird das Nähere lehren." Hebbels Schreiben ist verloren, nur ein einziger Satz „über die politische Dichterei" erhalten, wohl aber können wir uns aus Oehlenschlägers Beantwortung ein Bild dessen gestalten, was ihm Hebbel anvertraute. Ich teile sie nach dem mit Antiquabuchstaben geschriebenen Originale genauer mit, als Bamberg im Briefwechsel I, S. 244 f. tat.

Kopenhagen, den 15. Dezember 1843.

Mein edler Freund!

Verzeihen Sie, daß ich Ihren lieben Brief nicht gleich beantwortet habe; ich glaubte, Sie brauchten den König nicht um Erlaubniß zu bitten, ihm das

Drama zu dediciren;* jetzt höre ich aber, daß es doch so seyn muß. Im Grunde ist es ja auch recht gut, daß Sie auf jede Weise sich bei ihm im frischen Gedächtnisse erhalten; — das wird die Zugabe des Stipendiums erleichtern.** Ihre Bittschrift können Sie dann dem dänischen Minister in Paris, Herrn von Kost (Kammerherrn) übermachen, der wird sie mit seinen Depeschen nach Dänemark senden.

Was Sie mir von Ihrem Verluste sagen, hat mich sehr betrübt. Ich will mit keinem leidigen Troste kommen. Das ist das elende beim Trost, daß er eigentlich in wichtigen Fällen, gar nicht trösten kann. Der einzige wahre Tröster schweigt still und tröstet mit Worten gar nicht — daß (!) ist die Zeit!

Sie glauben, daß ich keinen großen Kummer gehabt? Ach, lieber Freund — viel Unglück habe ich auch im Leben erlitten.*** Wenn die Wunde geheilt ist, glaub ich: der beste Trost besteht darinn (!), daß man dem düstern Schicksale seinen Zoll bezahlt — und jetzt vielleicht besseres Glück hoffen darf, weil man nicht, wie Polycrat, den verlohrenen Ring wieder bekömmt. — Es ist recht großer Schade, daß Sie, in diesem Zustande, nicht Paris genießen können. Für eine frische, lebenslustige Natur (und die muß jeder wahre Dichter haben) ist es doch sonst allerliebst, sich in dieses große Lebensmeer zu tauchen. Lebendig ist Paris im höchsten Grade, und das fühlt Jeder, der das Lebendige liebt. Sie werden aber, wenn der erste Schmerz vorüber ist, sich auch noch in diesem bunten Menschengewimmel etwas erheitern.

Mein „Garrick" † wird nicht gespielt aus demselben Grunde, warum für einen König nicht mit Kanonen geschossen ward: sie hatten keinen (!) Pulver, und wir haben keinen Garrick. — Es ist mir öfter so mit meinen Stücken gegangen. Ich schneide meine poetischen Röcke so viel wie möglich nach poetischen Idealen zu, und dann probier' ich, ob sie den Schauspielern passen; das geht nun nicht immer. Die Tragödie „Erik Glipping" wird nächstens gespielt.††

Ich habe gute Nachrichten von meiner geliebten Tochter Marie in Norwegen; sie ist nämlich von einem gesunden Knaben entbunden worden.

Ich sehne mich sehr den Aufsatz in der allgemeinen Zeitung zu lesen.††† Sie sagen: ich lese nichts Deutsches? Ja gewiß, sehr vieles, wenn es gut ist, und wenn ich es habe. Ich bin in keinem Lesevereine, denn ich kann nicht im Verein lesen — ich muß allein seyn. Diese Abhandlung werd' ich aber schon aufstöbern.

Ich habe meine Vorlesungen „über die Tragödie" für ein zahlreiches Auditorium angefangen. Denken Sie, ich studiere Hegel an (!) meinen alten Tagen, und finde ihn bei weitem nicht so schlimm als Pecus imitatorium. Ich stimme

* „Maria Magdalena."

** Hebbel hatte das Stipendium für 2 Jahre, hoffte jedoch es weiter zu beziehen.

*** Oehlenschläger schrieb zuerst „gehabt".

† „Garrick i Franserig. Et Lystspil." Kopenhagen 1846; Garrick in Frankreich. Ein Lustspiel, deutsch 1850, vgl. die Bibliographie in Albert Sergels Schrift: „Oehlenschläger in seinen persönlichen Beziehungen zu Goethe, Tieck und Hebbel. Nebst einer Oehlenschläger-Bibliographie." Rostock i. M. C. J. E. Volkmann Nachfolger 1907; die Schrift gibt nur eine Sammlung des Materials ohne Verarbeitung.

†† Erik Glipping. Tragödie. Kopenhagen 1844.

††† Welcher Aufsatz gemeint ist, weiß ich nicht.

vielmehr in vielen Dingen mit ihm überein. Übrigens hat das sich bei mir bestätigt: er ist kein schöner Geist und noch weniger „eine schöne Seele"; aber ein kräftiger seltner Verstand dringt überall durch, und versteht alles, was sich verstehen läßt (!). Die Flügel des Gefühls und der Phantasie hat ihm aber der liebe Herrgott versagt.

Und nun leben Sie wohl, bester Hebbel! und lassen Sie bald etwas Erfreuliches und Tröstliches von sich hören. Meine Söhne grüßen schönstens.

Ihr treuer Freund
A. Oehlenschläger.

Diesen Brief erhielt Hebbel am Weihnachtsabend 1843 und fand ihn „warm und herzlich, wie früher", was ihn über manches beruhigte. „Schlimm ist es nur," so meinte er, „daß der Alte das Antworten immer vergißt. Ich hatte ihn über so viele wichtige Puncte um Auskunft gebeten, aber er hat, aus bloßer Vergeßlichkeit, mir auch nicht die geringste gegeben. Doch die Hauptsache ist, daß seine Gesinnungen gegen mich feststehen. Ich werde ihm nun nächstens wieder schreiben und nach allem noch einmal fragen. Denn meine nächsten Schritte hängen ja doch nicht ganz von mir allein ab, sie müssen sich mehr nach der Aufnahme, die sie muthmaßlich in Kopenhagen finden werden, als nach meinen Wünschen richten." Am 30. Jänner 1844 schrieb Hebbel dann neuerlich an Oehlenschläger, wieder sehr ausführlich, und eröffnete ihm seine ganze Lage. „Lange habe ich gezögert, und auch noch zuletzt bin ich mehr dem augenblicklichen Gefühl, als der Überzeugung von der Ersprießlichkeit und Gefahrlosigkeit dieses Schritts gefolgt. Nun muß man die Wirkung abwarten. Was mich abhielt, war der Gedanke, daß es selbst den besten Mann unangenehm berühren und erkälten kann, wenn er, der für einen Menschen schon sehr viel gethan zu haben glaubt, plötzlich erkennt, daß noch viel mehr geschehen muß, wenn nicht Alles umsonst seyn soll. Von Oehlenschlägers Antwort werden denn meine nächsten Schritte abhängen, denn nicht von meinem Mögen und Wollen, nur von meinem Dürfen und Können ist die Rede. Ich hoffe, daß er mich nicht zu lange warten lassen wird." Den Ton dieses Briefes können wir dem einzigen Satz entnehmen, den sich Hebbel daraus im Tagebuch abschrieb, er heißt: „Ich halte nur Weniges noch so fest, daß das Schicksal, wenn es mir mein Gut entreißen will, mich selbst mit hinab reißen muß." Diesmal ging der Brief durch den dänischen Gesandten, die Antwort lautet:

Schlimme Nachrichten, lieber Hebbel! sehr schlimme. Sie wollen, daß ich Ihnen jetzt rathen soll, ich, der erst in diesem Augenblicke eine oberflächliche Nachricht von Ihrem Verhältnisse bekomme, der die unglückliche Person in Hamburg gar nicht kannte! — Das kann ich nicht! Aber — Sie wollen eigentlich auch nicht meine Meinung hören, Sie mögten nur wissen, ob Sie nach Hamburg reisen und heurathen können ohne zu risquiren das Stipendium zu verlieren. Darauf weis ich nun wieder nichts zu antworten. Ich habe Sie als Dichter dem Könige recommandiert; der König hat Ihnen ein Reisestipendium gegeben, um als Dichter Welt- und Völkerkenntnis zu gewinnen, nicht damit Sie sich in Hamburg bürgerlich niederlassen. Wie der König das nehmen wird, weiß ich nicht. Sie können ja nicht heurathen ohne viel Zeit und Geld darauf zu verwenden. Ich kann in dieser Sache nicht als Mittelsmann dienen, es wäre ja,

als wenn ich schon vorher in der (!) Sache eingeweiht gewesen. Gott behüte auch, daß ich mich als Scheidewand zwischen Sie und ihre (!) Braut drängen sollte. Handeln Sie nach Pflicht und Gewissen, aber auch nach Vernunft und Besonnenheit. Was hilft es gleich Ehegatte zu seyn, wenn Sie Frau und Kinder nicht versorgen können? Bedenken Sie wohl, was Sie thun, und lassen Sie nicht den Vogel, den Sie doch schon in der Hand haben, gleich wieder wegfliegen. Es wäre ein schlechter Ersatz für Ihre arme Braut in häusliches (!) Elend gezogen zu werden; täglicher Mangel an dem Nöthigen wird ein schlechter Ersatz für den erlittenen Schmerz und Kummer seyn.

Mit aufrichtiger Theilnahme Ihr ergebenster Freund
Kopenhagen, den 18. Februar 1844. A. Oehlenschäger.

Hatte Hebbel gefürchtet, daß sich Oehlenschläger nicht ganz in seine Situation werde versetzen können und mögen, und sich auf einige oberflächliche Äußerungen, wie sie ihm der Augenblick eingibt, beschränken werde: hoffen durfte er auf rasche Antwort, aber sie traf nicht ein. Dieses „unbegreifliche Ausbleiben seiner Antwort" veranlaßte Hebbel noch „zwei Mal nachzuschreiben und ihn dringend um Mitteilung seiner Ansicht zu ersuchen." Endlich am 26. April 1844, wie Hebbel auf dem Original selbst notiert, kam sie ihm zu und er meinte: „Genützt hat der Schritt zu Nichts, was ich . . . voraussah; wir wollen uns nur freuen, daß er nicht geschadet hat." Klar war er aber sich darüber, daß ihm Oehlenschlägers Worte „einen anderen Weg, als den nach Hamburg, weisen;" auch die Verstimmung seines Freundes entging ihm nicht. Darum schrieb er ihm den folgenden, jetzt erst wieder aufgefundenen Brief:

Hochzuverehrender Freund!

Am 27. April, Morgens, erhielt ich Ihren Brief vom 18. Februar, also 10 Wochen nach der Absendung. Ist er in Copenhagen, im Departement des Auswärtigen, ist er hier in Paris bei der Gesandtschaft so lange liegen geblieben, ich weiß es nicht. Ich schneide die leere Couvert-Seite ab und schließe sie bei, damit Sie das mit Augen sehen, was Sie gewiß eben so wenig begreifen, wie ich; Sie werden den hiesigen Post-Stempel mit dem 26. April darauf bemerken. Ich muß diesen Zufall außerordentlich beklagen, denn dieser Brief erforderte die schnellste Antwort, da er auf Mißverständnissen beruht, die mir viel in Ihrem Herzen kosten könnten, wenn sie ungelöst blieben, aber wie konnte ich einen Brief beantworten, den ich nicht empfing.

Ich setzte mich augenblicklich nieder, um Ihnen zu schreiben, aber ich war zu bewegt und selbst die Hand versagte mir den Dienst. Jetzt kam es ja auch auf ein Paar Tage nicht mehr an, und ich durfte mir Zeit gönnen, mich zu fassen.

Ihr Brief hat mir sehr weh gethan. Gern will ich glauben, daß ich selbst Schuld daran bin, denn was sich nicht ganz aussprechen und klar machen läßt, das soll man ganz für sich behalten und der Art ist mein Verhältniß. Wie soll ich ein Verhältniß, das sich im Lauf von 8 Jahren aus den kleinsten Anfängen entwickelt und erst durch den letzten schweren Schicksalsschlag* eine so bängliche

* Gemeint ist der Tod seines Söhnchens Max und was daraus für sein Verhältnis zu Elise Lensing folgte.

Gestalt angenommen hat, wie soll ich es mit all den dünnen Fäden, woran es hängt, bloß legen? Wie ich Ihnen im Januar schrieb, weiß ich nicht mehr genau, aber dieß weiß ich, daß ich Ihnen nicht oberflächlich, sondern ausführlich und mit überströmendem Herzen schrieb. Wenn es nicht genügte, so ist es ein Beweis dafür, daß in solchen Fällen das Wort nie genügen kann, denn ich wüßte nichts hinzuzufügen, ich habe Alles gesagt. Daß es nicht früher geschah, mag augenblicklich auf Sie einen unangenehmen Eindruck gemacht haben, aber Sie haben es gewiß bald nachher entschuldigt, so zarte Dinge treten nicht ohne die alleräußerste Nothwendigkeit über die Lippen, eben weil das, was ihnen allein Verzeihung auswirken kann, die hundert und tausend individuellen Umstände, sich nicht wie ein Gespinnst von der Spule abhaspeln lassen. Ich weiß recht gut, wie bedenklich exclusive Lebensstellungen sind, aber es geht nicht Alles in die allgemeinen Normen hinein, und wenn jemals eine ohne Zuthun des Betheiligten aus einer In-Einander-Schachtelung verworrener Lagen hervorging, so ist es die meinige.

Mich verknüpft mit diesem Mädchen nicht die Liebe, was man so nennt, sondern die höchste Verehrung, die ich je einem menschlichen Wesen zollen werde. Halten Sie dies nicht für einen poetischen Ausdruck. Könnte ich Ihnen die zahllosen Opfer, die sie mir gebracht hat, ohne auch nur auf ein Haar von mir Anspruch zu machen, aufzählen, könnte ich Ihnen sagen, was sie Alles mit, ja von mir litt und trug, Sie würden Sich Selbst nicht anders ausdrücken. Hätten Sie den Brief gelesen, worin sie mir den Tod des armen Kindes anzeigte, wüßten Sie, wie sie sich in dieser für jede Mutter und für sie doppelt entsetzlichen Lage benommen, wie sie im größten Schmerz jede Pflicht erfüllt und sich, trotz der ungeheuren Vernichtung in ihrem Jammer, bis zum letzten Augenblick aufrecht erhalten hat, Sie würden ihr Ihre wärmste Theilnahme, ja Ihre Bewunderung nicht versagt haben.

Aber mit dem Leben des Kindes war auch ihr Leben erloschen, und wie sie bis dahin meinen Freunden in ihrer Kraft ein Gegenstand des Erstaunens gewesen war, so wurde sie ihnen nun in ihrem stummen Zusammenbrechen Gegenstand der höchsten Besorgniß. Sie drangen in mich, zurück zu kommen. Ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, wie mein Herz blutete, aber ich widerstand. Sie schrieben mir, ich müsse ihr dann wenigstens im Frühling durch die wirkliche Vollziehung unserer Gewissens-Ehe und durch ein, wenn auch nur flüchtiges, Wiedersehen einen neuen Impuls geben. Diesen Punct legte ich Ihnen zur Entscheidung vor.

Sie meinen, ich hätte nicht Ihren Rath, ich hätte nur darüber Auskunft haben wollen, ob mir das Reisestipendium nicht entzogen würde, wenn ich mich in Hamburg verheirathete, statt dafür wirklich zu reisen. Dieß hat mir in Ihrem Briefe so weh gethan. Allerdings wollte ich auch über den letzten Punct Ihre Ansicht erfahren, aber ich wollte nicht wissen, ob ich das mir zum Reisen angewiesene Stipendium in meiner Heimath verwenden dürfe, denn darauf sagte ich mir selbst Nein; ich wollte wissen, ob ich, nachdem ich doch für die ersten 600[r] acht bis neun Monate in Paris gewesen, ich (!) die zweiten in Deutschland verreisen, ob ich dafür nach Berlin gehen und dort das Einstudiren meiner wahr-

scheinlich zur Aufführung kommenden Tragödie* leiten dürfe. In Hamburg gedachte ich auf keinen Fall zu bleiben, die Kosten der Rückreise sind durchaus nicht zu vermeiden, ich mag diese nun früher oder später antreten, und die der Verheirathung selbst sind, da meine Braut Aussteuer und Einrichtung besitzt, nicht des Nennens werth, sie belaufen sich in Wandsbeck auf höhsten 5rtl. Es war hier also nicht von großen Extra-Ausgaben, noch weniger vom hinter dem Ofen hocken in Hamburg die Rede, nur davon, ob ich mich nach dem Süden oder nach Deutschland wenden solle, und mir schien, daß eben der Umstand mit der Tragödie für meine Reise nach Berlin einen guten Grund abgeben könne. Aber dieses Alles war nur das untergeordnete Moment, bei weitem das Wichtigere war mir Ihr Rath, Ihre Ansicht des Sach-Verhältnisses im Allgemeinen. Ob Sie von einem solchen Schritt eine gleiche Wirkung auf meine Braut erwarteten, wie meine Freude, dieß, und Anderes, was dem über den Verhältnissen stehenden Unbetheiligten entgegen tritt, während es der darin Befangene übersieht, wünschte ich von Ihnen zu wissen, und Gott weiß, wie sehnlich ich Ihren Brief herbei gewünscht, wie viel ich davon abhängig gemacht habe.

Hätte sich in dem Gemüths-Zustand meiner Braut Nichts geändert, so hätte ich auf jeden Fall zurück müssen, denn es giebt einen Preis, um den selbst die Zukunft zu theuer erkauft wird. Aber sie hat sich, so weit es möglich ist, innerlich wieder hergestellt, und so wie sie selbst sich immer gegen meine Zurückkunft aussprach, was bei mir nicht entscheiden konnte, da sie sich beständig aufopfert und nie einen ihrer stillen Wünsche laut werden läßt, so geben mir jetzt auch meine Freunde die beruhigende Versicherung, daß die Gefahr vorüber sei. Also bleibt es bei meinen früheren Plänen. Ich weiß sie wohl aufgehoben, denn glauben Sie nicht, daß sie unter ihrer exclusiven Lebensstellung zu leiden hat; wer mich achtet, und derer giebt es doch auch in Hamburg Manche, der hat ihr immer doppelte und dreifache Achtung bewiesen; auch kann sie Niemand kennen lernen, ohne von dem Adel ihrer Natur, ihrer himmlischen Seelengüte gerührt zu werden. Was irgend in menschlichen Kräften stand, hat man aufgeboten, ihr über diese fürchterliche Krisis hinüber zu helfen, ich bin für so viel Liebe ein Schuldner geworden, daß ich nicht weiß, wie ich quitt werden soll.

Nein, mein verehrter Freund, ich wollte Nichts von Ihnen, als was ich Ihnen mit klaren Worten schrieb, ich spreche meine Wünsche und Gedanken nie verdeckt und zur Hälfte, sondern offen und ganz aus, und würde es bei Ihnen am wenigsten thun. Ich habe im größten Schmerz — und mein Schmerz um dieß im höchsten Grade liebenswürdige Kind war in den ersten acht Tagen so groß, daß er sich bis zum Gehirn-Krampf steigerte —** nicht vergessen, daß mir das Reisestipendium, das ich Ihnen verdanke, Pflichten aufgelegt hat, Pflichten gegen die Regierung und vor Allem Pflichten gegen Sie. Sie haben den Dichter empfohlen, seyn Sie überzeugt, daß der Dichter ihrer Empfehlung keine Schande machen wird. Trotz dieser Verfinsterung meines Auges und meiner Seele habe ich viel gedichtet, und ich müßte mich sehr irren, wenn meine Arbeiten nicht

* „Maria Magdalena“.

** Wir können diesen Zustand Hebbels aus seinen Tagebuchaufzeichnungen und aus den Zeugnissen seines damals einzigen näheren Pariser Freundes Felix Bamberg entnehmen.

mehr und mehr den subjektiven Stempel verlören und sich in die lichte Region, wo es wohl noch Wolken und Gewitter, aber doch keinen Nebel und faule Dünste mehr giebt, erhöben. Ernstlich ist wenigstens mein Streben nach diesem Ziel und fast nie erlaube ich es noch einem individuellen Schmerz, zu Worte zu kommen. Ich habe die heilige Pflicht, zu beweisen, daß das Land die an meine Entwickelung verwendete Summe nicht weggeworfen hat, und ich hoffe, es soll an diesem Beweis nicht fehlen, wenn die Zeit der Rechenschaft herankommt. Ein Vielschreiber, der alle Tage fertig ist, bin ich nicht, ich schaffe aus dem Innersten heraus und belebe meine kleinsten, wie meine größten Productionen mit meinem eigenen Herzblut, und eben dieß bringt mich ja zu den Leuten, die jetzt in Deutschland regiren und die den Zickzack-Sprung ihrer Grillen und Einfälle für Poesie ausgeben, in ein so mißliches Verhältniß; wollte ich es machen, wie diese, so könnte ich auch alle 6 Wochen einen Band liefern, denn Gedanken stehen mir zu Hunderten zu Gebote, aber ich halte das für Nichts, und eben, daß ich nicht gezwungen bin, eben so zu verfahren, ist der größte Segen der Wohlthat, die Sie mir ausgewirkt haben. Ich könnte z. B. jetzt auf der Stelle Redacteur des Telegraphen* werden, mit 1000rtl. Gehalt, es ist mir von Campe schon zwei Mal indirect angeboten worden; aber dann müßte ich auch recensiren, kritisiren, Notizen schreiben, mich mit allen Leuten schlagen, mich zu Tode ärgern und den Dichter in alle Winde fliegen lassen. Dennoch werde ich mir, wo möglich, für die Zukunft diese Thür offen zu erhalten suchen; es schadete vielleicht nicht, einmal für 2 oder 3 Jahre Erzengel Michael zu seyn.

Werden Sie nicht irre an mir. Ich vergesse nicht, was ich Ihnen schuldig bin, und die Gelegenheit, es Ihnen zu zeigen, kommt sicher. — Diesen Brief schicke ich nicht mit der Gesandtschaft (Sie müssen inzwischen schon 2 von mir empfangen haben!) sondern mit der Post; ich hoffe, Ihr Herz soll sie antreiben, mir gleich zu antworten. Ihre Castalie habe ich gelesen und übersetzt;** am schönsten ist der Vers: Deine Werke stehen in Marmor-Schnee!

Ewig mit Verehrung und Liebe
Ihr ergebenster

Paris den 3. May 1844. Fr. Hebbel.
(Rue de Mulhouse, faub. poissoniere, No. 13.)

Nach Absendung dieses Schreibens kamen ihm per Post noch folgende flüchtige Zeilen zu, deren Original mir nicht vorliegt; ich gebe sie nach dem Druck bei Bamberg wieder, weil sie den Kern der Sache noch deutlicher hervorheben:

Morgen reise ich über Stettin nach Berlin. Der König hat auch mir etwas Reisegeld gegeben, und ich reise mit meinem Sohne William nachher weiter über Dresden, Prag, Wien, München, Frankfurt, Cölln — nach Paris; doch da werde ich erst im Herbste seyn. Die Reise wird wohl ohngefähr ein halbes Jahr dauern. Es sollte mich sehr freuen, wenn wir uns begegneten!

* Gutzkow war von dieser bei Hoffmann & Campe erscheinenden Zeitschrift, an der Hebbel in Hamburg kurze Zeit mitgearbeitet hatte, zurückgetreten und Scherzer war als Platzhalter mit der Redaktion betraut worden (1844 bis 1845).

** Diese Übersetzung ist nicht erhalten.

Ich habe gleich auf Ihren ersten Brief geantwortet und den Brief, nach Ihrem Wunsche der dänischen Gesandtschaft übergeben. Ich begreife nicht, wie es damit zusammenhängt, daß sie den Brief nicht bekommen haben.

Ich habe ihnen darin, wie ich noch thue, den Rath gegeben um Gottes Willen die Reise fortzusetzen und nicht nach Hamburg zurück zu kehren um sich da häuslich niederzulassen, welches der König gewiß übel nehmen wollte, und auf Fortsetzung des Stipendiums, welches ja auch noch zweifelhaft ist, könnten Sie dann gar nicht hoffen. Verzeihen Sie, liebster Freund! daß ich so kurz und — wie es scheint trocken — eine für Sie so wichtige Sache berühre. Ihr Kummer geht mir gewiß zu Herzen — aber ich habe in diesem Augenblick nur Zeit, Ihnen das Wichtigste zu sagen, was Sie von mir zu hören wünschen.

Mit tausend guten Wünschen für Ihr Wohl und Glück

Ihr treuer Freund

Kopenhagen den 29. April 1844. A. Oehlenschläger.

Von Oehlenschlägers Reise wußte Hebbel schon durch Notizen der „Allgemeinen Zeitung", die er regelmäßig las; aus dieser erfuhr er auch, daß Oehlenschläger in Berlin den Orden pour le mérite erhalten habe, und freute sich, weil er des Alten Eitelkeit kannte. „Mein Verhältniß zu ihm . . . hängt durchaus an Spinnwebs-Fäden. Sie haben einmal die Last gehalten, als ich im Fallen nach ihnen griff; daraus ist aber nicht der Schluß zu ziehen, daß es auch zum zweiten Mal geschehen wird." Er gab sich also keiner Täuschung hin, schrieb aber im Juni 1844 nach Berlin an Oehlenschläger wahrscheinlich einen Glückwunsch, fürchtete freilich, er werde ihn nicht mehr erhalten haben, da er schon nach Dresden weitergereist war. Ende August erfuhr Hebbel, daß sein Freund in Paris eingetroffen sei, und eilte sofort zu ihm; er nahm ihn auf wie in Kopenhagen, nur schien er ihn zur Weiterreise zu treiben, wenigstens fragte er immer wieder, wann Hebbel abreise, schien auch eine rasende Angst davor zu haben, daß dieser noch einmal nach Kopenhagen kommen könnte. „Gegen eine Heirath ohne Anstellung . . . war er durchaus", zweifelte nicht an der Annahme der Wirkung durch den König, dagegen wohl an der Fortsetzung des Stipendiums. Hebbels Eindruck war: „Hätte ich meinem eigenen Gefühl gefolgt und ihm alle diese Dinge, die bei Niemanden, er sey, wer er sey, eine günstige Aufnahme finden, nicht mitgetheilt, es wäre besser gewesen." Der Verkehr Hebbels und Oehlenschlägers blieb herzlich bis zum Schluß; am 26. September 1844 reiste Hebbel nach Rom ab. Von Italien aus schrieb er nicht ein einziges Mal an Oehlenschläger, der noch nicht wieder nach Dänemark zurückgekehrt war, darum auch nichts für Hebbel hätte thun können. Das Reisestipendium wurde diesem für ein drittes Jahr abgeschlagen und nur eine kleine Summe für die Rückreise bewilligt; sie führte ihn nach Wien und von dort schrieb er am 12. April 1846, wie er im Tagebuch vermerkt, auch an Oehlenschläger die Nachricht seiner Verlobung. Dieser Brief beendet die Korrespondenz zwischen dem deutschen und dem dänischen Dichter.

Wien, den 1sten Ostertag 1846.

Längst, mein sehr verehrter und geliebter Freund, hätte ich Ihnen schreiben sollen. In Italien unterließ ich es, weil man — ich schäme mich, es zu sagen — von dort aus nicht frankiren kann und weil es mir von jeher peinlich war,

unfrankirte Briefe abzusenden. Ich blieb aus diesem Grunde nicht bloß gegen Sie in Rückstand, sondern gegen die halbe kleine Welt, die ich die meine nennen darf. Aus Wien wollte ich Ihnen nach der Aufführung Ihrer Dina schreiben, aber der Anlaß war kein freundlicher, denn sie fiel nicht wünschenswerth aus. Denken Sie deshalb nicht schlechter von Deutschland. Es ist jetzt eine Zeit, wo das viel bewegte deutsche Volk für das Still-Leben der Kunst kein Organ hat; der Dichter muß darunter leiden, aber die Menschheit wird trotz aller momentaner Verirrungen gewinnen und gewiß wird er seinen persönlichen Schmerz willig als ein Opfer dahin nehmen, das er einer großen Sache bringt. Je wahrer und inniger die Poesie jetzt ist, um so weniger findet sie Anklang, nur was auf der äußersten Gränze steht und deshalb auch fremde Momente in sich aufzunehmen vermag: Rhetorik und Declamatorik, erregt Aufmerksamkeit. Andere Zeiten werden wieder kommen und für die sind die Werke, die man jetzt ablehnt und verwirft.

Ich habe Ihnen dies Mal eine Mittheilung zu machen, die Sie, wenn Ihr Herz noch einen kleinen Rest freundschaftlichen Gefühls für mich bewahrte, nicht ohne Theilnahme hören werden. Ich habe mich mit Fräulein Enghans, Kaiserlich Königl. Hofschauspielerin am Burgtheater, verlobt und werde sie nächstens heirathen. Sie werden sich über dieß neue Verhältniß verwundern, wenn Sie des alten gedencken. Aber sollte ich mich mit einem Mädchen verbinden, das ich nicht liebte, das mich nur unglücklich machen und also durch mich doch auch gewiß nicht glücklich werden konnte? Hier war ein Knoten, der durchschnitten werden mußte, und längst, ehe ich meine Braut kennen lernte, war ich entschlossen, es zu thun. Es ist geschehen, und wer Alles richtig erwägt, wird mir seine Billigung nicht versagen.

Wenn ein Mensch genug bedeutet, um von höherer Fügung sprechen zu dürfen, was ich nicht bejahen, nicht verneinen will, so darf ich in der Art und Weise, wie ich mit meiner Braut zusammen geführt wurde, ohne allen Zweifel eine solche Fügung erblicken. Nur 14 Tage wollte ich in Wien verweilen, schon stand ich im Begriff, auf die Post zu gehen und mir ein Billet zur Weiter-Reise zu lösen, als ich auf die wunderbarste Weise durch einen Leser meiner Schriften, der mich persönlich kennen zu lernen wünschte, fest gehalten wurde.* An dieß einfache Ereigniß knüpfte sich alles Übrige und in reißendster Schnelligkeit.

Es thut mir sehr leid, daß Sie meine Braut bei Ihrem Aufenthalt in Wien nicht persönlich kennen gelernt haben. Sie hätte gewiß Ihr Herz gewonnen, denn die Güte ihres Wesens ist unwiderstehlich. Sie ist schon sehr unglücklich gewesen und hat ungefähr einen Weg durch das Leben zu machen gehabt, wie ich selbst, was uns nur noch fester an einanderknüpft. Jetzt ist ihre Stellung eine glänzende, sie ist lebenslänglich mit einem sehr bedeutenden Gehalt engagirt und der Liebling des Publicums. Freilich gab es für mich Manches zu bedenken, wovon der bleibende Aufenthalt in Wien, gegen den man in Deutschland mit Recht oder Unrecht viel einzuwenden hat, nicht das Geringste war. Aber wenn man ein edles Herz voll unendlicher Liebe trifft, und sich zu diesem Herzen mit mit eben so großer Liebe hingezogen fühlt: ist da nicht eigentlich Alles im voraus schon abgemacht?

* Gemeint ist Zerboni von Sposetti.

In Italien habe ich kein größeres Werk geschrieben, wohl aber ist ein neuer Band Gedichte entstanden, dessen zweite Hälfte, aus Epigrammen bestehend, wohl nicht ohne Wirkung bleiben, mir aber ohne Zweifel auch, da ich die Verkehrtheiten der Tages-Literatur darin geißelte, viele Feinde machen wird. Jetzt arbeite ich an einer neuen Tragödie,* die sich, wie meine Maria Magdalena, mit einem gesellschaftlichen Problem beschäftigt. Zwar rückt das Werk nur langsam vorwärts, was in meiner jetzigen Situation natürlich ist.

Wien ist eine angenehme Stadt. Die Menschen beweisen mir viel Wohlwollen und es scheint eben nicht vielen unangenehm, daß ich bleibe. Sie sind, wie ich höre, noch ziemlich lange in Paris geblieben und haben gewiß die anregendsten Eindrücke mit fortgenommen. Da sich die innere Welt bei Ihnen schneller, wie bei mir, Bahn nach außen bricht, so haben Sie ohne Zweifel schon Manches wieder producirt. Ein Gedicht von Ihnen las ich im Winter in den hiesigen Blättern. Wie steht es denn mit der gründlicheren Ausführung Ihrer Biographie? Dieß Geschenk dürfen Sie der Literatur nicht vorenthalten!**

Wenn Sie mir die Freude einer Antwort machen wollen, so erbitte ich mir diese unter Adresse meiner Braut, da ich im Hotel wohne. In der Hoffnung, daß Sie Sich im besten Wohlseyn befinden, bin ich mit vielen warmen Grüßen an Ihre Söhne, Ihren alten Freund Boye und, wenn Sie ihn sehen, auch an Möller.

Ihr ewig freundschaftlichst ergebenster

Fr. Hebbel.

Ad.

Fräul. Enghans, K. K. Hofschauspielerin,

Josephstadt

Queergasse No. 227.

Oehlenschläger scheint auf diesen Brief nicht mehr geantwortet zu haben, wenigstens gedenkt Hebbel nirgendwo eines weiteren brieflichen Verkehrs mit ihm; er spottete, da er davon hörte, daß Oehlenschläger einen „Amleth" gedichtet (1846) und seinetwegen den Adelsstand erhalten habe, aber als er am 6. Februar 1850 aus der „Österreichischen Reichszeitung" seinen Tod erfuhr, schrieb er in sein Tagebuch: „Er hat sich in Copenhagen edel-menschlich große Verdienste um mich erworben In dem Sinne, worin er es wohl gewünscht haben mag, konnte ich ihm nicht dankbar seyn, denn als Dichter konnte ich ihn nicht so hoch stellen, wie er sich selbst stellte. Aber gern werde ich's zu seiner Zeit offen bekennen, was ich ihm schuldig ward." Er gedachte dabei jedesfalls an seine Selbstbiographie, die leider in ihren Anfängen stecken blieb. Wohl aber hat er sein Versprechen in seiner Weise gehalten, da er 1851 in einem Feuilleton des Wiener „Wanderers" Oehlenschlägers „Lebens-Erinnerungen" gegen die abfälligen Urteile verteidigte und mit wenigen Strichen ein mildverklärtes Bild des Freundes entwarf, „des selbst trotz allen seinen Schwächen höchst ehrwürdigen Mannes," wie er ihn nennt, dieser „in unserer, zwischen Zerfressenheit und Gespreiztheit geteilten Welt so seltenen" harmonischen Erscheinung.

* „Julia."

** Bekanntlich hat dann Oehlenschläger seine „Lebenserinnerungen" wirklich geschrieben und Hebbel sich das Verdienst, sie angeregt zu haben, zuschreiben dürfen.

Die Photographie in natürlichen Farben.

Von A. Freiherrn von Hübl.

Ein fundamentaler Mangel der Photographie liegt in der Farblosigkeit ihrer Bilder, und bei aller Bewunderung, die ihnen gezollt wird, rufen sie doch stets den Wunsch hervor, sie mögen bunt sein und neben den Formen auch die Farben der Natur wiedergeben.

Es ist nicht nur die natürliche Lust an Farbe, die diesen Wunsch bedingt, das sinnlich Angenehme einer wechselnden Erregung verschiedener Empfindungsnerven, denn es liegt im farbigen Bild auch eine größere Klarheit und eine ungleich bessere Plastik. Die Farbe trennt und gliedert die einzelnen Objekte und die gegenseitigen Reflexe verschieden gefärbter Körper unterstützen wesentlich das Erkennen ihrer Formen. Ein Werk von Künstlerhand kann der Farbe entbehren, bei der Photographie wird aber die Farblosigkeit fast immer als Mangel empfunden und den besten Beweis hierfür bietet wohl die Tatsache, daß es neben dem lenkbaren Luftballon kein Problem gibt, das so populär geworden ist, wie die Farbenphotographie.

Bei der Ausübung der Daguerrotypie kam es zuweilen vor, daß ganz unabsichtlich Bilder erhalten wurden, die wenigstens einzelne Farben recht deutlich zeigten, und 1848 gelang es dem französischen Physiker Becquerel, gestützt auf ältere, von Goethe beschriebene Versuche Seebecks, farbige, allerdings sehr unvollkommene Kopien von auf Glas gemalten Bildern auf chlorierten Silberplatten zu erzielen. Aber weder das zufällige Auftreten der Farben bei der Daguerrotypie noch die Versuche Becquerels fanden zunächst eine Beachtung und erst etwa 40 Jahre später, nachdem Dr. Zenker und Professor Wiener die Entstehung der Farben aufgeklärt hatten, trachtete Professor Dr. Lippmann in Paris das Problem der Farbenphotographie auf diesem Wege zu lösen. Das Experiment gelang und so wurde die Welt 1894 mit den ersten ziemlich gelungenen, in der Kamera entstandenen Photochromien überrascht. Die Lippmannschen Erfolge haben damals nicht wenig Aufsehen erregt, aber der Enthusiasmus legte sich bald, als man ihre völlige Wertlosigkeit für die Praxis erkannte.

Diese Bilder verdanken nämlich ihre Färbung nicht wirklichen, sondern sogenannten Scheinfarben, wie wir sie z. B. auch an Seifenblasen beobachten und die nur bei einer bestimmten Betrachtungsweise gesehen werden. Diese Eigentümlichkeit, dann aber auch die schwierige Herstellungsweise der Bilder und die doch nur mangelhafte Wiedergabe der Farben machen diese Art der Farbenphotographie für praktische Zwecke wertlos und trotz aller Bemühungen in späteren Jahren ist sie stets nur ein interessantes physikalisches Experiment geblieben.

Ungleich erfolgreicher erwies sich ein anderes, ebenfalls schon lange bekanntes Prinzip der Photochromie, bei welchem die Photographie nur indirekt an der Farbenbildung beteiligt ist und das im Laufe der Jahre zunächst zu einem äußerst wertvollen Buntdruckverfahren und jetzt zu den überraschend schönen Resultaten der neuesten Farbenphotographie geführt hat. Die Farbe entsteht hier nicht als unmittelbares Produkt des photographischen Prozesses, man benutzt vielmehr die gewöhnliche Negativphotographie und gewinnt erst unter Zuhülfenahme von Farbstoffen das farbige Bild.

Diese „indirekten" Methoden gehen von der Erkenntnis aus, daß sich durch Mischung von drei bestimmten Farben alle möglichen Farbentöne nachbilden lassen, daß es also auch möglich sein muß, durch Vereinigung von drei in diesen Farben hergestellten Bildern, ein dem Original entsprechendes Kombinationsbild zu erzielen. Schon lange vor Erfindung der Photographie fand diese Idee praktische Verwendung und der Maler le Blond suchte farbige Kupferstiche in der Weise herzustellen, daß er passend gestochene Platten in roter, blauer und gelber Farbe übereinander druckte. Der Zeichner oder Stecher steht aber da einer enorm schwierigen Aufgabe gegenüber, denn aus den tausenden Farben des Originals muß er mit koloristischem Verständnis die drei Bestandteile Rot, Blau und Gelb gleichsam herauslesen und in richtiger Intensität auf die Platten übertragen.

Diese schwierige Arbeit der Farbenzerlegung vermag aber die Photographie leicht zu besorgen: Man photographiert das Original dreimal, und zwar derart, daß immer nur ein Farbenanteil abgebildet wird und erhält so drei Negative, die zur Herstellung des Kombinationsbildes dienen. Damit wird die Tätigkeit des Zeichners ganz ausgeschaltet und das subjektiv-manuelle Verfahren ist in ein mechanisches umgewandelt.

Daß tatsächlich alle Farben in drei Bestandteile zerlegbar sind und sich daher aus diesen wieder zurückbilden lassen, lehrt die aus dem Spektrum ersichtliche Zusammensetzung des weißen Lichtes. Das Spektrum besteht fast nur aus drei ziemlich gleichmäßig gefärbten Teilen, einer zinnoberroten, einer gelbgrünen und einer ultramarinblauen Zone, während die sonstigen Farben nur in verschwindend geringer Menge vorkommen. Daraus müssen wir schließen, daß das weiße Licht eigentlich nur aus diesen drei Bestandteilen zusammengesetzt ist und da alle Körper erst bei der Bestrahlung mit weißem Licht ihre charakteristischen Farben zeigen, so werden auch diese nur durch das Zusammenwirken von roten, grünen und blauen Strahlen gebildet. So verdankt z. B. ein gelber Körper seine Farbe den roten und grünen Strahlen, die, wenn sie gemeinsam unser Auge treffen, die Empfindung Gelb hervorrufen.

Die photographische Farbenzerlegung wird daher in der Weise ausgeführt, daß man bei den drei Aufnahmen eine rote, grüne und blaue Glasplatte dem Objektiv der Kamera vorschaltet und so die drei Farbenbestandteile gesondert zur Abbildung bringt.

Der englische Physiker Maxwell hatte 1855 zuerst die Möglichkeit dieser Farbenzerlegung erörtert, doch war es damals ausgeschlossen, diesen Gedanken in die Praxis umzusetzen, denn die Hülfsmittel der Photographie waren für diesen Zweck völlig unzureichend.

Jetzt bietet die photographische Farbenzerlegung keinerlei Schwierigkeiten mehr und ist schon seit Jahren zu einem jeden Praktiker geläufigen Vorgang geworden. Das Resultat derselben sind drei Negative von gewöhnlichem Aussehen, die den Rot-, Grün- und Blaugehalt des Originals repräsentieren und die sich in verschiedener Weise für die Herstellung von Farbenbildern benutzen lassen.

Werden z. B. nach den Negativen gewöhnliche schwarze Glaspositiven angefertigt und mit den bei der photographischen Aufnahme verwendeten farbigen Glasplatten bedeckt, übereinander auf eine weiße Wand projiziert — wobei man sich

einer dreifachen Projektionslaterne bedient — so entsteht ein dem Original gleiches farbiges Lichtbild. In dieser Weise lassen sich äußerst wirkungsvolle Farbenbilder erzielen und die herrlichen Dreifarbenprojektionen von Dr. Miethe haben in der Urania in Berlin berechtigtes Aufsehen hervorgerufen. Der Beschauer empfängt den Eindruck unmittelbarster Naturtreue, aber eigentlich ist es doch nur die glühende Farbenpracht dieser Bilder, die so bestechend wirkt, und ist ein direkter Vergleich mit dem Original möglich, dann erkennt man leicht, wie mangelhaft Stimmung und Kolorit wiedergegeben sind. Auch sind diese Lichtbilder doch nur vergängliche Farbenspiele und daher von sehr geringem Interesse für das praktische Leben.

Die drei Negativen können aber auch für die Herstellung materieller Farbenbilder dienen, indem man transparente Kopien in bestimmter Farbe anfertigt und diese durch Übereinanderlegen vereint. In einer Kopie sind stets jene Teile geschwärzt, die im Negativ durchsichtig sind, und wenn z. B. am Negativ der Rotanteil des Originals abgebildet ist, so repräsentiert die Kopie die bei der photographischen Aufnahme nicht wirksam gewesenen beiden anderen Komponenten des weißen Lichtes, also den Blaugrünanteil des Originals. Die Negativen sind daher in blaugrüner, purpurroter und gelber Farbe zu kopieren und erfahrungsgemäß lassen sich auch durch Mischung solcher Farbstoffe am besten alle anderen Farben wiedergeben.

Die verschiedensten Wege wurden eingeschlagen, um in dieser Weise farbige Kombinationsbilder zu erzielen. Man benutzt z. B. den bekannten Pigmentprozeß, ein Verfahren, das schon Ducos du Hauron vor 40 Jahren bei seinen Dreifarbenversuchen zur Anwendung brachte und das in neuerer Zeit besonders von der „Neuen photographischen Gesellschaft" in Berlin speziell weiter ausgestaltet wurde. Es kamen dabei Zelluloidfolien zur Verwendung, die mit blaugrüner, purpurroter und gelber Gelatine überzogen sind und die nach dem Kopieren drei transparente Bilder liefern, die man übereinander auf Papier abzieht.

Das Verfahren hat vor einigen Jahren ziemliches Aufsehen erregt und in Berlin wurde ein eigenes Atelier für Farbenphotographie errichtet, aus welchem recht gelungene Bilder — darunter auch zahlreiche Porträts — hervorgegangen sind.

Ein anderer Weg besteht darin, daß man die Negative auf farbloser Chromatgelatine kopiert, die Kopien durch Eintauchen in Lösungen von Anilinfarbstoffen färbt und schließlich übereinanderlegt. Die Gebrüder Lumière in Lyon haben seinerzeit in dieser Weise transparente Projektions- und Stereoskopbilder hergestellt, deren Farbenpracht viel bewundert wurde.

Man kann auch die mit Farbstofflösung gesättigten Gelatinebilder übereinander auf Papier abklatschen und so erhält man farbige Papierbilder, die man als „Pinatypien" bezeichnet.

Zahlreich waren daher die Versuche, um auf indirektem Wege das Problem der Farbenphotographie zu lösen, aber trotz allem Aufwande an Scharfsinn und Mühe blieb das Verfahren doch immer äußerst unsicher, enorm zeitraubend und nur selten konnte man die Resultate als zufriedenstellend bezeichnen. Die Mängel liegen aber nicht etwa im Prinzip der Methode, sondern werden nur dadurch bedingt, daß es unmöglich ist, drei im Charakter gleiche Negative und Kopien herzustellen, und zeigt nur eines dieser sechs Stücke eine nicht passende Ab-

schattierung, so werden alle Farben im Kombinationsbilde unwahr. Das Gelingen solcher Bilder hängt viel zu sehr vom persönlichen Ermessen, von der Willkür des Operateurs ab. Aus diesem Grunde gelang es auch nicht, der „Dreifarbenphotographie" in der Praxis irgendeine Geltung zu verschaffen.

Nur eine Modifikation dieses Verfahrens, deren Resultate aber nicht mehr den Namen „Photographie" tragen können, hat als Illustrationsmittel einen vollen Erfolg errungen.

Von jedem Negativ lassen sich bekanntlich für den Pressendruck geeignete Platten anfertigen, welche die ebenso einfache als rasche Vervielfältigung eines Originals in beliebiger Zahl von Exemplaren gestatten. Dieser Vorgang findet ja gegenwärtig vielfach Verwendung, er hat den Kupferstich, Holzschnitt und die Lithographie fast verdrängt und auf Schritt und Tritt begegnet man jetzt Kunstblättern und Illustrationen, die auf mechanischem Wege aus Photographien entstanden sind.

Werden nach den drei Negativen solche Druckplatten angefertigt und in den erwähnten Farben Blaugrün, Purpurrot und Gelb derart übereinandergedruckt, daß die Zeichnungen sich vollkommen decken, so sollte ein Bild in richtigen Farben entstehen. Wegen der Unvollkommenheit der Druckplatten und Farben sind aber die Resultate dieses „Dreifarbendruckes" zunächst ganz unbrauchbar und erst durch manuelle Überarbeitung der Klischees gelingt es, die gröbsten Fehler zu beseitigen und eine gefällige Farbenharmonie zu erzielen. Dann sorgt allerdings die automatisch arbeitende Presse für eine beliebige Zahl gleicher Exemplare. Es ist selbstverständlich, daß man auf diesem Wege keine richtige Wiedergabe des Original kolorits erreichen kann und alle Fortschritte, die der „Dreifarbendruck" bisher gemacht hat, sind eigentlich nur der immer zunehmenden Geschicklichkeit des Ätzers und Retuschers zuzuschreiben. Er ist ein sehr geschätztes, wohlfeiles Illustrationsmittel für Massenauflagen geworden, vermag aber bei schwierigen Aufgaben — etwa bei der Reproduktion von Gemälden — unmöglich zu reussieren.

Bei allen bisher besprochenen Methoden der indirekten Farbenphotographie sind drei selbständige Aufnahmen erforderlich. Ducos du Hauron hat aber schon 1869 die Grundidee zu einer — auf Verwendung eines polychromen Rasters beruhenden — Variante ausgesprochen, welche die Farbenzerlegung mit nur einer Platte und durch eine einzige Exposition ermöglicht.

Die ersten Versuche dieser Art von Professor Joly in Dublin 1894 fanden nur wenig Beachtung, denn der praktischen Verwendbarkeit dieser Methode schienen sich unüberwindliche Hindernisse entgegenzustellen. Und doch wurde das Problem der Farbenphotographie gerade auf diesem Wege gelöst.

Eine mit zarten roten, grünen und blauen Linien überzogene Glasplatte erscheint in der Durchsicht farblos, denn die Farbenelemente sind zu klein, um noch einzeln wahrgenommen zu werden, senden aber doch die drei Bestandteile des weißen Lichtes in unser Auge. Sie besitzt dabei die Eigentümlichkeit, daß sie alle denkbaren Farben annimmt, sobald ein Teil der Linien in irgendeiner Weise schwarz überdeckt wird. Werden z. B. alle blauen und grünen Linien schwarz abgedruckt, so bleiben nur mehr die roten Elemente durchsichtig und die früher farblose Fläche erscheint jetzt rot und ebenso läßt sich durch Abdecken der beiden anderen Farbenpaare Grün und Blau hervorbringen. Deckt man aber nur die Linien einer Farbe,

so zeigt die Fläche die Mischfarbe der beiden anderen und so entsteht Purpurrot, Blaugrün und Gelb. Die Mischfarben werden dabei durch die gemeinsame Wirkung der nebeneinander liegenden Farbenelemente gebildet — eine Erscheinung, von der man auch in der Maltechnik zuweilen Gebrauch macht. Statt die Farben zu mischen, setzt man sie in Punkten oder Linien nebeneinander und erzielt so ganz eigenartige, sonst ungewohnte Effekte, denn aus Rot und Grün entsteht dann z. B. Gelb.

Auf diese Eigentümlichkeiten der Dreifarbenrasterplatte stützt sich die moderne Farbenphotographie; das Kolorit entsteht auf der farblos erscheinenden Fläche, indem der photographische Prozeß automatisch das Abdecken der Farbenelemente besorgt.

Im Grunde genommen ist die Ausführung dieses Verfahrens äußerst einfach: Man überzieht die mit dem Raster bedeckte Glasplatte mit der auch sonst gebräuchlichen Bromsilberschicht und erhält so eine photographische Platte, die ähnlich wie jede andere behandelte direkte ein farbiges Transparentbild ergibt. Exponiert man nämlich eine solche Platte — mit der Rasterschicht gegen das Objektiv gewendet — so entsteht beim Entwickeln zwar auch nur ein schwarzes Bild, das aber abdeckend auf die Farbenelemente wirkt und so die Entstehung der Farben veranlaßt. Dort, wo z. B. rote Strahlen gewirkt haben, sind nur die hinter den roten Linien liegenden Bromsilberteilchen geschwärzt, denn das rote Licht vermag nur diese, nicht aber die blauen und grünen Linien zu durchdringen. Das Negativ wird daher an dieser Stelle blaugrün erscheinen und ebenso werden grüne und blaue Strahlen eine purpurrote und gelbe Färbung hervorrufen. In dieser Weise entsteht also ein zum Original komplementär gefärbtes Negativ. Verwandelt man aber dieses in ein Positiv — indem man das reduzierte Silber mit geeigneten Mitteln auflöst und dann das restierende Bromsilber mit einer Entwicklerlösung schwärzt — so resultiert ein Bild in richtigen Farben.

Das Prinzip dieser Methode war, wie gesagt, schon lange bekannt, doch konnte an ihre praktische Verwendung nicht gedacht werden, denn eine wohlfeile Beschaffung der dreifärbigen Rasterplatten erschien ganz unmöglich.

Den Gebrüdern Lumière in Lyon gelang es jedoch, dieses Hindernis dadurch zu beseitigen, daß sie nicht mit Linien überzogene, sondern mit kleinen farbigen Punkten bedeckte Platten benutzen, die mit Hülfe von gefärbten Stärkekörnern hergestellt werden. Rot, grün und blau gefärbtes Stärkemehl wird derart gemischt, daß keine Farbe vorherrscht, also ein graues Pulver entsteht, das man auf eine, mit Harzlösung klebrig gemachte Glasplatte aufstaubt. Die Stärkekörner — deren Durchmesser nur etwa 0·01 *mm* beträgt — bleiben hängen und bilden dicht aneinanderliegend die gewünschte, aus mikroskopisch kleinen Punkten bestehende Dreifarbenschicht.

Derart vorbereitete Platten werden dann mit einer lichtempfindlichen Bromsilbergelatine überzogen und kommen vollkommen gebrauchsfertig als „Autochromplatten" in den Handel.

In der gewöhnlichen Kamera exponiert, liefert sie uns transparente Glasbilder von entzückender Schönheit und einer Farbenwahrheit, die man für kaum erreichbar gehalten hat. Alle Farben, auch mit Schwarz und Weiß gebrochenen Töne, werden fast tadellos wiedergegeben; die Fleischtöne im Porträt machen den Eindruck voller Naturwahrheit, das Landschaftsbild zeigt kräftige Töne im Vordergrund und die

Ferne tritt bläulich verschleiert zurück; sogar Gemäldereproduktionen lassen bezüglich Kolorit und Stimmung kaum etwas zu wünschen übrig.

Und doch ist dieses Verfahren auch nur eine Modifikation der Dreifarbenphotographie, und es ist vom Standpunkte der Theorie betrachtet, eigentlich kein Grund vorhanden, warum die Autochromplatte allen anderen Methoden so enorm überlegen ist. Sie fordert aber nur eine Aufnahme, daher ist nur ein einziges Moment — eine Expositionszeit — der Willkür des Operateurs überlassen, sonst geht die Entstehung des Bildes automatisch vor sich und nur in dieser Zwangsläufigkeit des Prozesses liegt die Ursache der glänzenden Resultate.

Leider ist es noch nicht möglich, die farbigen Glasbilder auf Papier zu kopieren, doch werden sich gewiß Mittel und Wege finden, um auch diesen zweiten Teil des Problems der Farbenphotographie zu lösen. Wir kennen sogar schon einen Kopierprozeß, das sogenannte Ausbleichverfahren, das sich für diesen Zweck eignen müßte, doch haben die bisherigen Versuche nur ganz ungenügende Resultate ergeben.

Die gegenwärtige Farbenphotographie wird daher vorläufig eine nur beschränkte Verwendung finden, doch ist sie von großer Bedeutung für viele Gebiete der Wissenschaft, Kunst und Industrie, wobei der Umstand besonders wertvoll ist, daß sich die transparenten Glasbilder mit Hülfe der Projektionslaterne einem ganzen Auditorium vorführen lassen.

Der Naturforscher vermag jetzt die Objekte seiner Studien in Form und Farbe festzuhalten und dem Arzt ist die Möglichkeit geboten, Krankheitserscheinungen, anatomische und mikroskopische Präparate in naturwahren Farben abzubilden, wodurch ein äußerst wertvolles Demonstrationsmateriale gewonnen wird. Im Kunstgewerbe gibt es zahlreiche Objekte, wie Teppiche und Gobelins, deren Schönheit und Wert nur durch die Farben bedingt wird. Viele derselben blieben weiteren Kreisen unbekannt, denn es war bisher ausgeschlossen, sie farbentreu abzubilden. Mit der Autochromplatte ist das jetzt leicht möglich und die Bilder zeigen nicht nur eine tadellose Wiedergabe des Kolorits, sie lassen auch die Struktur und den Glanz des Gewebes entnehmen.

Von prächtiger Wirkung sind Projektionen von Gemäldeaufnahmen. Das farbige Lichtbild ersetzt in diesem Falle fast das Original, bildet daher einen äußerst wertvollen Lehr- und Studienbehelf, und wird Vorträge über Malerei und Kunstgeschichte ungleich lebendiger und interessanter gestalten.

Mit der Autochromplatte beginnt eine neue Epoche in der Geschichte der Photographie, denn mit ihr ist die Farbe als neues belebendes Element in die bisherige Schwarzkunst eingezogen. Sie ist zwar nur eine Ausgestaltung der seit etwa 40 Jahren bekannten Dreifarbenphotographie, ruht also auf altem Fundament, aber ungezählte Versuche und Beobachtungen mußten gleichsam als Bausteine zusammengetragen werden, scheinbar unüberwindliche technische Schwierigkeiten waren zu beseitigen, und mancher glückliche Zufall mußte auch mitspielen, ehe der Ausbau der gegenwärtigen ebenso vollkommen als einfachen und praktisch allgemein verwendbaren Methode gelang.

Chronik.

Geschichte.

Über die Gesichtspunkte, die bei der Auswahl der hier besprochenen Werke maßgebend sind, habe ich mich mehrmals geäußert. Es sollen die vornehmsten Erscheinungen zur österreichischen Geschichte und die belangreichsten Arbeiten österreichischer Historiker besprochen werden; nicht im Sinne fachmännisch-kritischer Beurteilung, sondern in der Form allgemein unterweisender Berichte. Allerdings wird sich diese Aufgabe meist nur unvollkommen erfüllen und wenig folgerichtig behandeln lassen. Es besteht für den „Chronisten" die kaum überwindliche Schwierigkeit, die bedeutsameren Erscheinungen der historischen Gesamtliteratur zur österreichischen Geschichte richtig zu übersehen und bei der Vielheit der Sprachen ohne fremde Hilfe auch nur von ihrem Inhalte Kenntnis zu nehmen; außerdem verbindet ihn das Entgegenkommen gegen die Verleger, eingesandte Bücher nicht unbesprochen zu lassen, auch wenn sie Österreich nur nebenher berühren oder historische Einzelfragen von nur geringem allgemeinen Interesse anschneiden. Immerhin wird sich hierin je länger je eher ein richtiges Maß finden lassen.

* * *

In dieser und der in etwa Vierteljahrsfrist folgenden „Chronik" wird überwiegend von Werken zur modernen Geschichte Österreichs, in dieser vornehmlich für das 16. bis 18. Jahrhundert, in jener für das 19. Jahrhundert die Rede sein. Nur die drei Werke, mit deren Besprechung diese Ausführungen beginnen sollen, gehören so gut wie völlig der mittelalterlichen Zeit an. Zunächst die heuer (1907) zu ihrem dritten Bande fortgeschrittene monumentale „Geschichte der Stadt Wien", herausgegeben vom Wiener Altertumsverein.* Trotz der in diesen Blättern niedergelegten sachverständigen Äußerungen Viktor Thiels ** mag noch einmal ein zusammenfassendes Wort über Entstehung und Anlage dieses großen Werkes, wohl der pompösesten aller Stadtgeschichten, gesagt sein. Seit zum fünfzigjährigen Regierungsjubiläum Sr. Majestät der erste Band erschien, ist hier rüstig fortgearbeitet worden. Die sechs Bände freilich, die, jeder im Umfange des ersten Bandes, nach dem ursprünglichen Plane den Gesamtstoff hätten fassen sollen, sind zum Großteile schon für die Darstellung der Zeit des Mittelalters aufgebraucht worden. Aus einem Bande, der die Entwicklung der Stadt im 14. und 15. Jahrhundert hätte schildern sollen, sind zwei Doppelbände geworden. Welche Überraschungen werden da wohl noch für die neuere Geschichte folgen?

Nichts kann hier ferner liegen als eine auch nur skizzierende Erläuterung des Inhalts der bisher erschienenen Bände, deren erster die Stadtgeschichte bis 1282 führt, während der zweite die politische und kirchliche, der dritte die Kulturgeschichte der Stadt in den für ihre Entwicklung vor allem wichtigen Jahrhunderten des Spätmittelalters (1282 bis 1522) behandelt. Die Namen der Mitarbeiter — darunter Sueß, von Luschin, Heinrich Schuster, Schönbach, Uhlirz, Seemüller — bürgen hinlänglich für die Gründlichkeit aller Einzelarbeiten, die nach Politik und Kirche, Gesellschaft, Wirtschaft und Geisteskultur gesondert das Werk zusammensetzen. In der Beschränkung zeigen sich dabei freilich nur wenige Meister und mit dem Grundsatze der Redaktion, den Mitarbeitern möglichst weiten Platz für den Beweis ihrer Anschauungen zu gönnen, läßt sich jede Uferlosigkeit eines historischen Buches entschuldigen. Immerhin, mag man über das „Zuviel des Guten" denken wie man will, kein Unbefangener wird bestreiten, daß hier ein großes, einer Reichshauptstadt würdiges Unternehmen im Gange ist. Die Geschichte Wiens, die wir brauchen und bisher nicht besitzen, wird uns freilich hier nicht vorgelegt. Nicht allein, weil die aus technischen Gründen gleichzeitig von demselben Vereine herausgegebenen „Quellen zur Geschichte der Stadt Wien" wohl noch manche hier unverwertete Nachricht erschließen werden und weil das kostspielige Werk Privaten und kleinen Instituten unerschwinglich, an großen Instituten unentlehnbar sein wird, sondern vor allem weil auch der gründlichste Kenner es nur in wochenlanger Arbeit wird übersehen können. Wird das Werk einmal fertig sein, dann erst wird aus der Summe der darin vereinten Einzelstudien und mit Benutzung der indessen aus den „Quellen" zugewachsenen Nachrichten eine einheitlich geschlossene, kritische Geschichte Wiens zu schreiben sein. Und damit wird auch dieses Werk über die Studierzimmer und Salons Bevorzugter hinaus mit dem ganzen Gewichte des Wertes zu wirken vermögen, der ihm ohne Frage zukommt.

An die Würdigung dieser Ortsgeschichte größten Stiles mögen einige Worte über den fünften Folgeband des gleichfalls in hohem Maße lokalgeschichtlichen Interessen dienenden österreichischen Burgenbuches von Otto Piper geschlossen werden.* Aus der Menge der darin neu-

* Geschichte der Stadt Wien. Herausgegeben vom Altertumsverein in Wien. Redigiert (Band 1 und 2/1) von H. Zimmermann und (Band 2/2 bis 3/2) von A. Starzer. 4°. A. Holzhausen. Wien. 1. Band (bis zur Zeit der Landesfürsten aus habsburgischem Hause, 1282). 1897. XXIV und 632 S. 2. und 3. Band (bis zum Ausgange des Mittelalters, 1282 bis 1522), je in zwei Halbbänden, 1900, 1906 und 1907, XVII, XV, VII, 1153 und 794 S. Jeder Band mit vielen Tafeln und Textillustrationen.

** „Österreichische Rundschau", 11, S. 377 bis 379.

* Otto Piper, Österreichische Burgen. Wien. Hölder. Fünfter Band. 1907. V und 226 S., 224 Abbildungen. Im allgemeinen hierüber „Österreichische Rundschau", 11, S. 225.

beschriebenen Burgen sei besonders der genau beschriebenen berühmten Burg Karlstein in Mittelböhmen gedacht, der Gründung Kaiser Karls IV., Schatzkammer für die Kroninsignien und Erholungsort für den Hof, der „Gralsburg des Böhmerlandes und wohl der berühmtesten Burg der ganzen Monarchie". Der Versuch, ihren deutschen Namen zu einem tschechischen zu machen (abzuleiten aus „tyn", nicht „Stein"), der natürlich nicht fehlen durfte, ist überzeugend abgelehnt. Eine urkundlich gegründete Baugeschichte des zuletzt durch weiland Dombaumeister Schmidt restaurierten Schlosses wäre noch zu schreiben.*

Wie in der letzten Chronik der Volksgeschichte der Rumänen von Jorga, sei hier nun jener der Ruthenen (Ukrainer) von Michael Hruševskyj gedacht, von dessen bisher fünf Bände haltender und auf sieben Bände berechneter „Geschichte des ukrainischen Volkes" im Jahre 1906 der erste Band in deutscher Übersetzung mit der Begründung erschienen ist,** daß „in dieser Sprache das Interesse an der allseitigen Erforschung der Evolution Europas seine größte Entwicklung erfahren hat". Das Buch hat sehr geteilte Beurteilung erfahren und augenscheinlich sind seine Mängel nicht wenige. Mit Recht ist des Verfassers Systemlosigkeit, der Nationalfehler so vieler russischer Geschichtswerke, getadelt worden. Zugleich aber wurde ihm auch die einfachste Berechtigung abgesprochen: es gebe überhaupt kein ukrainisches Volk; dieses sei nur ein russischer Stamm. Eine nationale Minderheit unter den Ruthenen — man sehe nur die ruthenische Vertretung im österreichischen Parlamente — hält hieran fest. Die Mehrheit aber scheidet ihre Landsleute von den Großrussen, dem Kernvolke des Staates Rußland, als eine besondere Nation mit besonderer Sprache ab: Kleinrussen, Ukrainer, Ruthenen, in Südrußland zwischen Kiew und Dniepr, in Ostgalizien und Nordostungarn wohnhaft, etwa 34 Millionen Menschen. In unserer Zeit des Nationalismus bringt die junge Nation ihr Empfinden in einer erhöhten Pflege der nationalen Geschichte zum Ausdruck. So ist Hruševskyjs Werk entstanden, dessen erster Band, mit einem reichen Apparat von Anmerkungen, Anhang, Exkursen, Register und Karten ausgestattet, Urgeschichte, Entstehung und Ausbau des alten ukrainischen Reiches von Kiew schildert. Dieser Kiewer Staat ist der „erste dauernde Staat Osteuropas" (doch wohl Nordosteuropas!), seine Kultur die Grundlage der (nord)-osteuropäischen Kultur, sein weltgeschichtliches Verdienst die Verteidigung des inneren Europa vor den Mongolen. Also wieder ein Retter mehr vor dem Asiatismus! Es ist der aus der byzantinischen Überlieferung bekannte Russenstaat, dessen Fürsten das 9. und 10. Jahrhundert hindurch Byzanz und das südöstliche Rußland, Griechenland und „Türkenland" heimsuchten, unendliche, besonders auch lebende Beute heimbringend und verteilend. Wie die heimatliche Quelle versichert:

> „Was bei der Teilung billig war,
> Das war das weibliche Geschlecht:
> Alte Frauen zu einem Halbgroschen,
> Junge Frauen zu zwei Halbgroschen
> Und schöne Mädchen zu einem Groschen."

Dann stand einmal Byzanz machtvoll gegen die Peiniger auf: der Russenzar Svjatoslav erlag vor Kaiser Johannes Zimiskes (972). Aber sein Sohn Vladimir richtete den zerbröckelten Reichsbau wieder auf, wurde der Christianisator der Russenkirche und größter Kulturförderer durch Übertragung der Griechenkultur auf Russenboden; eine der Gestalten, in denen sich die Kontinuation östlicher Kultur von Byzanz nach Rußland hinüber deutlich offenbart. Mit seinem Tode (15. Juli 1015) beschließt sich des alten Staates Kiew größte Zeit.

In besonderer Ausführung kehrt sich der Verfasser gegen den „Normannismus", die Anschauung, als ob das alte Rußland ein Normannenreich von der Art des 1066 eroberten England gewesen sei, und nimmt besonders das bisher von dem sagenhaften Wikinger Rurik abgeleitete, also skandinavisch-germanische Zarengeschlecht der Jhor, Svjatoslav und Vladimir für seine Heimat in Anspruch; die ersten Russenzaren seien echt ukrainischen Stammes gewesen. Ob hier nationales Vorurteil den Verfasser nicht etwa in die Irre führt, müßte fachmännische Prüfung erhärten.

Unsere Betrachtung führt einige Jahrhunderte vorwärts in das Gebiet der neuen Geschichte und wendet sich hier vorerst dem Folgebande von Ludwig Pastors Papstgeschichte zu, der dem Papsttume Hadrians VI. und Clemens VII. gewidmet ist.* Auch dieser Band ist wie seine

* Für die tirolischen Schlösser dürfte im Laufe dieses oder des Folgejahres ein bereits erscheinendes Werk „Tirolische Schlösser", Text von K. Schwarz, Bilder von F. Freiherrn von Myrbach, Wagner, Innsbruck, abgeschlossen werden, welches nicht so sehr eine Beschreibung als eine Geschichte dieser Burgen bringen soll und so, wie wir hoffen, die Arbeiten Pipers teilweise ergänzen wird.

** Michael Hruševskyj, Geschichte des ukrainischen Volkes. 1. Band. Urgeschichte des Landes und des Volkes. Anfänge des Kijever Staates. Leipzig. Teubner. 1906. XVIII und 754 S. Allerdings ist das Deutsch der Übersetzung oft seltsam und schwer verständlich, oft überhaupt kein Deutsch mehr. Doch kann der Verfasser dafür nicht wohl verantwortlich gemacht werden. Dem Kritiker der „Leipziger historischen Vierteljahrschrift", der die Sprachfehler des Buches nach freundlichem norddeutschen Brauche „störende Austriazismen" nennt, mag bei dieser Gelegenheit ein gründliches Studium der deutsch-österreichischen Sprachgebräuche empfohlen werden.

* Ludwig Pastor, Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters. 4. Band, 2. Abteilung: Adrian VI. und Clemens VII. 1. bis 4. Auflage. Freiburg, Herder. 1907. XLVIII und 800 S. Mit einem Literaturverzeichnis, einem Anhang von archivalischen Mitteilungen und Dokumenten und einem Register für beide Abteilungen des 4. Bandes. Über die erste Abteilung dieses Bandes vgl. „Österreichische Rundschau", 11, S. 228 bis 230.

Vorgänger ausgezeichnet durch gründliche Forschung, maßvolles Urteil, schonungslose Wahrheitsliebe. Man kann nicht sagen, daß Pastor einen schlechthin charakteristischen Stil schreibt. Seine Schilderungen gehen sehr ins einzelne. Gleichwohl wird die Lektüre niemals trocken und mühsam. An den Höhepunkten stellt sich dann auch die rechte Wärme des Tones ein, die neben der Kühle der sonstigen Darstellung um so lebhafter empfunden wird.

Lebhaft und nicht ohne nationales deutsches Empfinden tritt Pastor für den von den Italienern verlästerten Papst Hadrian VI. ein. Am 2. März 1459 aus bürgerlicher Familie zu Utrecht geboren, dort und in Löwen auferzogen, Universitätsprofessor, Erzieher Kaiser Karls V., Bischof, Kardinal, endlich am 9. Jänner 1522 zum Papste gewählt; der letzte deutsche Nachfolger Petri. Außerordentlich streng in allen religiösen Dingen; der Sprache und den Lebensgewohnheiten Italiens durchaus fremd. Die Kunst der italienischen Renaissance entsprach seinem Geschmack nicht; den Schwarm der schöngeisternden Literaten, der unter Leo X. fröhlich ein- und ausgeflogen war, übersah er; nur mit Fremden, seinen getreuen Niederländern, umgab er sich. Kurz „ein Barbar" und alsbald vom Übelwollen, Haß und Spott der Kurialen verfolgt. Daher kein Mann der Erfolge, aber ein Willensheld. Es lag nicht an ihm, daß sein entschlossen aufgenommener Kampf gegen die kirchlichen Mißbräuche nicht zum Ziele führte. Karl V. war ihm nicht hold, der König von Frankreich betrog ihn, er wurde ein „Brandopfer des römischen Hohnes". Lange schon kränkelnd starb er am 24. September 1523; machtlos, erfolglos. Aber das lang entstellte Bild ist seither längst wieder in seiner ursprünglichen Hoheit lebendig geworden; er zählt heute bei allen Parteien zu den verehrungswürdigsten Päpsten.

Dem Lehrer Karls V. folgte sein Kandidat, Giulio de Medici, als Clemens VII. (18./19. November 1523). Ungleich den anderen Medici ein schöner Mann, mäßig und sittenstreng, als Sprosse seines Geschlechtes natürlich nicht ohne schöngeistige Interessen; ein wohlwollender und geduldiger Förderer Michelangelos, sein Schützer nach dem Falle von Florenz. Den Vorwurf des Gemäldes des jüngsten Gerichtes für den Künstler ersonnen zu haben, nennt Pastor des Papstes großes Kunstverdienst. Immerhin mehr ein Verstandesmensch, zurückhaltend, arbeitsam, sparsam; aber eine jener unglücklichen Naturen, bei denen immer wiederholte Überlegung jede Tatkraft tötet; und daher furchtsam, entschlußlos, hinterhältig. Wie der Römer Berni höhnte

„Ein Papsttum, reich an Hin- und Herberaten,
An Meinungswechsel und an Klägeleien,
An Wenn und Aber wie an Ja und Nein,
Vielleicht und Doch und Worten ohne Taten."

Zwischen dem Kaiser und Frankreich schwankend gewann er dieses nicht und reizte jenes Zorn. „Heute oder morgen", ließ Karl sich hinreißen zu sagen, „wird Martin Luther vielleicht ein wertvoller Mann sein". Zwar verdarb sich der Kaiser seine Sache — Pastor betont es scharf — durch die „maßlose Ausbeutung seines Sieges von Pavia". Schier ganz Europa stand in der Liga von Cognac gegen ihn auf. Und der Papst eilte unter diese Deckung. Aber Karls Rache entging er darum nicht. Bald trieb das kaiserliche Heer auf Rom heran. Wohl das schönste Kapitel des Buches schildert die gewöhnlich wohl unterschätzten Schrecken der Plünderung der schönsten Stadt der Renaissance, des „sacco di Roma". Am 6. Mai 1527, schreibt der protestantische Kriegshauptmann Schärtlin von Burtenbach, „haben wir Rom mit Sturm genommen, ob 6000 Mann darin zu Tod geschlagen, die ganze Stadt geplündert, in allen Kirchen und ob der Erd genommen, was wir gefunden, einen guten Teil der Stadt abgebrannt und seltsam hausgehalten, alle Copistereien, Registe, Briefe und Cortisanei zerrissen, zerschlagen". Bis zum Februar 1528 lagen die verwahrlosten, gewalttätigen Söldner in der Stadt; verzweifelte Wochen und Monate! Was half dem unglücklichen Medici, daß der Kaiser eingestand, „er hätte lieber nicht siegen wollen als mit solchem Siege Überwinder sein"? Sieben Monate „lebendig begraben" in der Engelsburg entwich er im Dezember 1527 nach dem festen Orvieto, um dort und dann in Viterbo fast ein Jahr lang traurig und armselig Hof zu halten. Gleichwohl lautet das strenge Urteil des Geschichtsschreibers: Der „Sacco", das „blutige Schlußkapitel der Renaissance", dessen Schrecknis die italienischen Künstler auseinandersprengte und ihre Schulen auflöste, bedeutet doch in anderem Sinne auch ein „reinigendes Gewitter", das dem grundverdorbenen Rom Leos X. wieder die frischere Luft sittlicher Haltung zuführte.

Im Jahre 1529 kam ein Friede zwischen Papst und Kaiser zustande. Florenz wurde dem Widerstande seiner Bewohner zum Trotz den Medici überantwortet. Angesichts der Türkennot war Clemens, dessen aufrichtigem Eifer hierin alle Achtung bezeigt wird, vermutlich mit dem Abschluß des Nürnberger Religionsfriedens von 1532 einverstanden, einverstandener als Pastor, dessen streng katholischer Sinn an mehreren Stellen des Buches mit großer Bestimmtheit zur Geltung kommt; besonders in der Darstellung des allerdings erhebender Momente fast völlig entbehrenden englischen Schismas. Bei Wolsey, übrigens nicht dem Urheber jenes Scheidungsplanes Heinrichs VIII, der zum Anfange alles Übels wurde, ist über dem „unwürdigen Fürstendiener" nicht der große Staatsmann, der Mitbegründer von Englands Weltstellung zu vergessen; Thomas

Cranmer aber ist nichts als ein serviler Knecht und ideenreicher Intriguant, immer dienstwillig den Lüsten seines Herrn. Dem Papste, dessen Haltung auch in dieser Frage nicht ohne Schwäche war, wird doch hoch angerechnet, daß er die Heiligkeit des Ehebandes nicht preisgegeben habe. Im übrigen sieht Pastor, ohne mit Tadel gegen die kaiserliche Politik zu sparen, die vornehmsten Fehler doch vom Papste begangen. Er nennt es schlechthin ein Glück für die Kirche, daß Clemens am 25. September 1534 an einem krebsartigen Magenübel vorzeitig dahin starb und macht Rankes Urteil über den „unheilvollsten aller Päpste" zu dem seinen. Ein Opfer noch mehr seiner kleinlichen Entschlußlosigkeit als der schlimmen Weltverhältnisse. Schlecht unterrichtet besonders über Deutschland. Unglücklich auch in seiner italienischen Politik; „die Freiheit Italiens wurde unter ihm zu Grabe getragen". Und unglücklich endlich auch in seiner kirchlichen Haltung. Zur Anwendung des einzigen, allerdings heroischen Heilmittels, der Berufung eines allgemeinen Konzils konnte er sich nicht entschließen, sondern beschränkte sich auf eine halb platonische Gutheißung der Anfänge von Reformen, die sich in der — hier das erstemal genauer dargestellten — Neubildung von Orden ankündigten. Bald soll man hierin Großes erleben. In den letzten Tagen des letzten Mediceerpapstes traten am Montmartre sieben Männer zusammen, um die stärkste geistliche Kriegsschar der katholischen Kirche zu begründen, den Orden der Jesuiten.

Ungefähr in dieselben Jahre spielt Wilhelm **Bauers** sorgfältig gearbeitetes und bei allem Detail der Behandlung sehr anregend, nur zuweilen etwas überschwänglich geschriebenes Buch über „die Anfänge Ferdinand I."* In genauer Analyse bis zum Sommer 1522, in knappen Umrissen bis zur Schlacht bei Pavia fortgeführt, will es „alle jene Momente zur Geltung bringen, welche später für die Persönlichkeit und Politik dieses Herrschers von Bedeutung werden sollten". Nach einer Schilderung der Kinderzeit des von seinem spanischen Großvater König Ferdinand liebevoll gehüteten Prinzen wird auf Grund eingehender archivalischer Studien in Wien und Brüssel — warum nicht auch in Innsbruck? — der bunte Wechsel in den nicht immer freundlichen Beziehungen der habsburgischen Brüder in den Jahren 1519 bis 1522 in klares Licht gerückt. Erzherzog Ferdinand erscheint noch ganz im Schatten der Pläne des weltherrschenden kaiserlichen Bruders. Seine politischen Anfänge waren hart. Nur in Kämpfen vermochte er sich durchzuringen. Aber seinen Kämpfen wurde endlich, wie wir wissen, hoher Lohn; er wurde König von Ungarn und Böhmen, deutscher Kaiser. Für die Entwicklung seines Wesens ist mancher sprechende Zug mitgeteilt, seine geschmeidige und frische Art wirkungsvoll der düsteren Verschlossenheit des Kaisers gegenübergestellt. Wir hören, daß der frühreife Knabe gleich seinem habsburgischen Großvater lebhaftes Interesse für die Artillerie, die Waffe der Zukunft, bekundet, daß er in engen, wohl nicht genügend aufgeklärten Beziehungen zu dem großen Humanisten Erasmus von Rotterdam gestanden habe, der beinahe sein Lehrer geworden wäre. Wir meinen, daß der Verfasser, zugleich Herausgeber der Familienkorrespondenz des Erzherzogs, Königs und Kaisers Ferdinand I. auch berufen sein wird, uns eine seines Helden würdige Biographie zu schreiben, die uns trotz des ebenso umfangreichen als unzulänglichen Werkes von Buchholz durchaus noch fehlt.

Ist Bauers Buch aus den ihm von der „Kommission für neuere Geschichte Österreichs" gestellten Aufgaben heraus erwachsen, so konnte diese jüngst auch zwei von ihr selbst herausgegebene große Arbeiten vorlegen:* Deren erste, die von weiland Thomas **Fellner** begonnene und vom **Berichterstatter** vollendete erste Abteilung der „Österreichischen Zentralverwaltung" wird hier noch eine besondere Besprechung erfahren;** als zweite ist der erste Band der „Österreichischen Staatsverträge" erschienen. Daß eine Edition zur Geschichte unserer äußeren Politik im Interesse unserer gelehrten und diplomatischen Kreise liegt, scheint um so klarer, als die vor 1763 zurückreichenden Staatsverträge Österreichs überhaupt nicht gesammelt, die späteren nur in unzuverlässigen Drucken niedergelegt sind. Die „Kommission" hat daher die Herausgabe der österreichischen Staatsverträge vom Jahre 1526 ab zu einer ihrer Hauptaufgaben erkoren und sich dabei zu einer Veröffentlichung nicht nach der Zeitenfolge, sondern nach Ländern entschieden, ohne sich zu verhehlen, daß etwas schlechtweg Entscheidendes weder nach der einen noch nach der anderen Seite hin geltend zu machen sei. Als erste dieser Arbeiten erscheint nunmehr der erste Band der österreichischen Staatsverträge mit England (1526 bis 1748), bearbeitet von Alfred Francis **Přibram**.*** Da rechtsgiltige Abmachungen beider Staaten außer mehreren noch vor 1526 geschlossenen Verträgen erst vom Jahre 1701,

* Wilhelm **Bauer**, Die Anfänge Ferdinands I. Wien und Leipzig, Braumüller, 1907. XII. und 264 S.

* S. „Österreichische Rundschau" 14, S. 70.

** **Veröffentlichungen der Kommission für neuere Geschichte Österreichs**, 6 bis 7. Thomas **Fellner** und Heinrich **Kretschmayr**, Die österreichische Zentralverwaltung, 3 Bände, geschichtliche Übersicht und Aktenstücke. Wien, Holzhausen, 1907. XII, VIII, VII und 228, 664, 636 S.

*** **Veröffentlichungen der Kommission für neuere Geschichte Österreichs.** Österreichische Staatsverträge. England. Bearbeitet von Alfred Francis **Přibram**. 1. Band. 1526 bis 1748. Innsbruck, Wagner, 1907. XIV und 813 S.

dem Jahre der zweiten „großen Allianz“ Österreichs mit den „Seemächten“ gegen Frankreich* ab laufen, hat der Bearbeiter die Entwicklung der englisch-österreichischen Beziehungen bis zu diesem Jahre in einer ebenso inhaltreichen als klaren Einleitung behandelt, in der auch jene alten Verträge abgedruckt sind. Von 1701 bis 1748 folgen dann reichliche Vertragsabschlüsse, 48 im ganzen, genau einer auf jedes Jahr. Der gründlichen Gediegenheit der Arbeit, die in den Einleitungen zu den einzelnen Dokumenten, etwa zu den Verträgen des spanischen Erbfolgekrieges und des pragmatischen Krieges förmliche wissenschaftliche Aufsätze beigibt und eine Fülle neuer Aufschlüsse bringt, kann nur volle Anerkennung gespendet werden. Einwände gegen die angebliche Übergenauigkeit der Begleitausführungen kann ich nicht teilen, vielmehr nur wünschen, es möchten sich alle Folgebände der „österreichischen Staatsverträge“ auf der Höhe dieses ersten Bandes halten.

Den politisch-historischen Bildern zur Geschichte des 16. bis 18. Jahrhunderts reihen sich zwei bedeutsame wirtschaftsgeschichtliche Arbeiten für diese Zeit an: Heinrich von Srbiks „Geschichte des staatlichen Exporthandels von Leopold I. bis Maria Theresia“ und Karl Přibrams „Geschichte der österreichischen Gewerbepolitik“, zunächst von 1740 bis 1798.** Srbiks auf reiche und eindringende Arbeiten namentlich im Hofkammerarchive gegründetes Buch bringt viel mehr, als sein bescheiden gestellter Titel erwarten läßt. Das unmittelbare Thema ist glücklich in die großen Linien der Entwicklung gefügt und über seine Grenzen hinaus sind sehr beachtenswerte Aufschlüsse und Beiträge zur österreichischen Verwaltungs- und Handelsgeschichte gegeben. Der Merkantilismus, führt die Einleitung aus, die „Wirtschaftslehre des wirtschaftlichen Egoismus“, darf nicht mit der hochmütigen Voreingenommenheit der liberalisierenden Wirtschaftspolitik des „Laissez faire“ gemessen, sondern muß als Übergangssystem von den „in sich abgeschlossenen und sich genügenden Lebenskreisen“ des Mittelalters zur staatlich nationalen Volkswirtschaft der Neuzeit, somit als eine ihrer Zeit angemessene Wirtschaftsform gewürdigt werden. Sein Träger ist das Staatsoberhaupt als Verkörperung der Staatsidee, seine Signatur sind Schutzzoll und Industrieförderung bei nicht grundsätzlicher, aber tatsächlicher Vernachlässigung der Landwirtschaft, das Ideal die aktive Handelsbilanz. Frankreich aber, das Land Colberts, wurde das klassische Land dieses Systems. Sein Beispiel ließ Österreich nicht unbelehrt. Sein berühmter Nationalökonom Becher wurde zum Erwecker des Merkantilismus und damit zum Begründer eines national-ökonomischen Systemes überhaupt. Das Österreich Kaiser Leopolds I. und auch noch seiner Nachfolger war ein Binnenstaat, dünn bevölkert, fast ohne Außenhandel, der Innenhandel in fremden Händen, die Bilanz durchaus negativ, die Staatsgewalt ohne handelspolitische Erfahrung und gehemmt durch kleinlichste Partikularismen, zudem bedroht und kämpfend immer nach zwei Fronten. Natürlich, daß die Errungenschaften seiner Handelspolitik den Vergleich mit denen des einheitlich aufgebauten Preußen nicht aushalten. Man darf sie darum nicht unterschätzen. Besondere Bedeutung kam dabei dem staatlichen Ausfuhrhandel mit Kupfer und Quecksilber zu und mit Grund wird dieser, illustrativ für das ganze österreichische Wirtschaftsleben, als das Spezialthema des Buches gewählt. Um von der Sorge um die Sicherung eines geregelten Absatzes dieser Bergwerksprodukte, der wichtigsten, wenn nicht einzigen Objekte österreichischen Exportes, frei zu sein, hatte man die Kupfer- und Quecksilberwerke von Neusohl und Idria zunächst in Pacht(Appalt-)betrieb gegeben, dann aber doch vorgezogen, dieses für den Staatssäckel nachteilige System durch Übernahme erst (1670) des Quecksilber-, dann (1680) des Kupferhandels in staatliche Regie (Kameralhandel) zu ersetzen. Hierbei und in der Folgezeit hat sich Hans Ludwig Mittermayr die größten Verdienste erworben und wird vom Verfasser mit Recht „der Vergessenheit entrissen“. Leider hat vorerst dieser Kameralhandel zu keiner Blüte kommen wollen. Es fehlte an jeder planmäßigen Anlage des Verkehrs in dem an Straßen armen und an Mauten reichen Lande, die Schranken der starren Zukunftverfassung waren durch Errichtung von Fabriken („Manufakturen“) und Erteilung von „Hoffreiheiten“ nur wenig durchbrochen, und ein in der Not der äußeren Lage wahllos zugreifender Fiskalismus ruinierte den jungen Kameralhandel völlig. Denn das Bild der österreichischen Finanzverwaltung im Zeitalter der Türken- und Franzosenkriege kann man sich gar nicht trostlos genug vorstellen. Selbst ein so ausgezeichneter Mann, wie der Hofkammerpräsident Christof von Abele, der Nachfolger des berüchtigten Grafen Sinzendorf, wußte in dem „Chaos der cameralium“ keinen gangbaren Weg zu finden. Mit Recht sagt Srbik: „Vielleicht wird man doch endlich Leopolds Verhalten in diesen Tagen der schwersten Schicksalsschläge billig beurteilen lernen, wenn klares Licht in die ökonomische und finanzielle Lage seiner Lande fällt.“ In den letzten Jahren des Kaisers mußte man zu dem bisher unerhörten Mittel der Aufnahme einer auswärtigen Anleihe greifen und nun beherrschten die holländischen Staatsgläubiger

* Die erste „große Allianz“ von 1689 war ein Vertrag nur mit Holland, dem England dann beigetreten ist.

** Heinrich R. v. Srbik, Der staatliche Exporthandel Österreichs von Leopold I. bis Maria Theresia. Untersuchungen zur Wirtschaftsgeschichte Österreichs im Zeitalter des Merkantilismus. Wien und Leipzig, Braumüller, 1907. XXXVI und 432 S. — Karl Přibram, Geschichte der österreichischen Gewerbepolitik von 1740 bis 1860. Auf Grund der Akten. I. Band. 1740 bis 1798. Leipzig, Duncker und Humblot, 1907. XIX und 614 S.

schier ein Menschenalter hindurch den ihnen zur Deckung ausgelieferten staatlichen Bergwerkshandel, den überdies ein Preiskampf mit den von den Engländern herbeigebrachten ostasiatischen Konkurrenzprodukten zu verlustvollen Unterbietungen zwang. Auch ein Vermächtnis des an Ehren und an Siegen, aber auch an wirtschaftlichem Unheil reichen spanischen Erbfolgekrieges! Erst unter Karl VI. zwischen den Jahren 1724 und 1734 konnte das „holländische Dominat" beseitigt und die wichtigen Fonde wieder für Österreich frei gemacht werden. Nun allerdings ohne die große Bedeutung von früher. Mit der noch immer unterschätzten gewaltigen wirtschaftlichen Hebung Österreichs unter Karl VI. waren auch die staatlichen Mittel gewachsen und der Anteil des Bergwerkhandels daran beträchtlich gesunken. Immerhin war dessen Lösung aus den Banden fremdländischen Kapitals doch eine wirtschaftliche Tat und Österreich konnte sich mit diesen seinen Bodenschätzen um so mehr auf den Weltmarkt begeben, als die kommerzielle Führung in die Hände zweier vorzüglicher Fachleute, der Brüder Franz Gottlieb und Leopold Karl Palm, kam und als sich nach den Straßenbauten der letzten Jahre von 1736 ab dem staatlichen Ausfuhrhandel der einzig richtige Weg über Triest erschloß. Es war die Morgenröte einer neuen Zeit. Der arme verschuldete Agrarstaat, dessen Haupthandelsartikel Bergwerkprodukte gewesen war, begann sich zum Industriestaat mit aktiver Bilanz zu wandeln. Es sind die Zeiten Maria Theresias.

Hier setzt Karl Přibrams Geschichte der österreichischen Gewerbepolitik ein, ein auf gründliche archivalische Studien vornehmlich im Ministerium des Innern gegründetes, vielleicht etwas breit geratenes, aber lehrreiches und ungemein anschaulich und anregend geschriebenes Buch. Maria Theresia und ihre Regierung, führt er aus, haben sich nicht etwa mit neuen gewerbepolitischen Ideen erfüllt, aber sie führten die schon vorhandenen aus. Die tastenden Versuche der Regierung Kaiser Karl VI. vollendeten sich unter Maria Theresia zu einem zielbewußten Streben im Sinne der Schaffung eines einheitlichen Wirtschaftskörpers, eines „Universalkommerzes". Im Jahre 1746 wurde eine oberste Handelsbehörde mit untergeordneten Länderbehörden bestellt und blieb auch in Abwandlungen, selbständig oder als Departement anderer Behörden, bestehen. Die Hauptgesichtspunkte waren von Karl VI. Zeiten her gegeben: Industrieförderung durch „Peuplierung" (Vermehrung der Bevölkerung), Kapitalsvermehrung und Fabrikengründung, Umlaufssteigerung, tunlichste Überwindung der Zunftverfassung bei grundsätzlich verschiedener Behandlung der für den lokalen Bedarf arbeitenden, von der Polizei beaufsichtigten, aber sonst in ihrer zunftmäßigen Verfassung unberührten Handwerke („Polizeigewerbe") und der alle inländischen Rohprodukte im Inlande verarbeitenden, den ganzen heimischen Bedarf deckenden und womöglich auch exportierenden, tunlichst aller zunftmäßigen Beschränkung zu entziehenden „Kommerzialgewerbe" (Manufakturen und Fabriken). Diese Gesichtspunkte blieben immer in Geltung, wurden aber ungleichmäßig zur Geltung gebracht; zunächst, in den Kriegsjahren 1740 bis 1762 nur schwankend und unsicher. Mit dem Jahre 1762 tritt dann wie in der Behördenorganisation so in der Gewerbepolitik das Streben nach scharfer Zentralisation, nach Beherrschung der Industrie durch einheitliche staatliche Leitung hervor. Diese Idee einer autoritativen Zentralleitung des ganzen Gewerbewesens erscheint, wie eine der anregendsten Partien des Buches ausführt, als ein Ausfluß der allbeherrschenden mechanistischen Idee des Gleichgewichtes der im Leben der Staaten und Völker wirkenden Kräfte, die uns einseitig nur aus der politischen Geschichte jener Jahre der Gründung des europäischen Mächtegleichgewichtsystems geläufig ist. Und dieser gewerbepolitische Zentralismus der Jahre 1762 bis 1776 war nicht ohne Größe der Auffassung, nicht ohne Verdienste. Er überspannte wohl im Streben, der Industrie reichen Absatz zu schaffen, die Konkurrenz. Die meisten seiner Gründungen hatten keinen Bestand. Aber eines wurde erreicht; die städtische Gewerbebevölkerung entwickelte sich zu rechter Kaufmannschaft und arbeitete mit Glück in kleineren Unternehmungen; der Bürgerstand wuchs über das Zunftsystem in das Untertanentum hinein.

Es ist das Kennzeichen der folgenden zwei Jahrzehnte. Seit 1770 wurden dann die gewerblichen Auffassungen freier. Der Gedanke, daß der Staat durch künstliche Eingriffe in das Wirtschaftsleben das gebenedeite „Gleichgewicht" herstellen solle, wurde je länger je mehr aufgegeben und das Jahr 1776 zum Anfangsjahr einer nicht mehr auf staatliche Bevormundung, sondern auf tunlich freier Konkurrenz beruhenden Gewerbepolitik. Befreiung des Innenverkehrs von allen fesselnden Zwangsvorschriften und Erzielung einer möglichst großen Konkurrenz waren die Gewerbeideale Kaiser Josefs II. Alles, was dawider ist, muß fort; dadurch erhält die Gewerbepolitik des Kaisers, mehr genötigt nieder zureißen als aufzubauen, ihren negativen Zug. Gewährten die Vorschriften seiner Regierung manchem armen „Manufakturisten" die Möglichkeit einer Betriebserweiterung, so lieferten sie doch auch kaufmännisch ungeschulte Handwerker ausbeutenden Wucherern in die Hände; eine entscheidende Umbildung der Zunftverfassung gelang nicht. Die unglückselige Hast des Kaisers und sein Unverständnis für historisch gewordenes hat zudem vieles verdorben. Aber im ganzen und trotz vieler Schattenseiten wird

das Urteil über die josefinische Gewerbepolitik nur günstig lauten können. Sie verstand, was der Industrie nottat und förderte wirklich leistungsfähige Unternehmungen mit gutem Blicke und jederzeit. Wie hell hebt sich ihre Betätigung von der Reaktion der Jahre nach Josef und Leopold II. ab. Jetzt werde das Grundmotiv aller Gewerbepolitik: „Quieta non movere", Alles liegen lassen; Furcht vor allem, was neu war und Mitleid mit den armen Gewerbsleuten, denen die Konkurrenz das Brot wegfraß. Auf jede einheitliche Regelung wurde verzichtet, nur mit Augenblickserläßen gearbeitet. Die Großindustrie, das Kind der neuen Zeit, kam um somehr in Verruf, als in ihrem Gefolge das Proletariat in den Städten auftrat und „diese Gattung nahrungsloser und größtenteils ungesitteter Menschen" nach allgemein behördlicher Auffassung „für den Staat die höchste Gefahr" war. Die einsichtigeren Mitglieder der Regierung konnten oft nur mit Mühen kapitalskräftigen Unternehmungen die Erlaubnis zur Anlage von Fabriken erwirken. Natürlich, daß diese Richtung nicht dauern konnte. Um so weniger, als eben jetzt der Kampf der Maschine gegen die Menschenhand beginnt, der revolutionäre Wechsel der Mode viele Gewerbe, wenn nicht geradezu unmöglich macht, so doch zwingt andere Grundlagen aufzusuchen, endlich die Staatsverwaltung durch die Ausgabe von Papiergeld die Geldwirtschaft in ungeahnter Weise steigert. Nicht mehr die zünftige Arbeit beherrscht wie bisher die Fabriken, sondern die kapitalistische Arbeitsmethode zieht auch in die kleinen Betriebe ein. Und die französische und englische Gewerbefreiheit wird zum Vorbild. Die Jahrhundertwende, genauer das Jahr 1798 bedeutet eine Epoche in der Gewerbegeschichte: die volle Herrschaft des Kapitalismus über das Gewerbe eröffnet sich.

Auf ein wenig bekanntes Gebiet der Reformtätigkeit Maria Theresias und Josefs II. führt das vortreffliche Büchlein von Eberhard Gothein über den Breisgau unter diesen beiden Herrschern.* Herausgewachsen aus des Verfassers Arbeiten zur Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwaldes legt die auch als schriftstellerische Leistung hoch zu bewertende Studie die Reformen der mehrerwähnten Regenten in diesem Ländchen „behaglicher Anarchie", dem „Paradiese der landständischen Freiheit" dar. Der Breisgau war für die habsburgische Weltstellung wichtiger, als auf den ersten Blick erscheinen möchte und darum ein „Sorgenkind" der Politik des Erzhauses. Wie man dort noch zuweilen an Haustoren den Doppeladler sieht, so sind die österreichischen Erinnerungen bis zum Tage nicht verschwunden. Beide Herrscher erscheinen auch in diesem begrenzten Wirken in ihren Eigenschaften: Maria Theresia, nicht originell in ihren Gedanken, aber kraftvoll, einsichtig und verständig in der Durchführung fremder, von ihr gutgeheißener Ideen, Josef in aller seiner wohlgemeinten Unduldsamkeit und Unbelehrbarkeit.

Ein Buch ganz anderer Art als alle vorgenannten führt in die Jugendgeschichte der großen Kaiserin: der erste Teil des von Rudolf Graf Khevenhüller und Hanns Schlitter herausgegebenen Tagebuches des Fürsten Johann Josef Khevenhüller*, der von 1742 ab mehr als ein Menschenalter in österreichischen Hofdiensten gestanden, Obersthofmarschall, Kämmerer, endlich Obersthofmeister. Wie andere seines wissens- und schreibefreudigen Geschlechtes ein Mann nicht allein der Etikette, sondern auch der Feder. Nicht daß er in diesen Anfängen seines Tagebuches Weltbewegendes zu erzählen hätte. Ein wenig Verwaltungsgeschichte, ein klein wenig politische Historie. Die Hauptsache ist das Hofleben. Und da zieht denn die ganze Fröhlichkeit von Maria Theresiens Jugendmonden an uns vorüber; immer aufs neue sehen wir die hohe Gestalt der jugendschönen Königin durch den Lichterglanz der Feste schreiten, sehen sie tanzen, reiten, fahren und wieder ernsthaft erwägen, schreiben, arbeiten und die Herzen der Menschen und Völker gewinnen. Wir hoffen, diese Aufzeichnungen, deren weitere Herausgabe in vollem Gange ist, werden uns noch manche angeregte Stunde bescheren.

Merkwürdig, daß wir die erste gründlich-wissenschaftliche Monographie über die Gesamtregierung Kaisers Josefs II. aus der Feder eines russischen Geschichtsschreibers erhalten. Auf Grund umfassender Nachforschungen in österreichischen, ungarischen und auch einigen auswärtigen Archiven und eindringlicher Durcharbeitung der einschlägigen Literatur hat Professor Paul von Mitrofanoff von der Universität Petersburg ein weitaussehendes Buch vor allem über das Reformationswerk dieses Kaisers geschrieben.** Beginnend mit einer sorgfältigen Erörterung der Quellenlage, widmet er ein erstes Kapitel der anschaulichen und liebe-

* Eberhard Gothein, Der Breisgau unter Maria Theresia und Josef II. Heidelberg, Neujahrsblätter der badischen historischen Kommission. N. F. 10 (1907). 130 S. — Über die Kirchenpolitik Josefs II. handelt auch Rudolf Hittmair, Der josefinische Klostersturm im Lande o. d. Enns. Freiburg i. B., Herder 1907. XXX und 376 S. Das Buch ist dem Berichterstatter nicht zugegangen.

* Aus der Zeit Maria Theresias. Tagebuch des Fürsten Johann Josef Khevenhüller-Metsch, kaiserlichen Obersthofmeisters, 1742 bis 1776. Erster Teil, 1742 bis 1744. Herausgegeben von Rudolf Graf Khevenhüller-Metsch und Hans Schlitter. Wien, Holzhausen. 1907. VIII und und 346 S.

** П. Митрофановъ (Paul Mitrofanoff), Политическая дѣятельность Іосифа II, ея сторонники и ея враги Polititscheskaja djejatjelnosty Josifa II, jeja stovonniki i jeja wragi (1780—1790. S. Petersburg, 1907, VI und 784 S. (Politische Tätigkeit Josefs II., ihre Anhänger und ihre Gegner). Für dieses Buch hat mir Herr Dr. Stephan Tomaschivskyi in Lemberg freundlichst seine Bemerkungen zur Verfügung gestellt.

vollen Zeichnung der Persönlichkeit Josefs, ein zweites seiner äußeren Politik und die folgenden sieben Kapitel seinen Reformen. Er verfährt insofern streng systematisch, als der tatsächliche Gehalt der einzelnen Reformen und das Urteil und die Wirkungen derselben auch äußerlich strenge auseinandergehalten sind. Gewisse Ungleichmäßigkeiten in der Behandlung des Stoffes wären wohl besser vermieden worden, wie etwa das zweite Kapitel sich allzusehr auf die Darstellung der Beziehungen Österreichs zu Preußen und Frankreich beschränkt und die Reformen in Galizien etwas knapp beschrieben werden. Auch die Parallele zwischen Josef II. und Peter dem Großen am Ausgange des Werkes wird mancherlei Bedenken begegnen. An der Schätzung des vorzüglichen Buches ändern solche Einwürfe wenig. Man möchte nur wünschen, daß eine deutsche oder französische Übersetzung uns sein Verständnis besser erschlösse.

Wir gelangen aus den Zeiten der Aufklärung in jene der Revolution. Die bevorstehende Jahrhundertfeier lenkt dabei das Interesse besonders auf das ruhmreiche wenn auch unglückliche Kriegsjahr 1809. Zu seiner Geschichte eröffnen manche lehrreiche Aussichten die von August Fournier herausgegebenen Briefe des viel gewandten und viel verlästerten politischen Publizisten Friedrich von Gentz an seinen am Wiener Kongreß und am politischen Leben des Jahres 1848 hervorragend beteiligten Freund, den Freiherrn von Wessenberg.* Die ganze dumpfe Trostlosigkeit der schweren Zeit, zumal nach den niederbeugenden Mißerfolgen gleich zu Beginn des Krieges spricht aus diesen Briefen, die übrigens auch noch bemerkenswerte Mitteilungen und Betrachtungen zur Geschichte der Zeit des „Vormärz" und zur geziemenden Beurteilung dieses gewiß nicht reinen, aber doch über Gebühr verdammten Charakters enthalten. Die Kriegsgeschichte des Jahres 1809, seit einiger Zeit Gegenstand regen Interesses der militärwissenschaftlichen Forschung, wird, wenn nicht alles trügt, eine abschließende Würdigung in dem großen Geschichtswerke unseres Kriegsarchivs finden, welches, auf etwa vier Bände berechnet, in seinem ersten Bande „Regensburg" im Jahre 1907 vorgelegt wurde.** Die Einleitung Oskar Cristes will in einer historischen Skizze der Jahre 1806 bis 1809 vor allem die österreichische Politik beleuchten, sie verweist auf den Gegensatz zwischen dem friedliebenden Militär Erzherzog Karl, und dem kriegerischen Staatsmann, Grafen Stadion; wie es scheint nicht ohne eine gewisse Voreingenommenheit gegen den Politiker. Allerdings wird man dem Urteile des Schreibers, daß der Kriegsentschluß von 1809 Österreich nicht zum Wohle gereichte, schwerlich widersprechen können. Ist aber ein ehrenvolles Gedächtnis in der Geschichte nichts? Die Darstellung der Kriegsereignisse durch Eberhard von Mayerhoffer umfaßt die acht Tage der schicksalsvollen Osterwoche (16. bis 23. April) 1809. Am Ostersonntage war Erzherzog Karl nach nicht ungünstigen Anfängen von Napoleon geschlagen, Bayern für Österreich verloren, Regensburg, der Kernpunkt für beide Heeresaufstellungen, gefallen. Die österreichische Armee mußte, in zwei Hälften zerbrochen, über Böhmen und Oberösterreich nach Hause zurück. Es war nicht bloß die rückständige österreichische Heeresverfassung, sondern auch die Fehler der in den Überlieferungen der alten Lineartaktik befangenen Führung, die das Mißgeschick verschuldeten. Gewiß, auch Napoleon fehlte; die Phrase, daß jener Osterfeldzug zu seinen besten Feldherrntaten zähle, ist durch dieses Werk, das sonst wahrlich mit Bewunderung von ihm spricht, gründlicher denn je beseitigt. Aber er fand die Zeit, seine Fehler zu bessern; der Gegner fand sie nicht. Ein voller Erfolg war darum vor Regensburg doch nicht gewonnen worden; der Kaiser hat noch ein Vierteljahr lang streiten müssen, bis er ihn gewann. Das Verständnis der Darstellung wird auf das wirksamste unterstützt durch ausgezeichnete Kartenskizzen, deren Ausführung schlechthin musterhaft genannt werden darf. Das Werk will keine informierende Lektüre bieten, vielmehr eine bis in jede Einzelheit klärende Auseinandersetzung sein. In diesem Sinne darf sich jeder Geschichtsfreund des so verheißungsreich eröffneten Beginnens freuen.

Der große Held des Zeitalters ist indessen Gegenstand einer neuen Darstellung geworden. Der erste Band von Klein-Hattingens hier schon angezeigtem Napoleonbuche liegt nun abgeschlossen vor.* Der Verfasser ist bekannt durch sein Bismarckbuch, dessen erste Hälfte Anteilnahme und Aufmerksamkeit erregte, während in der zweiten Hälfte Urteil und Empfinden des Betrachters nach der Meinung der meisten Kritiker stark in die Irre gegangen ist. Uns will bedünken, als seien in dieses Bismarckbild zu viel napoleonische Züge hineingetragen worden. Um so besser gelingt die Zeichnung des größten aller Condottieri und Conquistadoren. Zwar die Anfänge enthalten nichts, was man in der Hauptvorlage, Fourniers Napoleonbuche nicht ebensogut und besser läse. Die psychologischen Ausführungen geraten mehr lang als anschaulich. Aber je mehr den Höhen der Ereignisse entgegen, um so mehr

* August Fournier, Gentz und Wessenberg. Briefe des Ersten an den Zweiten. IV und 162 S. Wien, Braumüller, 1907.

** „Krieg 1809." Bearbeitet in der kriegsgeschichtlichen Abteilung des k. u. k. Kriegsarchivs. Erster Band: Regensburg. Von Eberhard Mayerhoffer von Vedropolje und Oskar Criste. Mit 19 Beilagen, 4 Skizzen und 2 Tafeln im Texte. Wien, Seidel, 1907. XII und 680 S.

* Oskar Klein-Hattingen, Napoleon der Erste. Eine Schilderung des Mannes und seiner Welt. I. Band: Von 1769 bis 1806. Berlin, Ferd. Dümmler 1908. VIII und 647 S. — Vgl. „Österreichische Rundschau", II, S. 346 bis 347.

wächst das Buch, aus gewissenhafter Quellenerforschung erwachsen, mit seinen Zwecken. Die Geschichte des Jahres 1805 enthält eine scharf verurteilende Charakteristik der zwei deutschen Souveräne, wiederholt die heute wohl abgetane wegwerfende Auffassung über den österreichischen General Weyrother, den angeblichen Missetäter von Austerlitz, bringt endlich eine genaue Schilderung der Schlacht von Trafalgar, mit der die Napoleonbücher zu kargen pflegen. Aber der eigentliche Wert des Buches scheint mir in der eingehenden Darstellung der Wirtschafts-, Verwaltungs- und besonders auch der meist vernachlässigten Finanzgeschichte der napoleonischen Zeit zu ruhen. Hier sind des Verfassers klare Auseinandersetzungen voll anzuerkennen. Das napoleonische Problem, ob Schicksal oder Wille den Kaiser in den großen Krieg getrieben, ist nur angeschnitten. Klein-Hattingen bekennt sich zur alten Schule: Napoleon „hätte aus seiner Haut fahren müssen" wenn er einen anderen Frieden wollte als „la paix glorieuse", den Frieden von seinen Gnaden. Nicht übel ist die Streitfrage über den Bruch des Friedens von Amiens, die Grundursache aller Folgekriege, dahin formuliert, daß die formelle Schuld auf England, das die auszuliefernden Pfänder zurückbehielt, die tatsächliche Schuld auf Frankreich falle. Denn Napoleon wollte den Krieg. Nur sollten die anderen ihn bringen. Die Auffassung der Persönlichkeit ist die hergebrachte. „Niemand, der die Wahrheit liebt und das Recht achtet, kann auf diesen Mann anders als mit Haß und Abscheu blicken." Aber er wägt — an einer der schönsten Stellen des Buches — die guten und schlimmen Züge sorglich, fast feierlich gegenüber ab. Dabei erhebt sich die Darstellung zu wirklicher Kunst. Auch ihm ist Napoleon nicht bloß ein Zerstörer und laut und lebhaft betont er seine Rolle als Erweckers deutschen nationalen Empfindens, als „Führers zum Ziele deutscher Einheit".

Professor Dr. Heinrich Kretschmayr.

Feuilleton.

Die Pflanzenform im modernen Gartenbau.

Wenn ich als Fachbotaniker in den Kampf um die Neubelebung des Gartenbaues eintrete, der seit langem zwischen Künstlern und Gärtnern entbrannt ist, so erwartet man von mir vielleicht zunächst eine Rechtfertigung meines Beginnens. Einerseits glaubt der Durchschnittsgärtner sein Gebiet souverän zu beherrschen und des Rates eines Fachbotanikers völlig entbehren zu können; anderseits begegnet man vielfach der Meinung, daß dieser infolge seiner andauernden Beschäftigung mit der Pflanzenwelt und seiner genauen Formkenntnis jeden Sinn für die Ästhetik der Pflanze notwendig eingebüßt haben müsse, als ob Vertrautheit mit dem zur Verwendung gelangenden Material nicht auch für den ausübenden Künstler Grundlage des Schaffens wäre. Wenn ich mich trotz dieser Vorurteile, gegen die anzukämpfen ich nicht für nötig erachte, gedrängt fühle, meiner Meinung Ausdruck zu geben, so geschieht es nur, um die besondere Aufmerksamkeit auf einen — wie mir scheint schweren — Fehler zu lenken, der sich vielfach mit den Reformbestrebungen eingeschlichen hat, und der den Gegnern einen willkommenen Anlaß bietet, die ganze Richtung zu bekämpfen.

Die Moderne sieht im Hausgarten, von dem hier zunächst die Rede ist, mit voller Berechtigung ein organisches Glied des Wohnhauses und verlangt daher eine im Anschlusse an die Architektur streng logische Konzeption des Gartens im Gegensatz zu dem jetzt vorherrschenden sogenannten „Landschaftsgarten". Der Landschaftsgarten mit seiner meist zweckwidrigen Gliederung und seiner gekünstelten Anlage wird aus zweifachem Grunde bekämpft: er kopiert, oder besser gesagt er täuscht mit unzulänglichen Mitteln auf unzulänglichem Raume ein Stück Natur vor; er ist vom künstlerischen Standpunkte überhaupt wertlos, da Nachahmung der Natur mit Kunst nichts zu schaffen hat, wie schon so oft, aber nicht oft genug betont wurde.

Goethe, der wie kein anderer künstlerische Begabung mit naturwissenschaftlicher Denkungsart vereinte, hat immer wieder diesen schwer zu fassenden Gegensatz zwischen Kunst und Natur hervorgehoben und von allen Seiten beleuchtet. „Die höchste Aufgabe einer jeden Kunst ist durch den Schein die Täuschung einer höheren Wirklichkeit zu geben. Ein falsches Bestreben aber ist es, den Schein so lange zu verwirklichen, bis endlich nur ein gemeines Wirkliche übrig bleibt." Ähnlich, nur mit schärferen, aber ebenso treffenden Worten äußert sich H. Türck in einer geistvollen Studie über künstlerisches Genießen und Schaffen: „Die bloße, nüchterne Wiedergabe eines abgerissenen Stückes der Wirklichkeit ist dem genialen Künstler gar nicht möglich. Dazu gehört nicht ein genialer, sondern ein bornierter, nüchterner Mensch... Der geniale Mensch dagegen, der die Natur in ihren Absichten begreift, schafft unter ihrem Einflusse selbst ein Stück Natur."

Der Gegensatz zwischen Natur- und Kunstwerk äußert sich vor allem auch beim ästhetisch Genießenden in der gegensätzlichen Stellung, welche er beiden Erscheinungsformen gegenüber einnimmt. Es scheint mir für eine kritische Betrachtung wichtig, sich die Art dieses Gegensatzes klar zu machen. Selbst ein Glied der uns umgebenden

Natur, projizieren wir unsere subjektive Stimmung in sie; die Natur erscheint uns daher als Spiegel unseres Ich, als objektivierte Stimmung, die dem zufolge mit dem beobachtenden Subjekte fallweise sich ändert. Das Kunstwerk ist der persönliche Ausdruck der Stimmung eines Einzelnen und kann nur verstanden werden, wenn der Betrachtende in der Individualität, der momentanen Stimmung des schaffenden Künstlers, aufzugehen vermag. Die Natur spricht zu jedem in seiner Sprache, das Kunstwerk in dem nur wenigen verständlichen Idiom des Künstlers. Im Spiegel der Natur findet sich jeder einzelne wieder, im Kunstwerke strenge genommen nur der Künstler selbst.

So scharf dieser Gegensatz zwischen Natur und Kunst zu sein scheint, so leicht verschwimmt oft die künstlich gesteckte Grenze. Wenn ein vollendetes Kunstwerk als Ausdruck eines psychischen Erlebnisses des schaffenden Künstlers unser Innerstes zu gleich gestimmten Schwingungen veranlaßt, so verkörpert sich in ihm unsere Stimmung ebenso wie in der Natur.

„Natur und Kunst, sie scheinen sich zu fliehen
und haben sich, eh' man es denkt, gefunden."

Gerade darin liegt ja das Geheimnis der schöpferischen Kraft des begnadeten Genies.

Aber noch aus einem ganz anderen Grunde können die Schranken zwischen Natur- und Kunstwerk fallen. Je weniger das Material der Macht des Künstlers gehorcht, desto weniger kann es als adäquates Ausdrucksmittel von persönlichen Ideen und Stimmungen zur Wirkung gelangen. In diesem Falle steht der einfache, künstlerisch nicht gebildete Beschauer dem Kunstwerke vollends wie einem Stück Natur gegenüber. Ein solches Kunstwerk findet daher auch leichter seinen Beifall; er liest aus ihm wie aus der Natur nur seine eigene Stimmung heraus.

Steht der Kunst als Ausdrucksmittel in erster Linie lebendes Material zu Gebote, so verwischt sich der Gegensatz zur Natur fast völlig. Der rezeptive Beschauer gewinnt leicht ein subjektives Verhältnis zum lebenden Material, das sich ihm als Teil der belebten Natur offenbart, während die künstlerische Idee, welche der Komposition zugrunde liegt, nur schwer zur Geltung kommt. Von diesem Gesichtspunkte aus scheint es mir auch verständlich, daß der großen Menge, soweit sie sich einen Sinn für Natur bewahrt hat, auch Gartenanlagen, denen jeglicher künstlerische Gehalt fehlt, was an den landschaftlichen Hausgärten ebenso wie an öffentlichen Anlagen oft zu beobachten ist, für „schön" gelten. Die überwältigende Wirkung des lebenden Materials wird eben als Natur, nicht als Kunstwerk empfunden. Aus demselben Grunde findet auch der moderne Garten mit seinen geschnittenen Hecken und Bäumen keinen allgemeinen Anklang, da er als Kunstwerk auf kein Verständnis der Menge rechnen kann und durch Unterdrückung des spezifisch Lebenden des Materials, der freien Entfaltung der Pflanze, auch nicht als ein Glied der Natur empfunden wird.

Diese Überlegungen scheinen mir geeignet, eine theoretische Grundlage der künstlerischen Gestaltung des Gartens zu gewinnen. Ich will hier nur zwei Hauptgrundsätze entwickeln.

Der Gartenkünstler kann eine Idee auf doppelte Weise zum Ausdrucke bringen: durch die Gesamtkonzeption und durch das verwendete Material. Während der Architekt das Material vollkommen zu beherrschen imstande ist, befindet sich der Gartenkünstler in einer viel schwierigeren Lage. Jener kann selbst die Form nach Willkür verändern, ohne die charakteristischen Eigenschaften des Materials, wie etwa Farbe, Glanz und Korn des gewählten Steins, zu beeinträchtigen. Das Pflanzenmaterial hingegeu, welches diesem als Ausdrucksmittel dient, ist vor allem durch das ihm innewohnende Leben charakterisiert, das im Wachstum und in der freien Entfaltung seinen sinnfälligsten Ausdruck findet, im Gegensatz zum tierischen Leben, welches sich — wenigstens bei oberflächlicher Betrachtung — vorzüglich in der freien Bewegung zu äußern pflegt. Soll der Garten als Kunstwerk, d. h. als Symbol einer künstlerischen Idee wirken, so muß diese vor allem in der Gesamtkomposition ihren klaren, einfachen und daher überwältigenden Ausdruck finden; Anlage und Gliederung wird hier noch mehr in den Vordergrund treten müssen als beim architektonischen Kunstwerk, soll nicht die Materialsprache die Sprache des Künstlers übertönen. Auf Anlage und Gliederung beruht in erster Linie der harmonische Zusammenklang zwischen Garten und Haus.

Ich brauche diesen Grundsatz wohl nicht weiter auszuführen, da ich mich in dieser Beziehung ohnehin in völliger Übereinstimmung mit den modernen Gartenkünstlern glaube.

Im Gegensatz zu manchen von ihnen stehe ich aber bezüglich der Verwendung des Materials. Für mich ist — wie eben erwähnt — die durch die freie Entfaltung, d. h. das Leben bedingte Form die charakteristischeste Eigenschaft der Pflanze; ich halte es für einen Grundirrtum, der nur in der geringen Vertrautheit der Künstler mit dem ungewohnten Material seine Ursache hat, wenn viele moderne Gartenkünstler dem Pflanzenmateriale eine willkürliche Form aufprägen wollen. Die moderne Gartenkunst will die Pflanze nach „architektonischem Prinzip" verwerten; die Art und Weise aber, wie sie dabei zu Werke geht, halte ich für vollständig verfehlt. „Sie gibt," wie J. A. Lux in seinem anregenden Büchlein „Schöne Gartenkunst"*) sagt, „Bäumen und Büschen die Gestalt von

* Eßlingen, Verlag Paul Neff, 1907.

Kugeln, Kegeln und Würfeln als architektonische Bestandteile, bildet aus Pflanzenwuchs grün-dämmerige Wände und Nischen . . ." usw.

Das in seiner Entwicklung gehemmte „Gewächs" — ein Wort treffender Charakteristik — gleicht einem seiner Bewegung beraubten Tier. Wird die freie Entfaltung der Pflanze künstlich gehemmt und sie zum geometrischen Körper mißgestaltet, so ist das Material nicht minder „verlogen" behandelt als wie Eisen, das durch bloßen Anstrich Holz, Holz, das Stein vortäuschen soll. Unser sogenannter „Landschaftsgarten" wird mit Recht als „verlogen" hingestellt; verlogen war aber nur seine Anlage: ohne Sinn gekrümmte Wege, Gebirgsanlagen und Wasserfälle in ebenem Lande usw. Ehrlich und echt aber war das Pflanzenmaterial, das zu voller und freier Entfaltung kam. Man verfalle doch nicht in einer Zeit, wo Ehrlichkeit in der Kunst als oberster Grundsatz erkannt wurde, in den entgegengesetzten Fehler, die Anlage ehrlich, aber das Material „verlogen" zu behandeln.

Der kraftstrotzenden Eiche mit ihren weit ausladenden Ästen zieht man die zur schlanken Pyramide zugestutzte Form vor, die schwermütige Zypressen im Wuchse imitieren soll; die majestätische Pyramide der Fichte wird zum würfelförmigen Klotz zusammengeschnitten, die Eiben werden zu Pyramiden und Säulen umgemodelt, bis sie die gewünschte „architektonische" Wirkung haben.

Wer einmal im lichten Schatten einer Akazie die flimmernden Sonnenstrahlen bewunderte, welche in die lockere Krone eindringend das zarte Fiederlaub noch heller und duftiger erscheinen lassen, wer sich einmal an dem schweren Honigdufte ihrer weißen Blütentrauben berauschte, die in schwerer Fülle an den schwanken Zweigen schaukeln, der wird meinen Abscheu verstehen vor den widerwärtigen, verkrüppelten, aber „architektonisch" wertvollen Kugelakazien, die das ganze Jahr ihren trostlosen Blätterklumpen wie eine Kugel auf stumpfem Stamme balancieren, durch die Schere gewaltsam verkümmert, selbst unfähig Blütenschmuck anzusetzen.

Ist die Anwendung geometrisch gebauter Gehölzformen durch den Charakter der Architektur eines Gebäudes bedingt — beim schlichten Villengarten dürfte die Notwendigkeit hierzu nur selten vorliegen — so verwende man Arten, deren natürliche Form sich der Kugel oder Pyramide nähert; dann hat die Gartenschere nur dem natürlichen Wuchse nachzuhelfen, das Typische der Kronenentwicklung herauszuarbeiten, nicht aber eine charakteristische Wuchsform nach allen Regeln der sonst so verpönten „Kunst" des Gärtners in eine Karikatur zu verwandeln.

Die als Grundsatz für die Anwendung der Gehölze aufgestellte Forderung nach „freier Entwicklungsmöglichkeit" der Pflanzen bedingt natürlich nicht die Anpflanzung auf völlig freiem Standorte, der eine ungehinderte Entfaltung gestattet. „Frei" heißt den immanenten Form- und Entwicklungsgesetzen gehorchend. In diesem Sinne wird sich eine Pflanze auch im Zusammenschluß mit anderen frei entwickeln, wenngleich unter diesen Bedingungen ihre Form durch die veränderten äußeren Verhältnisse, durch die geänderte energetische Situation — wie sich Semon in seiner „Mneme" bezeichnend ausdrückt — wesentlich von dem auf freiem Standorte angenommenen Habitus unterscheiden kann. Daß sich aber die Pflanzen in ihrer Entwicklung ändern und gegenseitig beeinflussen, wird gleichfalls zu wenig gewürdigt; soll das vom Künstler gewünschte harmonische Verhältnis der Pflanzen zueinander dauernd erhalten bleiben, dann muß in der Regel wieder die Schere kräftig ihres Amtes walten. Daß dadurch keine künstlerische, sondern nur eine gekünstelte Wirkung erzielt wird, ist begreiflich; der Garten macht den Eindruck des Gemachten, aber nicht des Gewordenen. Daher müßte nach meinem Dafürhalten schon im voraus, d. h. bei der ersten Anlage, die Wirkung wohl erwogen werden, welche durch Pflanzengruppen bei deren fortschreitender Entwicklung erzielt werden kann. Natürlich ist auch diese Forderung wieder nur erfüllbar, wenn man sich eingehende Kenntnisse der gesetzmäßigen Formbildung, die mit dem Wesen der Pflanze untrennbar verbunden ist, erworben hat, wobei man vom praktischen Landschaftsgärtner manche wertvolle Erfahrung übernehmen könnte.

Die Eigenschaft des Lebens, der freien Entfaltung, ist es freilich gerade, welche die Verwendung des Pflanzenmaterials so schwierig gestaltet; um so dankbarer begrüßen wir es aber, wenn der Künstler das lebende Material als Ausdrucksmittel seiner Ideen beherrschen lernt; ein sorgfältiges Studium der natürlichen Form scheint mir hierzu die wesentlichste Bedingung.

Kann der Gartenkünstler die Form des Materials nicht nach Gutdünken ändern, ohne gegen das Prinzip der Wahrheit zu verstoßen, so wird ihm anderseits durch die große Formenmannigfaltigkeit der Pflanzen ein wertvolles Äquivalent geboten; je reichhaltiger das verfügbare Formenmaterial ist, desto eher läßt sich für jeden speziellen Fall das passendste finden. Es erscheint mir daher ganz verfehlt, wenn gelegentlich — ich las erst vor kurzem eine derartige Forderung — „im Interesse der Wahrheit" eine Beschränkung des Pflanzenmaterials auf einheimische Gewächse verlangt wird. Diese Forderung kommt einem Verzicht auf die wertvollste Bereicherung unseres Pflanzenschatzes gleich und schadet ganz unnötigerweise der Entwicklung des Gartenbaues, wodurch die Gärtner natürlich nur in Opposition gedrängt, statt zu brauchbarer Mithilfe herangezogen werden. Welcher noch so feinfühlige Künstler hätte den Bauerngarten je als un-

natürlich empfinden weil gewiß neun Zehntel jenes Blumenschmuckes aus aller Herren Länder zusammengetragen sind. Gewiß wäre es unsinnig, etwa eine Palme vor eine Laube aus Heckenrosen zu pflanzen, aber nicht weil die Palme eine andere pflanzengeographische Verbreitung hat als die Rose, sondern nur aus dem Grunde, weil ihre Form, ihr Habitus, in unvereinbarem Gegensatz zur Rose steht.

Nicht minder widersinnig erscheint es mir aus demselben Grunde, den Züchter als Feind der modernen Gartenkunst hinzustellen. Auch diese Forderung stützt sich wieder auf die irrtümliche Meinung, mit wenigen, entsprechend zugestutzten Pflanzen und einzelnen Farben die Gartenkunst beherrschen zu können. Gerade der Züchter ist es, dem wir zum guten Teil die so wertvolle und wie mir scheint unentbehrliche Formenmannigfaltigkeit verdanken. Natürlich vermag er dem herrschenden Geschmacke Rechnung tragend, auch häßliche Monstrositäten zu schaffen; man verfeinere zunächst den Geschmack des blumen- und gartenfreudigen Publikums und der Pflanzenzüchter wird zum unentbehrlichen Mitarbeiter. Die Pflanze besitzt innerhalb weiter Grenzen eine ungeahnte Entwicklungsmöglichkeit; in der Hand des Züchters liegt es, die dem jeweiligen Geschmacke entsprechende Form und Farbe zur Entfaltung zu bringen.

Die Schwierigkeit der Pflanzenverwertung infolge zu geringer Formenkenntnis hat nicht selten noch einen anderen Fehler im Gefolge. Eines der wertvollsten Mittel, den organischen Zusammenhang des Gartens mit der Architektur des Hauses herzustellen, ist dem Künstler in der Gartenarchitektur geboten.

Mit ihr ist ihm ein Material gegeben, mit dessen Formen er völlig vertraut ist, das sich daher in seiner Hand viel leichter gestaltet, mit dessen Hilfe er seiner Idee zu sichererem Ausdruck verhelfen kann, als mit Benutzung des ihm ungewohnten Pflanzenmaterials. Es ist daher naheliegend, daß der Gartenarchitektur nur zu leicht ein allzu großer und unberechtigter Einfluß im modernen Gartenbau eingeräumt wird. Die Gartenarchitektur soll, wie ich glaube, Ruhepunkte in der Fülle des Lebens schaffen und den harmonischen Zusammenhang mit der Architektur des Hauses diskret andeuten, es der Phantasie überlassend, beides als organische Einheit zu begreifen. An Stelle dessen finden wir in manchen Entwürfen fast ausschließlich kalte, nur durch einzelne Pflanzen belebte Architektur, die wohl den Namen „Garten" nimmermehr verdient.

Leben, nicht tote Form ist es, welche in der Gartenkunst die Idee des Künstlers dem Beschauer vermitteln muß. Nur wenn dieses den Pflanzen eigene Leben, welches ihre Form, ihre Entfaltung und Veränderung bedingt, in all seinen mannigfaltigen Äußerungen erfaßt und verwertet wird, ist es möglich, im Garten ein Kunstwerk zu schaffen, wie es viele versucht aber nur wenige erreicht haben.

Privatdozent Dr. Karl Linsbauer.

*

Besprechungen.

Von der Adria zum schwarzen „Drin". Von Ingenieur Karl Steinmetz. Verlag. Von Daniel A. Kajon Sarajevo

Gerade zur rechten Zeit ist ein neues Heft der vom Kustos am Bosnisch-Herzegowinischen Landesmuseum, Dr. Carl Patsch, herausgegebenen Schriften zur Balkankunde erschienen.

Steinmetz, der verdiente Balkanforscher, schildert in überaus anschaulicher Weise seine Durchforschung bisher noch wenig oder gar nicht gekannter Gegenden des nördlichen Albanien. Seine Kreuz- und Querzüge führen ihn diesmal teilweise ins Mattal, sohin in ein Gebiet, welches in erster Linie für jene Führung der Balkantransversalbahn in Betracht kommt, welche den österreichisch-ungarischen Interessen nicht direkt abträglich, unter Umständen denselben sogar förderlich wäre.

In würdiger Weise reiht sich dieses Heft seinen Vorgängern an. Der Privatinitiative war es vorbehalten, diese richtunggebenden Schritte zu einer in erster Linie wohl rein wissenschaftlichen, indirekt aber auch unsere wirtschaftlichen Interessen fördernden Aktion zu machen. – Die Erkenntnis von der Bedeutung des Werkes hat die maßgebenden Faktoren bewogen, auch ihrerseits dazu beizutragen, daß diese Bestrebungen nach einer zentralisierten, wissenschaftlichen Durchforschung unserer südöstlichen Grenzländer auf dauernde und gesicherte Grundlage gestellt werden. — Durch staatliche Unterstützung wird das von Dr. Patsch ins Leben gerufene Werk allmählich in ein der Balkanforschung gewidmetes Institut umgewandelt. Die Knappheit der hierzu vorläufig zur Verfügung stehenden öffentlichen Mittel bedingt freilich auch weiterhin noch die opferwillige Mitwirkung von Privaten. In dieser Hinsicht hat sich in anerkennenswerter Weise Kommerzienrat Schmarda an die Spitze gestellt und es wäre nur zu wünschen, daß dieses Beispiel die verdiente Nachahmung fände. Durch Sicherung und Ausgestaltung des Bosnisch-Herzegowinischen Instituts für Balkanforschung in Sarajevo würde eine bedauerliche Lücke ausgefüllt und ein großes Versäumnis wenigstens zum Teile wieder wettgemacht werden. L. C.

*

Stefan Vacano, Heine und Sterne. Zur vergleichenden Literaturgeschichte. Berlin, F. Fontane & Co 190[illegible].

Daß auf Heines „Reisebilder" Sternes empfindsame Romane von Einfluß gewesen

seien, hat schon längst zu den Gemeinplätzen der Literaturgeschichten gehört, ohne daß man der Sache im einzelnen nachgegangen wäre. Dacanos Dissertation stellt nun den Zeitraum fest, während dessen Sterne auf Heine wirksam war, und erbringt die wünschenswerten Nachweise für Nachbildung und Nachahmung Sternes in den „Reisebildern", Nachbildung in Technik und Stil, Nachahmung in einzelnen Wendungen und Episoden: keine großen Entdeckungen, aber ganz hübsche Parallelen. Dr. E. Castle.

*

„Friedenssucher." Tagebuchblätter, herausgegeben von Otto Nell. Brünn 1908. Verlag Fr. Irrgang.

Das Buch eines Lebens. Tagebuchblätter eines Sterbenden, geschrieben für einen Freund, der daraus noch einmal die Stimme des geliebten Entschwundenen vernehmen sollte. Eine Entwicklungs- und Leidensgeschichte eines vornehmen, aber stillen und schwachen Menschen erschließt sich in einer schmucklosen, ehrlichen Erzählerart. . . . Es ist wie eine neue Art von Familienchronik. In alten Büchern und Urkunden wird auch von solchen Schicksalen zweitgeborener Söhne alter Adelshäuser erzählt. Neu ist hier der moderne, das Leben und den Geist von heute abspiegelnde Untergrund; die Schicksale dieses jungen Edelmannes, der ungefragt und nicht berufen vom Gefühle, Priester wird, in Zweifel fällt und endlich einer tiefen Liebesleidenschaft, die erwidert wird, zu erliegen droht, seinem geistlichen Amte entsagt und frühzeitig einer mehr seelischen als körperlichen Auflösung anheimfällt, sind menschlich. Nicht modisch, nicht eigenartig, aber wahr und lebensmöglich. Klug, umfassend, edel und künstlerisch ist, wie in diesen Blättern nicht bloß die handelnden Personen gekennzeichnet werden, denn in diesem individuellen Werdegang des einen Menschen wird auch die Entwicklung der modernen Gesellschaft in allen Schichten und allen Richtungen dargestellt. R. Holzer.

Rundschau und kleine Mitteilungen.

5. März. Eröffnung einer Enquete in Wien zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten.

6. Internationale Konferenz für den Eisenbahnverkehr in Rom.

7. Eröffnung der unter dem Vorsitz des Finanzministers tagenden Enquete in Wien über die Landesfinanzen. — Anton Chamier R. v. Jaxa (geb. 1840) in Lemberg †. — In Budapest findet die Generalversammlung der radikalen Landespartei statt. Im Anschluß an dieselbe hält Minister a. D. Josef Kristoffy eine Rede über das allgemeine Wahlrecht und den Pakt der gegenwärtigen Regierung mit der Krone.

8. Deutscher Volkstag in Eger. — Eine große deutsche Versammlung in Budweis nimmt gegen die Vorgänge bei den Landtagswahlen in Budweis Stellung. — Komponist Josef Stritzko (geb. 1861) in Wien †.

9. Der ständige Ausschuß des österreichischen Städtetages hält in Wien eine Konferenz ab.

10. Der akademische Senat verfügt die vorzeitige Schließung der Agramer Universität. — Die Dissidenten aus der ungarischen Unabhängigkeitspartei beschließen, sich unter Aufrechterhaltung ihrer reinen 1848er und Unabhängigkeitsprinzipien zu einer selbständigen Partei zu vereinigen.

11. Josef Hlavka (geb 1831), Präsident der Franz Josefs-Akademie, in Prag †. — König Alfons XIII. stattet dem österreichisch-ungarischen Geschwader in Barcelona einen Besuch ab. — Minister Tittoni erklärt in der italienischen Kammer, daß die Frage der Balkanbahnen im Einvernehmen aller Mächte eine zufriedenstellende Lösung erfahren werde.

12. 14. Sitzung der österreichischen Delegation: Nach Annahme einer vom Grafen Stürgkh beantragten Resolution, betreffend die Offiziersgagenerhöhung, wird die Session geschlossen. — Eröffnung des kroatischen Landtages.

13. Nach einem Resumee des Finanzministers wird die Enquete über die Landesfinanzen geschlossen. — Der Kaiser richtet an König Alfons von Spanien anläßlich seines Besuches des österreichisch-ungarischen Geschwaders eine überaus herzliche Depesche. — Internationale Konferenz gegen die Schlafkrankheit in London.

14. Im Ministerium des Äußern in Wien wird der Handelsvertrag zwischen der Monarchie und Serbien unterzeichnet. — Der kroatische Landtag wird vertagt. — Großfürst Sergius Michailowich von Rußland trifft als Gast des Kaisers in Wien ein. — Der Landtag von Istrien wird in Capo d'Istria eröffnet.

15. In Innsbruck findet eine große klerikale Protestversammlung gegen Prof. Wahrmund statt.

16. Unter dem Vorsitz des Landmarschalls Prinzen Liechtenstein wird in Wien eine Enquete über den Donau-Oderkanal eröffnet. — Eröffnung des Triester Landtages. — In der serbischen Skupschtina wird anläßlich der Beratung über das Budget des Ministeriums des Äußern der Handelsvertrag mit Österreich-Ungarn und die Politik des Ministerpräsidenten Pasic einer scharfen Kritik unterzogen.

*

Rückblick auf die kroatischen Wahlen. Wir haben letzthin darauf hingewiesen, wie sehr durch die Khuen-Héderváryسche Wahlgeometrie die Serben in Vorteil gesetzt wurden. Nachfolgende statistische Daten mögen diese Behauptung illustrieren:

Von den 2,500.000 Einwohnern Kroatien-Slawoniens haben 48.562 das aktive und passive Wahlrecht. Von diesen haben sich 12.857 der Wahl enthalten. Es haben demnach 35.705 Wähler ihre Stimmen abgegeben. Von diesen stimmten 18.641, also die Majorität, für das Starčevićprogramm. Da diese Partei aber in zwei Teile gespalten ist, so teilten sich diese Stimmen, und zwar fast zu gleichen Teilen. Für die intransigente Starčevićsche Rechtspartei stimmten 9254, für die opportunistische kroatische Rechtspartei 9387 Wähler. Beide Parteien erhielten mit den für sie abgegebenen Stimmen unverhältnismäßig weniger Mandate als die Serben. Während nämlich die Starčevićpartei durch 9254 Wähler 24 Mandate und die kroati-

sche Rechtspartei durch 9385 Wähler 25 Mandate erlangte, bekam die serbische Selbständigkeitspartei durch die Stimmen von nur 3720 Wähler — 19 Mandate. Zudem sind diese 3720 Stimmen nicht einmal rein serbisch, sondern es stimmten infolge der Koalitionspolitik sehr viele Kroaten mit den Serben, so daß also kaum 3000 Serben fast ebenso viele Mandate besitzen, als 9385 Kroaten. Auch sind die Wahlbezirke so eingeteilt, daß in 6 überwiegend kroatischen Bezirken die Serben den Ausschlag gegen die Starčevicpartei gaben.

Eine Vereinigung der beiden Parteien, welche auf dem Starčevicschen Programm gewählt sind, hätte eine kroatische Majorität im Landtag ergeben. Dr. Frank, der vielfach angefeindete Führer der Starčevicpartei, hat auf seine Führerrolle verzichtet, um dieser Einigung nicht im Wege zu stehen, aber die serbische, politische und ökonomische Strömung in Kroatien hat sich leider stärker erwiesen als die Einheit des Programmes der genannten Parteien, sie hat die kroatische Rechtspartei in der serbisch-kroatischen Koalition festgehalten. —i.

*

Wiener Theater. Es mag vielleicht mehr als ein Zufall sein, daß die letzte Neuheit des Burgtheaters im primitiven Charakterzeichen der Puppenspiele im Kabarett „Fledermaus" stand, wie auch die beiden jüngsten Premieren des Deutschen Volkstheaters. Da war zunächst ein Einakter-Abend, zusammengestellt aus Bagatellen von Rudolf Lothar, Hermann Sudermann und Ludwig Ganghofer. Nur Sudermanns Drama „Die Lichtbänder", das vom Burgtheater aus dem Einakter-Zyklus „Rosen" ausgeschaltet worden war, erstrebt Höheres und tut furchtbar tragisch und symbolisch, ist aber doch auch nur ein Schattenspiel dramaturgischen Witzes. Durch die Jalousien eines Gartenpavillons wirft die Sonne Lichtbänder. Drinnen im Rosenduft der Sünde die liebestolle Frau mit ihrem Galan, beide zitternd vor der Rache des betrogenen Gatten. Da guckt ein Mann durch die Jalousien und seine Gestalt zeichnet sich dräuend wie das schicksalsschwere Ereignis, das seine Schatten vorauswirft, auf den Lichtbändern. Und das Schicksal erfüllt sich. Es ist wirklich der gefürchtete Gatte, der hinter den Jalousien steht. Er bricht ein und hält Strafgericht. Es ist Spannung in der Nichtigkeit und der Schatten auf den Jalousien tut seine dramatische Schuldigkeit. Nur mit der weitläufigen Abrechnung und dem Messerstich schien das Publikum nicht einverstanden. Derlei liebt es heute nicht mehr. Es will lieber gekitzelt und umschmeichelt sein, als sittlich aufgerüttelt.

Von dieser Erfahrung machte in seinem Fastnachtsscherz „Venus im Grünen" den weitestgehenden Gebrauch Rudolf Lothar, der jetzt im Spielplan fast aller Wiener Bühnen irgendwie, als Librettist, Übersetzer oder als selbständiger Dramatiker, vertreten ist und der mit seiner unheimlichen Produktivität unwillkürlich an die alten spanischen Dichter erinnert, wie sie Oberländer einmal in den „Fliegenden Blättern" humoristisch dargestellt hat: an schleifsteinähnlichen Pultmaschinen die mit dem Fuße abgehandelten Papierrollen volldichtend. Ihm war denn auch auf dem Einakter-Abend des Deutschen Volkstheaters der größte Erfolg beschieden. Was er bietet, ist ein wohlberechnetes Spiel mit verstohlenen Lüsternheiten und die Pikanterie des gereimten Scherzes gipfelt in einer mit dem Revolver erzwungenen Auskleidung von zwei im Walde überfallenen Mädchen, die in Männerkleidern vom Maskenball heimkehren. Lothar verlegt wohl die Auskleidung hinter die Szene, er erhöht aber gerade dadurch ihre pikante Wirkung, daß er sie von den Beobachtern mit gierigen Blicken verfolgen und mit trunkenen Worten schildern läßt.

Mehr noch als Lothars Fastnachtsscherz Hevesi taufte ihn „Fastnichtscherz" ist auf drollige Marionetten-Wirkungen das Satirspiel „Recht auf Treue" gestellt, womit Ludwig Ganghofer sein im Burgtheater aufgeführtes Schauspiel „Sommernacht" heiter ausklingen lassen wollte. Die Leitung der Hofbühne glaubte indessen den derben Ulk über das unerschöpfliche Thema des erotischen Vielecks nicht wagen zu dürfen, und so sah man ihn im Deutschen Volkstheater, beraubt um seine eigentliche Bestimmung, die Dissonanzen der tragischen „Sommernacht" in lachende Akkorde aufzulösen. Sehr originell wirkt die Einkleidung des Scherzes in einen symbolischen Spuktanz, der als Vor- und Nachspiel bei verdunkelter Bühne von drei Faunen und einer Mänade ausgeführt wird. Das Betrugsspiel selbst aber, in dem eine Frau ihren Mann mit seinem Freunde und diesen mit dem Kammerdiener um das von allen beanspruchte Recht auf Treue prellt, scheint mir ein wenig zu weitschweifig und reimsüchtig geraten. Die Darstellung aller drei Stücke war vorzüglich und Dramaturg Dr. Richard Fellner darf sich berühmen, sie sehr stimmungsvoll in Szene gesetzt zu haben.

Raoul Auernheimer versucht in seinem dreiaktigen Lustspiel „Der gute König" die Pfade Scribes zu wandeln. Liebe und Politik spinnen die Fäden des Spieles und man hat es nicht mit Menschen zu tun, sondern nur mit Puppen, meinetwegen mit Schachfiguren, die keinen anderen Daseinszweck haben, als dem spielerischen Trieb einer leichtbeschwingten Phantasie zu gehorchen. Der galanteste Abenteurer auf dem Königsthrone Frankreichs, der vierte Heinrich von Navarra, der auf dem Umwege über eine Scheinehe die Liebe eines Mädchens zu gewinnen hofft, wähnt die Fäden in seiner Hand zu haben, muß aber angesichts der wahren Liebe,

die die dem Mädchen aufgedrungene Scheinheirat mit einem seiner Günstlinge im Gefolge hat, erkennen, daß auch er mit seiner königlichen Machtfülle nur ein Hampelmann ist. Die Leser der „Österreichischen Rundschau" kennen den ersten Akt des Lustspieles, der in diesen Blättern zum ersten Male gedruckt erschien. Er bot ihnen Gelegenheit, die spielerische Art Auernheimers, mit Worten und Tendenzen, mit Personen und Gefühlen zu tändeln, von der vorteilhaftesten Seite kennen zu lernen. Auch bühnentechnisch ist dieser Akt einwandfrei, beinahe ein Muster glatter und leichter Exposition: mit durchsichtiger Klarheit bereitet er das politische Liebesschachspiel vor, das leider nicht hält, was die wohlgelungene Exposition verspricht. Gar bald merkt man neben dem Mangel an Charakteristik einen Überfluß an schönen Worten, die unter dem Strich sich wohl besser lesen lassen mögen, als sie sich auf der Bühne anhören, und schließlich wird es offenbar, daß die vornehm zierliche Diktion des Werkes auf Rechnung eines unpersönlichen Formtalentes zu setzen ist, das genau weiß, was sich in guter Gesellschaft schickt und was man dort gerne hört, nicht aber zu geben vermag, wessen die Bühne bedarf: Plastik und Farbe, Temperament und Gemüt. Dargestellt wurde das in blassen Aquarellfarben hingehauchte Lustspiel von den Damen besser als von den Herren. Die Trägerin des Erfolges war entschieden Fräulein Paula Müller, dessen innig-schalkhaftes Wesen Triumphe feierte.

Das Bürgertheater und das Josefstädter Theater brachten zwei neue Pariser Schwänke. Der eine führt den unfranzösischen Titel „Nicht zu machen!" und der andere benennt sich „Der Ammenkönig". Beide arbeiten in Überraschungen, ohne das Publikum wirklich zu überraschen. Nicht eine einzige von den komischen Situationen, die sie an den Haaren herbeiziehen, wirkte neu. Man hat sie schon alle irgendwo anders gesehen, wie man denn überhaupt den Franzosen schon zu sehr hinter die Geheimnisse ihrer technischen Tricks gekommen ist, um noch volle Freude an dem Witz der offenen und versperrten Türen, an der Verwechslung von Personen und Sachen und an der Permutation von Verkleidungen und Verlegenheiten zu finden. In dem einen Schwank ist es ein millionenschwerer Onkel aus Amerika, der seine Erben in Europa durch sein plötzliches Erscheinen in tausend Verlegenheiten stürzt, und in dem anderen das Testament einer alten Erbtante, das ähnlichen Wirrwarr anstiftet, weil es ein liebendes Ehepaar zwingt, sich zum Schein scheiden zu lassen. Im Josefstädter Theater ist man wenigstens auf solche Sache eingespielt und man verfügt dort außerdem über die bezwingende Komik eines Maran, die stets irgend eine Entschädigung bietet. Im Bürgertheater aber hat man nur Else von Ruthersheim, die den rechten Ton trifft und die richtige Grazie mitbringt. Das ist aber nicht genug für einen Schwank, der auch männliche Komiker erfordert.

Theodor Antropp.

*

Kabarett Fledermaus. Auf der Bühne des Kabaretts „Fledermaus" bewegten sich Marionetten von Münchner Herkunft. Das Gastspiel wurde von dem Schriftsteller Paul Braun geleitet und einige Künstler von Rang sorgten für die Bühne und die „Mitwirkenden". Es sind sehr hübsche, feine Püppchen; man sieht die Drähte, an denen sie gelenkt werden, und das unterscheidet das Marionetten- sehr vorteilhaft vom Theaterspiel belebte Wesen. Wie denn überhaupt die in romantischen Zeitaltern und bei romantischen Menschen (man denke an E. T. A. Hoffmanns Erzählungen!) stark ausgeprägte Vorliebe für Marionetten und Schattenfigürchen in dem „ironischen" Haß wurzeln dürfte, mit dem der romantische Künstler den eigenwilligen und dabei doch so oft wesenlosen Mimen und der Komödienspielerei der Bühne wie des Lebens folgt. Nun, die Münchner Marionetten machten ihre Sache sehr brav. Sie produzierten das „malerische" Lustspiel „Kasperl als Porträtmaler" und ein „mit unglaublicher Zauberei vermischtes Drama" „Das Eulenschloß" von dem prächtigen Grafen Pocci, dem man eben infolge irgend eines Gedenktages wieder einige Aufmerksamkeit schenkte, und versuchten sich an Schnitzlers „Tapferem Cassian". Es blieb kaum eine Sehnsucht nach dem Alltag des Bühnengeplappers, dafür ein helles, gutes Lachen. Den Marionetten gehörte der Nachmittag der „Fledermaus"; abends folgte ein gegen früher weit lustigeres und besseres Programm. Besonders die schon bewährten Kräfte erfreuen durch ihre Fortschritte: Lina Vetter, der spätgeborene Landsknecht Hollitzer und Dr. Egon Friedell, der mit wirklichem Humor seine Erlebnisse, insonderheit mit Peter Altenberg erzählt, und in seiner Satire „Goethe" zweifellos eine Probe echten Könnnes gibt. Dr. Paul Stefan.

„Österreichische Rundschau", XV., 1.
Redaktionsschluß 27. März 1908.
Ausgegeben 1. April 1908.
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Leopold Freiherr von Chlumecky, Dr. Karl Glossy,
Dr. Felix Freiherr von Oppenheimer.
Chefredakteur: Dr. Karl Glossy. Verantwortlicher Redakteur: Karl Junker.

Notizen.

Unionbank. Am 28. März fand unter dem Vorsitz des Präsidenten Grafen Dubsky die Generalversammlung der Unionbank statt. Direktor Minkus erstattete den Rechenschaftsbericht, welcher ebenso wie alle Anträge der Verwaltung einstimmig angenommen wurde. Die Dividende von K 30.— gelangt vom 30. März ab zur Auszahlung. In den Verwaltungsrat wurden die ausscheidenden Mitglieder Hermann Gentili, Wilhelm Hirsch und Alfred Ritter v. Lindheim, zu Revisoren die Herren Julius Epstein, Karl Hutterstrasser und Adolf Zappert wiedergewählt.

Modebericht. Hierüber schreibt uns das rühmlichst bekannte Seidenstoff-Exporthaus Schweizer & Co., Luzern O 43 (Schweiz): Weiche Seidenstoffe bleiben weiter sehr von der Mode begünstigt und in allererster Linie kommen glatte Gewebe zur Verwendung, wie Taffetas mousseline, Faille lustré, Messaline, Louisine, Crèpuscule, Duchesse liberty, Shantung ꝛc. in allen Farben. Braune Töne stehen im Vordergrunde und ihnen reihen sich an: grün, mauve und vieuxbleu. Viel verlangt sind gestreifte Gewebe wie: Messaline ombré, Gaze pekin, Taffetas rayé satin, sowie karrierte und durchbrochene Qualitäten und Mousseline in glatt, gestreift und bedruckt, Waschseide mit hellem Grunde und farbigen Dessins. Diesen Sommer werden gestickte Kleider nochmals eine große Rolle spielen, und enthält unsere reichhaltige Kollektion die letzten Genres der allbeliebten Schweizer-Stickereien. Speziell großer Nachfrage erfreuen sich unsere gestickten Blousen und Roben in Batist, Cachemire und Seide in allen Farben von K 13.— bis K 80.75, per Blouse oder Robe. Die so sehr begehrte Mousseline zu K 1.20 per Meter in 120 cm Breite in verschiedenen Farben werden wir auch dieses Jahr wieder wie alle anderen Seidenstoffe und gestickten Blousen und Roben franko und schon verzollt ins Haus liefern. Muster von sämtlichen Neuheiten (von den halbfertigen, gestickten Blousen und Roben auch Modebilder) werden auf schriftliches Verlangen, auch mittelst internationaler Postkarte, gratis und franko zugesandt.

Büchereinlauf.

Das Koalitionsrecht im Gewerbebetriebe Deutschlands. I. Arbeiterstreiks und Boykotts. Aussperrungen. Von Dr. jur. Hermann Ortloff. II. Arbeitgeberverbände. Lohntarifverträge. Schiedsämter, Gewinnbeteiligung von Dr. jur. Hermann Ortloff. Verlag Felix Dietrich, Leipzig.

Frühling im Palazzo-Caccia-lupi und andere Geschichten. Von Ansgar Albing, Freiburg in Breisgau, Herdersche Verlagshandlung 1907.

Franz Grillparzer and the Austrian Drama by Gustav Pollak, New-York, Dodd Mead & Company, 1907.

Calderons größte Dramen religiösen Inhalts. Aus dem Spanischen übersetzt und mit den nötigsten Erläuterungen versehen, von Dr. Franz Lorinser. 3 Bände. Freiburg in Breisgau, 1907. Herdersche Verlagshandlung.

Baden. Seine Kunst und Kultur. Von Jos. Aug. Beringer. Kurpfälzische Kunst und Kultur im 18. Jahrhundert. Herausgegeben von Albert Geiger. II. Band. Karl Widmer, Keramik. Verlag J. Bielefeld, Freiburg (Baden) 1907.

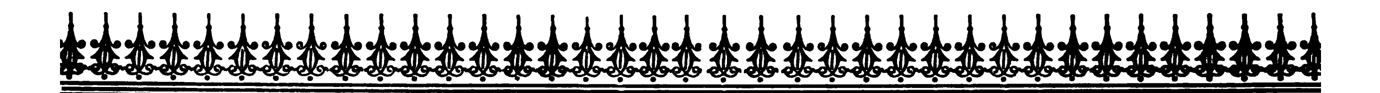
Wagner-Kalender 1908. Herausgegeben von der „Musik" bei Schuster & Loeffler, Leipzig.

Der Stammbaum der Seele. Von Dr. Emil Lobedank. Halle a. S. Carl Marhold Verlagsbuchhandlung 1907.

Die hier angezeigten Bücher können durch R. Lechner (Wilhelm Müller), k. u. k. Hof- u. Universitäts-Buchhandlung Wien I., Graben 31, bezogen werden.

Unserer heutigen Gesamtauflage liegen Prospekte des Verlags **Dr. Werner Klinckhardt** in Leipzig, sowie der **Dokumente des Fortschritts** (Verlag **Georg Reimer**, Berlin) bei, auf welche wir unsere Leser besonders aufmerksam machen.

Redaktion und Administration: Wien I., Bräunerstraße 4/6. Telephon 10.817.
Sprechstunde: Dienstag und Mittwoch von 6 bis 7 Uhr abends
Verlag: Wien und Leipzig. K. u. k. Hof-Buchdruckerei und Hof-Verlags-Buchhandlung Carl Fromme.
Papier: Schlöglmühl.



HOTEL-ANZEIGER.

Inserate in diesem Hotelanzeiger haben die weiteste Verbreitung, da die Zeitschr u. a. auf sämtlichen Passagierschiffen des Österreichischen Lloyd, der Aust Americana, der Hamburg-Amerika-Linie etc. aufliegt.

Abbazia, Österr. Riviera. Kuranstalten der int. Schlafwagen-Gesellschaft. Das ganze Jahr geöffnet. Alle Etablissements vollständig renoviert. Modernster Komfort. Rendez-vous der höchsten Gesellschaftskreise, Direktion: **Lucian Crooi.**	Berlin **Hotel Kaiserhof.**	Berlin **Savoy-Hotel.**	**Berlin** **Grand Hotel Exze** Königgrätzerstrasse 112/
Brünn **Grand Hotel.**	Brüssel **Hotel Metropole.**	**Budapest** Neues Hotel!! **Hotel METEOR** VII., Erzsébet-Körut 6.	**Dresden** **Hotel New Y** F. Balbian. Prager-t
Fiume **Hotel Europe.**	Graz **Grand Hotel Elefant.**	Graz **Grand Hotel Steyrerhof**	Haag **Hotel des Ind**
Hamburg **Hotel Esplanade** Dammterbahnhof.	**Lussinpiccolo** Park Hotel Cigale. Winterstation, Sommer: Seebäder ganzjährig geöffnet. **Volle Pension K 9** per Tag und Person. Restauration à la carte. Lungenkranke und Tuberkulose finden keine Aufnahme.	LAIBACH **Neu! Neu!** **Hotel Union.**	In vorlieg. Anzeiger kostet 1 **dieser Größe** pro Monat K 6.— auf 6 Mon. K 30.— bei monatlich zweimal. Ersc
Leoben **Hotel Gärner.**	Leipzig **Hotel Kaiserhof.**	Neutitschein **Hotel l'Europe.**	**Grand Hotel Imperial, Ragusa (D** Haus I. Ranges. Modernste Ein jeder Komfort, Lift, elektr. Lic der. Vorzügl. Küche — mäßige Beste Verbindg. mit den neu schiffverbindgn. über Triest od zu Lande per Bahn über Bo
Wien. Hotel Bristol. **Kärntnerring.** Haus ersten Ranges.	**WIEN** I., Rotenturmstrasse 18. **Hotel Österreichischer Hof.** **F. Hess.** Vornehmes Familienhotel, modernster Komfort	Teschen **Hotel Central.**	Villach **Hotel Mer**



Verlangen Sie Muster unserer **Frühjahrs- u. Sommer-Neuheiten** für **Kleider** u. **Blousen: Surah chevron, Messaline ombré, Armûre granité, Louisine, Taffetas, Mousseline** 120 cm breit, von Kr. 1.20 an per Meter, in schwarz, weiß, einfarbig und bunt, sowie **gestickte Blousen** und **Roben** in Batist und Seide.

Wir verkaufen nur garantiert solide Seidenstoffe **direkt an Private franko und schon verzollt** in die Wohnung.

Schweizer & Co., Luzern O 43
(Schweiz).

Seidenstoff-Export — Königl. Hoflief.



Zur Frage der Meistbegünstigung.

Von Dr. Franz Stibral, k. u. k. Geheimer Rat.

Die berühmte Klausel, die so viel Gutes und vielleicht auch ein oder das andere Schlimme am Kerbholz hat, ist in halbvergangenen Zeiten einigermaßen unpäßlich gewesen. Gewesen — sage ich. Denn sie ist es nicht mehr. Wenigstens nicht in Europa. Amerika geht auch darin unbeirrt und — so scheint es — unbekümmert seine eigenen Wege. In Europa indes ist der Sturmlauf oder — richtiger — der Minenkrieg, die Maulwurfsarbeit gegen die alles nivellierende Klausel, ziemlich still aber nachdrücklichst abgeschlagen worden. Und sonnenhell strahlt am Ende der letzten handelspolitischen Kampagne wieder die Meistbegünstigung über dem alten Weltteil. Heller und wolkenloser denn je. Denn auch die paar Nebelfetzen, die es vordem gegeben hat, sind aufgesogen worden.

Einige dieser leichten Aberrationen waren — um es gleich direkt zu sagen — in Österreich-Ungarn heimisch gewesen.

Am meisten davon hatte seit 1892 die sogenannte italienische Weinzollklausel rumort. Kraft dieser Klausel, deren Entstehen übrigens bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts verfolgt werden kann, genossen italienische Faßweine in Österreich-Ungarn einen Vorzugszoll, von dem die Weine aller anderen Provenienzen ausgeschlossen waren. Daß das anderen Staaten, die Wein zu verkaufen haben, nicht recht sein konnte, war a priori sicher. Ich nenne da in erster Linie Frankreich, dann Spanien, Griechenland. Aber wie es mit solchen handelspolitisch-tarifarischen Details schon geht, die Angelegenheit war Jahrzehnte hindurch eine mehr theoretische und ziemlich unbeachtete Geheimsache. Das wurde aber schließlich anders. Und das kam folgendermaßen: Unter dem Einfluß der schlechten Weinernten in Österreich und Ungarn (Phylloxera) ging Italien im Jahre 1892 daran, die Weinzollklausel im großen Stile zu fruktifizieren. Dieser richtige Sachverhalt ist den anderen Wein produzierenden Ländern, die dazumal — wie Italien — eine Weinplethora hatten und um alles in der Welt auch gern von ihren Überschüssen nach Österreich-Ungarn verkauft hätten, durch die Lamentationen und Agitationen unserer Weinbauer deutlich vordemonstriert worden. Jetzt ging das internationale Zeter und Mordio los.

Diese Weinzollaffäre hat dazumal viel Staub aufgewirbelt. Aber es gab noch eine andere Gruppe von Irrungen gegen die Kristallklarheit der Meistbegünstigung in Österreich-Ungarn.

Das war im Verhältnis zu den Balkanstaaten. Unter demselben Titel wie der Wein aus Italien: Grenzbegünstigungen. Ich erinnere in dem Zusammenhange an die Zollfreiheit für alles Getreide in der ersten Handelskonvention mit Rumänien und an die Vorzugszölle für die Hauptgetreidearten und für Ochsen

nach den früheren Verträgen mit Serbien. — Diese Präferenzialbehandlung von Balkanstaaten für gewisse — und sicherlich sehr wichtige — Erzeugnisse ihrer Produktion war kein Zufall, und ich wage es zu behaupten, daß sie dem Konzert der Meistbegünstigungsstaaten — die Hand aufs Herz — keinen Schaden sondern eher Nutzen gebracht habe. Jene ersten Verträge mit den Balkanstaaten waren grundlegend und haben diese Länder überhaupt erst in die europäische Vertragspolitik eingeführt. Wir hätten sie nie schließen und dadurch jene alle Waren umfassenden billigen Konventionaltarife in Rumänien und Serbien erkaufen können, wenn wir unsere Grenzen dem Getreide und Vieh aller Herren Länder hätten aufmachen müssen. Alle Errungenschaften, die wir dazumal mit unseren „Grenzbegünstigungen" erstritten, hat Europa dort mitgenossen. Wir waren die Mauerbrecher der internationalen und kulturellen Erschließung, und die Grenzbegünstigungen waren ein maßgebendes Mittel dafür, daß diese Erschließung geschehen hat können.

Das gehört aber alles heute der Geschichte an. Von 1892 aufwärts ist das Zügenglöcklein dieser weiteren Auffassung der bestandenen Vorzugszölle für gewisse Güter einer bestimmten Provenienz eingeläutet worden. Angefangen hat es — wie bereits gesagt — mit dem Wein. Da war es Frankreich, das den Reigen geführt hat. Fortgesetzt hat sich das Treiben gegen die Bodenprodukte vom Balkan. Hier war es Rußland — jenes Rußland, das in der Mitte der neunziger Jahre in die Reihen der meistbegünstigten Staaten eingerückt war — das das Eis gebrochen hat.

Die neuen Handelsverträge haben damit aufgeräumt. Jetzt gibt es keine einer Provenienz vorbehaltene Zollbegünstigung mehr, die nicht an eine echte Grenzzone gebunden wäre. Und so ist es denn wahr, daß die Meistbegünstigung heute heller und ungetrübter strahlt, als je zuvor. Sie hat gesiegt, wie sie wollte.

Wenn man sich aber einen Schlußvers dazu machen will, so muß man sagen: der Abschluß inhaltsreicher Verträge mit den Balkanstaaten ist dadurch jedenfalls nicht leichter geworden. Wenn es sich bei irgend einem Artikel aus einem Balkanstaat immer auch gleichzeitig um Rußland oder Indien handeln soll — wer lacht da? Übrigens diese Erwägung ist zur Zeit mehr akademisch. Denn praktisch ist aus allerletzten Erfahrungen der Eindruck nicht abzulehnen, daß unsere Agrarier kaum geneigter sein würden, belangreichere Zollkonzessionen in landwirtschaftlichen Artikeln als tolerabel zu passieren, wenn sie auf einen konkreten Balkanstaat beschränkt blieben.

Die Entlohnung des Advokaten.

Von Dr. Max Freiherrn v. Mayr.

Seit es geregelten Streit gibt, gibt es Advokaten, und seit es Advokaten gibt, herrscht auch Streit über ihre Entlohnung. Selbstverständlich ist dabei nicht an streitige Einzelfälle gedacht, sondern an die Meinungsverschiedenheiten über die anzuwendenden Grundsätze. Schon oft hat es darüber lebhafte Kämpfe gegeben, die in das ganze staatliche Leben eine Bewegung brachten. Am bekanntesten ist der Advokatenstreik in Frankreich im Jahre 1602. Heinrich III. hatte 1579 in der „ordonnance

de Blois" den Advokaten geboten, „de signer leurs écritures" und „en bas d'escrire et parapher de leurs mains ce qu'ils auront reçu pour leur salaire, et ce sous peine de concussion". Die Advokaten fanden dies mit ihren heilig gehaltenen Grundsätzen unvereinbar, da sie darauf hielten, daß sie nur Ehrensold nehmen, über den sie niemand Rechenschaft zu geben haben; das Barreau verweigerte die Befolgung, die ordonnance blieb unausgeführt. Als aber der mächtige Sully das von seinem Anwalt verlangte Honorar von 1500 écus zu hoch fand, verordnete über seine Aufforderung das Parlament die Ausführung der ordonnance de Blois. Nun streikten die Advokaten und der dadurch herbeigeführte Stillstand der Justiz zwang Heinrich IV. sich ins Mittel zu legen; er setzte die Advokaten in ihre Stellungen wieder ein und ermächtigte sie, ihre Funktionen auszuüben, comme ils faisaient auparavant.

Minder bedeutend, aber immerhin daran erinnernd, war die Bewegung, welche unter den österreichischen Advokaten entstand, als im Jahre 1901 durch eine Zeitungsnachricht bekannt wurde, daß das Justizministerium in aller Heimlichkeit ohne Einvernehmen mit dem Advokatenstande einen Tarif ausgearbeitet und an die Gerichte zur Begutachtung gegeben hatte, der nicht bloß durch seine Ansätze, sondern namentlich durch einzelne Sonderbestimmungen mit der Würde des Standes nicht vereinbar schien. Damals streikten zwar nicht die Advokaten, aber sämtliche Advokatenkammern erklärten, nach dem von der Wiener Kammer am 29. April 1901 gegebenen Beispiel, ihre amtliche Tätigkeit einzustellen. Bei der Wichtigkeit ihres Amtes erschien auch dies unerträglich, der Entwurf wurde zurückgenommen und der Justizminister gab im Abgeordnetenhaus eine Erklärung ab, welche die Besorgnis vor künftigen derartigen Überraschungen beseitigte.

Damit ist aber die Tariffrage noch nicht ganz beseitigt, erst vor zwei Jahren wurde sie von einem hervorragenden Richter in einem Vortrag, den er in der Juristischen Gesellschaft hielt, wieder aufgeworfen. Bekanntlich besteht in Österreich ein Tarif, aber nur ein solcher für sogenannte Kurrentien, d. h., wie das Gesetz vom 26. März 1900 sagt, für solche Leistungen im gerichtlichen Verfahren, welche wegen ihrer Einfachheit und Wiederkehr eine durchschnittliche Bewertung zulassen. Es ist also die eigentliche advokatorische Tätigkeit, die rechtliche Beratung, die Ausarbeitung von Verträgen, die Verfassung der Prozeßschriften, das Plädieren usw. nicht darunter begriffen. Anders ist dies in Deutschland, dessen Tarif alle Tätigkeiten des Advokaten umfaßt. Die Frage geht also dahin, ob sich nicht auch für Österreich die Einführung einer umfassenden gesetzlichen Festlegung der advokatorischen Entlohnung empfiehlt.

Die Erfahrungen, die man in Deutschland mit der Gebührenordnung für Rechtsanwälte vom Jahre 1879 gemacht hat, sind nichts weniger als ermutigend. Sie teilt die Entlohnung für die Führung eines Prozesses in verschiedene Abschnitte: Prozeß-, Verhandlungs-, Beweis-, Vergleichsgebühr, die ausschließlich nach dem Wert der Streitsache abgestuft sind, während zwischen einfachen und schwierigeren Streitigkeiten gar kein Unterschied gemacht wird; eine Vereinbarung des Honorars ist gestattet, aber auch in diesem Fall ist richterliche Mäßigung vorgesehen. Bei geringem Streitgegenstand ist das Honorar so niedrig, daß man es nahezu entwürdigend nennen muß und der Advokat dabei nicht bestehen kann; handelt es sich aber

um große Summen, so ist die Gebühr so hoch, daß der Anwalt in einfachen Sachen sich nicht getrauen kann, es in Anspruch zu nehmen, die Partei sich überdies von vornherein zur Zahlung nicht versteht, vielmehr die Angelegenheit dem Anwalt nur unter der Bedingung überträgt, daß er mit einer geringeren Entlohnung zufrieden ist. Auch der in den Vordergrund gestellte Zweck, daß jedermann von vornherein wissen solle, was ihn ein Rechtstreit kosten werde, wurde nicht erreicht, denn nicht leicht hat ein Gesetz zu so viel Streitfragen Anlaß gegeben, als diese Gebührenordnung. Es gibt darüber eine ganze Literatur, angeschwollene Kommentare; der einzige § 10, der über die Bestimmung des Wertes des Streitgegenstandes handelt, weist in der Sydowschen Ausgabe 33 enggedruckte Seiten Erläuterungen auf.

Es war begreiflich, daß die österreichischen Advokaten, nachdem die neue Zivilprozeßordnung Gesetz geworden war, sich mit der Frage beschäftigten, ob sich die Einführung eines sogenannten Bauschtarifes auf ähnlicher Grundlage wie im Deutschen Reiche empfiehlt, oder ob es bei dem bisherigen System, wornach nur die Kurrentien tarifmäßig geregelt sind, verbleiben soll. Der im Oktober 1896 abgehaltene zehnte österreichische Advokatentag hatte die Einführung eines solchen Tarifes als wünschenswert bezeichnet und zu seiner Ausarbeitung eine sechsgliederige Kommission eingesetzt. Die Mehrheit dieser Kommission wollte an dem grundsätzlichen Beschlusse festhalten und arbeitete einen Tarif aus. Er sollte alle Prozeßhandlungen umfassen, zum Teile ein Einzeltarif bleiben, im übrigen aber so wie in Deutschland für bestimmte Abschnitte des Rechtsstreites Bauschbeträge feststellen, dabei aber selbstverständlich die Verschiedenheiten der Prozeßgesetzgebung berücksichtigen, endlich aber gewisse allzu arge Fehler der deutschen Gebührenordnung vermeiden, indem durch Einführung von Ortsklassen der Verschiedenheit der Lebensverhältnisse Rechnung getragen, und ferner durch die Charakterisierung als Minimaltarif die Möglichkeit einer Erhöhung in besonders schwierigen Fällen vorgesehen werden sollte.

Eine Minderheit der Kommission widerstrebte grundsätzlich der Einführung eines Bauschtarifes und drang in der Tat, als es zur Beschlußfassung im Plenum kam, mit dieser Anschauung durch. Diese Minderheit wies darauf hin, daß sich die Mängel der deutschen Gebührenordnung zwar mildern, aber nicht beseitigen lassen, weil sie mit jedem Bauschsystem untrennbar verbunden sind. Der Vorteil der Unabhängigkeit von der gerichtlichen Willkür bei der Kostenfestsetzung werde nur durch andere noch schwerer wiegende Nachteile erreicht, der zweite angebliche Nutzen aber, der darin bestehen soll, daß der Rechtsuchende im voraus die Kosten eines Prozesses bestimmen könne, trete nur in sehr beschränktem Maße ein, weil ein solcher Tarif, wie Deutschlands Beispiel zeigt, immer wieder zu endlosen Streitfragen Anlaß gibt. Es wurde hervorgehoben, daß jeder Bauschtarif einen aleatarischen Charakter hat, weil der einfachste Rechtsstreit um eine hohe Summe übermäßig gut, der schwierigste Prozeß über einen Gegenstand geringeren Wertes viel zu niedrig bezahlt wird. Ferner ergebe sich daraus eine nicht unbedeutende Versuchung zur oberflächlichen Behandlung der Dinge, denn wenn es keinen Unterschied macht, ob eine Arbeit besser oder schlechter verrichtet wird, so liege es eben in der menschlichen Natur, daß auch bei dem Tüchtigsten eine gewisse Lässigkeit und Lauheit ein-

treten muß. Auch das ganze Vertrauensverhältnis zwischen Anwalt und Klienten wird durch den Bauschtarif gestört; besteht ein solcher nicht, dann kann die Partei, wenn ihr Anwalt zum Vergleich rät, mit Recht annehmen, daß dies ausschließlich in ihrem Interesse geschieht, weil die Fortsetzung des Prozesses eher im Interesse des Anwaltes gelegen wäre. Bei dem Bauschtarif aber ist mit dem Beginn der Tätigkeit der ganze Bauschbetrag verdient, und für die Partei liegt der Verdacht nahe, daß der Advokat zum Vergleich rät, um größere Arbeit zu sparen. Dazu kommen noch andere Übelstände, so die Erschwerung eines Wechsels in der Person des Vertreters; hat ein Prozeßabschnitt begonnen, so ist die ganze Gebühr dafür verdient, und wenn ein anderer Anwalt eintreten soll, dann muß sie ihm wieder ganz entrichtet werden; das erzeugt eine unnatürliche Bindung für beide Teile. Auch wenn die Partei eine bestimmte Prozeßhandlung ausdrücklich verlangt, die der Anwalt glaubt ablehnen zu müssen, wird sie leicht zur Annahme gelangen können, es geschehe aus Lässigkeit, um die eigene Tätigkeit nicht zu vergrößern.

Aber dem Bauschsystem stehen wohl noch tiefer liegende Bedenken entgegen, die in dem Wesen des advokatorischen Berufes begründet sind. Sowohl in Deutschland als in Österreich hat es sich — man mag das bedauern, kann es aber nicht ändern — herausgebildet, daß die Advokaten zweierlei Tätigkeiten entwickeln müssen, die prinzipiell verschieden sind, und namentlich bei ihrer Entlohnung eine grundsätzlich verschiedene Behandlung verlangen. Die eine umfaßt, um bei einem schon gebrauchten und allgemein verwendeten Ausdruck zu bleiben, die Kurrentien, die andere aber das eigentlich Advokatorische, die rechtliche Beratung, Verfassung von wirklich juristischen Schriften und das Plädieren. In der Tat ist der Unterschied ein himmelweiter. Eine Saldo- oder Wechselklage, ein Exekutionsgesuch kann jeder machen, der eine gewisse Übung darin erworben hat, um so mehr, als die Blankette dafür überall zu kaufen sind; dazu bedarf es nicht eines zwölfjährigen Studiums auf Gymnasium und Universität, nicht der strengen Prüfungen, nicht einer siebenjährigen Praxis. Für Kaufleute, die mit solchen Dingen viel bei Gericht zu tun haben, ist es gar keine Schwierigkeit, Angestellte für solche Arbeiten „abzurichten", und seitdem durch das Gesetz die Ungehörigkeit eines Kostenzuspruches für den unberufenen Vertreter beseitigt wurde, ist auch dagegen nichts einzuwenden. Welche große, schwierige und edle Aufgabe ist dagegen dem Anwalt bei seiner eigentlichen advokatorischen Tätigkeit gestellt! Sie fordert allgemeine Bildung, gründliche Kenntnis der Gesetze und Literatur, Menschenkenntnis, Gewandtheit, rascheste Auffassung, ja künstlerisches Empfinden, da echte forensische Beredsamkeit ohne dieses nicht bestehen kann. Dazu gehört überdies ein makelloser Charakter, eine Hilfebereitschaft, die bis zur Aufopferung gehen kann, Mut und Unerschrockenheit, wenn es gilt, die Rechte des Schwachen gegen den Starken zu vertreten.

So sehr der wirklich advokatorische Beruf Ansehen und Bewunderung verdient, so wenig kann dies für die zuerst geschilderte Tätigkeit beansprucht werden, im Gegenteil. Das Klagen und Pfänden erfreut sich begreiflicherweise durchaus keiner Sympathie; wer sich ausschließlich damit abgibt, erregt den Haß, ja die Verachtung des Volkes, und wo solche Gefühle gegen den Advokatenstand zutage treten, da sind sie gegen diese Betätigungen gerichtet. Daß auch sie in Deutschland und Österreich dem Advokaten obliegen, ist ein Unheil für den Stand, was sogleich in

die Augen springt, wenn die Verhältnisse in Ländern betrachtet werden, bei denen eine Vereinigung der zwei geschilderten Tätigkeiten nicht besteht, oder nicht bestanden hat.

Im alten Rom war die Trennung von Anfang an durchgeführt.

Und ähnlich wie in Rom war es in Deutschland, und zwar vom Anbeginn, nicht erst von der Rezeption des römischen Rechts. Auch hier gab es Prokuratoren, Gewalthaber auf der einen und Redner, Fürsprecher, Fürleger auf der anderen Seite. Nur die letztgenannten bildeten einen besonderen Stand. Auch später blieb es bei dieser Scheidung. Noch die bayrische Landesordnung von 1616 hielt Advokaten und Prokuratoren scharf auseinander; dem Prokurator beispielsweise sprach sie für eine Tagreise 40 Kreuzer und Meilengeld zu, der graduierte Advokat durfte Fuhr- und Zehrkosten für sich, seinen Schreiber und seinen Diener in Rechnung stellen.

Allmählich aber konnten die Advokaten der Versuchung, auch Prokuratoren zu werden, nicht widerstehen, und so vermischte sich nach und nach der Unterschied.

Auch in Österreich hat die Scheidung lange bestanden. Die Advokatenordnung des landmarschallschen Gerichtes in Niederösterreich gedenkt der Advokaten, Prokuratoren und Sollizitatoren. Worin diese sich unterschieden, ist nicht ganz klar, doch gab es auch bei dem Reichskammergericht in Wetzlar Sollizitatoren; hier zählte man 1772 nicht weniger als 61.233 unerledigte Prozesse, zum Teil des ehrwürdigsten Alters; bei vielen war es zweifelhaft, ob denn noch jemand lebe, der an der Fortführung noch Interesse hatte, da mußte geforscht, sollizitiert werden.

In Frankreich und England hat sich der Unterschied bis heute erhalten und ist es niemals zu einer Verschmelzung gekommen.

In Frankreich wurde schon durch die Ordonnanz Philipps von Valois 1327 die Unvereinbarkeit beider Tätigkeiten ausgesprochen. Die Revolution unterdrückte durch das Dekret vom 2. September 1790 — gegen den Widerspruch Robespierres — beide Stände, um sie durch hommes des lois zu ersetzen. Erst Napoleon verfügte 1804 die Widerherstellung nach beiden Richtungen.

Auch in England steht der Prokurator als Attorney oder Solicitor dem Advokaten gegenüber, der Barrister oder Counsel genannt wird. Der Solicitor bereitet sich schon als Knabe von 10 oder 12 Jahren für seinen Beruf vor, indem er mit förmlichem Lehrkontrakt bei einem Solicitor eintritt; er rückt zum Laufburschen vor und nach fünfjähriger Lehrzeit und einer rein praktischen Prüfung wird er bei einem bestimmten Gericht zur Praxis zugelassen. Die Solicitors betreiben übrigens allerlei Nebengeschäfte als Privatagenten, Häuser- und Gütermäkler. Da gab und gibt es natürlich viel Unfug und die neuere Gesetzgebung hat strengere Maßnahmen gegen sie eingeführt. Sie bilden keinen Stand, sondern ein Gewerbe, wie andere, nur vielfach weniger geachtet, als die anderen.

Dagegen hat der wirkliche Advokatenstand, bestehend aus den Barristers und Kings Counsels, sich auch hier, wie in Frankreich, fest zusammengeschlossen und, wie dort, namentlich strenge Regeln für die Heranziehung der Kandidaten herausgebildet, die große Anforderungen an sie stellen. Dabei gibt es auch Sonderbarkeiten, die aus alten Zeiten hergebracht sind, so z. B. die Vorschrift, daß der Kandidat durch 3 Jahre mindestens 60mal an der gemeinsamen Mittagstafel in der Halle der Innungsgenossen teilnehmen, sich also, wie es scherzhaft heißt, zur Advokatur durch-

essen muß, eat his way to tho bar. Der tiefe Sinn liegt darin, daß der fortwährende Verkehr mit den Standesgenossen, sowie die stete Anwesenheit bei den öffentlichen Gerichtssitzungen als ein wichtiges Mittel zur Heranbildung für den schwierigen Beruf angesehen wird. Jedenfalls ist diese Einrichtung wertvoller als die Schreiberdienste, zu denen bei uns in Österreich nach 8 Jahren Gymnasium, 4 Jahren Universität, 3 Staatsprüfungen und 3 rigorosen Prüfungen die angehenden Advokaten bei Gericht als Rechtspraktikanten und sodann in einer Advokaturskanzlei angehalten werden. Welches Ansehen die Mitglieder des Bar in England genießen, zeigt, daß aus ihnen, namentlich aus den Kings Counsels die höchsten Richterstellen besetzt werden. Im Einklang mit ihrem Ansehen stehen die hohen Honorare, die sie zu erhalten gewohnt sind, wobei es freilich für uns kaum verständlich ist, wenn ein berühmter Advokat, dessen Meinung in einem schwierigen Fall eingeholt wird, sich für eine Summe von etwa 100 Pfund Sterling nicht für verpflichtet hält, sein Gutachten auch zu begründen. Nicht minder unverständlich ist, daß der Barrister, wenn er den vom Solicitor vorbereiteten Prozeß übernimmt, mit seiner Partei gar nicht verkehrt, sie nicht einmal kennen lernt.

Die außerordentlich hohe Stufe, auf der die eigentlichen Advokaten in Frankreich und England stehen, ist wohl dazu angetan, unseren Neid zu erwecken. Die Erkenntnis der Ursache, die offenbar darin besteht, daß sie von der widerlichen handwerksmäßigen Prokuratorenarbeit befreit sind, legt die Frage nahe, ob auf gleiche Weise nicht auch bei uns eine Hebung des Standes möglich wäre. Sie muß verneinend beantwortet werden, denn Einrichtungen, die sich einmal so tief eingelebt haben, daß die ganze Organisation des Rechtslebens, alle Gesetze auf ihr beruhen, lassen sich nicht wieder umstürzen. Die deutschen und österreichischen Advokaten müssen jene unerfreulichen Tätigkeiten nach wie vor auf sich nehmen und können nur dahin trachten, ihren eigentlichen advokatorischen Beruf dadurch nicht herabziehen zu lassen, im Gegenteil durch die Art ihrer Ausübung sie zu veredeln oder doch als etwas Untergeordnetes möglichst in den Hintergrund treten zu lassen. Namentlich aber müssen sie sich mit allen Kräften dagegen wehren, daß erniedrigende Grundsätze, die nur für Prokuratorenarbeit eine Berechtigung haben, auch auf die Ausübung des hohen und edeln advokatorischen Berufes Anwendung finden.

Das Beispiel Englands und Frankreichs, aber auch des alten römischen und deutschen Reiches zeigt, daß wohl die Prokuratorenarbeit einer Taxe unterworfen werden kann, niemals aber eine wirkliche advokatorische Leistung. In der eindringlichsten, deutlichsten Art halten die französischen Advokaten daran fest, daß ihre Entlohnung nur ein Ehrensold sein darf, durch Verzicht auf Vereinbarung und Klage. Die tarifmäßige Festsetzung ist mit ihrem Wesen unvereinbar, durch sie wird der Anwalt von der hohen Stufe, auf der er kraft seines Berufes stehen soll und muß, herabgezogen und tiefer gestellt als ein freier Gewerbsmann, in gleiche Linie gerückt mit Fuhrwerkern, Dienstmännern usw., die unter öffentlicher Kontrolle stehen.

Wenn dafür vorgebracht wird, daß durch den Tarif der Willkür der Gerichte bei Kostenbestimmungen vorgebeugt, der Advokatenstand also von diesen unabhängig gemacht wird, so liegt darin in gewisser Richtung eine Verkennung des Wesens der Frage. Diese spielt nämlich nach zwei Richtungen hin eine Rolle; es handelt sich einmal darum, wie viel bei einem Prozeß der unterliegende Teil dem Sieger,

also eine Partei der anderen zu ersetzen hat, aber auch darum, was der Klient seinem Anwalt schuldig ist. Beide Fragen sind voneinander gänzlich zu trennen. Es gibt Länder, in denen der Sieger im Prozeß auf Ersatz seiner Vertretungskosten vom Gegner überhaupt keinen oder doch fast keinen Anspruch hat, wie dies z. B. in den Vereinigten Staaten der Fall ist, aber damit wird sich unser rechtsuchendes Publikum gewiß nicht befreunden können, es liegt auch, namentlich so lange Advokatenzwang besteht, kein Grund vor, mit den bestehenden Vorschriften über den Kostenersatz zu brechen. In dieser Richtung wird also auch künftighin nichts anderes übrig bleiben, als die Festsetzung des der Partei gebührenden Ersatzbetrages den Gerichten zu überlassen. Auch gegen die Tarifierung dieser Ersätze, die ja im wesentlichen immer auf dem Werte der Streitsache aufgebaut, und nie imstande sein wird, auf die Schwierigkeit und Umständlichkeit des Falles und auf den Wert der Leistung hinreichend Rücksicht zu nehmen, sprechen alle Gründe, welche einer solchen Taxierung überhaupt entgegenstehen; aber daß die andere Frage, in welchem Maß der Anwalt von seiner Partei zu entlohnen ist, in dieser Weise entschieden werden sollte, das müßte auch dann unbedingt verworfen werden, wenn jene Gründe für den Parteikostenersatz nicht bestehen würden.

Freilich gehen manche Klienten, namentlich Kaufleute, von der Ansicht aus, daß ihr Anwalt sich mit jenen Kosten begnügen müsse, deren Ersatz durch den Gegner ihnen gerichtlich zugesprochen wurde, d. h. sie wollen, wenn sie obsiegen, den Prozeß ohne Kosten geführt haben. Das ist nicht gerechtfertigt; man braucht bloß daran zu denken, daß der Klient zu seiner Sicherung eine Prozeßhandlung begehrt, die erfolglos bleibt, und deren Kosten der Richter daher nicht zuzusprechen findet. Trotzdem ist die Höhe des Partei-Kostenersatzes nicht ohne Rückwirkung auf das Anwalt-Honorar, und die Anwälte haben daher selbstverständlich ein großes Interesse daran, daß die Ziffer des Kostenersatzes eine entsprechende sei. Sie ist es durchaus nicht immer und namentlich in der ersten Zeit nach Einführung der neuen Zivilprozeßordnung hatten die Advokaten allen Grund, sich über die „schlechten Kostenbestimmungen" zu beschweren. Die geringe Wertung der advokatorischen Leistungen war offenbar zurückzuführen auf das im allgemeinen gesunkene Ansehen des Advokatenstandes, das während der langen Dauer des schriftlichen Prozeßverfahrens und seiner Mißstände notwendig hatte leiden müssen. Damals war der Beruf des Advokaten größtenteils nur Prokuratorenarbeit, die nach ihrer Natur keine bessere Wertschätzung verdiente. Dieses gesunkene Ansehen konnte sich natürlich nicht mit einem Schlage heben, aber schon heute, kaum 10 Jahre seit Einführung der neuen Zivilprozeßordnung, der sich trotz ihrer großen Anforderungen nicht bloß die Richter, sondern namentlich auch die Advokaten in überraschender Weise gewachsen zeigten, kann ein erfreulicher Umschwung in der öffentlichen Meinung festgestellt werden.

Wir haben dank der energischen Einführung durch das zielbewußte Vorgehen des Justizministeriums, aber auch dank der aufopfernden Tätigkeit des Richter- und Advokatenstandes, einen der besten Zivilprozesse der Welt; jede Streitverhandlung, die nur einiges Interesse bietet und von einem tüchtigen Vorsitzenden (deren wir viele besitzen) geleitet wird, ist dramatisch belebt und wickelt sich mit aller wünschenswerten Lebhaftigkeit und Unmittelbarkeit ab, ganz im Gegensatz zu Deutschland,

wo solche Verhandlungen sich meist langweilig und schleppend gestalten. Bei einem solchen Prozeßverfahren sind die Anwälte in der Lage, sich bei Richtern, Parteien und Zuhörern (die leider fast immer fehlen) Ansehen zu erzwingen und dieses Ansehen muß auch auf die Bewertung ihrer Leistungen günstigen Einfluß haben. Er hat sich auch schon einigermaßen eingestellt und wird hoffentlich noch weiter Früchte tragen. Bezeichnend ist es, daß die schwersten Klagen über geringfügige Kostenbestimmungen heute noch gegen die Entscheidungen des Obersten Gerichtshofes erhoben werden, bezeichnend deshalb, weil dieses höchste Gericht des Reiches zugleich das einzige ist, bei dem es im Zivilprozeß keine mündliche Streitverhandlung gibt. Es hat von der Möglichkeit, eine solche anzuordnen, noch kaum Gebrauch gemacht, und ein Richter, der die Leistung des Advokaten nur aus den Akten kennt, wird niemals in der Lage sein, sie richtig einzuschätzen.

Allerdings hat die bessere gerichtliche Bewertung der advokatorischen Leistungen vorerst nur in Wien und einigen anderen großen Städten begonnen, und sich noch durchaus nicht auf alle Gerichte der Monarchie verbreitet. Aber auch das wird und muß geschehen und es kann die Hoffnung ausgesprochen werden, daß in nicht allzu ferner Zeit jenen Beschwerden der Advokaten, wenigstens im allgemeinen, der Boden entzogen sein wird. Die richterliche Willkür wird hoffentlich überall verschwinden, die richterliche Einsicht an ihre Stelle treten. So weit sind wir freilich noch lange nicht, aber wenn das Ziel erreicht sein wird, dann wird kein Mensch mehr an eine allgemeine Tarifierung denken. Selbst für die Übergangszeit muß aber gesagt werden: lieber noch richterliche Willkür als Tarif. Die erste läßt sich beheben, der Tarif aber drückt den Advokatenstand dauernd herunter und das ist ganz entgegen allen staatlichen und sozialen Interessen. Es muß also unser in Österreich geltendes System, das allein richtig ist, aufrecht erhalten werden: für die Kurrentien, für die Prokuratorenarbeit, der Tarif, für alles andere aber, für Advokatenarbeit, Freiheit von der Taxe, Festsetzung nach Wert der Streitsache und Wert der Leistung in jedem einzelnen Fall.

Wie aber soll der Klient seinen Anwalt entlohnen?

Auf die Frage der quota litis und der in bedenklicher Weise ähnlichen Vereinbarung des Honorars nach der Höhe des ersiegten Betrages soll hier nicht eingegangen werden. Auch die Frage nach der von den Franzosen abgelehnten Zulässigkeit einer vorherigen Vereinbarung soll nicht weiter erörtert werden. Erwähnung verdient nur, daß § 879 des allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches eine solche Vereinbarung als ungültig bezeichnete, welche Bestimmung aber durch § 16 der Advokatenordnung vom 6. Juli 1868 aufgehoben wurde. Solche Verträge haben meistens gewisse Bedenken und ein angesehener Advokat wird nur äußerst selten sich dazu entschließen.

Die Bemessung des Honorars wird also regelmäßig nach vollendeter Leistung zu erfolgen haben. Wie dies geschieht oder doch bis vor wenigen Jahren fast ausnahmslos durch Vorlage einer „detaillierten Expensnote" geschah, das hat etwas Kleinliches und Unwürdiges an sich und die Advokaten trachten mit Recht, sich davon nach und nach loszumachen und ihre Honoraransprüche in Gesamtziffern, wenn auch nach einzelnen Rechtssachen, allenfalls auch nach Verdienst und Auslagen, in Rechnung zu stellen. Ist denn schon jemand eingefallen, von seinem Schneider zu verlangen, daß er in der Rechnung über einen Rock verzeichnet, wie viel Knöpfe,

wie viel Futterstoff, Zwirn usw. er verwendet hat? Der Advokat aber soll, um an dem Vergleich festzuhalten, zwar nicht das Material (Papier, Feder, Tinte), aber die einzelnen Briefe, Konferenzen usw. verzeichnen und bewerten. Da wird ihm zugemutet, darüber nachzudenken, ob ein Brief 2, 3 oder 5 *K*, eine Konferenz 5, 10, 30 oder 50 *K* wert war, und sich dadurch der mehr oder minder berechtigten Kritik jeder einzelnen Post durch den Klienten auszusetzen. Das ist gerade so lächerlich, als wenn ein Porträtmaler sein Honorar nach Zeit und Dauer der Sitzungen verrechnen wollte. Zum Glück scheinen sich nach und nach nicht bloß die Klienten, sondern auch die Gerichte daran zu gewöhnen, bei der Honorierung der Advokaten nicht nach den einzelnen Ansätzen, sondern nach dem Gesamtwert der Leistung zu fragen; auch die Gerichte lassen schon, namentlich wenn es sich um große Angelegenheiten: Verlassenschaften, Konkurse usw. handelt, Bauschnoten zu, und hoffentlich wird sich dies im weiteren Fortschritt auch bei Prozessen einbürgern.

Ein weiteres Anzeichen für die bessere Bewertung der advokatorischen Arbeit darf wohl auch darin gefunden werden, daß sich nach und nach die Erkenntnis Bahn bricht, es sei weniger das Gericht als die eigene Standesbehörde zu deren Bewertung berufen. Mit Genugtuung muß es begrüßt werden, daß die Gerichte sich bei Honorarstreitigkeiten an den Ausschuß der Advokatenkammer wegen Namhaftmachung eines Sachverständigen wenden, und es ist eine ganz alltägliche, nicht minder erfreuliche Erscheinung, daß in solchen Streitfällen Anwalt und Partei sich dem Gutachten des Ausschusses unterwerfen. Die Kammerausschüsse walten dieses Amtes mit großer Gewissenhaftigkeit und Objektivität, und es ist nur zu wünschen, daß ein Vorgang, der bis jetzt nicht viel mehr als Gepflogenheit ist, mit der Zeit zu einer zwingenden Einrichtung erhoben wird.

Aufgabe des österreichischen Advokatenstandes wird es sein, unablässig an der Erhöhung seines Ansehens zu arbeiten, durch Hochhalten der ihm obliegenden idealen Aufgaben und durch unerbittliches disziplinares Ausscheiden der Schädlinge, die es ja in jedem Stande gibt. Freilich werden sich in den materiellen Verhältnissen der einzelnen Advokaten immer große Ungleichheiten ergeben, was im Wesen eines freien Berufes begründet ist, aber im allgemeinen werden sich die Honorarverhältnisse bessern, denn es ist ein altes Wahrwort: der Angesehene wird gut bezahlt, der Mißachtete schlecht.

Mögen die österreichischen Advokaten wieder werden, was sie im Mittelalter waren: Ritter vom Rechte.

Aphorismen über die Organisation des österreichischen Heeres.

Von FM. Graf Radetzky.

(Aufgezeichnet im Jänner 1851.)

Die letzte Revolution ist besiegt. Sie hat dem Staate schwere Wunden geschlagen, dem Staatsmanne aber und insbesondere dem Soldaten ein reiches Feld von Erfahrungen geöffnet, welche uns von unberechenbarem Vortheile für die Zukunft werden müssen, wenn wir sie in dem Momente der Ruhe zweckmäßig zu benützen verstehen. Die oberste dieser Erfahrungen — eine unumstößliche Wahrheit

— war abermals die, daß ein wohlorganisirtes und gut disziplinirtes Heer die einzig sichere Stütze der Staaten sei. Unser Hauptaugenmerk muß daher auf eine den Verhältnissen anpassende Organisation des österreichischen Heeres, und dessen der politischen Lage Europas entsprechende Stellung gerichtet sein. Der Monarch, als oberster Heerführer, soll und darf nie überrascht werden; die Armee (sein Schild) muß daher so organisirt sein, daß ihr Führer jederzeit den einen Arm zur Wahrung seiner Rechte erheben könne, ohne daß der andere gelähmt oder gar zerstört werde.

Vieles und Großes verdankt der Staat seinem jugendlichen geliebten Kaiser; um noch Weiteres, noch Größeres zu schaffen, um das Errichtete zu stützen und zu sichern für spätere Zeiten und künftige Generationen, bedarf es nur eines sicheren und stets kampfbereiten Heeres. Die Sicherheit des Staates, sein einziges Palladium ruht daher in einer auf festen Grundlagen basirten Militär-Organisation, an welcher es uns in Österreich noch gebricht. Die Rüstungen zu Ende des Jahres 1850 gegen Preußen haben uns dies leider gelehrt.

145 Bataillone waren aus allen Gauen der österreichischen Monarchie herbeigerufen und ohne Rücksicht auf ihren früheren Truppen-Verband in einer kaum glaubwürdigen Schnelle in Böhmen und Mähren zusammengestellt, allein eben diese durch die Umstände gebothene bisher beispiellose Schnelligkeit, hätte in der Folge bei der wirklichen Kriegsanwendung so viele Blößen und Mängel aufgedeckt, daß sowohl alterfahrene als die erst in den letzten Revolutionskriegen gebildeten Krieger zu den ernstesten Besorgnissen hätten hingerissen werden müssen.

Als dem ältesten Veteranen des Heeres und dem treuesten Unterthan seines Monarchen sei es mir daher erlaubt, von allen Quellen und Belegen entfernt, meine Ansichten in diesem Betrachte aphoristisch aufzuzeichnen.

Wenn man der Ursache näher nachforscht, wie es denn käme, daß Österreich im vorigen Jahrhunderte nach kaum beendetem Türkenkriege und dem verlaufenen preußischen Rummel im Stande war, vom Jahre 1792 bis 1816 mit weniger Unterbrechung zwei, auch drei Armeen durch mehrere Kampagnen im Auslande in ihrer Gesamtkraft zu erhalten, so wird man unwillkürlich zu der Überzeugung geführt, daß das alte aus dem Jahre 1751 stammende Lacy'sche System den Verhältnissen entsprechend und richtig durchgedacht war.

Selbes ist in Beziehung seiner Urprinzipien noch immer vollkommen zweckentsprechend; nur genügt es im Bezuge seiner Detailausführungen den Anforderungen der Gegenwart nicht mehr, nachdem man nun auch den Krieg mit Dampf betrieben wissen will. Es nimmt nämlich in der Vorbereitung vom Frieden zum Kriege außer einem bedeutenden Aufwande an Geldkräften eine viel zu lange Zeitfrist in Anspruch, bevor die Armee vollkommen kriegsbereit zum Ausmarsche mobil gerüstet ist.

Diesem Übelstande ohne bedeutenden Kostenaufwand abzuhelfen ist daher die erste Aufgabe des denkenden Militärs, und ein auf der Gleichberechtigung wie der Gleichbelastung der Provinzen des österreichischen Kaiserstaates ruhendes Konskriptions- und Steuersystem und die daraus entspringende Eintheilung der Monarchie in entsprechende Werbbezirke bietet hiezu die geeigneten Mittel, wenn einmal das Maß der militärischen Kraft festgestellt ist, deren Entwicklung der geographischen und politischen Lage Österreichs entspricht.

Es handelt sich daher um die Beantwortung der Fragen:

Wie stark muß Österreichs Heer im Kriege sein?

Welche Verfassung ist dem Heere im Frieden zu geben, damit es mit möglichster Schonung der Finanzen jederzeit kriegsbereit sei? Österreich bedurfte und wird in jedem Kriege, sei es gegen Osten, Westen oder Norden stets dreier Armeen bedürfen — zweier gegen Außen — im Norden und im Süden — einer dritten im Innern, zur Aufrechthaltung der Ordnung und als Reserve für die beiden Ersteren.

Wie stark soll nun jede dieser Armeen sein?

Nach meiner Erfahrung und Beurtheilung muß jede der gegen Außen bestimmten Armeen, wenn sie allen Verhältnissen gewachsen und ihrer Benennung entsprechend organisirt sein sollen, wenigstens aus 200.000 Mann bestehen, daher das österreichische Heer nach dieser Annahme und den obigen Prinzipien aus wenigstens 600.000 Mann kampffähiger Streiter gebildet sein soll.

Um eine Armee von 600.000 Streitern zu rekrutieren, benöthiget sie bei einer achtjährigen Kapitulation einen jährlichen Zuwachs von 75.000 Mann, wonach für eine Population von 36 Millionen Menschen nur auf 480 Seelen ein Soldat entfallen würde, ein so mäßiges Prozent, daß es von jeder Bevölkerung geleistet werden kann, ohne die Möglichkeit zu hemmen, in dringenden Ausnahmsfällen bedeutend höhere Anforderungen stellen zu können.

Nachdem das Heer im Frieden so organisirt sein muß, daß es in der möglichst kürzesten Frist kriegstüchtig ins Feld rücken kann, so ist es nothwendig, zuerst jene Organisation zu entwickeln, welche dem Kriegsfalle entspricht, aus welcher sich sodann jene Verfassung leicht deduziren lassen wird, welche dem Heere unter größtmöglicher Schonung des Staatsschatzes im Frieden gegeben werden muß.

Nach der Stärke der Armee-Korps richtet sich die Anzahl der Korps, welche die zur äußeren Verwendung bestimmten Armeen enthalten sollen.

Meiner Ansicht nach soll ein Armee-Korps so stark sein, daß es im Bedarfsfalle auch selbständig zu agiren vermag, daß es selbst einem stärkeren Gegner einen kompakten Widerstand leisten könne und wenn es auf eine bedeutende Übermacht stößt, noch im Stande sei, sich geordnet auf das Gros der Armee zu repliiren, ohne Gefahr zu laufen, sogleich gesprengt zu werden. Um diesen Anforderungen zu entsprechen, darf ein Armee-Korps nicht bedeutend schwächer im Truppenstande sein, als die Korps des Gegners. Frankreich schwankt in der Stärke seiner Armee-Korps zwischen 35.000 bis 40.000 Mann. In einer ähnlichen Stärke dürften die russischen Korps — die Kosaken ungerechnet — anzunehmen sein. Preußen bringt seine Armee-Korps mit der Landwehr sogar auf eine Stärke von 40.000 bis 50.000 Mann. Ich würde daher die Armee-Korps niemals unter 30.000 Mann anrathen, wonach jede der zwei äußeren Armeen aus 6 Armee-Korps zu bestehen hätte.

Jedes einzelne Armee-Korps soll aus drei Armee-Divisionen zusammengesetzt sein, nämlich aus zwei Infanterie-Divisionen und einer gemischten Division. Die Infanterie-Divisionen aus zwei Linien-Brigaden gebildet, würden in jeder Brigade enthalten: 1 Jäger-Bataillon à 4 Compagnien, 4 Linien-Infanteriebataillone à 6 Compagnien, 1 Grenadier-Bataillon à 4 Compagnien und die Brigade-Batterie.

Die gemischte Division soll aus einer solchen Infanterie-Brigade und einer Cavallerie-Brigade, und zwar letztere aus einem Uhlanen- und einem Dragoner-Regimente — jedes zu 6 Eskadronen mit einer Brigade Cavallerie-Batterie bestehen.

Endlich muß das Korps mit einer Artillerie-Reserve von 2 zwölfpfündigen, einer Raketen- und einer Cavallerie-Batterie ausgerüstet und mit den nöthigen Extra-Korps und Branchen versehen sein. Die Jäger- und die Linien-Infanterie-Compagnien zu 180 Gemeine, die Grenadier-Compagnien zu 150 Gemeine gerechnet, giebt per Brigade einen Stand von 5640 Gemeine, oder für ein Armee-Korps 28.200 streitbare Mann Infanterie. Die Cavallerie-Brigade mit 12 Eskadrons à 150 Gemeine zählt 1800 Mann, und hiezu die Artillerie der Brigaden und der Reserven mit der Sanitäts-, Pionnier- und sonstigen Extra-Korps-Mannschaft gerechnet, so wird sich ein Armee-Korps auf die beiläufige Stärke von 32.000 Mann erstrecken.

In diesen Berechnungen ziehe ich die Grenztruppen nicht in Betracht, nachdem ich annehme, daß die Grenze ihre bisherige militärische Verfassung beibehalte, wonach sie in die folgenden, die Modalitäten des Konskriptionswesens betreffenden Vorschläge nicht aufgenommen werden können. Ich setze jedoch voraus, daß sie im Falle eines Krieges ebenfalls zu den äußeren Armeen beigezogen werden, wo man sodann nach Thunlichkeit jeder Brigade ein Grenzbataillon zuweisen müßte, wonach sich die Stärke eines Armee-Korps auf 37.000 Mann erhöhen, eine nach Außen bestimmte Armee also beiläufig 222.000 Mann stark sein würde, eine Stärke, welche erlaubt, auf jedem Kriegsschauplatze mit der Zuversicht des Erfolges aufzutreten.

Nach diesem Voranschlage enthalten die beiden nach Außen bestimmten Armeen 60 Infanterie- und 12 Cavallerie-Brigaden oder: 60 Jäger-Bataillons à 4 Compagnien, 60 Grenadier-Bataillons à 4 Compagnien, 240 Linien-Bataillons à 6 Compagnien, 12 Regimenter Dragoner à 6 Eskadronen, 12 Regimenter Uhlanen à 6 Eskadronen, ferner mit Ausschluß der Armee-Reserve-Artillerie 480 6pfündige Fuß-Geschütze, 192 6pfündige Cavallerie-Geschütze, 192 12pfündige Geschütze, 264 Raketen-Geschütze.

Mit Hinzuziehung der eingangs beantragten Grenztruppen und den Pionieren, nebst sonstigen Extrakorps, erreichen sonach diese beiden Armeen eine beiläufige Stärke von 444.000 Mann.

Bevor ich nun auf die Stärke und Aufstellung der 3ten Armee im Innern und als Reserve übergehe, welche nach den politischen Bedürfnissen modifizirt werden kann, immer aber aus der dem Kriegsfalle entsprechenden Friedens-Organisation hervorgehen wird, sei es mir erlaubt, über die Stärke und Eintheilung der Reiterei meine Ansicht auszusprechen.

Ich halte die Pike für eine bessere Angriffs- als Vertheidigungswaffe und erachte sie daher zum Choc besonders vortheilhaft. Noch wichtiger für den Erfolg der Attaque ist aber das Gewicht des Pferdes; insolange daher unsere Lanzenreiter mit leichten Pferden beritten gemacht werden, sind sie nicht als Reserve-Cavallerie zu betrachten, sondern werden im Vorpostengefechte bessere Dienste leisten.

Ein Armee-Korps bedarf jederzeit sowohl offensiver als defensiver Cavallerie, daher ich die zu den Armee-Korps einzutheilenden Cavallerie-Brigaden aus Uhlanen- und Dragoner-Regimentern à 6 Eskadrons bilde, welches ein Erfordernis von 72 Eskadronen jeder Reitergattung herausstellt. Die kaiserliche Cavallerie zählt

gegenwärtig nur 36 Dragoner- und 38 Uhlanen-Eskadronen, hingegen 56 Eskadronen Cheveauxlegers. — Werden nun von den letzteren 36 Eskadrons zu Dragonern und 20 Eskadrons zu Uhlanen umgewandelt, so blieben nur noch 14 Eskadrons Uhlanen zu errichten. — Hingegen verbleibt dem Heere noch eine Reserve von 8 Kürassier- und 12 Husaren-Regimentern, welche ersteren in zwei Cavallerie-Divisionen eingetheilt, entweder als Cavallerie-Korps einer, oder divisionsweise beiden, äußeren Armeen nach Bedürfnis zugewiesen, die Husaren aber in 6 Brigaden eingetheilt, brigadeweise sowohl bei den äußeren Armeen als zum Dienst im Innern verwendet werden können.

Die 3te Armee, das ist die Armee im Innern, deren Bestimmung es ist, die Ordnung in der Monarchie aufrecht zu erhalten und den beiden äußeren Armeen die Nachschübe zu sichern, und im äußersten Falle ihnen als Reserve zu dienen, kann nach den lokalen Bedürfnissen manchen Kombinationen in ihrer taktischen Gliederung unterzogen werden, in den allgemeinen Grundzügen jedoch hängt ihre Eintheilung von der Formation der äußeren Armeen ab und fällt mit der militärischen Eintheilung der Monarchie selbst zusammen, daher beide, als von einander untrennbar, hier auch im Zusammenhange entwickelt werden sollen.

Die 60 Brigaden, aus welchen die beiden äußeren Armeen bestehen, müssen das Grundschema für die Eintheilung der Armee im Innern und der Monarchie bilden, wenn beim Übergange vom Frieden zum Kriege sowohl die militärischen Bedürfnisse als der Staatsschatz im Vereine bestens gewahrt werden sollen. Es wird daher die Armee im Innern ebenfalls in 60 Brigaden zu 4 immobilen Bataillons à 6 Compagnien zerfallen, und die Monarchie sich somit in 60 Brigadebezirke theilen.

Die Stärke der inneren Armee besteht daher in 240 Bataillons oder 250.000 Mann Infanterie, welche sich bei einem loco Stande von 60 Mann per Compagnie auf 86.000 Mann reduziren würden, für den Kriegsfall jedoch mit Einschluß der auch bei den äußeren Armeen nicht in Berechnung gebrachten 8 Kürassier- und 12 Husaren-Regimentern das österreichische Heer mit einem felddienstbereiten Stande von 700.000 Mann kampffähiger Streiter nachweisen würden. Ein Brigadebezirk hätte daher für die mobile und die immobile Brigade im Ganzen 1 Jäger- und 1 Grenadier-Bataillon zu 4 Compagnien, dann 8 Linien-Bataillons à 6 Compagnien, endlich dem entsprechenden, beiläufig mit einem Zehntel entfallenden Antheil an Cavallerie, Artillerie und Extrakorps-Mannschaft — also zwischen 11.000 bis 12.000 Mann zu stellen, welche auf eine Population von 600.000 Seelen in einem achtjährigen Turnus entfallen, daher die jährliche Stellungspflicht nur einen Mann von 400 Seelen ergeben würde.

Die Hauptpulsader der österreichischen Monarchie, ihre strategische Basis, ist das Donauthal, durch welches die Monarchie in zwei ziemlich gleich große Theile zerfällt. Sie bietet uns die schon von der Natur gegebene Sonderung des österreichischen Heeres in eine Nord- und eine Süd-Armee. Werden nun jeder dieser Armeen 30 Brigadebezirke nach der entsprechenden geographischen Lage zugewiesen, so ergeben sich wesentliche Vortheile zur Vereinfachung der ganzen Militäradministration und alle Maßregeln zur möglichsten Reduktion des Heeres im Frieden sowie dessen schleunigste Augmentation und Ausrüstung für den Krieg, werden dadurch auf eine

Weise erleichtert, daß trotz der Wahrung des militärischen Interesses durch eine möglichst schnelle Mobilisirung auch die Finanzen des Staates nicht wie bisher bis ins Unerschwingliche in Anspruch genommen werden.

Sollte jedoch ein Brigadebezirk mit einer Population von 600.000 Seelen und dem daraus entspringenden Kontingente von 10 Bataillons Fußtruppen nebst dem entsprechenden Antheile des allgemeinen Kontingents für Cavallerie, Artillerie und Extrakorpstruppen einen für den einfachen Geschäftsbetrieb zu umfangreichen Administrationskörper bilden, so könnte jeder Brigadebezirk in zwei Unterbezirke getheilt werden, wonach sich die Evidenthaltung eines solchen Unterbezirkes, außer den anzurepartirenden Extratruppen, über 2 Compagnien Jäger, 2 Compagnien Grenadiere und 4 Bataillone Infanterie und die entsprechende Einwohnerzahl von 300.000 Seelen zu erstrecken hätte.

Nach den hier entwickelten Grundsätzen würde sich die Gliederung des österreichischen Heeres, sowie die militärische Eintheilung der Monarchie folgendermaßen ergeben:

Das Heer theilt sich in 3 Armeen, eine Nord-, eine Süd- und eine welch immer Namen führende Armee des Innern. Die beiden ersteren für einen äußeren Krieg bestimmten Armeen bestehen einzeln aus 6 Armee-Korps zu 5 Infanterie- und einer Cavallerie-Brigade in drei Armee-Divisionen zu Korps eingetheilt, also aus 60 Infanterie- und 10 Cavallerie-Brigaden, mit einer disponiblen Cavallerie-Reserve von 8 Kürassier- und 12 Husaren-Regimentern und der nöthigen Artillerie, nebst den Extrakorps.

Die Armee des Innern besteht aus 240 Bataillons in 60 immobilen Brigaden, deren weitere Eintheilung in Armee-Korps vollkommen wegbleiben kann, nachdem sie nur zum Ersatz oder zur Verstärkung der ersten beiden Armeen und deren Administrationsführung im Innern bestimmt, am besten auch den provinzenweise bestehenden höheren Militär-Administrationsbehörden unterstellt werden könnten. Die Monarchie theilt sich militärisch nach dem Hauptscheidungsthale der Donau in den Bereich der beiden Armeen des Nordens und des Südens und zerfällt in 60 Brigade- und, wenn man es für nöthig erachten sollte, in 120 Unterbezirke.

Es erübrigt nunmehr nur noch die Zweckmäßigkeit dieser Eintheilungen in militärischer Hinsicht, insoweit dadurch die Mobilisirung und Ausrüstung der Armeen gefördert und beschleunigt wird, so wie die daraus entspringende Schonung der Staatsfinanzen, insoweit dadurch die ganze Administration vereinfacht erscheint, und die darauf Bezug nehmenden, durch diese Eintheilung hervorgerufenen Maßregeln darzustellen, welches aus Folgendem ersichtlich werden wird.

Ein Brigadebezirk hätte gleichzeitig einen Konskriptionsbezirk zu bilden (abgesehen von der angenommenen Möglichkeit der Theilbarkeit in zwei Unterbezirke). Die Brigadebezirke wären daher nach der statistischen Einwohnerzahl zu reguliren. Einem solchen Brigadebezirke muß außer der Evidenthaltung der dienstpflichtigen Seelenzahl auch die Konskription aller Pferde des Bezirkes und ihre Klassifizirung für den Militärdienst übertragen werden. Nach diesen Klassifizirungen wäre der alljährliche Pferdebedarf auszuheben, der Besitzer des assentirten Pferdes aus dem Kommunal-Vermögen nach dem Remontenpreise zu entschädigen, der Betrag aber der Kommune bei der nächsten Steuerabfuhr gutzurechnen. Durch diese Maßregel

würde der Bedarf an Militärpferden nicht nur jedesmal auf die schleunigste Art, ohne den mit mannigfachen Umtrieben von Seite der Lieferanten verbundenen und durch die Reisen der Assentkommissionen in den verschiedenen Bezirken hervorgerufenen Zeitverlust gedeckt werden, sondern überdies die stets wiederkehrende Verlegenheit enormer Barzahlungen von Seite des Staates, im Momente eines plötzlichen und bedeutenden Pferdebedarfes, vermieden werden.

Bei der ursprünglichen Eintheilung der Brigadebezirke, müßte natürlich nach dem Ergebnis der ersten Pferde-Konskription durch verhältnißmäßige Umlegung eines bezüglichen Steuerquotienten auf die der Pferdeproduktion ermangelnden Brigadebezirke (wie z. B. im lombardisch-venezianischen Königreiche), der gerechte Bedacht genommen werden. Der für die Staatsfinanzen stets drückendste Theil der Armee-Feldausrüstung an Pferden ist nur auf diese Weise schnell, einfach, sicher und ohne Kapitals-Vorstreckung zu erreichen. Es versteht sich von selbst, daß diese Art der Pferdestellung sich bis auf die Brücken, Equipagen-, Artillerie-Reserve-, Sanitäts- und sonstige Bespannungen zu erstrecken hätte; daß der ganze Armee-Bedarf ohne Schwierigkeit zu decken sein wird, hat das Jahr 1813 bewiesen, wo die Landes-Chefs in Böhmen und in Mähren — in ersterer Provinz 66.000 und in letzterer 35.000 Pferde, dann 20.000 Wägen und die Bekleidung für 100.000 Mann in beiden Bezirken binnen 14 Tagen beistellten. Ich will hievon nur Artillerie-Belagerungstrains-Bespannungen ausnehmen, welche im Kontraktswege von Großfuhrleuten jederzeit leicht beizustellen sind.

Bei Reduzirungen würden die Brigadebezirke die entbehrlichen Pferde nach Verhältnis der Erhaltungsfähigkeit des Bezirkes ohne Entgelt und mit der Verpflichtung der jederzeitigen Beistellung des gleichen Bedarfes in der dem Übernahmszustande der Pferde entsprechenden Qualität wieder aufnehmen, und somit alle einmal für den Militär-Bedarf assentirten Pferde — obwohl nicht in derselben Individualität des Pferdes — ihre durch die Natur vorgezeichnete Zeit der Militärdiensttauglichkeit wirklich im Militärdienste vollstrecken. Die allseitige Zweckmäßigkeit und Wohlfeilheit dieser Pferde-Konskription, welche sich auf die Eintheilung in Brigadebezirke gründet, ist gewiß augenfällig.

Gleichzeitig würde aber auch jeder Brigadebezirk die Vorräthe an Armatur- und Rüstungssorten, sowie an Bekleidungs-Gegenständen im stets brauchbaren Zustande zu überwachen und zu erhalten haben, welche seiner Konskriptionspflicht entsprechen. Er würde mit einer Rechnungskanzlei die gesamte Militär-Administration des Bezirkes, mit Ausnahme der Justiz führen, und in einem Brigade-Spitale den Stamm der Sanität für den Krieg enthalten, welche beim Ausmarsche sogleich als Theil einer Ambulance vorgeschoben werden könnte.

Nicht minder könnte jeder Brigadebezirk Fruchtmagazine in sich schließen, in welchen stets ein sechswöchentlicher oder dreimonatlicher Vorrath an Frucht und Fourage für den Bezirk erläge. Der ungeheure Vortheil, welchen solche Magazine für einen ausbrechenden Krieg sowohl zum Nachschub für die operirenden Armeen als zur Verproviantirung bedrohter Festungen biethen würden, bedarf wohl keiner weiteren Nachweisung.

Die Einfachheit, Schnelligkeit und Wohlfeilheit des Überganges vom Frieden zum Kriege, wenn nach der obigen Organisirung schon im Frieden die Bezirke mit

allem zum Kriege Nöthigen versehen gehalten werden, und es sich nur mehr um die Mobilmachung handelt, ergiebt sich von selbst.

Obwohl im Frieden die beiden äußeren Armeen im Bereiche der Monarchie beliebig dislozirt sein können, so wird doch jede Art Standesherabsetzung erleichtert, welche zur Schonung des Staatsschatzes nöthig erachtet würde. Es könnten nämlich die mobilen Brigaden durch Beurlaubung von 30 Mann bis zur Exerzierzeit, und 30 Mann auf unbestimmte Zeit pro Compagnie auf 120 Mann herabgesetzt, die immobilen Brigaden aber durch Beurlaubungen bis zur Einberufung auf 60 Mann pro Compagnie herabgedrückt werden. Nachdem die Beurlaubten auch stets in der Hand der Armee-Kommandanten bleiben, und in zwei Theile gesondert sind, so können sie da, wo ihre Einberufung zu ihren Compagnien auf kurze Zeit wegen zu entfernter Dislokation unthunlich ist, für die Exerzierzeit bei den immobilen Brigaden einrücken und geübt werden.

Auf eine Reduzirung der Cadres würde ich nie einzugehen rathen, indem der Staat durch die Mannschafts-Beurlaubungen das Mittel der ausgedehntesten Beschränkung der Auslagen in Händen hat, und die Cadres-Errichtungen stets die ganze Armee an der Kraft der Führung schwächen. Auch schließt der hier angenommene, auf gewöhnliche Kriegsverhältnisse berechnete Armeestand die Möglichkeit nicht aus, daß ungewöhnliche Verhältnisse auch zu noch ungewöhnlicheren Anstrengungen und zu Errichtungen über die hier festgesetzte Truppenzahl nöthigen können. Doch auch für diesen Fall läßt sich durch die Organisation der Brigadebezirke am zweckmäßigsten vorsorgen, wenn in jedem Bezirke eine Militärschule aufgestellt wird, welche den Chargen-Nachwuchs für die Armee, abgesehen von dem Unterrichte bei der Truppe, vorzugsweise heranbildet.

Nachdem nun jeder Bezirk alles in sich vereiniget, was zur Montirung, Armirung, Remontierung und Verpflegung nothwendig ist, so läßt sich die Mobilisirung der gesamten Armee während sechs Wochen in drei Stadien mit Leichtigkeit bewirken, und zwar:

1. Stadium: Einberufung der Urlauber der mobilen Brigade, Beistellung der nöthigen Pack- und Trainpferde, Mobilisirung der Sanität, usw. In 14 Tagen also stehen die beiden äußeren Armeen zum Ausmarsche bereit, und können durch die jetzigen so umfangreichen und schleunigen Transportmittel in kürzester Zeit dahin geworfen werden, wo ihnen die Verhältnisse ihren Operationskreis anweisen. Auf diese Weise allein wird es uns möglich sein, dem Gegner mit der Aufstellung unserer Armee zuvorzukommen, und uns des ersten Momentes des Sieges nämlich der Überraschung zu versichern. Nur auf diese Weise aber werden wir auch mit den geringsten Kosten dem Gegner zuvorzukommen vermögen, und die unzähligen Übelstände vermeiden, welche bisher stets dadurch hervorgerufen wurden, daß man immer das ganze Heer zerreißen, allen bestandenen taktischen Verband lösen und die Truppen nach den ungeheuren Diagonalen der Monarchie von einer Grenze an die andere befördern mußte, um eine schlagfertige Armee zusammenzustellen, deren Führer sich dann doch kaum kannten, deren Truppen einander fremd waren, und in denen die Zuversicht und das Vertrauen erst durch Erfolge der Zukunft hervorgerufen werden konnte.

Im 2. Stadium können nach Verlauf abermaliger 14 Tage die 4. und 5. Bataillons ihre Urlauber einberufen, montirt und ausgerüstet haben, und ent-

weder zum Dienst im Innern verwendet oder durch gleichzeitige Einberufung ihrer Bespannungen ebenfalls zum Ausmarsche bereit sein.

Im 3ten Stadium endlich werden die letzten beiden Bataillone augmentirt und auf den Kriegsfuß gebracht, wonach im Verlaufe von 6 Wochen das ganze österreichische Heer kriegsbereit aufgestellt sein wird.

Alle sonstigen Maßregeln, welche für den Fall einer noch größeren und ungewöhnlichen Aufbiethung von Streitkräften nöthig werden könnten, werden bei der dargestellten Organisirung der Brigadebezirke ebenfalls wesentlich erleichtert sein, und keiner besonderen Schwierigkeit unterliegen, unter allen Bedingungen aber soll als Grundsatz aufgestellt werden, daß den beiden äußeren Armeen die Ergänzungen nur in größeren, vollkommen ausgerüsteten und nach ihrer Stärke in ganze Abtheilungen von Kompagnien, Divisionen oder Bataillone formirten Körpern zugeführt, und dadurch auch die Möglichkeit geboten werde, die junge Mannschaft selbst auf dem Marsche für ihren künftigen Beruf vorzubereiten und einzuüben. Die hier dargestellte Organisirung ließe vielleicht dem Zweifel Raum, ob sie nicht in den Verwaltungs-Organen einen höheren Aufwand von Individuen und daher auch an den Besoldungen hervorrufe. Aber selbst in diesen Beziehungen will ich eine Vereinfachung vorschlagen, indem ich das Kommando der immobilen Brigaden und die damit verbundene Administration des Brigadebezirkes dem Infanterie-Obersten zu übertragen vorschlage. — Als Regiments-Kommandanten bei den mobilen Brigaden erweisen sich dieselben als vollkommen überflüssig, nachdem die Dispositionen vor dem Feinde entweder mit ganzen Brigaden ausgeführt oder vom Brigadier an die einzelnen Bataillons-Kommandanten ergehen. Der mobile Brigadier würde daher vorzugsweise die Ausbildung der Truppe zu ihrer vollkommenen Verwendbarkeit vor dem Feinde zu leiten und zu überwachen, der Oberst hingegen die früher schon entwickelten Zweige der Administration des Brigadebezirkes zu führen haben. Bei der dem Obersten obliegenden Verantwortlichkeit über die Verrechnung seines Regimentes entspricht die Leitung des Brigadebezirkes auch seiner Bestimmung, und ganz richtig ist dem Obersten der Grenz-Regimenter bei der Organisirung der Grenze diese nunmehr für alle Infanterie-Obersten angesprochene Verwendung in der Heimath ihres Regimentsbezirkes angewiesen worden.

Zwei immobile Brigaden würden einem immobilen Brigadier als qua Divisionär unterzuordnen sein, wodurch die Gelegenheit gebothen wäre, ältere für Kriegsfatiguen nicht mehr taugliche Generäle ihren sonstigen Fähigkeiten entsprechend zu verwenden. Die Leitung der Justizgeschäfte zweier Brigadebezirke würde ich bei einer solchen Division konzentriren, da einestheils dem Obersten in der sonstigen Verwaltung seines Bezirkes ein hinlänglich großer Kreis der Thätigkeit zugewiesen ist, anderntheils aus diesen bei den Friedens-Divisionen gebildeten Justizmännern die brauchbarsten Auditore für die Armee-Divisionen hervorgehen würden, nachdem die vorausgegangenen Erläuterungen zu dem Resultate führen, daß das Bataillon und die Brigade als taktische Einheiten, die Armee-Division als die taktisch-strategische Einheit zu betrachten sei.

Abgesehen von der in den höheren Administrationszweigen und als Festungs-Kommandanten angestellten Generalität würde die hier entwickelte Organisation des Heeres nur einen Aufwand von 30 Divisionären und 60 Brigadieren, ferner

5 Divisionären und 10 Brigadieren der Kürassiere und Husaren, nebst 30 immobilen als qua Divisionäre fungirenden Brigadieren erheischen, welcher Personal-Stand gegen den jetzigen wesentliche Ersparungen hervorrufen dürfte.

Diese aphoristischen Bemerkungen, auf mein erfahrungsreiches Soldatenleben gegründet, welche der Detail-Ausführung allerdings noch ein weites Feld der Berechnungen und Beratungen offen lassen, scheinen mir den Keim einer richtigen, der Lage der Monarchie und den gegenwärtigen Zeitverhältnissen entsprechenden Heeres-Organisation zu enthalten, und ich glaube sie daher höherer Beurteilung unterbreiten zu dürfen.

Der Sachverständige.*

Novelle von Paul Bourget.

I. (Nachdruck verboten.)

Der Name des Professors Courrioles ist jedem bekannt, der sich für medizinische Studien interessiert. Courrioles ist der Verfasser eines „Handbuches der Psychiatrie", das in Frankreich dieselbe Autorität genießt wie die Werke Kraepelins und Krafft-Ebings in Deutschland und Österreich, wie Korsakoffs Buch in Rußland und Morsellis Lehrbuch in Italien, und das die vollständigste Übersicht der französischen Theorien über die Geisteskrankheiten darstellt. Nicht so elegant in der Form wie Gilbert Ballet, nicht so originell in seinen Anschauungen wie Ernst Dupré, nicht so umfassend wie Grasset bietet Courrioles den Vorzug einer wahrhaft staunenswerten Menge von ihm gesammelter klinischer Beobachtungen. Von den Theorien, die er aufgebaut hat, wird vielleicht nichts übrig bleiben, z. B. von seiner Hypothese über die von ihm so genannten „Halbpsychosen". Aber seine Beschreibungen sind so lebendig, so „graphic", um ein unübersetzbares englisches Wort zu gebrauchen, daß sie dauern werden wie jene von Trousseau. Dauern wird auch bei jenen, die sich Courrioles nähern durften, die Erinnerung an ihn als an eine der merkwürdigsten Gestalten unserer Zeit. Seiner körperlichen Erscheinung nach könnte man den hünenhaften Mann mit dem roten Bart und der goldenen Brille für einen deutschen Gelehrten halten, widerspräche dem nicht die „lateinische" Schärfe seines Blickes. Sommer und Winter ist er von 8 Uhr Morgens ab in einen schwarzen Gehrock eingeknöpft. Die rote Rosette der Ehrenlegion ist der einzige farbige Punkt auf diesem düstern Gewande. Sommer und Winter zu derselben Stunde fährt er mit seinem Auto — früher mit der Equipage — von Paris hinaus nach dem großen öffentlichen Irrenhause, dessen leitender Arzt er ist. Gegen Mittag verläßt er diese Anstalt, um nach dem Quai de la Mégisserie zurückzukehren, wo er — gegenüber dem Palais de Justice — seine Wohnung hat. Im „Palais" hat man ihm eine besondere Untersuchungsstation eingerichtet, bei den Gerichtsmedizinern bekannt unter dem Namen der „Klinik des Palais". Er kommt um 2 Uhr an und bleibt bis 5, manchmal bis 6 Uhr. Er hat daselbst jene auf offener Straße aufgegriffenen Individuen zu untersuchen, die eine strafbare Handlung begangen haben und unter dem Verdachte geistiger Erkrankung stehen. Zweimal in der Woche hält er in diesem Raume eine Vorlesung über Psychiatrie, zu der nur Studenten in sehr beschränkter

* Diese Novelle erscheint in französischem Text in der Osterbeilage des New-York Herald in Paris.

Zahl und einige Irrenärzte Zutritt haben. Um 6 kehrt er nach seiner Wohnung zurück. Er speist stets allein zu Abend wie zu Mittag. Seine Diät ist mit klösterlicher Genauigkeit und Mäßigkeit geregelt. Nach dem Abendessen setzt er sich an seinen Schreibtisch und bringt die Beobachtungen, die er den Tag über gemacht hat, zu Papier. Um 1 Uhr morgens geht er zu Bett. Die Wände seines Arbeitszimmers sind mit den merkwürdigsten und unheimlichsten Photographien bedeckt, die eine Galerie von Geisteskranken — Melancholiker, Paralytiker, Paranoiker, Alkoholiker, Degenerierte aller Arten darstellen; auch im Schlaf- und im Speisezimmer wie im Vorraum erblickt man solche Bildnisse. Courrioles fühlt sich wahrhaft glücklich inmitten dieser Ansichten kläglicher Gebrechen der Menschheit. Sein ganzes Sein gehört der Psychiatrie. Er lebt nur dieser noch in den Anfängen steckenden Wissenschaft, für die er seit nahezu 30 Jahren — er ist heute 55 alt — unermüdlich gearbeitet hat. Er hat und will sonst keine Praxis. Kaum daß er sich dann und wann zu einer Konsultation erbitten läßt, wenn es sich um einen wirklich bemerkenswerten „Fall" handelt. Er läßt sich dann ziemlich teuer bezahlen. Diese Honorare, verbunden mit der Rente seines kleinen Vermögens und seiner bescheidenen Besoldung als Anstalts- und Gerichtsarzt, ermöglichen ihm ein angemessenes Auskommen. Auf den für ihn errichteten Lehrstuhl an der Universität verzichtete er schon nach einem Jahre; er fand diese Beschäftigung mit seinen leidenschaftlich betriebenen Forschungen unverträglich und schränkte seine Lehrtätigkeit auf die bereits erwähnte Vorlesung ein. Rechnet man die Erträgnisse einiger gerichtlichen Expertisen hinzu, so beträgt Courrioles Jahreseinkommen rund 20.000 Francs. Seine systematische Sparsamkeit ermöglicht es ihm, mit diesem für Pariser Verhältnisse knappen Betrage auszukommen. Seine Hauptausgabe ist das Automobil, aber es erspart ihm kostbare Zeit. Nicht minder sparsam ist er mit Worten, Gebärden und jeder Äußerung seiner Gedanken. Wenn ich noch hinzufüge, daß seine unbeugsame Ehrlichkeit in wissenschaftlichen Dingen ihn zu einem Meister im vollsten Sinne des Wortes macht, so wird man den Ruf begreifen, dessen Courrioles sich bei den Studenten erfreut. Diese betrachten es als eine unschätzbare Gunst, den Untersuchungen der Kranken im Irrenhause und im Gericht regelmäßig anwohnen zu dürfen, zumal Courrioles außerordentlich karg mit dieser Erlaubnis ist. Niemals dürfen mehr als 2 Schüler anwesend sein, wenn die Häftlinge in dem engen Gerichtszimmer vorgeführt werden.

Es ist ein winziger Raum, im Erdgeschoß des Justizpalastes, und zwar in jenem Teil, der an die Conciergerie anstößt. Die Einrichtung besteht aus einem Schreibtisch und sechs Stühlen. An der Wand eine schwarze Schultafel. Sie dient zur Prüfung der Unglücklichen, die nicht mehr eine richtige Addition machen, nicht mehr zehn Buchstaben hintereinander schreiben können. Durch die beiden Gitterfenster fällt spärliches Licht ein. Die Tür führt auf einen Korridor, zu einer Anzahl mit Gucklöchern versehenen Zellen. Auf dem Schreibtisch steht eine elektrische Lampe. Sie dient zur Prüfung des Grades der Pupillenreaktion. Das Hämmerchen daneben ist bestimmt, gewisse Reflexbewegungen hervorzurufen. „Staatsanwaltschaft des Seinedepartements. Spezialklinik" so lautet der Vordruck auf den Briefbogen im Fächerkästchen auf dem Tische und diese Formel faßt treffend den Doppeleindruck von Gefängnis und Hospital zusammen, den dieser tragische Winkel beim Besucher

erregt. Und in diesem Raume hat Courrioles unzählige Stunden intellektuellen Rausches verbracht. Man muß ihn an diesem Tisch gesehen haben, während er einen seiner Patienten ausfragt, um zu begreifen, zu welchem Grade innerer Erregung die Liebe zur Wissenschaft einen Menschen erheben kann. Jeder Zug des durchfurchten Antlitzes ist von der Aufmerksamkeit angespannt. In den hellen Augen glänzt es wie Feuer. Das Entdeckungsfieber beseelt den Körper, dessen nervöses Zucken unter der Kleidung man errät. Es steckt etwas vom Jäger oder besser gesagt, vom Detektiv in diesem Erethismus des Gelehrten, für den das Individuum vor ihm, ob Mann oder Frau, ein von der Natur gegebenes Experiment ist, das zu deuten es nun gilt. Dieses Individuum ist arretiert worden, weil es gestohlen, weil es auf offener Straße Revolverschüsse abgefeuert, weil es versucht hat, sich ins Wasser zu stürzen, weil es seine Umgebung durch Schreien erschreckt, einen Auflauf auf der Straße verursacht hat und sein Benehmen so seltsam erschien, daß die Wachleute den Exzedenten nach der Spezialklinik im Justizpalast gebracht haben. Was ist dieser Mensch? Ein gewöhnlicher Übeltäter oder ein Kranker? Wenn er krank ist, worin besteht seine Krankheit? Die Verantwortlichkeit dieses Verhöres ist furchtbar. Ein paar von Courrioles gekritzelte Zeilen — und ein Mensch wird ins Narrenhaus geschickt oder der Freiheit zurückgegeben werden. Die Konsequenzen, welche sich an jede dieser Hypothesen knüpfen, sind von verschiedener Bedeutung. Wird der Patient ins Narrenhaus geschickt, so wird er ja nochmals in der Anstalt geprüft und die Diagnose kann vielleicht noch berichtigt werden. Aber welche Sorgen bereitet dem Arzt die andere Hypothese — die der Freilassung. Welch ein Gewissensfall! Er kann einen Verrückten vor sich haben, dessen Krankheit er nicht erkennt und der morgen, übermorgen, in einer Woche Mörder oder Brandstifter wird. Diese Sorge um die Sicherheit der Gesellschaft trübt dem Gelehrten den vollen Genuß an der Sättigung seiner Wißbegierde. Denn für ihn ist das Individuum vor allem „ein Fall“. Der Klang von Courrioles Stimme verrät wieder seinen Willen sein brennendes Interesse. Es ist als ob er die Kranken mit dieser Stimme auskultierte. Lauter kurze, hastig hervorgestoßene Fragen, die den Patienten gewissermaßen — wenn der Ausdruck gestattet ist — beklopfen, um den Grad seiner Verstandes- und Sinnesschärfe auszumessen. Plötzlich wendet er sich zu einem der beiden neben ihm sitzenden Schüler.

„Nun, Portehaut, Ihre Diagnose?“ Der eingeschüchterte junge Arzt stottert nach einigem Zögern:

„Das ist eine P. G.“ (Die beiden Buchstaben bezeichnen im Rotwälsch des Hospitals: Paralysia generalis.)

„Was sagen Sie, Croulebois?“

„Paranoia auf alkoholischer Grundlage,“ erwidert dieser in etwas bestimmterem Ton.

„Keins von beiden,“ berichtigt Courrioles. Und nun gibt er in ein paar Sätzen seine eigene Ansicht und erläutert sie durch eine Analyse des Patienten. In diesen improvisierten Schilderungen, die ein ganzes Menschenschicksal in der Verkürzung geben, ist Courrioles unerreichbar. Kein Romancier kommt ihm an malerischen Erfindungen gleich, kein Detektiv an scharfsinnigen Schlüssen aus den einfachsten Tatsachen. Aus jedem Worte spricht die Meisterschaft, die Sicherheit des Sehers,

der unter hundert Einzelheiten gerade die charakteristische herausholt. Der Wärter und die Wärterin, die hinter den Gefangenen stehen, lauschen diesen bei aller technischen Schärfe so lichtvollen Worten. Und diese Untersuchung endigt mit einem trockenen Resumee von zehn bis zwölf Zeilen, die der Professor mit seiner feinlinigen, gezirkelten Handschrift mittels der Füllfeder, die er immer in der Tasche trägt, auf einem der amtlichen Briefbogen absetzt. Das Urteil über die Einschließung oder die Entlassung des Häftlings ist fertig. Der Wärter oder die Wärterin führen ihn ab, während der Psychiater ruhig befiehlt: „Der Nächste."

Ruhig? Nein. Sein Fieber ist zu lebhaft. Dieser „Nächste" wird vielleicht ein Delirant neuer Art, wird vielleicht das Unikum sein, nach welchem alle Sammler lüstern sind. Steckt nicht etwas vom Sammler in Courrioles? Auch gewahrt man in seinen Augen immer einen ungeduldig erwartungsvoll gespannten Blick, wenn die Tür sich öffnet und ein anderer Wärter einen neuen Gefangenen vorführt.

II.

Zu Beginn des letzten Winters erlebte dieser große, seiner Wissenschaft so leidenschaftlich ergebene Gelehrte eine der stärksten Freuden seines beruflichen Daseins. Er wurde beauftragt, den Geisteszustand eines Verbrechers zu prüfen, dessen Namen vor vier Jahren einiges Aufsehen erregte. Wer denkt heute noch an Guillaume Ribier, und an seine in Grenoble an einem Uhrmacher verübte Mordtat, für welche die Geschworenen aus unbegreiflichen Gründen mildernde Umstände entdeckt haben? Ribier zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt, war fast unmittelbar nach seiner Einschließung verrückt geworden. Er kam in eine Irrenanstalt, aus welcher er geheilt hervorging, um wieder ins Zuchthaus zurückzuwandern. Seitdem hatte er angefangen, die Ärzte, die Richter, die Minister, das Staatsoberhaupt mit Eingaben zu überschwemmen. Er behauptete, die Tat, wegen deren er verurteilt worden, in geistiger Erkrankung begangen zu haben, über die er sich erst seit seiner großen Krisis klar geworden sei. Der Zufall führte einen dieser Briefe in die Hände eines Ministers, der in seiner Jugend Assistenzarzt in einem Hospital war und sich damals für psychiatrische Studien interessiert hatte. Der Politiker war von dem Ton der Aufrichtigkeit dieser Bittschrift betroffen. Er glaubte, in den vom Bittsteller angeführten Gründen eine gewisse Wahrscheinlichkeit zu entdecken und sprach über die Sache mit seinem Kollegen, dem Justizminister. Dieser gewann denselben Eindruck und das Resultat war die Einforderung eines Gutachtens von Courrioles.

„Ich habe den ganzen Akt gelesen," sagte Courrioles zu Portehaut. „Ich bin sehr gespannt, den Mann zu sehen. Die Einzelheiten, die er über seinen Geisteszustand vor dem verübten Verbrechen angibt, sind außerordentlich präzis. Nur ein Irrenarzt wäre imstande, sie zu erfinden. Ribier war vor dem Morde Tischler. Er hatte niemals medizinische Studien gemacht. Wie sollte er eine ganze Fabel so genau, so anscheinend richtig konstruiert haben? Und doch ist mir ein Punkt dabei verdächtig."

„Vielleicht der lange Zeitraum, der zwischen der Tat und zwischen der Geltendmachung dieses Verteidigungsmittels liegt?" meinte Portehaut, als der Meister schwieg.

„[illegible]," sagte [illegible]. „Es ist immer möglich, daß die erste [illegible] . . ."

Er [illegible] [illegible] [illegible] — [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] er [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

„Liegt nichts Dringendes vor?" fragte er.

„Ich glaube nicht, Herr Professor!" sagte [illegible].

„Gut, fangen wir also mit Ribier an. Habert, führen Sie den Mann vor."

Der Gefängnisaufseher Habert war ein ehemaliger Soldat, ein kleiner [illegible] Athlet mit rotem, jovialem Gesicht, immer froh gelaunt trotz seines ernsten Berufes. Er legte die Hand an die Stirn mit der Gebärde, die er von der Kaserne her gewohnt war und die [illegible] seinen Schülern jedesmal mit einem lächelnden Ausdruck erläuterte. „Stereotypie des militärischen Grußes." Zwei Minuten später erschien Habert wieder mit einem jungen Mann von 25 Jahren, der die braune Uniform des Zuchthaussträflings trug.

Der Doktor veranlaßte durch einen Handwink den Gefangenen, sich auf den Stuhl, der an der gegenüberliegenden Seite des Tisches bereit stand, zu setzen. Der junge Mensch nahm seinen Platz ruhig. Er betrachtete den Professor, der ihn gleichfalls ins Auge faßte. Obgleich Guillaume Ribier ein ziemlich hübscher Bursche mit feinen Zügen war, verriet die absolute Ausdruckslosigkeit seiner Physiognomie einen unheimlichen Charakter. Seine Gesichtsmuskeln waren vollkommen starr. Die außerordentliche Beweglichkeit der braunen Augen inmitten dieser wie aus Stein, Holz oder Wachs geformten düstern Maske erweckten den Gedanken an etwas Lauerndes. Es war das gefangene Tier, das alle Energie darauf spannt, keine Gelegenheit zu verlieren, um zu entschlüpfen oder anzugreifen. Wenn der junge Mensch sprach, bewegten sich nur die Lippen, als ob dieser Teil des Gesichtes durch einen selbstständigen Mechanismus angetrieben würde. Die Worte kamen etwas hastig hervor, ohne Akzent, ohne Ausdruck innerer Bewegung, als redete ein Automat. Diese scheinbare Unempfindlichkeit wich auch nicht eine Sekunde während des ganzen folgenden Verhörs.

Es begann mit den üblichen Fragen:

„Sie heißen Guillaume Ribier?"

Jawohl, Herr Doktor."

„Sie sind wegen der Ermordung des Uhrmachers Jacquin in Grenoble verurteilt und später als geisteskrank in eine Anstalt gebracht worden?"

„Jawohl, Herr Doktor."

„Und Sie behaupten, daß sie im Augenblick der Begehung des Mordes bereits geisteskrank waren und daß Sie infolge ihres Zustandes sich in dem Prozeß nicht verteidigen konnten?"

„Jawohl, Herr Doktor."

„Können Sie mir sagen, was Sie damals empfunden haben?"

„Jawohl, Herr Doktor. Zunächst muß ich Ihnen mitteilen, daß meine Mutter immer sehr nervös gewesen ist. Sie ist die Ursache, daß ich es auch geworden bin. Mein Vater war gestorben. Ich schlief im Zimmer der Mutter. Eines Morgens gegen 6 Uhr werde ich durch einen Schrei geweckt. Es war im Frühjahr, also schon hell. Die Mutter wand sich stöhnend im Bett, die Augen weit aufgerissen und ganz verdreht. Den rechten Arm hatte sie auf die Brust gelegt — so — der linke fuhr hin und her, als ob der Krampf ihn schüttelte. Ich versuche, mit ihr zu sprechen, um sie zu wecken; sie hört mich nicht. Dann wird sie ganz steif und röchelt. Und als sie die Augen wieder aufmachte, erkannte sie mich nicht."

„War das eine hysterische oder komitiale Krisis?" fragte der Arzt.

„Ich weiß es nicht," erwiderte Ribier, der die technischen Ausdrücke, deren Courrioles sich bediente, zu überhören schien.

„Dieser Nervenanfall der Mama hat mich so erschreckt, daß ich krank geworden bin. Sie ist nicht lange darauf gestorben, aber nicht daran, sondern an der Schwindsucht. Ich bin seitdem immer sehr nervös gewesen, sehr empfindlich für alle Eindrücke. Sechs Monate vor der Tat zu Grenoble begann ich traurig zu werden — ohne Grund. Ich war bei einem guten Meister. Ich kam vorwärts. Ich litt an Kopfschmerzen. Ich aß nicht mehr. Ich schlief nicht mehr. Das ging vorüber. Während der Woche vor dem Unglück hatte ich eine Empfindung von außerordentlichem Glück. Ich sagte zu einem Kameraden, daß Grenoble mir gehöre. Dann kam eines Tages plötzlich eine Aufregung über mich, die ich nicht bemeistern konnte. Ich konnte nicht auf einem Fleck bleiben. Meine Gedanken wechselten gegen meinen Willen mit einer Geschwindigkeit, die mich selbst in Erstaunen setzte. Ich fühlte mich gegen meinen Willen zu Dingen hingezogen, die mich vorher gar nicht interessierten, z. B. zum Trinken. Das machte mir keinen Spaß. Es war ein Bedürfnis, dem ich nicht widerstehen konnte. Ebenso ging es mir mit den Weibern. Ich hatte eine Geliebte, die fast nur eine gute Kameradin für mich war. Ich begann für diese Frau eine Leidenschaft zu fühlen, die ich heute nicht mehr begreife. Für sie habe ich das Verbrechen begangen. Ich wollte ihr eine Uhr mit Kette schenken, die eines Tages ihr Gefallen erregte, als wir an Jacquins Laden vorüberspazierten. Jacquin weigerte sich, mir den Gegenstand auf Kredit zu geben. Da ist es mir rot vor den Augen geworden und ich habe nach ihm geschlagen, ohne es zu wissen. Von diesem Augenblick an bis zu meiner Entlassung aus dem Irrenhause steht alles wie ein Traum vor meinem Geiste. Meine Festnahme, die Untersuchungshaft, die Verhandlung, das Urteil sind lauter Bilder, die ich im Schlaf gesehen habe . . . Als ob etwas stünde zwischen diesen Dingen und mir. Das Irrenhaus ist dann die vollständige Nacht. Und dann wache ich eines Morgens auf und bin ebenso klar wie ich heute bin. Der Doktor hat mir gesagt, daß ich im Zuchthaus verrückt geworden bin. Ich bin mir jetzt klar darüber, daß der Anfall schon lange vorher begonnen hatte. Darum verlange ich die Wiederaufnahme meines Prozesses."

„Wie erklären Sie, wenn alles sich so zugetragen hat" — fragte Courrioles — „daß Sie den Geldschrank des Uhrmachers erbrochen und daraus fortgetragen hatten, was er an Juwelen und anderen Wertsachen enthielt, die man nach den

bei Jacquin gefundenen Papieren ungefähr auf 60.000 bis 70.000 Francs schätzen kann?"

„Man hat mir gesagt," erwiderte Ribier, daß eine große Summe verschwunden sei. Es wäre möglich, daß ich sie im Zustande der Bewußtlosigkeit genommen habe; aber ich war nicht bewußtlos in jenem Augenblick. Ich bin es erst in der Anstalt geworden. Ich würde mich daran erinnern."

„Sie vermuten also, daß ein anderer als Sie diese Summe gestohlen hat?"

„Gewiß, Herr Doktor. Wenn Sie meinen Prozeß genau durchlesen, werden Sie bemerken, daß ich um 5 Uhr nachmittags zu dem unglücklichen Jacquin gekommen bin. Diese Tatsache ist festgestellt. Erst um 8 Uhr abends wunderten sich die Nachbarn, daß der Laden offen und ohne Licht blieb. Zwischen 5 und 8 Uhr liegen drei Stunden. Ich vermute, daß ein Vorübergehender eingetreten ist. Er hat das Kontor leer gesehen. Es war ein Dieb, der die günstige Gelegenheit benutzt hat. Möglich, daß er Jacquins Leiche sah, möglich auch, daß er sie nicht erblickte, denn ich hatte sie in den Holzschuppen getragen."

„Aber die Schlüssel? Wie soll dieser Dieb sich die Schlüssel verschafft haben, wenn er sie nicht der Leiche weggenommen hat?"

„Es ist denkbar, daß er sie der Leiche weggenommen hat," versetzte Ribier. „Er kann sie auch im Schloß des Geldschrankes steckend gefunden haben. Wer sagt Ihnen, daß Jacquin, als er den Hinterladen verließ, um auf den Klang der Ladenglocke mir entgegenzugehen, nicht gerade beschäftigt war, einen Gegenstand im Geldschrank zu verschließen? Wer sagt uns, ob er nicht einfach sein Schlüsselbund in der Tasche des Jacketts gelassen hat, das man im Hinterladen hängend gefunden hat? Es war heiß an jenem Tage und er war in Hemdärmeln. Aber es ist nicht meine Sache, ein Zusammentreffen zu erklären, das nichts mit meiner Behauptung zu tun hat. Sie werden mir einräumen, Herr Doktor, daß ein Geisteskranker nicht als verantwortlich angesehen werden kann. Ich war krank. Man wußte es nicht. Der Beweis ist seitdem durch meine Überführung ins Irrenhaus erbracht worden. Ich verlange, daß mein Prozeß auf Grund dieser neuen Tatsache wieder aufgenommen wird, damit ich mich jetzt, wo ich wieder im Besitz meiner Geisteskräfte bin, verteidigen kann."

Die ganze Rede war stets mit derselben tonlosen Stimme vorgebracht worden. Jede Silbe kam im gleichen Tempo heraus, als würde der Sprecher durch einen Metronom reguliert. Dabei verharrten die Züge des Antlitzes in derselben Starrheit, die sich entweder als eine erstaunliche Selbstbeherrschung oder als die Anomalie eines Verrückten deuten ließ. Courrioles war ebenso unbeweglich und unbewegt geblieben.

„Gehen wir alle Symptome durch, von denen Sie mir erzählt haben," sagte er. „Sind die Nervenanfälle Ihrer Mutter noch von anderen Personen als von Ihnen wahrgenommen worden?"

„Von meinem Vater," erwiderte Ribier. „Aber sonst von niemandem. Sie traten immer nur des Nachts ein."

„Sie reichten also nicht in die Kindheit zurück?" fragte der Arzt.

„Meine Mutter hat mir immer gesagt, daß sie nur drei solcher Anfälle gehabt hat, den ersten mit 27 Jahren."

„Sie wußte also, daß sie die Anfälle gehabt hatte?" fragte Courrioles.

Wie harmlos klangen diese Fragen, Antworten und Gegenfragen! Jetzt aber begann das Duell mit zwei Zeugen, von denen nur der eine, Portehaut, Verständnis für die Einzelheiten des Kampfes besaß. Der Wärter Habert verstand zu wenig von Pathologie, um die Falle zu bemerken, welche der Irrenarzt von Anbeginn an dem Zuchthäusler gelegt hatte. Das, was die hysterischen und epileptischen Krisen, mögen sie am Tage oder in der Nacht auftreten, auszeichnet, ist, daß der Kranke aus ihnen erwacht, ohne irgend eine Erinnerung an das, was mit ihm vorgefallen ist, zu bewahren. Es ist selten, daß Hysterie und Epilepsie nach dem zwanzigsten Lebensjahr zum ersten Male auftreten, sehr selten, daß die Anfälle ausschließlich nächtlich sind. Immerhin ist dies möglich. Hingegen ist die Unbewußtheit eine Regel ohne Ausnahmen. Bejahte Ribier die Frage betreffend die Erinnerung der Mutter an ihre Krisen, so war er der Simulation überführt. Man mußte dann überzeugt sein, daß er diese Krisen erfunden hatte, um sich als erblich belastet hinzustellen.

„Mein Vater hatte es meiner Mutter gesagt," erwiderte er, „denn sie selbst erinnerte sich beim Erwachen an nichts."

„Und sie hatte kein anderes nervöses Symptom?" hob nach einer Minute des Schweigens der Professor von neuem an.

Er sah Ribier an, als wollte er ihn mit seinen Blicken durchbohren. War es denn möglich, daß ein Arbeiter Begriffe von solch wissenschaftlicher Präzision über die Krankheiten der Gehirnorgane erworben hatte. Wo? Wann? Wie? Auf die zweite Frage, die noch listiger war als die erste, gab Ribier wieder eine Antwort, aus der man schließen mußte, daß er entweder die Wahrheit sprach oder daß er eine eingehende Kenntnis der Pathologie der Nervenkrankheiten besaß, denn er begann eine Reihe von kleinen Tatsachen zu erzählen, aus denen hervorging, daß seine Mutter in der Tat eine Epileptikerin war.

„Manchmal," sagte er, „wurde sie von einem zwingenden Bedürfnis nach Schlaf überfallen und sie mußte schlafen, wo immer sie sich gerade befand. Aus solchem Schlaf erwachte sie dann mit furchtbaren Kopfschmerzen. Zu anderen Malen hatte sie starkes Zittern.

„Ist das alles?"

„Nein, ich vergaß etwas. Es kam vor, daß sie eine sehr ermüdende Stellung lange beibehielt, wenn man sie nicht darauf aufmerksam machte und aufweckte. So habe ich gesehen, daß sie eine Flasche ergriff, um sich einzuschenken und mit der Flasche in der Hand zum Einschenken geneigt, mindestens eine halbe Stunde in dieser Stellung blieb. Sonst war nichts Außergewöhnliches an ihr zu bemerken."

Nach dieser Antwort hatte der Arzt seinem Verhör plötzlich eine andere Richtung gegeben. Er hatte die Mutter verlassen, um zu Ribiers Aufenthalt im Irrenhause überzugehen. Seine Fragen waren rasch, kurz, scheinbar fast ohne Zusammenhang. Der andere antwortete ruhig mit einer Langsamkeit, die einen energisch angespannten Willen erraten ließ. Das konnte indessen auch eine besondere Vorsicht in der Verteidigung sein, die ihre Berechtigung hatte, falls Ribier die Persönlichkeit war, für die er sich gab. Wenn er wirklich geisteskrank gewesen war, so schien es natürlich, daß ihm heftig darum zu tun war, dies zu beweisen, um seine Freiheit

wieder zu erlangen. Als endlich nach einem Verhör von einer Stunde Courrioles zum Wärter sagte: „Wir sind fertig. Sie können den Mann abführen," schien die Teilnahmslosigkeit des Sträflings etwas nachzulassen.

„Sie werden mich doch nicht zu lange schmachten lassen, Herr Doktor?" sagte er, als er sich zurückzog. „Sie wissen, es ist hart, im Zuchthaus zu sitzen wegen eines Verbrechens, für das man eigentlich nicht verantwortlich ist. Es ist genug, daß man es begangen hat, als man nicht bei sich war."

III.

„Nun?" fragte Courrioles Portehaut, als die Tür sich geschlossen hatte und der Professor wieder allein mit seinem Schüler war.

„Oh, Herr Professor," versetzte der Student. „Das ist der außerordentlichste Simulant, dem ich noch je begegnet bin."

„Sie geben etwas rasch ins Zeug," sagte Courrioles kopfschüttelnd. „Sie haben gesehen, wie exakt er über die Krampfanfälle seiner Mutter berichtet hat. Er kann doch das nicht erfunden haben, was er uns über ihre Neigung berichtet hat, die angenommenen Körperhaltungen zu bewahren. Das ist Katalepsie oder, nach Kahlbaums besserem Ausdruck Katatonie. Man müßte annehmen, daß der Kerl in seiner Zuchthauszelle ein populäres Werk über Nervenpathologie in Händen gehabt und daraus gebüffelt hat wie ein Kandidat zum Doktorexamen. Das ist möglich, aber unwahrscheinlich. Und das Bild seiner eigenen Manie, diese Periode der Invasion, die durch vages Unbehagen mit ganz bestimmt angegebenen körperlichen Symptomen: Kopfschmerzen, Schlaflosigkeit, Appetitlosigkeit charakterisiert wird? Dann dieses Wohlbefinden, diese „Euphorie" mit dem darauffolgenden charakteristischen Aufregungsstadium und das Übrige bis zum ganz plötzlichen Aufhören der Phänomene eines Morgens beim Erwachen. Wenn ich selbst den Verrückten spielen wollte, so würde ich mich nicht bemühen, andere Symptome zu simulieren. Aber nochmals: dieser Guillaume Ribier ist doch kein Psychiater. . . Übrigens," fügte der Professor nach einigem Stillschweigen hinzu, „habe ich heute nur das Terrain sondiert. Morgen stelle ich ihm eine Frage, auf die kein Buch ihn vorbereitet haben kann. Sie wissen, welche. . . . Es handelt sich um mein Gesetz der Dissoziation der Hyperästhesie."

Portehaut kannte dieses Gesetz, dessen Entdeckung sein Meister mit Stolz für sich in Anspruch nahm. Hatte er doch selbst den Untersuchungen, die Courrioles kürzlich darauf geführt hatten, beigewohnt. Der Professor hatte nämlich bei den Kranken, die ihm in seinen beiden Kliniken vorgeführt wurden, einen merkwürdigen Kontrast zwischen ihrer allgemeinen Empfindungslosigkeit und dem Übermaß ihrer Empfindungsschärfe auf speziellen Sinnesgebieten festgestellt. Ein halbnackter Wahnsinniger irrt im Winterfrost durch die Straßen, ohne die Kälte zu empfinden — allgemeine Empfindungslosigkeit. Derselbe Mensch faßt ein ganz leises Geräusch, das für ein normales Ohr unhörbar bleibt, mit einer Schärfe auf, die von der Überreizung seiner Gehörorgane zeugt — Überspannung der speziellen Sensibilität. Das war es, was der Arzt in seiner Sprache, die so technisch war, daß sie an Barbarei streifte, das Gesetz der Dissoziation der Hyperästhesie nannte.

„Ja," fuhr er fort, „wenn Ribier die Symptome der Mania in Büchern studiert hat, so hat er dieses Symptom nicht darin gefunden, da ich meine Schrift darüber noch nicht veröffentlicht habe. Er steckt also noch in dem klassischen Glauben, daß die Verrückten nichts fühlen. Sie begreifen. Wenn er ein Simulant ist, wird er uns erzählen, daß alle seine Empfindungen gleichmäßig abgeschwächt waren. Das wird nur ein ganz kleines Zeichen sein, aber es ist unbestreitbar und wir haben ihn. . . . Ist er aber ein Simulant? He, da ist ja Croulebois. Sie kommen spät, lieber Freund. Sie haben sich selbst bestraft. Portehaut wird ihnen erzählen, was sie verfehlt haben. . . . Ah! Frau Susanne führt uns eben ein sehr interessantes Sujet vor."

Frau Susanne, eine handfeste, schnurrbärtige Matrone, Haberts weiblicher Gehilfe, betrat zugleich mit Croulebois das Zimmer. Während der verspätete Student mit einer Entschuldigung an der anderen Seite des Professors Platz nahm, führte die Wärterin, auf ihren Arm gestützt, eine Greisin von 80 Jahren, ein trauriges Stück Menschheit mit wackelndem Kopf und blödsinnig stierenden Augen herein, das die Wachmänner auf der Straße aufgelesen hatten. Die Alte wußte weder ihren Namen noch ihre Wohnung.

„Merken Sie auf das, was ich Ihnen schon so oft gesagt habe," begann Courrioles, als die Unglückliche auf dem Platze saß, den eben Ribier eingenommen hatte, „bemerken Sie, wie diese alten Weiber in allen ihren Zügen, in ihrem mißtrauischen Blick, in ihrem eingefallenen Munde einen Ausdruck von Bösartigkeit bewahren, den die alten Männer nicht haben. Sie gestehen endlich!" fügte er lachend hinzu. „Et nunc erudimini, ihr jungen Leute!"

* * *

„Ist Croulebois verliebt?" fragte der Professor zwei Stunden später Portehaut, als er mit ihm den Justizpalast verließ. Es war üblich, daß die beiden Wagner dieses neuen Faust ihren Meister bis zu seiner Wohnung begleiteten.

„Ja," fuhr Courrioles fort, „eben ist er zu spät gekommen. Jetzt verläßt er uns. Seit mehreren Tagen merke ich, daß er nicht mehr bei der Sache ist. Und als ich gelegentlich der alten Blödsinnigen von der Bosheit der Weiber sprach, da hat er — haben Sie es nicht gesehen? — er hat gezuckt: so!" Der minutiöse Beobachter ahmte mit den Augenbrauen eine Bewegung nach, die ihm eben bei seinem Schüler aufgefallen war und bestätigte so, bis zu welchem Grade die tägliche Übung seine Beobachtungsgabe geschärft hatte.

„Ich hätte es Ihnen nicht gesagt, Herr Professor," erwiderte Portehaut. „Aber es ist so. Er hat eine Geliebte. Es ist ein Frauenzimmer aus dem Studentenviertel. Sie heißt Juliette. Sie ist außerordentlich hübsch und macht ihn sehr unglücklich."

„Elektive Sexualpsychose!" bemerkte Courrioles achselzuckend. „Das ist die ganze Liebe. Wir werden versuchen, ihn aus der Geschichte herauszuziehen. Sie haben gut daran getan, daß Sie es mir erzählten. Beginnen wir damit, daß wir ihm eine Arbeit geben. Gehen Sie gleich zu ihm. Sagen Sie ihm von mir, Sie seien heute abend und morgen früh in Anspruch genommen und könnten sich nicht um Ribier kümmern. Sie werden ihm die heutige Szene mit allen Einzelheiten erzählen und ihn in meinem Namen bitten, den Mann heute abend und morgen früh zu

beobachten. Sie werden ihm wiederholen, daß ich mich auf ihn verlasse. Ich kenne ihn. Er wird gehorchen."

IV.

Courrioles, der Weiberfeind, verbarg unter seiner rauhen Außenseite jenes zarte und tiefe Empfinden, das so vielen Männern der Wissenschaft eigen ist. So sehr der Fall Ribier ihn interessierte, so beschäftigte ihn die Mitteilung des braven Portehaut über dessen Kameraden Croulebois doch noch mehr. Als er am nächsten Tage den Justizpalast betrat, galt denn auch seine erste Frage seinem Assistenten.

„Herr Croulebois ist gekommen und wieder fortgegangen," berichtete Habert.

„Fortgegangen?"

„Ja, Herr Professor, und er hat diese Notiz hinterlassen."

Der Professor nahm das Blatt, welches den Bericht seines Schülers über die an Ribier ausgeführten Beobachtungen enthielt. Es waren wenige Zeilen.

„Ich habe Ribier gestern abend besucht und ihn sehr ruhig gefunden. Wir haben von seinem Prozeß gesprochen. Er bleibt bei seiner Behauptung, daß er das Opfer eines wirklichen Justizirrtums geworden sei. Seine Aufrichtigkeit scheint mir über jeden Zweifel erhaben. Ich bin heute morgen zu ihm zurückgekehrt. Ich bemerkte an ihm eine Hyperaktivität der automatischen Assoziation der Vorstellungen. Die Endung eines Wortes leitet ihn dazu, sofort ein anderes Wort mit ähnlich klingender Endung auszusprechen. Er bildet ganze Sätze der Assonanz oder des Reimes wegen (remittierende oder intermittierende Manie?) Die zweite Hypothese würde gut mit der Theorie von Doutrebente stimmen, welcher die intermittierenden Manien an die Epilepsie anknüpft. Die erbliche Belastung von mütterlicher Seite würde den Fall erklären." Darunter hatte Croulebois seinen Namen gesetzt und dieser schien Courrioles besondere Aufmerksamkeit zu erregen, denn er betrachtete lange die Züge der Unterschrift und sein Gesicht nahm dabei einen so konzentrierten und strengen Ausdruck an, daß der allzeit fröhliche Habert dem treuen Portehaut ganz leise ins Ohr tuschelte:

„Wenn Herr Croulebois wiederkommt, wird der Herr Professor ihm ordentlich den Text lesen. . . Ich kenne den Chef. . . Er ist heute nicht gut zu sprechen."

„Lassen Sie nur," flüsterte Portehaut. „Ich werde mit ihm reden. Er ist ein so guter Mann."

Der Student prahlte etwas. Er wagte nicht, den Professor anzureden, denn Courrioles Physiognomie hatte sich noch mehr verdüstert. Portehaut war ein hübscher Junge von 24 Jahren mit einem Milch- und Blutgesicht, das von blonden, natürlich gelockten Haaren umrahmt wurde. Dieses kindliche Aussehen, das gut für einen Chorknaben gepaßt hätte, stand in beinahe komischem Gegensatz zu der Art des Berufes, dem der junge Mensch sich gewidmet hatte. Er war der ergebene, aufmerksame, gelehrige Schüler, während Croulebois, der Abwesende, mit seinen unregelmäßigen, von Galle gelblichgrün gefärbten Zügen sehr gut in die etwas unheimliche Umgebung paßte. Aber Croulebois war der Lieblingsschüler des Meisters und das genügte, die schlechte Laune desselben zu erklären, deren Sühnopfer der brave Portehaut sofort wurde.

„Lassen Sie Ribier sofort vorführen." Auf diesen ersten Satz folgte sofort der zweite:

„Sie haben wohl Croulebois meine Anordnungen nicht richtig überbracht?"

„Aber ja, Herr Professor," stammelte Portehaut. Dann setzte er, über die Denunziation errötend, die er doch nur im Interesse seines Kameraden verübte, hinzu: „Juliette hat ihn abgeholt und da . . ."

„Und da entschuldigen Sie ihn. Verteidigen Sie ihn nicht. Zeigen Sie mir lieber Ihre Arbeit."

Courrioles hatte gerade Zeit, den Bericht über das gestrige Verhör zu überfliegen, bis Ribier durch den Wärter Habert ins Zimmer geführt wurde. Der Mörder hatte dasselbe unbewegliche Gesicht wie gestern. Nur die Augen schossen wieder so seltsam hin und her wie die eines Raubtieres. Wie tags zuvor bewegte er kaum die Lippen, als er auf die Fragen des Sachverständigen antwortete.

„Ich sehe Ihnen an, Ribier, daß Sie gut geschlafen haben."

„Geschlafen? Ja. Aber nicht gut. Man wird mich bald begraben."

„Begraben?" fragte Courrioles und gab so selbst das Echo zu dem Reim: Haben — Begraben. „Aber Sie sehen ja, daß niemand Ihnen übles will, da man mich beauftragt hat, Sie zu untersuchen."

„Ich habe kein Vertrauen mehr, Herr Professor. Ich möchte meinem Schicksal fluchen."

„Haben Sie die Notiz von Croulebois gelesen?" fragte Courrioles seinen Assistenten auf deutsch. Beiden war diese Sprache völlig geläufig.

Als Portehaut verneinte, zeigte der Professor mit dem Finger auf die Stelle, wo von der „Hyperaktivität der automatischen Assoziation der Vorstellungen" die Rede war und sagte: „Lesen Sie."

Ribier hatte diese Stelle des Berichtes zum zweiten Male gerechtfertigt, indem er auf die neue Frage des Professors wieder mit einem Reimwort (untersuchen — fluchen) erwidert hatte. Während der ganzen nun folgenden Vernehmung, die nicht weniger als eine Stunde dauerte, hörte Ribier nicht auf, mit einer wahrhaft überraschenden Sprachgewandtheit jede Satzendung des Professors echoartig mit einem Reime zu beantworten. Portehaut war erstaunt, daß die Fragen seines Meisters sich — entgegen Courrioles sonstiger Gewohnheit — fast ganz in demselben Kreise hielten wie am vorhergehenden Tage. Der Professor schien seinen Prüfling fast genau durch dieselben Wege wie tags zuvor zu führen. Courrioles Plan war sehr einfach, aber gerade in der Einfachheit bestand seine Tiefe, die der Student noch nicht imstande war zu durchblicken. Am Schlusse dieses Verhörs begann endlich die angekündigte Falle sich abzuzeichnen.

„War es am Tage Ihres — Ihres Unfalls, wie Sie immer sagen — sehr heiß?" fragte Courrioles.

Der Mörder selbst hatte diesen Umstand erwähnt.

„Ich weiß es nicht, Herr Doktor," erwiderte er. „Die ganze Zeit über, die meine Krisis gedauert hat, habe ich niemals Hitze oder Kälte gespürt."

„Wollen Sie damit sagen," fragte Courrioles, „daß Ihre Sinne abgestumpft waren, verstehen Sie, etwa so, als wenn etwas in Ihnen geschlafen hätte?"

„Gerade so war es," erwiderte Ribier, „als wenn etwas geschlafen hätte."

„Natürlich konnten Sie auch nicht so gut sehen?" fuhr der Professor beipflichtend fort. „Sie hörten wohl auch nicht mehr deutlich?"

„Im Gegenteil, Herr Doktor," versetzte der Mörder, der sich zu sammeln schien, um seine Erinnerungen wieder hervorzurufen. „Niemals sah und hörte ich so scharf. Das schwör' ich eidlich."

Es war wiederum ein Reim — deutlich, eidlich — mit dem er auf die Frage des Professors geantwortet hatte.

„Es ist gut," sagte Courrioles nach kurzem Schweigen.

Mit einem Wink bedeutete er Habert, den Gefangenen abzuführen. Ribier erhob sich, etwas erstaunt über die plötzliche Unterbrechung des Verhörs, und es schien, als wollte er noch einen Satz aussprechen. Dann besann er sich und sagte einfach:

„Guten Abend, meine Herren."

„Sie hatten Recht, mein verehrter Meister," sagte Portehaut, als die Tür sich wieder geschlossen hatte, „das ist kein Simulant. Diese Echolalie, dieses Reimen am Ende der Sätze . . . Ich hatte das gestern nicht bemerkt . . . Er kann auch Ihr Gesetz der Dissoziation der Hyperästhesie nicht kennen . . . Und Hyperästhesie war bei ihm vorhanden, verbunden mit allgemeiner Anästhesie. Wir haben es augenscheinlich mit einem Fall von zirkulärem Irresein zu tun."

„Darauf hat auch Croulebois geschlossen . . . Wissen Sie vielleicht, wo er in diesem Augenblick stecken mag?"

„Ich fürchte, er ist bei seiner Geliebten, Herr Professor," erwiderte Portehaut.

„Gut," sagte Courrioles. „Nehmen Sie einen Fiaker, fahren Sie hin und bringen Sie Croulebois sofort mit. Wenn er nicht kommen will, so sagen Sie ihm einfach, daß seine Beobachtung entscheidend für meine Diagnose geworden ist, und daß ich seiner bedarf, um mein Gutachten abzufassen, das morgen früh dem Gericht überreicht werden muß. Er soll in meine Wohnung kommen. Ich gehe nach Hause, um an dem Gutachten zu arbeiten. Mit dem Wagen werden Sie nicht viel Zeit brauchen. In einer halben Stunde können Sie zurück sein. Wo wohnt das Frauenzimmer?"

„In der Rue Monge."

„Das ist ganz nahe. Sie machen dann die Krankenbesuche. Es sind nur vier. Gehen Sie und verlieren Sie keine Zeit."

V.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Als Croulebois, von Portehaut herbeigeholt, eine halbe Stunde später das Arbeitskabinet am Quai de la Mégisserie betrat, wohin Courrioles zurückgekehrt war, trafen seine Augen sofort den fest auf ihn gerichteten Blick des berühmten Meisters. Dieser Blick war so durchdringend, daß der junge Mensch fühlte, wie die Schläge seines Herzens aussetzten. Courrioles winkte ihm, Platz zu nehmen und während er fortfuhr, Croulebois mit seinem strengen Blicke zu durchbohren, sagte er:

„Croulebois, Sie haben eine Geliebte, die Ihnen gedroht hat, Sie zu verlassen. Sie haben Geld für Sie auftreiben wollen um jeden Preis. Sie haben erfahren, daß Ribier, der Mörder, den ich heute und gestern untersucht habe, dem Uhrmacher Jacquin an 70.000 Francs gestohlen und daß man dieses Geld nicht

wieder gefunden hat. Sie haben von Portehaut erfahren, welche Frage ich dem Mörder vorlegen wollte, um ihn als Simulanten zu entlarven. Sie sind mit diesem Menschen in Beziehungen getreten, zunächst in meinem Auftrage, dann haben Sie sich erboten, ihm zur Freiheit zu verhelfen, wenn er Ihnen einen Teil des versteckten Geldes überlasse. Er hat eingewilligt. Sie haben ihm gesagt, was ich ihn fragen würde und was er mir antworten solle. Sie haben ihm dann ein anderes Kennzeichen der intermittierenden Manie, das er noch nicht kannte, gelehrt: das Echoreden, den Reim am Ende der Sätze. Aber Sie sind nicht für das Verbrechen geschaffen, mein armer Croulebois. Sie haben es nicht ertragen können, dem Verhör des Banditen anzuwohnen, zu dessen Mitschuldigen Sie sich gemacht haben. Sie haben mir geschrieben, ohne sich zu erinnern, daß ich mich seit 30 Jahren damit beschäftige, in den Handschriften die Gemütsbewegungen des Schreibers zu lesen. Ihre Hand hat gezittert, als sie diese Buchstaben malte. Ihre innere Aufregung ist in Ihre Finger übergegangen. Sie haben auch nicht an die Möglichkeit gedacht, daß ich Ribier heute dieselben Fragen stellen könnte wie gestern und haben ihm nicht empfohlen, seine Antworten ein klein wenig zu verändern. Dieser Automatismus hat ihn verraten . . . Habe ich Recht, Croulebois? Antworten Sie!" Seine Stimme war ebenso gebieterisch geworden wie sein Blick. „Antworten Sie! Noch ist es Zeit, zu gestehen und zu bereuen."

„Herr Professor," sagte der Student, dessen Züge immer mehr den Ausdruck des Schreckens angenommen hatten, je länger der andere sprach. Dann brach er plötzlich in Schluchzen aus: „Es ist wahr. Ich habe den Kopf verloren. Ich bin ein Elender. Wenn ich von hier hinausgehe, bleibt mir nichts übrig als mich ins Wasser zu stürzen."

„Nein," erwiderte Courrioles mit einer Stimme, in welcher das Mitleid zitterte „Aber Sie sollen bereuen, das wiederhole ich Ihnen, und mir dies beweisen, indem Sie dieses Mädchen verlassen. Und das sofort. Das ist die Bedingung für mein Schweigen," fuhr er fort. „Ich werde Sie noch heute abend nach dem Ostbahnhof und in den Zug nach München bringen mit einem Empfehlungsschreiben an Professor Kraepelin. Ich werde Ihnen 10.000 Francs vorschießen, die für einen zehnmonatlichen Aufenthalt in Deutschland reichen werden. Sie können ebensoviel deutsch wie Portehaut. Sie werden einen Bericht über Kraepelins Klinik für mich ausarbeiten, und zwar in Form eines Tagebuches, in das Sie Ihre Beobachtungen eintragen. Versprechen Sie mir das?"

„Sie sind zu gut, Herr Professor," fing der junge Mann, der immer noch schluchzte, wieder an. „Ich verspreche es. Ich werde alles tun, was Sie wollen."

Mit einer Gebärde leidenschaftlicher Dankbarkeit und Reue wollte er die Hand des Psychiaters ergreifen, aber dieser stieß ihn sanft zurück, als wollte er sich nicht dem bewegten Gefühle überlassen und sagte:

„Helfen Sie mir lieber, einen Punkt aufzuhellen, der noch dunkel ist und den ich in meinem Gutachten erklären muß. Wie und wo hat Ribier so viel Medizin gelernt, um die Manie so ausgezeichnet zu simulieren?"

„Er hat im Zuchthaus einen Arzt getroffen, der wegen Verbrechen gegen das keimende Leben bestraft wurde, und der ihm diese Rolle einstudiert hat."

„Kennen Sie seinen Namen?" fragte Courrioles, und als Croulebois dies verneinte, fügte er hinzu: „Ich muß den Namen wissen und muß den Mann sehen, der es vermochte, diesen Zögling so abzurichten. Jawohl, ein verdammter Kerl! . . . Und was für schöne Beobachtungen hat er in dieser Umgebung sammeln müssen!"

Die Fabel des zweiten Teils des „Faust".

Von Alfred Freiherrn von Berger.

Nicht einen Kommentar zum zweiten Teil des „Faust" wollen diese Zeilen bieten, sondern nur eine möglichst knappe Erzählung seiner Fabel, deren Zusammenfassung und Freilegung von den sie in tropischer Fülle überwuchernden Episoden und Arabesken der Zweck meiner Bühnenbearbeitung ist. Könnte hiedurch doch auch dem Geist des Publikums, das die vielen Auslegungen daran gewöhnt haben, den zweiten Teil des „Faust" als eine Reihe tiefsinniger und mysteriöser Rätsel anzusehen, deren Auflösung ihm vom Dichter zugemutet wird, die schöne, ursprüngliche Naivetät zurückgegeben werden, die sich am märchenhaft-bunten Geschehen genug sein läßt und sich im Genießen durch die Anregungen zu symbolischer und allegorischer Deutung, die allenthalben in diesem philosophischen Märchen spuken, nicht irre machen läßt, wenigstens nicht im Theater, so lange die Aufführung dauert.

Nach Gretchens jammervollem Ende verfiel Faust in schwere Gemütszerrüttung, von welcher er erst nach längerer Zeit und verzweiflungsvollem Umherirren in anmutiger Alpennatur Genesung fand. Zu neuer Lebensfreude erwacht, fand er sich auch innerlich umgewandelt und zum ersten Male enthüllte sich seinem titanischen Geist die Wahrheit, daß sich das Menschenleben ohne entsagenden Verzicht nicht führen und genießen läßt, sowie das Auge es nicht erträgt, unmittelbar in die Quelle des Lichtes selbst, in die Sonne, zu schauen, sondern sich nur an dem mannigfaltigen Farbenspiel, mit welchem das Licht die Dinge umkleidet, erfreuen kann. Durchdrungen von dieser Erkenntnis, entschlossen, sich dieselbe nicht wieder entreißen zu lassen, mischte sich Faust wieder in das rege Weltleben und erschien am Hofe des Kaisers, der sich in einer nahen Reichsstadt soeben anschickte, die Fastnacht mit Mummenschanz und sonstiger Kurzweil lustig zu begehen. Bei diesem Gang zu Hofe gesellte sich auch sein alter, dämonischer Begleiter wieder zu Faust, Mephistopheles, der ihn während seiner Reuezeit verlassen hatte, aber kaum ganz aus dem Auge verloren haben dürfte. Als Wundermann führte sich Faust am Kaiserhofe ein und errang alsbald dadurch Ansehen und Vertrauen, daß er der drückenden Geldnot des Monarchen durch die von Mephistopheles ersonnene schwindelhafte Ausgabe nur fiktiv gedeckten Papiergeldes einstweilen ein Ende machte. An dem durch den plötzlichen Geldüberfluß erzeugten genußfrohen Welt- und Hofleben nahm Faust regen Anteil, aber mitten im Geräusch dieses oberflächlichen Treibens ergriff ihn abermals sein Verhängnis: er erlitt einen Rückfall in sein ursprüngliches und eigentliches Faustwesen, das sich nicht mit dem „farbigen Abglanz" begnügt, sondern in die Sonne selbst blicken will. Nur spielte sich dieser Rückfall nicht wie

einst, da er den Erdgeist beschwor und dessen Anblick nicht ertragen konnte, auf dem Gebiet des Erkennens und Denkens ab, sondern im Reich der Schönheit. Faust war es nicht genug, sich einzelner schöner Dinge zu freuen, er wollte die Schönheit selbst in ihrer idealen, absolut vollkommenen Verkörperung besitzen. Das kam so: Der humanistisch gestimmte, jugendliche Kaiser, gewöhnlicher Vergnügungen satt, äußerte gegen Faust das Gelüsten, die Gestalten des Altertums, namentlich das schönste Weib und den schönsten Jüngling der antiken Sage, Helene und Paris, leibhaftig zu schauen, und Faust, im Vertrauen auf die Zauberkünste des Mephistopheles, machte sich anheischig, den Wunsch des Kaisers zu erfüllen. Aber als Faust diesen Wunsch dem Mephistopheles vortrug, machte Faust die ihm neue Erfahrung, daß die Neubelebung antiker, seit Jahrtausenden begrabener Schönheit außerhalb der Machtgrenze des höllischen Tausendkünstlers liege. In die Enge getrieben, mußte ihm der Geist, der stets verneint, gestehen, daß nur Faust selbst diese schöpferische Tat: die Gestaltung längst nicht mehr vorhandenen Lebens aus dem Nichts, vollbringen könne. Faust muß selbst zum Urgrund der Dinge, zu den Müttern, hinabsteigen, um die herrlichen Gestalten der hellenischen Antike an den irdischen Tag heraufzuholen. Zum ersten Male empfindet Faust, der bisher nur gegrübelt, sich gesehnt und genossen hat, in seiner gebietenden Hand die Macht und die Seligkeit des Schaffens, und von diesem Augenblick an verändert sich sein Verhältnis zu Mephistopheles: Fortan ist er der Führende, der Befehlende, und Mephistopheles schrumpft zum Handlanger, zum Diener ein. Wirklich befriedigte Faust das neugierige Gelüsten des Kaisers, er ließ ihm, wie durch visionäre, magische Schöpfergewalt, Helena und Paris erscheinen. Aber, unfähig, sich mit dem bewundernden und entsagenden Anschauen des Urbildes aller Frauenschönheit zu begnügen, ergriff rasende Leidenschaft, solche Schönheit zu besitzen, sein aufflammendes Herz; er griff, wie dies so manchem Künstler schon begegnet ist, mit begehrender Hand nach dem in überirdischer Schönheit leuchtenden Gebilde seiner eigenen schöpferischen Kraft und Phantasie wie nach einer Wirklichkeit und stürzte bewußtlos nieder, als er ins Leere faßte. Mephistopheles sah alsbald ein, daß ihm, wenn er Faust nicht ganz verlieren wolle, nichts übrig bleibe, als Faust, koste es, was es wolle, wenigstens die lebendige Illusion realen Besitzes der Helena, dieses nur in uralter Sage lebenden Weibes, zu verschaffen. Er traf, um Faust zu dieser geheimnisvollen Wollust zu verhelfen, gar kuriose Veranstaltungen, weit seltsamere und mysteriösere, als er einst nötig hatte, um Faust mittelst des Aphrodisialtums der Hexe mit Gretchen zu verkuppeln. Die Hexe tut es nicht mehr, er bedarf eines Gelehrten und eines auf künstlichem Wege hergestellten Menschen, um Faust mit Helena zusammenzubringen. Daher trug Mephistopheles den noch immer bewußtlosen Faust fürs erste in seine verlassene Studierstube zurück. Nur durch die Studierstube führt ein geistiger Weg ins alte Hellas, und nur ein künstlich erzeugter, nicht ein natürlicher und wirklicher, daher mit seinem Zeitalter und seiner Wirklichkeit untrennbar verwachsener Mensch kann diesen Weg zu gehen wagen. War doch auch die hellenisierende Welt- und Kunstanschauung, in welcher unsere Klassiker sich eine Zeitlang gefielen, etwas künstlich Erzeugtes, wie der von Wagner unter Mephistopheles magischer Beihilfe erzeugte Homunculus in seiner gläsernen Phiole. Kaum ist Homunculus fertig, so weiß er auch alsbald, was Faust braucht: Die An-

schauung der hellenischen Welt, wo er den höchsten Schönheits- und Liebesgenuß einzig und allein finden kann. Unter Homunculus' Führung trägt Mephistopheles den bewußtlosen Faust in die Traumwelt der hellenischen Antike, — so wie die konstruierende Archäologie der Sehnsucht des Dichters zu lebendiger poetischer Intuition des Hellenentums verhilft. Nachdem Faust einmal Helena erblickt hatte, vermochte er es in der ihn umgebenden nordisch-mittelalterlichen Welt nicht mehr auszuhalten und erwachte erst wieder zum Leben, sobald er in die ihm einzig homogene und natürliche Umgebung gebracht worden war und ihre großen Gestaltungen erblickt hatte. In der mondbeschienenen Welt antiker Sage, in die Faust nunmehr versetzt ist, sucht er mit der Inbrunst eines verzweifelt Liebenden nach Helena. Homunculus verwies ihn an den Centauren Chiron und dieser an die Sibylle Manto. Manto, die, nach ihrem kühnen Wort, den liebt, der Unmögliches begehrt, erbarmte sich endlich Fausts und öffnete ihm die Türe hinab zur Unterwelt. Und in ihrer geheimnisvollen Tiefe, im hellen Glanz der unwirklichen Sonne Homers, erlebte Faust mit der vollen Intensität einer realen Erfahrung seine Begegnung und Vermählung mit Helena, dem Urbild aller Frauenschönheit. Aber dieses geisterhafte Liebesglück war nicht von Dauer. So überirdisch schön es war, so sehr es Faust mit den Wonnen eines Liebesgenusses durchzückte, den menschliche Nerven kaum mehr zu ertragen fähig sind, trug es doch durch seine Unwirklichkeit und raffinierte Künstlichkeit den Keim raschester Selbstvernichtung in sich. Euphorion, die Verkörperung höchster Poesie, entsprang diesem Bunde zwischen Faust und Helena, und an der Angst, mit welcher die Eltern den Tänzen und Spielen dieses unbändigen Jünglings zusahen, indem der Titanismus des Vaters mit der überirdischen Anmut der Eltern verschmolzen schien, empfanden sie, daß ihr Traumglück an das Leben dieses Kindes geknüpft sei. In Euphorion aber war ein dunkler Trieb zur Selbstvernichtung, ein Streben nach dem Unmöglichen, ein heroischer Ikarusdrang. Faust hatte sich vor Zeiten nur gewünscht, Flügel zu haben, um seiner Sehnsucht nachzufliegen, sein Sohn aber, ohne Flügel zu haben, wagte wirklichen Flug, und kaum war er in der Tiefe eines Abgrundes zerschellt, so stürzte die Wahn- und Traumwelt, in welcher Faust den schwindelnden Gipfel erotischen und geistigen Glückes genossen hatte, jäh in das Nichts zusammen, aus dem Fausts gewaltige Schöpferkraft unter Mephistopheles' heimlicher Mithilfe sie heraufbeschworen hatte, und er erwachte in der wirklichen Welt und Zeit, in die sein Schicksal ihn unwiderruflich hineingeboren hatte, und der er nur durch den Zauberflug seiner übermächtigen Phantasie auf kurze Zeit entflohen war. Wie hätte diese Welt auch dauern können, da an ihrer Erzeugung der dämonische Geist der Verneinung verborgenen Anteil gehabt hatte?

Aber nicht, wie nach Gretchens Verlust, versank Faust jetzt in wahnsinnige Verzweiflung. War ihm doch die schöpferische Kraft verblieben, die ihn zur Erzeugung einer großartigen Phantasiewelt befähigt hatte, und im Vollgefühl ihres Besitzes erschien ihm die Wirklichkeit, in die ihn die letzte Katastrophe zurückgeworfen hatte, nicht als etwas Schales, Nüchternes und Lebensunwürdiges, sondern er erkannte in ihr Feld und Stoff mächtigster und eigentlichster Betätigung seiner Schöpferkraft. Nach Helenas Verlust, geadelt durch den Schmerz über die Vergänglichkeit des Schönsten und Hehrsten, was die Erde dem Menschen zu bieten vermag, trat Faust

nun in die reifste, höchste und letzte Periode seines Lebens, in die Periode der schöpferischen Tat. Alle Tiefen und Höhen des Lebens hatte er durchmessen, die Entzückungen und die Verzweiflung des Denkens, die Seligkeit der Liebe zu einem einfältigen und gemütstiefen Mädchen, den Jammer, in dem diese Liebe endigte, die Exaltationen einer durch vornehmste geistige Reize, unvergleichliche Schönheit und edelste Kultur gewürzten Leidenschaft für eine halb erträumte königliche Frauengestalt — jetzt durchreißt er den Schleier des Wahnes und subjektiver Illusion, der ihn bisher umsponnen hatte, nun steht er etwas ihm Neuen, der Wirklichkeit, Auge in Auge gegenüber und erprobt an ihr seine schöpferische Kraft, um sie zu überwinden und zu beherrschen. Vergebens versucht Mephistopheles ihn von dieser heroischen Aufgabe durch allerlei Lockungen der Selbstsucht abzuziehen. Faust hat für diese teuflischen Versuchungen nur noch ein verächtliches Lächeln. Er übersieht und durchschaut nun den Teufel, der ehemals solche Gewalt über ihn besessen hatte. Mephistopheles muß ihm freilich, ohne Fausts Sinnen und Wollen fassen zu können, zur Verwirklichung seiner Pläne verhelfen; durch Trug- und Zauberkünste gewinnt er eine Schlacht, die dem Kaiser die Krone rettet, weshalb dieser Faust den Meeresstrand zum Lohne als Lehen verleiht. Alsbald beginnt der alternde Faust den gewaltigen, Kultur schaffenden Kampf gegen die Elemente und trotzt der See fruchtbares Menschenland ab. Die Befriedigung, die solche Arbeit Faust gewährt, kann Mephistopheles nicht begreifen. Ihm bleibt nichts übrig, als in die Kultursaat, die Faust aussäet, sein höllisches Unkraut zu streuen; er weiß Faust in seiner rücksichtslos vorschreitenden Kolonisationstätigkeit zu verbrecherischen Handlungen zu verleiten und tröstet sich über den Verlust seiner Macht über Fausts Geist durch den Gedanken an die Vergänglichkeit und Nichtigkeit der Werke, die Faust schafft. Aber er vermag nicht zu verhindern, daß Faust angesichts seiner Tätigkeit, an der Mephistopheles einen inneren Anteil nicht mehr hat, eine Ahnung möglicher Befriedigung empfindet, einer Befriedigung, wie er sie ihm nicht zu verschaffen vermocht hat. Faust empfindet diese Befriedigung am reinsten und größten im Augenblicke seines Sterbens, da er blind geworden ist und die Lemuren schon zu seinen Füßen sein Grab schaufeln. So hat sich Faust aus eigener Kraft schon längst von dem Bündnis mit dem Satan erlöst, das er in der Verzweiflung seiner ersten Lebensperiode abgeschlossen hatte, und wenn auch nicht die Engel sein unsterbliches Teil aus dem von Dämonen umlauerten Grabe zum Himmel emportrügen, so würde seine Seele doch nicht dem Teufel verfallen sein. An den Thronstufen der Mater gloriosa findet er Gretchen wieder, von der er im Kerker verzweiflungsvollen Abschied genommen hatte, und sie, die nie vergessene, ist es, die ihn im jenseitigen Leben zu höheren Daseinsstufen emporleitet.

Ich will nicht sagen, daß diese Erzählung den objektiven Inhalt der Goethe'schen Dichtung erschöpfe. Wie jeder s e i n e Welt sieht, so liest er s e i n e n Faust. Aber diese Auffassung des zweiten Teiles der Dichtung liegt meiner Bühnenbearbeitung sowie der Aufführung im deutschen Schauspielhause zugrunde.

Vorläufer der Gewerbeförderung in Österreich.

Von Alexander Dorn.

Mitte Dezember 1866. Ort der Handlung: Barbarastift. Der Konzeptsadjunkt Dr. Dorn wird zum Sektionschef Weiß gerufen.

Sektionschef: „Ist Ihnen vielleicht etwas von Karlstein bekannt?"

Ich: „Ja wohl! Es war erst kürzlich im Gewerbeverein davon die Rede. Es ist das ein kleiner Ort im Waldviertel, dessen Bewohner von der Anfertigung und dem durch Hausierer bewerkstelligten Verkauf von einfachen hölzernen Wanduhren, sogenannten Schwarzwälder Uhren leben. In neuerer Zeit geht es ihnen aber recht schlecht, weil die Uhrenerzeugung im württembergischen und badischen Schwarzwalde eine sehr fortschrittliche Entwicklung erfahren hat und nun eine Konkurrenz in Preis und Qualität macht, der die Karlsteiner nicht standhalten können. Nähere Details sind mir allerdings nicht bekannt."

Der Sektionschef ist befriedigt von dieser Auskunft und sagt, es liege ein mit der allerhöchsten Signatur versehenes Majestätsgesuch der Gemeinde Karlstein vor, in welcher diese unter Schilderung der traurigen Lage des niedergehenden Uhrmachergewerbes um Hülfe und Rettung bittet. Der Fall scheine ihm so beachtenswert, daß er es für wünschenswert halte, diesmal den gewöhnlichen amtlichen Berichterstattungsweg auszuschalten und durch einen Ministerialbeamten direkte Erhebungen pflegen zu lassen. Für diese Mission wurde ich nun ausersehen.

* * *

Im Jänner 1867 machte ich mich also auf den Weg. Eisenbahn bis Stockerau, Post bis Waidhofen a. d. Thaya, Privatschlitten bis Karlstein. Schönes, ruhiges Winterwetter, tiefer Schnee. Bei meiner Ankunft freudige Erregung der guten, einfachen Leute, die nun schon die Hülfe ganz nahe herangerückt glaubten — nun, gar so rasch ging es allerdings nicht, aber zum Schlusse kam doch Gutes zustande.

Karlstein, ein an der Thaya etwa 3 Stunden von der mährischen Grenze gelegener freundlicher Ort, hat eine fleißige, betriebsame Bevölkerung, welche schon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts infolge Anregung durch wandernde Händler sich der Erzeugung hölzerner Uhren zugewendet hat. Im Laufe der Zeit vervollkommte sich dieses Gewerbe und erreichte einen relativ hohen Blütegrad; auch die umliegenden Orte wendeten sich nach und nach diesem Erwerbszweige zu, und gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts erwarben in der Gegend etwa 300 Familien in der Uhrmacherei und den Hilfsgewerben ihren Lebensunterhalt unter gleichzeitiger Betreuung kleiner landwirtschaftlicher Betriebe. Es wurden jährlich 136.000 bis 140.000 Uhren verfertigt und zum Preise von 6 bis 15 fl. Wiener Währung (*K* 5.20 bis *K* 12.60) durch Hausierer abgesetzt. Aber schon gegen Ende der vierziger Jahre ließ dieser schwunghafte Absatz nach und die Zahl der erzeugten Uhren betrug um 1855 nur mehr 30.000 bis 40.000, welcher Umsatz im Jahre 1865 schon unter 10.000 sank.*

* Es würde an dieser Stelle zu weit führen, genauere Daten mitzuteilen; wer sich etwa dafür interessiert, sei auf den von mir im 8. Hefte des Jahrgangs 1867 der „Österreichischen Revue" veröffentlichten Aufsatz „Die Uhrenmacher von Karlstein" verwiesen.

Eine der Hauptursachen dieses Rückganges war der Umstand, daß die Karlsteiner, durch die Resultate der guten Jahre verwöhnt, alle Sorge für technischen Fortschritt und qualitative Entwicklung außeracht gelassen hatten, während man im badischen Schwarzwalde — dem Hauptkonkurrenten auf diesem Spezialgebiete — rege vorwärts schritt. Auch dort hatte sich teils infolge geänderter und erhöhter Ansprüche der Käufer, teils unter dem Konkurrenzdrucke amerikanischer Metalluhren eine bedeutende Verschlechterung der Lage geltend gemacht; aber dort raffte man sich auf, und durch energische Beihülfe der Regierung, welche die Uhrmacherschule in Furtwangen gründete, erhob sich das Gewerbe rasch zu neuerlicher Blüte und herrschender Stellung. Die weitaus besseren, modernen Uhren der Schwarzwälder wurden zu Preisen verkauft, welche unter den Erzeugungskosten der primitiv gebliebenen Karlsteiner Uhren blieben.

Meinem Auftrage gemäß erhob ich nun an Ort und Stelle alle für die Beurteilung der Sachlage wichtigen Umstände unter zahlreichen Besprechungen mit den intelligenteren Elementen der Bevölkerung und erstattete hierauf an das Ministerium meinen Bericht, der im wesentlichen vorschlug, eine Uhrmacherschule zu errichten, auf die Einführung einer entsprechenden Arbeitsteilung hinzuwirken und die Gewerbetreibenden — eventuell unter materieller Beihilfe oder Vorschußgewährung — zur Bildung von Genossenschaften für Ankauf der Rohmaterialien und für den Verkauf der fertigen Waren anzuleiten.

Der nächste Erfolg war die Einsetzung einer Kommission, bestehend aus Vertretern des Ministeriums, der Statthalterei, des Landesausschusses und der Handels- und Gewerbekammer, zum Studium der Angelegenheit und zur Begutachtung meiner Vorschläge. Im darauffolgenden Sommer wurde ich in den Schwarzwald entsendet, um auch dort die Verhältnisse, welche als nachzuahmendes Vorbild galten, genau zu erheben; ich konnte dann in der Tat in voller Kenntnis der Sachlage der Kommission eingehendste Aufklärungen geben, welche auch, wie ich glaube, der Förderung der Karlsteiner Interessen sehr dienlich waren.

Immerhin zogen sich die Verhandlungen, wie dies leider in solchen Dingen bei uns der Fall zu sein pflegt, recht sehr in die Länge, und als ich im Herbste 1868 den Staatsdienst verließ, war ein praktisches Resultat noch immer nicht erzielt!

* * *

Wie die Angelegenheit im internen Geschäftsgang sich weiter entwickelte, ist mir nicht bekannt. Ein Resultat trat erst im Jahre 1873 zutage. Zu dieser Zeit wurde in Karlstein eine Lehrwerkstätte vom Handelsministerium gegründet. Ein Schwarzwälder Uhrmacher wurde als Lehrer berufen und bald wurden außer den Holzuhren solche mit Eisenwellen, Messingrädern und -Trieben ausgeführt. Bald erkannte man jedoch, daß für eine wirklich gedeihliche und fruchtbare Entwicklung durch bloße Errichtung einer Lehrwerkstätte zu wenig getan sei, und schon im Herbst 1874 wurde vom Handelsministerium die Erweiterung der Anstalt zur Fachschule mit theoretischem und praktischem Unterricht bewilligt. Ein entsprechendes Gebäude wurde errichtet und durch Subventionen von Staat und Land für die sonstigen Bedürfnisse gesorgt. Im Laufe der Zeit machte die Schule verschiedene Wandlungen durch, deren Details wenig allgemeines Interesse bieten. Es muß

nur mit Befriedigung konstatiert werden, daß einige kritische Momente mit Glück und Geschick überwunden wurden, daß heute die Anstalt ihrem Zwecke vollständig entspricht und in Fachkreisen über die Grenzen unseres Vaterlandes hinaus mit Recht einen vortrefflichen Ruf genießt.

Die „K. k. Fachschule für Uhrenindustrie in Karlstein" umfaßt eine Tagesschule und eine fachliche Fortbildungsschule für Lehrlinge und Gehilfen des Uhrmachergewerbes. Die Tagesschule hat die Aufgabe, Hilfskräfte für das Gewerbe der Uhrmacher unter besonderer Rücksichtnahme auf deren künftige Stellung als Gehilfen, Werkmeister und selbständige Gewerbetreibende heranzubilden, den in der Praxis bereits tätigen Uhrmachern die Weiterbildung in ihrem Fache zu ermöglichen und fördernd auf die heimische Uhrenindustrie einzuwirken. Den Frequentanten werden somit in entsprechender Weise jene Kenntnisse und Fertigkeiten vermittelt, deren der Uhrmacher bedarf, um den gesteigerten Anforderungen der heutigen Zeit gewachsen zu sein. Der Unterricht ist auf drei Jahreskurse verteilt und können innerhalb dieser Zeit fleißige Schüler das Lehrziel erreichen. Die mittlere Anzahl der wöchentlichen Unterrichtsstunden beträgt 54, wovon entsprechend dem Zwecke der Anstalt der größte Teil auf den Lehrwerkstättenunterricht entfällt, während dem theoretischen Unterricht durchschnittlich 13 Stunden wöchentlich gewidmet werden. Der praktische Unterricht erstreckt sich sowohl auf die vollständige Neuherstellung als auch auf die Reparatur von größeren Uhren und von Taschenuhren. Das Lehrziel desselben besteht darin, den Schülern die Aneignung einer ausreichenden, den berechtigten Anforderungen der Praxis entsprechenden Grundlage an Fertigkeiten in den Arbeiten ihres Berufes zu ermöglichen. Der theoretische Unterricht verfolgt das Ziel, den Schülern die für die Ausübung ihres Gewerbes notwendige allgemeine und technische Bildung zu vermitteln. Dieser Unterricht erstreckt sich auf Mathematik, Naturlehre, Mechanik, Technologie, geometrisches und Projektionszeichnen, Uhrenkunde und Fachzeichnen. Überdies wird auch deutsche Sprache mit besonderer Berücksichtigung von Geschäftsaufsätzen und Buchführung gelehrt. Der Unterricht wird unterstützt durch reichhaltige, einen bedeutenden Wert besitzende Sammlungen von Materialien, Werkzeugen und Maschinen, von Uhren und Uhrenbestandteilen, ferner von Modellen und Apparaten für die einzelnen Lehrgegenstände. Außerdem besteht auch eine gut assortierte Bibliothek. Die Wirksamkeit der Schule wird dadurch erleichtert, daß inländische Schüler weder ein Schulgeld noch eine Aufnahmstaxe zu entrichten haben. Überdies gibt es auch eine Anzahl von Stipendien von 200 bis 300 *K.*

Die Schüler dieser Anstalt finden mit Rücksicht auf deren großen Ruf im Uhrmachergewerbe leicht Arbeit. Von den 84 % sämtlicher Absolventen der Eintrittsjahre 1891 bis 1901, von deren Lebensstellung die Schulleitung Kenntnis hat, waren im Jahre 1902 als selbständige Uhrmacher 29% etabliert, 62% als Uhrmachergehilfen im Inlande und zum Teile auch im Auslande beschäftigt, 5% leisteten eben ihrer Militärdienstpflicht Genüge und nur 4% waren nicht mehr bei dem in der Anstalt erlernten Gewerbe. Wie aus dem Bericht über das Schuljahr 1906/07 hervorgeht, verließen im Vorjahre 6 ordentliche Schüler mit dem Abgangszeugnis und 9 Hospitanten nach vollendeter Ausbildung die Anstalt. Hiervon sind 2 Schüler und 1 Hospitant in Deutschland, je 1 Hospi-

tant in Ungarn und in Frankreich, 4 Schüler und 6 Hospitanten in Österreich als Uhrmachergehilfen in Stellung getreten. 1 Schüler besuchte die Fachschule zur Vervollständigung seiner Ausbildung ein viertes Jahr. Man ersieht aus dieser kurzen Darstellung, daß die Uhrmacherschule, welche sich als das erfreuliche Resultat der im Jahre 1867 begonnenen Aktion darstellt, ihren Zwecken vollständig entspricht.

Neben dieser Tagesschule besteht noch, wie erwähnt, die Fachgewerbliche Fortbildungsschule. Diese hat die Aufgabe, den Lehrlingen und Gehilfen der Uhrmacher in Karlstein und Umgebung einen theoretisch-praktischen Unterricht in den technischen und kommerziellen Fächern zu bieten, welche für die Ausübung ihres Berufes und die Hebung ihrer Erwerbstätigkeit von Wichtigkeit sind. Sie besteht aus 2 Jahreskursen, zu deren Besuch alle Uhrmacherlehrlinge des Ortes und seiner Umgebung, soweit sie nicht schon einen gleichwertigen Unterricht genossen haben, verpflichtet sind. Der Unterricht ist unentgeltlich und findet in der Zeit vom 5. Oktober bis 31. Mai an Sonntagen von 9 bis 12 Uhr vormittags und an drei Wochentagen von 6 bis 8 Uhr abends statt. Die Lehrgegenstände des theoretischen Unterrichts sind: Geometrisches und Fachzeichnen, Uhrenkunde, gewerbliches Rechnen, Geschäftsaufsätze und Buchführung.

* * *

Eine wichtige Aufgabe der Schule ist die unmittelbare Förderung des lokalen Uhrmachergewerbes und dies geschieht durch Verleihen von Maschinen und Einrichtungen zur Uhrenerzeugung, durch Gestattung Maschinen und Werkzeuge zu benutzen, welche zeitweilig zu Unterrichtszwecken der Anstalt nicht benötigt werden, durch Zuweisung von Aufträgen, die von auswärts einliefen, und Empfehlen leistungsfähiger Firmen, durch Beihilfe bei der Herstellung von Uhrwerken und Apparaten, durch Rat und Auskünfte usw.

Was nun die praktische Einwirkung der Schule auf die Hebung und Entwicklung der lokalen Gewerbebetriebe betrifft, so ist dieselbe, wie nicht anders zu erwarten, sehr günstig. Einem fachmännischen Bericht aus dem Jahre 1903 hierüber entnehme ich folgende Daten: Von Vorteil für die Entwicklung der Schule war die Einstellung der Fabrikation von Holzuhren und der Übergang zur Anfertigung von Metalluhren. Im Jahre 1882 bestellte Herr Mühlhauser, Metallwarenfabrikant in Wien, mehrere hundert Stück Achttag-Federzuguhren in der Art der in Frankreich erzeugten Japy-Uhren. Auf diesen Anfängen weiterbauend, konnte man auch andere ähnliche Aufträge übernehmen und zur Ausführung bringen. Ein anderes Wiener Haus bestellte ebenfalls einige Tausend solcher Werke, zog aber die Bestellung nach einiger Zeit zurück, nachdem ein anderer die Verbindlichkeiten übernommen hatte. Zu Beginn 1883 ließ sich Herr Pleskot aus Wien in Karlstein nieder, um gemeinsam mit Herrn Mühlhauser die Fabrikation oben erwähnter Federzugwerke weiter zu betreiben, die die Schule bald ganz an das Haus abgab. Heute arbeitet die schöne, geräumige und zeitgemäß eingerichtete Fabrik mit etwa 40 Arbeitern, von denen ein Teil die Arbeiten zu Hause ausführt. Es werden außer Küchenuhren auch Regulateure und sonstige Hausuhren erzeugt. Von Interesse ist die spezielle Art der Herstellung der Federhäuser, die aus einem Stück Messingblech herausgedrückt werden, bei denen somit Federhaus und Ansatz für die Radzähne aus einem Stücke bestehen. Es ist dies eine Herstellungsweise, die sieben verschiedene

Prozesse erfordert und durch die, bei einfacherer Arbeit, das Material sehr zähe und widerstandsfähig gemacht wird. In der Fabrik der Herren Pollmann & Steckl werden hauptsächlich Viertel- und Halbstunden-Schlag- und Repetierwerke erzeugt. Die Schwarzwälder Uhrenfabrik des Herrn Michael Andres und Johann Dworsky beschäftigt etwa 50 Arbeiter. Die größte der Schwarzwälder Uhrenfabriken im Waldviertel ist die des Herrn Anton Pfeiffer in Münichreith, der 60 Arbeiter angestellt hat und mit vielen automatischen Maschinen, wie zum Herstellen der Ketten, Triebe, Räder usw. arbeitet. Sämtliche Fabriken arbeiten seit einigen Jahren mit motorischem Betriebe und vervollkommneten Werkzeugen und Maschinen zum Teil von allerneuester Konstruktion. Ehemals bestand auch noch eine andere Fabrik in Karlstein, die sich aber aufgelöst hat. So gründete der Wiener Fabrikant Otto Steiner 1880 eine Fabrik von Pendeluhren und Amerikaner-Weckern; nachdem er aber 1886 die Fabrik auflöste und wieder nach Wien zog, gründeten die zurückgebliebenen Arbeiter unter der Leitung der Herren Karl Kittinger, Fröhlich, Weißhäuptel u. a. eine Genossenschaft mit beschränkter Haftung unter dem Titel „Erste Karlsteiner Uhrenindustrie-Gesellschaft". Diese Fabrik wurde 1891 von Herrn Franke angekauft, der jedoch 1892 die Fabrikation nach Teschen (Österr.-Schlesien) verlegte.

* * *

Im April 1905 nahm ich an einer Wählerversammlung in Floridsdorf teil. Nach Schluß derselben sprach mich ein Herr an, stellte sich als Reichsratsabgeordneter Kittinger aus Karlstein in Niederösterreich vor und fragte mich, ob ich vielleicht ein Verwandter eines gewissen Dr. Dorn sei, der im Jahre 1867 im Auftrage des Handelsministeriums in Karlstein gewesen, um die Verhältnisse der dortigen Uhrmacher zu erheben. Auf meine Mitteilung, daß ich dies selbst sei, zeigte er große Freude, sagte, daß sich noch viele Karlsteiner meines Besuches erinnern und es meinen damals eingeleiteten Schritten zuschreiben, daß sich die dortige Uhrmacherei so zufriedenstellend entwickelt habe; er lud mich dringend ein, doch den Ort wieder zu besuchen, wo mir ein freudiger Empfang sicher sei.

Da diese Einladung eigentlich einem von mir selbst schon öfter ausgesprochenen Wunsche entgegenkam, nahm ich sie gerne an, und zu Pfingsten 1906 fuhr ich nach Karlstein. Schon bei der Ankunft im Orte, an dessen Eingang das stattliche Schulgebäude steht, konnte ich fühlen, daß über ihm eine ganz andere Stimmung schwebte, als im Winter 1867. Nette Häuser, alle peinlich sauber gehalten, hie und da ein größeres Gebäude mehr industriellen Charakters, und ein wohltuender Ausdruck von Heiterkeit und Zufriedenheit auf den Gesichtern der Bewohner. Unter diesen wirklich auch noch eine Anzahl alter Leute, die sich genau erinnerten, wie ich ihnen als ein Retter der Not erschienen war — die mir selbst ins Gedächtnis zurückriefen, was ich da und dort gefragt, gesprochen, geraten habe; dann viele im kräftigsten Mannesalter, welche — wie der Abgeordnete Kittinger — damals noch in den Kinderjahren gewesen, aber denen mein Auftauchen, natürlich ein großes Ereignis im Dorfe, mein äußeres Gehaben, ja meine Kleidung noch als deutliches Bild im Geiste haften geblieben war.

Dann die anderen, denen man von mir erzählt und meine Ankunft angekündigt hatte, insbesondere die am Gewerbe und der Industrie Interessierten, vor

allem der treffliche Lehrkörper der Uhrmacherschule. Die Liebenswürdigkeit und Güte des Herrn Kittinger scheint mich überdies in ein besonders günstiges Licht gestellt zu haben, denn man überschüttete mich mit Freundlichkeiten und unverdienten Lobsprüchen, so daß diese Pfingsttage für mich wirklich zu Festtagen ersten Grades wurden.

Mehr noch aber als die rührenden Sympathiebezeugungen dieser guten, braven Menschen erfreute meinen volkswirtschaftlich gebildeten Sinn, was ich an sachlichen Resultaten sah. Die mustergültige, vortrefflich ausgestattete Schule mit ihrem vollkommen auf der Höhe seiner Aufgabe stehenden Lehrkörper, von deren Wirksamkeit ich bereits eine Skizze gegeben, läßt schon an sich erwarten, daß sie gute Erfolge erzielen müsse. Der Besuch sowohl der kleinen Betriebe, die zum Teile noch — wenn auch in wesentlich verbesserter und moderner Weise — die Traditionen der alten Arbeitsmethoden pflegen, als auch der größeren Etablissements mit ihrer vorgeschrittenen Arbeitsleistung muß wohl jeden befriedigen, und — was die Hauptsache ist — die Beteiligten selbst sind wohl nicht wunschlos, aber sie haben ihr genügendes Auskommen; das zeitweilige Abwechseln mit landwirtschaftlicher Arbeit auf den bescheidenen zu ihren Häuschen gehörigen Grundstücken, die schöne, heitere, gesunde Lage ihrer Heimstätten, und die infolge ihrer ziemlich entfernten Abgeschiedenheit vom großen Weltgetriebe bewahrte Bescheidenheit ihrer Ansprüche — alle diese Faktoren, vielleicht bei den Älteren noch unterstützt durch die Erinnerung an die Zeiten des Elends und die Freude, demselben entronnen zu sein, verbreiten über die ganze Bevölkerung eine Stimmung der Zufriedenheit und Behaglichkeit, welche dem Großstädter, besonders wenn er selbst in gewisse Unruhezentren hineingezogen ist, freudige Bewunderung, gemischt mit einem Quentchen Neid, einflößen.

Für mich selbst war dieses kurze, lichte Pfingsterlebnis natürlich eine Quelle besonderer Freude und innerer Befriedigung. Schon daß man überhaupt einmal irgendwo reine, echte Dankbarkeit erlebt, an deren Existenz man im Laufe eines langen Lebens allgemach gänzlich zu zweifeln veranlaßt wird, wirkt erhebend und bereitet Freude; die Befriedigung aber gewährte mir das Bewußtsein, daß doch in der Tat die erste Gründung der Fachschule, welche dann weiter zu der schönen Entwicklung der Dinge geführt hat, als die direkte Folge des wenn auch langsam nachwirkenden Einflusses der von mir zu Beginn der Aktion gemachten Vorschläge und gegebenen Anregungen zu betrachten war; und so konnte es in mir ein wirkliches Glücksgefühl erzeugen, hier zu sehen, zu welch schönem Ziel die von mir veranlaßten ersten Schritte den Weg eröffnet haben.

Leider blieb dies der einzige Fall in meinem Leben, daß ich einen Erfolg dieser Art auf dem Gebiete der staatlichen Verwaltung einleiten konnte. Eine, mit der Aktion für die Karlsteiner Uhrmacher in ursächlichem Zusammenhange stehende Anregung von weit größerer, umfassenderer Art fand damals keinen fruchtbaren Boden, was ich heute noch beklage, da ich glaube, daß bei rechtzeitiger Durchführung derselben unserem Gewerbestande manche bittere Stunde erspart geblieben wäre. Lange mußte dieser leiden, bis man maßgebenderseits darauf kam, ihm in ähnlicher Weise, wie ich es seinerzeit vorgeschlagen, fördernd beizuspringen.

* * *

Als ich vom Handelsministerium in den badischen Schwarzwald geschickt wurde, um dort nützliche Kenntnisse über die Uhrmacherei zu sammeln, erhielt ich gleichzeitig den Auftrag, die von der königlich württembergischen Regierung für die Förderung des gewerblichen Fortschrittes getroffenen Einrichtungen an Ort und Stelle zu studieren und darüber Bericht zu erstatten. Das ungemein wohlwollende und gefällige Entgegenkommen, dessen ich mich allseits in Stuttgart zu erfreuen hatte, gestattete mir, klaren Einblick in die betreffenden Verhältnisse zu erlangen, worüber ich im Herbst des Jahres 1867 ausführlich berichtete.

Der Bericht, den ich vorlegte, erstreckte sich zwar auf alle Institutionen, welche mit der Förderung des gewerblichen Fortschrittes in Beziehung standen, somit auch auf die Handels- und Gewerbekammern und die gewerblichen Fortbildungsschulen, aber die charakteristischeste Institution, an die sich auch meine später gemachten Vorschläge knüpften, war doch die Zentralstelle für Gewerbe und Handel in Stuttgart mit dem ihr unterstehenden württembergischen Musterlager. Die Zentralstelle für Gewerbe und Handel bestand zu der Zeit auf Grundlage der vom königl. Ministerium des Innern am 26. September 1856 erlassenen Verfügung, betreffend die revidierten organischen Bestimmungen dieser Institution, wodurch eben die ursprünglichen Normen vom 7. Oktober 1848 modifiziert wurden. Das Charakteristikum der Stelle war darin zu sehen, daß sie aus administrativen und technischen Beamten, Lehrern an gewerblichen Unterrichtsanstalten und Beiräten aus dem Handels- und Gewerbestande gebildet wurde. Ihre Tätigkeit erstreckte sich in bezug auf die von ihr der Regierung zu erstattenden Gutachten so ziemlich auf das ganze Gebiet der Handels- und Gewerbepolitik; es würde an dieser Stelle viel zu weit führen, diese ganze Tätigkeit zu beleuchten, und ich muß mich daher auf den Inhalt meines Berichtes berufen, aber als den wichtigsten Punkt und als die eigentliche Spezialität mußte ich damals schon das direkte Eingreifen im Sinne der Förderung der Gewerbsbetriebe bezeichnen. Hierüber berichtete ich mit folgenden Worten: „Wenn es zur Aufgabe der Zentralstelle gehört, daß sie der Selbsttätigkeit der Gewerbetreibenden nach Möglichkeit alle Bedingungen fruchtbringenden Gedeihens schafft, daß sie, so weit es an ihr liegt, für die Beseitigung alles dessen Sorge trägt, was hemmend die Entfaltung dieser Tätigkeit beschränken könnte, anderseits aber hinwiederum alle jene Hülfsmittel zu bieten sucht, welche den Einzelnen oder ganze Gruppen in ihren Bestrebungen unterstützen können: so liegt es auch in ihrer Bestimmung, direkt in das gewerbliche Leben einzugreifen, durch unmittelbare Anregung und Unterstützung die gewerbliche Tätigkeit zu fördern oder zu erhöhen. Um diesen letzteren Zweck zu erreichen, sorgt die Zentralstelle für Verbreitung gewerblich-technischer und merkantilischer Kenntnisse durch Unterricht, durch nützliche Schriften, Aufstellung einer Sammlung musterhafter Fabrikate aus anderen Ländern, Unterstützung von Gewerbszöglingen zu ihrer Ausbildung durch Reisen u. dgl. Ebenso unterstützt sie die Vervollkommnung des Betriebes der Gewerbe durch Bestellung von Technikern zur Beratung von Gewerbetreibenden, Absendung von Sachverständigen auf Gewerbeausstellungen, Erwerbung von Musterwerkzeugen und Verfahrungsarten, Verbreitung neuer Maschinen und Werkzeuge u. dgl. Sowohl in dem Gewerbeblatt aus Württemberg, als auch in den Handelskammerberichten finden sich zahlreiche Beweise für die Tätigkeit der Zentralstelle in der erwähnten Richtung angeführt."

An einer Reihe von Beispielen erörterte ich dann die Zweige der Tätigkeit sowie die nützlichen Erfolge, die in einzelnen Fällen erzielt wurden. Darauf trachtete ich auch in erster Linie die Aufmerksamkeit des Ministeriums zu richten und suchte in meinem Schlußworte die Notwendigkeit darzulegen, von Seite der Staatsverwaltung dem Kleingewerbe, welches nicht in der Lage sei, aus eigenen Kräften die durch die Entwicklung der Großindustrie ihm zukommenden Schädigungen wett zu machen, helfend unter die Arme zu greifen, damit es jene Vorteile, die ihm auch gegenüber der Großindustrie immer eigentümlich bleiben, in entsprechender Weise zur Rettung seiner Existenz und zu seiner eigenen Hebung ausnutzen könne. Ich darf hier wohl ein paar von den damals gebrachten Argumenten zitieren, weil diese nach meiner Ansicht auch heute noch entsprechende Bedeutung haben. „Das Handwerk," sagte ich, „hat gegenüber der Fabriksindustrie eine Stellung, deren Schwierigkeiten von vielen Seiten weit überschätzt werden, während man anderseits hinwiederum nur gar zu gern jene ihm eigentümlichen Vorteile übersieht oder vielleicht auch totschweigt, welche seine Existenz gegen jede Gefahr zu schützen imstande sind. Jede, die Stoffe verändernde Arbeit, bei welcher es sich lediglich um eine bestimmte, für eine lange Reihe von Fällen voraus genau zu präzisierende Einwirkung handelt, kann ebensogut, ja besser als von Menschenhänden, von einer richtig geleiteten, selbst aber ganz unbewußt tätigen Naturkraft verrichtet werden; für diese Arbeit nun tritt die Maschine an die Stelle des Menschen und der Gewinn liegt hauptsächlich darin, daß der Mensch, der eine an sich viel wertvollere Tätigkeit auszuüben vermag, eben für diese letztere aufgespart bleibt. Die rein menschliche Arbeitsfähigkeit aber, welche in jedem Augenblicke mit Willen und Bewußtsein ihres Trägers in einer anderen Weise verwendet werden kann, und deren höchste Entwicklung die Werke der Kunst schafft, ist der ungeheure, unvertilgbare Schatz, der auch heute noch in unvermindertem Werte bestehende „goldene Boden" des Handwerks".

Ich wies nun darauf hin, daß der Kleingewerbetreibende oder Handwerker zwei Hauptprinzipien verfolgen müsse, um sich nach Möglichkeit dem durch die Neuerungen der Technik geschaffenen Drucke zu entziehen. Das erste sei, daß er nicht versuche, in denjenigen Produktionen, für welche die Maschinenarbeit mit Vorteil anwendbar ist, auf seiner bisherigen Weise zu verharren. Als zweite Bedingung des Gedeihens verzeichnete ich aber für den Handwerker seine persönliche Ausbildung. Er muß sich desjenigen Gebietes, welches ihm unbestritten und unbestreitbar bleibt, mit voller Herrschaft bemächtigen. „Wo die Brauchbarkeit der Wiederholung aufhört, da ist auch die Weisheit der Maschine zu Ende, und da beginnt die Macht der durch keinerlei Surrogat zu ersetzenden Hand, die Macht des rein Menschlichen, der geistigen Kraft. Die geistige Kraft also muß gestählt, muß, wie nur immer möglich, erhöht werden, und steht diese dem Handwerker in hervorragender Weise zu Gebote, weiß er diese richtig zu verwenden — dann ist er selbst auch in seiner Eigentümlichkeit unbesiegbar, und kein Mechanismus aus Holz oder Metall kann ihm Schaden oder gar Verderben bereiten."

Wolle man nun dem Handwerker helfen, so müsse man es ihm leichter machen, sein Tun und Lassen nach den erwähnten Prinzipien einzurichten, in ähnlicher Weise wie dies eben durch die Tätigkeit der Stuttgarter Zentralstelle geschehe. Außer der

geistigen Befähigung und Tätigkeit für die erforderliche Ausbildung und deren Anwendung auf seinen Berufszweig sei dem Handwerker, soll er anders seine persönliche Selbständigkeit bewahren, auch eine gewisse Menge materieller Mittel, ein entsprechendes Kapital unumgänglich nötig. Zur Beschaffung desselben stehe ihm aber die Assoziation zur Verfügung. „In dieser Beziehung wird den Bedürftigen der größte Dienst erwiesen, wenn man ihnen zuerst die außerordentlichen Vorteile der Kraftvereinigung nahe legt und ihnen weiterhin Mittel und Wege zu Gebote stellt, damit sie von den für die praktische Durchführung einer darauf abzielenden Unternehmung festzuhaltenden Grundsätzen, sowie auch von den Erfahrungen anderer Kenntnis erlangen können. Auch hier gilt es also, das Wissen zu bieten, und auch in dieser Richtung war die Zentralstelle in Stuttgart nicht untätig." Ich vertrat nun den Standpunkt, daß es Aufgabe der Regierung sei, speziell in dem Fall des Kleingewerbes helfend einzugreifen. „Dem Einzelnen gegenüber" — sagte ich — „vertritt die Regierung das Interesse der Gesamtheit, sowie sie auch für ihn die Vermittlerin derjenigen Wohltaten ist, welche aus der Vereinigung Vieler zu einem großen Gemeinwesen entspringen; sie hat daher eine doppelte Veranlassung zu tätigem Wirken in jenen Fällen, wo das ganz spezielle Interesse des Einzelnen mit dem des Ganzen Hand in Hand geht; nun liegt aber die individuelle Vervollkommnung des einzelnen Staatsbürgers nicht nur in seinem eigenen Vorteil, sondern sie ist dem Wohle der Gesamtheit gerade so förderlich, wie ihm selbst jede Verbesserung des Staatswesens; die Regierung hat somit alle Ursache, die möglichste Ausbildung der Staatsangehörigen jeder Lebensstellung, also auch des Handwerkerstandes gar sehr zu wünschen und zu deren Erzielung jede Einrichtung zu treffen, welche nach der ihrem Wirkungskreise gegebenen Ausdehnung von ihr überhaupt getroffen werden kann."

Ohne mich weiter in die Details meiner damaligen Argumentation einzulassen, will ich nur sagen, daß ich eben die Tätigkeit der Stuttgarter Zentralstelle als Vorbild hinstellte und die Meinung aussprach, es solle eine auf ähnlichen Prinzipien aufgebaute Tätigkeit auch bei uns platzgreifen, wobei natürlich die Organisation sich dem Umstande anschließen müsse, daß wir nicht ein kleines Land wie Württemberg, sondern ein großes Reich bilden. Ich wies darauf hin, daß, wie es tatsächlich schon damals der Fall war, auf dem Gebiete der Unterstützung und Förderung des Gewerbes in Österreich schon so viel geschehen sei, teils von Seite privater Vereinigungen, teils auch durch vereinzelte Regierungsaktionen, aber ein wirklich großer Erfolg könne nur durch eine systematisch alle bereits bestehenden Bestrebungen einheitlich zusammenfassende Organisation geschehen, durch welche die materiellen sowie geistigen Kräfte, sowohl der Regierungsfaktoren, als auch der privaten Veranstaltungen in den Dienst der guten Sache gestellt werden. Und da eben in diesem Zusammenfassen das Charakteristikum der Stuttgarter Zentralstelle gelegen sei, so müsse man dieses System auch bei uns ins Leben rufen und ich schloß meine Ausführungen mit folgendem positiven Vorschlage:

„Die Größe des Reiches kann kein ernstliches Hindernis sein, welches die Durchführung des aufgestellten Prinzipes — sobald es als das richtige anerkannt ist — zu vereiteln imstande wäre. Was einer nicht leisten kann, muß eben auf mehrere verteilt werden, und wenn nur alle Kräfte in gleicher Richtung wirken,

so ist der Erfolg unausbleiblich. Es würde sich nun vielleicht als der einfachste Vorgang empfehlen, in jedem Kronlande ein in der Wesenheit der württembergischen Zentralstelle nachgebildetes Kollegium niederzusetzen, welches aus Landesmitteln zu dotieren und mit den ausgedehntesten Befugnissen für sein Land auszustatten wäre — so weit natürlich diese Befugnisse nicht gegen die jedenfalls über allem stehende Einheitsidee verstoßen würden; diese letztere verlangt aber gebieterisch, daß die einzelnen Kollegien untereinander in einem organischen Zusammenhange stehen und daß ihr Vorgehen doch einem allgemein leitenden, obersten Prinzipe entspreche; zur Erreichung dieses Zweckes möchte sich voraussichtlich die Einsetzung eines Zentralkollegiums eignen, welches aus Vertretern der Zentralregierung und Abgeordneten dieser einzelnen Kollegien bestünde; es brauchte nur von Zeit zu Zeit (etwa zweimal im Jahre) zusammenzutreten, um in Prinzipienfragen und in Angelegenheiten, welche über den Wirkungskreis eines Provinzialkollegiums hinausgehen, zu beschließen."

Eindringlich empfahl ich am Ende des Berichtes meine Vorschläge der wohlwollenden Erwägung des Ministeriums und schloß mit den Worten: „Der größte Reichtum des Staates sind seine Bürger; ist dafür gesorgt, daß deren Wert voll zur Geltung kommen kann, so ist dem Gemeinwesen der stärkste Halt geschaffen, den es überhaupt zu finden vermag — und so möge denn auch Österreich trachten, stark zu sein in seinen Söhnen!"

* * *

Der Bericht samt den daran geknüpften Vorschlägen wurde auf Veranlassung des Handelsministeriums in Druck gelegt* und erschien im Februar 1868 — gerade vor vierzig Jahren! Er wurde an die Handels- und Gewerbekammern versendet, welche aufgefordert wurden, darüber ihre Gutachten zu erstatten.

Wäre damals noch Freiherr v. Wüllerstorff an der Spitze des Handelsressorts gestanden, so wäre ganz gewiß die von mir vorgeschlagene oder eine ähnliche Organisation sofort ins Leben gerufen worden. Leider war der vortreffliche Mann, der seine Überzeugung seiner Stellung nicht opfern wollte, vom Ministerium zurückgetreten, weil man bei dem hastigen und leichtsinnigen Abschlusse des Ausgleiches mit Ungarn seine warnende Stimme, die sich — wie der spätere traurige Verlauf der Dinge zeigte, mit vollem Rechte — gegen die Trennung der See- und Landverkehrsfragen erhob, mißachtete; er war in Pension gegangen und zog nach Graz.

Da ich ihm meine erste Sendung nach Karlstein und infolge meines Berichtes hierüber eine außertourliche Beförderung verdankte, hielt ich mich für verpflichtet, ihm auch ein Exemplar meines Württemberger Berichtes zu übersenden. Schon nach wenigen Tagen erhielt ich von ihm einen Brief, worin er mich mit geradezu enthusiastischem Lobe überschüttete, die Vorschläge als höchst zeitgemäß und nützlich bezeichnete und die Überzeugung aussprach, daß das Ministerium sicher nicht säumen werde, sie in Wirklichkeit umzusetzen. Von ihm wäre also gewiß das Beste zu erwarten gewesen — aber leider war er nicht mehr Minister!

* Pflege und Förderung des gewerblichen Fortschrittes durch die Regierung in Württemberg. Bericht an das kaiserl. österreichische Ministerium für Handel und Volkswirtschaft von Alexander Dorn. Wien, Verlag von Carl Gerolds Sohn 1868.

Meine Hoffnungen wurden allerdings durch dieses so wertvolle Zustimmungsdokument wesentlich gesteigert — aber bald mußte ich bemerken, daß an der damals maßgebenden Stelle im Ministerium durchaus keine Begeisterung für die beantragten Maßregeln herrschte. Wie ich unter der Hand erfuhr, glaubte „man" darin einerseits wegen der für gewisse Fälle in Aussicht genommenen materiellen Staatshülfe eine Art Lassalleschen (!) Geistes zu spüren, während „man" anderseits in dem Aufbau der Institution auf den Provinzorganismen einen förderalistischen Zug zu sehen meinte. Und doch hätte man mich gut genug kennen sollen, um zu wissen, daß ich damals so wenig wie heute Lassalleaner oder Förderalist war!

Kurz, die herrschende Strömung war nicht günstig. Ich hatte gewünscht und gehofft, daß man das Referat über die von den Handelskammern eingeforderten Gutachten mir übertragen werde, wie es mir doch eigentlich auch gebührt hätte. Allein es wurde in eine andere Hand gelegt, welche, wie ich wußte, von einem der Sache nicht günstigen Geiste geleitet war. Das verstimmte mich ungemein, und diese Verstimmung in Verbindung mit der hierbei gewonnenen Erkenntnis, daß sich die Festhaltung und Vertretung persönlicher Überzeugung im Staatsdienste wegen des notwendig aufrechtzuhaltenden Unterordnungsverhältnisses allzu häufig nicht durchsetzen läßt, war ein stark mitwirkender Beweggrund zu dem Entschlusse, daß ich das mir zufällig zu dieser Zeit gemachte Anerbieten, unter vorteilhaften Bedingungen in die Redaktion des „Pester Lloyd" — dessen Chefredakteur seit kurzem der mir damals befreundete Dr. Max Falk war — einzutreten, annahm. Ich resignierte also nach zehnjähriger Staatsdienstzeit und verließ mit einem vom Minister Herrn v. Plener ausgefertigten, sehr schmeichelhaften Enthebungsdekret in der Tasche das Barbarastift, mit dem ich übrigens — sozusagen als Outsider — stets die angenehmsten Beziehungen aufrechterhalten habe und noch aufrecht erhalte.

Wie die Kammergutachten gelautet haben und welchen Verlauf die ganze Angelegenheit im inneren Dienste genommen hat, das entzog sich natürlich meiner Beobachtung. Sicher ist nur, daß man lange nichts von einer regierungsseitig organisierten Gewerbeförderung in dem von mir angeregten Sinne gehört hat. Erst in den neunziger Jahren des abgelaufenen Jahrhunderts hat man dieser Frage infolge des bekannten Mengerschen Antrages Aufmerksamkeit zuzuwenden begonnen und aus ursprünglich höchst bescheidenen Anfängen hat sich dann der heutige, schon stattlich aufgezäumte „Gewerbeförderungsdienst" so entwickelt, wie es sein vortreffliches Oberhaupt, mein verehrter Freund Sektionschef Exner am 7. Juni v. J. in der „Österreichischen Rundschau" dargestellt hat.

* * *

Ob mein damals in die Versenkung geratener Vorschlag den neuen Gewerbeförderern bekannt geworden ist, weiß ich nicht; gerade der erwähnte Artikel Exners hat mich aber veranlaßt, die alten Geschichten, die den Inhalt dieses Aufsatzes bilden, der Vergessenheit für eine kurze Spanne Zeit zu entreißen. Es tut mir wohl, in den heutigen Gestaltungen — sowohl in der kleinen Frage Karlstein, als in der großen Frage Gewerbeförderung — eine volle Rechtfertigung meiner in jungen Jahren eingenommenen Standpunkte zu finden.

Die jetzige Organisation des Gewerbeförderungsdienstes entspricht ja — in naturgemäßer Berücksichtigung der mittlerweile eingetretenen technischen und wirt-

schaftlichen Wandlungen — im wesentlichen dem damals von mir skizzierten Plane, dessen Durchführung ja auch den jeweils bestehenden konkreten Verhältnissen hätte angepaßt werden müssen. Nur wollte ich von unten hinauf organisieren, während jetzt von oben herunter organisiert wurde; aber wenn das Ganze fertig steht, ist es ja einerlei, wo angefangen worden. Jedenfalls begrüße ich mit aufrichtiger Freude, wie sich die Institution in den praktischen Erfolgen bewährt, die allmählich erzielt werden. Bedauern muß ich nur — das wird man begreifen — daß man die Idee nicht schon ein Menschenalter früher aufgegriffen hat; manche Summe von Elend der Zwischenzeit wäre erspart geblieben und die Erfolge würden bereits einen bedeutenden wirtschaftlichen Faktor darstellen.

Ibsens philosophische Weltanschauung.

Von Dr. Oskar Ewald.

In dem vielen Interessanten und Instruktiven, was über Ibsen gesagt und geschrieben worden, scheint mir eine Frage zu wenig berücksichtigt worden zu sein, deren Beantwortung von höchster Bedeutung sein muß. Es ist die Frage nach dem philosophischen Bekenntnis des Dichters, nach seiner Weltanschauung, verglichen mit den Weltanschauungen der großen Denker des 19. Jahrhunderts. An ihr darf man um so weniger achtlos vorübergehen, als Ibsen kein rein intuitiver, von Stimmungen, von unmittelbar erlebten Eindrücken beherrschter Künstler war, sondern ein Gestalter von Ideen und geistigen Motiven, einer, der vielleicht allzu stark zur Reflexion, sogar zur Abstraktion neigte, ein grübelnder Analytiker, der nicht bloß das Gefühl, der auch den Gedanken zu konkreter Wirklichkeit zu zwingen sich bemühte. Beinahe jedes seiner Werke ist von solch einem Gedanken imprägniert, ohne deswegen Tendenzstück zu sein: denn dies ist wiederum die schöpferische Größe des Norwegers, daß er bei der Idee nicht stehen bleibt, wie bei einer Formel oder einer Maxime von allgemeinem Ausdruck, daß er sie vielmehr ins Leben zieht, sie in Charakteren und Gestalten von bleibender Bedeutung sich inkarnieren läßt.

Um so näher ist es gelegen, diesen philosophischen Gehalt aus Ibsens Werken herauszuschälen und dergestalt zu erforschen, was für einem Gedankenkreise er entspringt. Hie und da ist ein ähnlicher Versuch unternommen worden, man hat dann Parallelen zwischen Ibsen und Tolstoi, Nietzsche, Kierkegaard, Rousseau, Schopenhauer gezogen. Aber zumeist bloß von ohngefähr, auf Grund äußerlicher Analogien, ohne innere Rechtfertigung.

Die erste Frage, die sich wohl von selber aufdrängt, ist die, was für eine Stellung Ibsen zu dem das verflossene Jahrhundert so tief aufwühlenden Problem, der Entscheidung zwischen Pessimismus und Optimismus, eingenommen habe. Daß man ihn häufig für einen Pessimisten, einen Parteigänger Schopenhauers erklärt hat, ist wohl nicht so sehr auf den Inhalt wie auf die Färbung des Stiles, den Stimmungston seiner Dichtungen zurückzuführen, auf jene kimmerische Düsterkeit, die wie Schatten der Nacht über ihnen lagert. Es geschah gleichwohl mit Unrecht. Ein Mann, der so voll grundstürzender Reformideen ist, der stets sich bedacht zeigt, neue positive in der Menschheit latent liegende Möglichkeiten zur Realität zu entbinden, ihr den Glauben

an ihren Wert zu schenken, ein solcher Mann ist kein Pessimist und kein Weltverneiner. Ein solcher Mann sieht das Heil nicht in der Auflösung und Vernichtung. Insbesondere aber widerspricht Ibsens Schaffen dem engeren Programm des Pessimismus. Dieser sucht nämlich seinen Schwerpunkt darin, daß er die Möglichkeit des Glückes überhaupt leugnet. Das Vorherrschen der Unlust über die Lust, die höhere Intensität der ersteren dient als Beweisgrund. So bei Schopenhauer, so bei Eduard von Hartmann. Es gibt keinen glücklichen Menschen, ist die Meinung dieser Denker, und wer es zu sein wähnt, der bewegt sich in einer höchst durchsichtigen Täuschung. Ibsen dagegen ist völlig vom Gegenteil überzeugt, wenn er im allgemeinen das Glück auch keineswegs bei den höheren Menschen sucht. Die meisten seiner Dramen sind nämlich von einer überaus wirksamen und schneidenden Antithese beherrscht: der zwischen dem behaglichen, glückseligen Philistertum und dem vornehmeren Individuum, das kämpfen und leiden soll. Man denke vor allem an die „Komödie der Liebe“ mit ihrer meisterhaften Satire des sentimentalen und moralisierenden Spießbürgertums, mit ihrer plastischen, beinahe an „Simplizissimus“ gemahnenden Schilderung der ästhetischen Teegesellschaft und der ehrwürdigen vierzehnhäuptigen Pastorenfamilie. Dann auch an den „Brand“ und sein Ringen mit der dumpfen Trägheit der Gemeinde, an Hjalmar Ekdals erbärmliches, mit verlogener Pose gesättigtes Behagen, an Frau Majas banalen Befreiungsjubel im „dramatischen Epilog“.

Wendet man hier ein, eben darin bekunde sich Ibsens Pessimismus, daß er das Glück von der Größe sondere, es an ethische Minderwertigkeit binde, so ist darauf zu antworten, daß jene Beispiele Ibsens Verhältnis zu unserem Problem keineswegs erschöpfen. Es gibt ein höheres Glück für ihn, ein Glück, das nicht Negation, sondern Bedingung der Moral ist. Die Freude ist's, die den Menschen adelt, heißt es in „Rosmersholm“.

War Ibsen Optimist? Wer ihn, wie übrigens heute noch die meisten, lediglich als Sozialreformer, als Gesellschaftskritiker, als politischen Dichter kennt, der wird versucht sein, die Frage zu bejahen. Allerdings auch nicht in ihrem wörtlichen Sinn. Die ebenso triviale wie fragwürdige Weisheit, es gebe auf der Welt mehr Lust als Leid kann einem Tragiker wie Ibsen nicht zur Grundlage des Schaffens dienen. Es ist im Wesen der Tragödie gelegen, den eigentlichen Kern des Daseins im Schmerz und nicht in der Freude zu erblicken. Von Äschylos an sind alle großen Tragiker dieser ihrer Bestimmung treu geblieben und auch Ibsen bildet keine Ausnahme. Aber man versteht unter Optimismus längst nicht mehr jene schale Arithmetik der Lustgefühle. Man versteht darunter den Glauben an die Entwicklungsfähigkeit der Gattung, an ihren unendlichen Fortschritt in sittlicher, ästhetischer, technischer Beziehung. Optimismus ist heute nahezu identisch mit Evolutionismus. Sein Stammvater ist eher Darwin als Leibniz.

An dieser neuen Lehre also hat man die Fragestellung zu orientieren. Wir sehen, daß an Stelle des alten Gegensatzes von Pessimismus und Optimismus ein anderer, zeitgemäßer tritt: der von Individualismus und Kollektivismus. Das ist so zu verstehen: es handelt sich nicht mehr darum, ob der Mensch allem Ungemach des Daseins gegenüber ein Plus an Lustwerten zu erzielen vermöchte, sondern um das Schicksal des ganzen Geschlechts, betrachtet vom Standpunkte der organischen

Entwicklung. Die Evolutionisten sind Optimisten, weil sie meinen, die letztere bewege sich in aufsteigender Linie. Ebendeshalb tritt ihnen die Bedeutung des Einzelmenschen der Gattung gegenüber weit zurück. Sie opfern skrupellos ein schadhaftes Glied, das ihnen hemmend erscheint, sie perhorreszieren ein Übermaß an Mitleid und Altruismus, sie sprechen den Schwachen und Kranken alle Existenzberechtigung ab, sie schwelgen in Züchtungsideen, die zuweilen durchaus ins Phantastische geraten. Insbesondere das moderne Amerika ist eine Heimstätte derartiger Experimente. Dagegen behauptet der Individualist, das Schicksal der Gattung sei überall erst das zweite. In erster Reihe stehe das Individuum, als Schöpfer, Mittelpunkt und Objekt der Werte.

Die Evolutionisten, in der soeben definierten Bedeutung, nennen Ibsen zuweilen einen der Ihrigen. Wohl sofern sie in ihm einen Reorganisator der Gesellschaft erblicken, einen sozialen Dichter und Denker. Wahrhaft populär sind ja lediglich Dramen wie „Die Stützen der Gesellschaft", „Der Volksfeind", „Gespenster", geworden, die dieser Auffassung recht zu geben scheinen. Und so hat man Ibsens Namen häufig in Verbindung mit den Engländern, mit Darwin, Spencer und Mill gebracht. Aber mit Unrecht. Es wird das richtige Verständnis für seine Weltanschauung dadurch vielmehr nachhaltig getrübt.

Vor allem möchte ich ein Gegenargument ästhetischer Natur erheben, das sich auf Ibsens Charaktere, insbesondere die Wahl seiner Helden bezieht. Diese ist nämlich keineswegs danach, für seine Verwandtschaft mit dem Darwinismus und den evolutionistischen Idealen Zeugnis zu geben. Man hat sie, wie überhaupt seine Art, psychologische Analyse zu treiben und Menschen zu gestalten, absonderlich und krankhaft genannt. Aber bei aller Borniertheit dieses Urteils bleibt es symptomatisch für den sicheren Instinkt der Mittelmäßigkeit, daß des Norwegers Schaffen sich keineswegs bloß in der aufsteigenden Richtung des Lebens bewegt. Daß er vielmehr gern an den Abgründen und Fragwürdigkeiten verweilt, an denen das Dasein tiefer Naturen so reich ist. Sehen wir näher zu, dann finden wir wirklich, wie sehr er von Anbeginn seiner Laufbahn insbesondere ein Genre begünstigt und ausgebildet hat: das des problematischen, in sich gespaltenen, geteilten Menschen, der voll Zweideutigkeiten, Schatten und Risse ist, wie Hjalmar Ekdal, Peer Gynt, Hedda Gabler, König Skule, Kaiser Julian, John Gabriel Borkman, Baumeister Solneß, Bildhauer Rubek. Gleichsam Metamorphosen einer einzigen Grundform, die auch durch die veränderte Gestalt immerfort erkennbar bleibt. Ob es aber just die Menschen sind, denen die besten Waffen zum Kampf ums Dasein geliehen wurden, ist im höchsten Maße fraglich. Stahlsehnige Helden, Drachenbezwinger, Siegfriednaturen sind es nicht.

Ein einziges Mal hat Ibsen versucht, solch einen Mann zu zeichnen, in König Hakon. Und dieser dürfte ihm mißlungen sein, da er keinerlei Sympathien zu erwecken vermag, nicht hinreißt und lange nicht dieselbe zauberhafte Wirkung ausübt, wie der schwache, gebrochene Jarl Skule. Wenn man in Wagner eher einen Propheten der Erlösung sieht als einen der Entwicklung, um wie viel mehr muß das für Ibsen zutreffen. Ein Siegfriedsmotiv, aus dem Musikalischen ins Poetische übertragen, hätte der Dichter der „Nordischen Heerfahrt" und der „Kronprätendenten" niemals schaffen können.

Nach diesen mehr persönlichen Vorbemerkungen wenden wir uns konkreteren Argumenten zu. Sie sollen darlegen, wie wenig Ibsen innerlich gemeinsam hat mit den Darwinisten, den Vertretern der Deszendenztheorie und des Evolutionismus, mit den Züchtungsperspektiven der sozialen Ethik. Geradezu entscheidend muß in dieser Beziehung des Dichters Auffassung vom Wesen und Wert der Erotik sein. Das Liebesphänomen erscheint den konsequenten Evolutionisten lediglich vom Standpunkte der Gattung, als Hebel der Erhaltung, Weiterpflanzung und Höherpflanzung des Geschlechts bedeutsam. An sich ist es ihm sinnlos, der Bedeutung bar. Er sieht deswegen zwischen Erotik und Sexualität keinen Unterschied, ja er muß sogar jene verwerfen, wenn sie, zu fein sublimiert, wie etwa in „Tristan und Isolde", das Gattungsinteresse in Frage stellt. Weit wichtiger als die Kultur erotischer Gefühle sind für ihn physiologische Aufschlüsse über die Veredlung der Rasse durch vernunftgemäße Kreuzung, über den richtigen Zeitpunkt der Zeugung u. dgl. m. In Wahrheit sind diese Konsequenzen auch vielfach gezogen worden. Man nehme einmal die Schriften zweier der resolutesten Vertreter des Evolutionismus zur Hand: Wilhelm Bölsche und Ellen Key. Wer Bölsches weitverbreitetes „Liebesleben in der Natur" liest, findet darin der Überzeugung Raum gegeben, daß Raffaels Schöpfungen prinzipiell von den gleichen Liebesinstinkten beherrscht seien, die im Tierreich die Geschlechter zur Vereinigung treiben. Es handelt sich um einen bloß quantitativen Überschuß, der dort zu künstlerischer Gestaltung führt. Anderseits ist für Ellen Key das Kind erster und letzter Zweck von Liebe und Ehe. Dergleichen Beispiele ließen sich übrigens in Fülle erbringen. Aber es mag genügen, zwei besonders charakteristische Belege herangezogen zu haben. Diesem ganzen Anschauungskreise ist aber Ibsens Art, die Dinge zu sehen, strikt entgegengesetzt. Dies könnte man wohl an allen seinen Dramen erhärten, wofern man sie mit einiger Gründlichkeit analysiert. Von selber ergibt sich aber zuvörderst der Hinweis auf „Die Komödie der Liebe". Wäre Ibsen ein Parteigänger des sozialen Evolutionismus gewesen, unmöglich hätte er eine Lösung wie die hier gebotene versuchen dürfen. Wenn zwei Liebende, Falk und Schwanhilde, statt einander die Hand zu reichen, auf ihr Glück verzichten, das Verlöbnis brechen, um ihre Leidenschaft nicht unter dem Banne ehelicher Gewohnheit verkümmern zu lassen, so mag man einer solchen Konzeption gegenüberstehen, wie man will, sicherlich aber wird in ihr das Wesen der Erotik nicht unter dem Aspekt der Fortpflanzung betrachtet. Mir ist sogar aus der ganzen Weltliteratur keine Dichtung bekannt, die sich zur evolutionistischen Auffassung in einen schrofferen Gegensatz stellte. Indessen aus sämtlichen Epochen des Dichters strömen uns ähnliche Dokumente zu. Man denke einmal an den „Brand", der seinem Priesterberufe Weib und Kind zum Opfer bringt. Schließlich ist „Nora" eine recht populäre Verifizierung desselben Faktums. Gattin und Mutter, entäußert sich die Heldin in dem Moment spontan beider Pflichtenkreise, in dem sie ihre unsittliche Grundlage erkannt hat. Ist das praktischer Evolutionismus? Im Gegenteil. Es ist die schroffste Betonung des individualistischen Standpunktes, die hier uralte, tief wurzelnde moralische Vorurteile in die Schranken fordert.

Aber man türmt noch ein letztes und, wie es scheint, unüberwindliches Bollwerk auf: die Vererbungstheorie. Sie war ja, man muß sich dessen mit einiger Beschämung erinnern, das Programmwort, unter dem Ibsens Name berühmt wurde.

Zugleich lag darin eine unverkennbare Anspielung auf Darwin und die durch ihn entfesselte Bewegung. Ibsen ist um dieses vermeintlichen Zusammenhangs willen viel gepriesen und viel gescholten worden: gepriesen als Verist, als strenger Interpret der Natur, gescholten als fatalistischer Sonderling. Beide Male war ein tiefes Mißverständnis maßgebend für die kritische Stellungnahme. Die Vererbungstheorie nimmt in Ibsens Werken höchstens den Rang einer Episode ein.

Wo findet man in seiner ersten und zweiten Epoche auch bloß Andeutungen solcher pseudonaturalistischer Motive? Und das sind die Epochen, denen vielleicht seine mächtigsten Werke entstammen: „Die Kronprätendenten", „Frau Inger auf Oestrot", „Brand", „Peer Gynt", „Kaiser und Galiläer". Vererbungstheorie, wie sie hier getrieben wird, findet man bereits bei Shakespeare, der nicht umsonst markante Charakterzüge des alten Lear auf seine drei Töchter verteilt hat.

In „Peer Gynt" finden sich sogar ein paar Zeilen, die sich wie eine Persiflage auf den Fatalismus der Vererbungslehre ausnehmen. Zwei Verbrecher in der Wüste, ein Dieb und ein Hehler, erklären ihren Beruf als Phänomen der Übertragung.

Der Dieb: Mein Vater ein Dieb,
Sein Sohn muß stehlen.
Der Hehler: Mein Vater ein Hehler,
Sein Sohn muß hehlen.

Aber auch in Ibsens neuester Epoche verhält es sich kaum anders. Von einer völlig harmlosen Bemerkung in der „Wildente" abgesehen, bleiben bloß die „Gespenster" als einziger Beleg der Vererbungsdoktrinäre. Allein hier ist die tragische Idee ebensowenig mit einem medizinischen Gutachten zu verwechseln wie in den anderen Dramen. Vielmehr wertet Ibsen das Faktum der Erblichkeit zu einem moralischen Imperativ um, der sich an die Erzeuger, an Väter und Mütter wendet. Er dehnt ihre Verantwortung auf die künftigen Generationen, auf Kinder und Kindeskinder aus, er zeigt ihnen die Fernwirkung ihrer Handlungen, ihrer praktischen Auffassung von Leben und Liebe. Der Sinn und Zweck der „Gespenster", die übrigens von bloß episodistischer Bedeutung sind und keineswegs symptomatisch für Ibsens gesamtes Schaffen, ist nicht der, die Psychologie der progressiven Paralyse an Oswald zu demonstrieren und den Darwinismus bühnenfähig zu machen. Denn Oswald ist gar nicht die Hauptperson oder der Träger der Haupthandlung, vielmehr seine Mutter, Helene Alwing, die in dem Sohne dafür büßen soll, daß sie sich an einen ungeliebten, verworfenen Mann ehelich binden ließ. Die physiologische Vererbung ist bloß ein äußerlicher Behelf, diese Buße anschaulich zu machen, ein Behelf, der durch andere, rein seelische Mittel, etwa durch die Schilderung Oswalds als eines bloß innerlich gebrochenen Menschen hätte ersetzt werden können. Es ist, als sollten die „Gespenster" der „Nora" von einer anderen Seite mehr Licht zuführen. Hier bricht das Schauspiel bei der brüsken Trennung des enttäuschten Weibes von ihrem Gatten ab und bietet so dem Leser Gelegenheit zu geteilten, einander entgegengesetzten Urteilen über Rechte und Pflichten der Heldin. Dort beginnt die Tragödie erst mit den Folgen einer Unterlassungssünde, entsprungen der Zaghaftigkeit und Gebundenheit Helene Alwings: eben jener Unterlassungssünde, die Nora zum Verdruß des philiströser gestimmten Publikums nicht begangen hat.

Man wird nunmehr Ibsens angebliche Vererbungstheorie wohl mit reineren Augen betrachten und sie für das nehmen, was sie ist, für ein wirksames Vehikel der ideellen Motivation und für ein Symbol. Auch hat ja Ibsen in „Klein Eyolf" nachgetragen, was er in den „Gespenstern" scheinbar versäumt hat. Klein Eyolfs Untergang ist nicht in den elterlichen Keimzellen organisch präformiert gewesen, er ist die Folge des moralischen, psychischen Verhaltens der Eltern gegen ihr Kind.

Will man, um des Kontrastes recht inne zu werden, einen wirklichen Vererbungstheoretiker und Darwinisten an der Arbeit sehen, dann lese man Hauptmanns unglückseliges Erstlingswerk „Vor Sonnenaufgang". Da wird die tragische Katastrophe durch des Helden unerbittliches Züchtungsideal herbeigeführt. Nicht um Untreue und Verrat verläßt dieser die Geliebte und treibt sie damit zur Verzweiflung, sondern weil er die schlimme Entdeckung macht, daß ihre Familie durch Alkoholismus degeneriert ist. Die Ungeheuerlichkeit einer derartigen Motivierung, die freilich Hauptmanns spätere Schöpfungen nicht mehr belastet, wird man nach dem Gesagten wohl kaum auf Ibsensche Einflüsse zurückführen wollen.

Die Weltanschauung Ibsens ist weder Pessimismus in landläufiger Bedeutung noch Optimismus im eudämonistischen oder evolutionistischen Sinne. Sie könnte aber dennoch, von höherer Warte geprüft, ein negatives oder positives Vorzeichen tragen. Das eine, wofern man ihre unleugbare Verwandtschaft mit der Wagners, das andere, wenn man ihre Beziehungen zu Nietzsches Lehre hervorhebt. Es wäre verlockend, beide Zusammenhänge ins Detail zu verfolgen. So nimmt die Frau bei Ibsen eine in mancher Hinsicht ähnliche Stellung ein wie bei Wagner und auch die Liebesidee verfließt ihm mit der Idee der Erlösung. Zwischen „Peer Gynt" und dem „Tannhäuser", zwischen „Rosmersholm" und „Tristan und Isolde" waltet ein unverkennbarer Parallelismus. Anderseits zeigt sich Ibsen während der ganzen Periode seines Schaffens nicht weniger als Nietzsche von der Sehnsucht nach dem Kinderlande, nach dem Übermenschen bewegt. Aber er löst sich dennoch wieder in entscheidenden Punkten von Wagner, zumal aber von Nietzsche ab. Er ist härter, spröder, unversöhnlicher als Wagner und deshalb auch skeptischer als er. Voll unerbittlicher Strenge gegen jeden Selbstbetrug, gegen jede Selbstflucht, gönnt er seiner großen Sehnsucht auch jenen ruhenden Pol der Erlösung nicht, um den sich Wagners Kunst in „Tristan", im „Ring der Nibelungen", im „Parzival" bewegt. Im letzten Grunde bleiben alle seine Menschen einsam, in sich gekehrt, ohne jenes beseligende Band der Gemeinschaft, das sich um Wagners Gestalten webt. Es ist, als zöge er um jeden einen Zaun aus Stacheldraht, damit er in Einsamkeit und Schweigen gebannt, ewig über sich selber zu Gericht sitze. Wie ganz stimmt das zu Ibsens Wahlspruch:

„Leben — ein Kampf mit den Wichten
In unserm Herzen und Hirn.
Dichten — sich selber richten
Mit unbefangner Stirn."

Eben dieser unerbittliche Rigorismus aber läßt Ibsen auf der anderen Seite positiver erscheinen, als einen Bejaher, wenn auch nicht als einen Optimisten. Wie er nämlich den Menschen zergliedert, gleichsam in seine Elemente analysiert, so baut er ihn aus den einzelnen Teilen wieder auf, ja, die grausame Selbstzerfaserung

wird ihm zum Motiv neuer Wiedergeburten, neuer Selbstschöpfung. Man könnte seine Werke eher als „Auferstehungsdramen" denn als „Erlösungsdramen" bezeichnen. Diese Eigenschaft scheint wieder auf Nietzsche hinüberzuweisen. An der Verwandtschaft beider Männer darf uns auch die Zurückweisung der Meinung, als sei Ibsen Darwinschüler gewesen, nicht irre machen. Denn auch Nietzsche war dies, ungeachtet der vulgären Interpretationen nicht, wie ich in meiner Schrift „Nietzsches Lehre in ihren Grundbegriffen" nachzuweisen bemüht war.

Besonders markant ist eine Ähnlichkeit, die für Ibsens und Nietzsches Ablehnung des Eudämonismus gleich bezeichnend ist. Sie verneinen den Schmerz nicht, suchen ihn nicht ängstlich abzuwehren, noch durch Lustgefühle zu neutralisieren, sondern erblicken in ihm ein fruchtbares Prinzip des Lebens und Schaffens, das innerlich dem Glücke verwandt ist. „Herr, ich empfing die Gabe des Schmerzes und da ward ich Skalde", sagt der Isländer Jatgeyr in den „Kronprätendenten". Und im „Zarathustra" heißt es: „Schmerz ist auch eine Lust, Fluch ist auch ein Segen". Was aber Ibsen von Nietzsche grundsätzlich scheidet, ist ihr Verhältnis zur Idee der Wahrheit, in der Ibsen den einzigen Wert sieht, während Nietzsche das Leben höher stellt und um seinetwillen auch die Lüge duldet.

Dieser strengere Begriff der sittlichen Verpflichtung zeigt Ibsen als Nachfolger der älteren deutschen Idealphilosophie, zumal der Kantschen Sittenlehre, der Lehre vom kategorischen Imperativ, mit der er auch den reinen, geklärten Individualismus gemeinsam hat. Den letzteren hat man Ibsen häufig als ein zersetzendes Element, wohl auch als Anarchismus zum Vorwurf gemacht, was ebenso unbegründet ist, wie eine Verwechslung Kants oder Ibsens mit Stirner. Auch ist die Befürchtung, dieser Individualismus könne die Gemeinschaft bedrohen, die gesellschaftlichen Verbände sprengen, gegenstandslos. Denn der Mensch ist von Natur aus ein gesellschaftliches Geschöpf und das Bewußtsein der Persönlichkeit, der individuellen Freiheit entwickelt sich erst später, nicht umgekehrt, wie die Rationalisten des 18. Jahrhunderts glaubten, die Staat und Gesellschaft aus Verträgen der einzelnen Individuen hervorgehen ließen. Und so ist es im Interesse der Moral beinahe häufiger nötig, ihn daran zu erinnern, daß er auch ein Individuum sei und Pflichten gegen sich selber habe, als an seine gesellschaftliche Existenz und seine Pflichten gegen die anderen.

Künstler und Kunstvernünftler.

Oscar A. H. Schmitz.

Ich hoffe, daß ich einmal die Farben und Klänge finden werde, um folgendes Märchen zu schreiben: Ein Jüngling will die Geheimnisse des Lebens wissen. Der große Zauberer verbindet ihm die Augen und läßt ein Konzert von Gnomen, Undinen, Sylphen und Salamandern spielen. Der Jüngling versteht plötzlich alle Zusammenhänge. Allwissend verläßt er den Zauberer, aber daheim kann er nichts erzählen. Er weiß alles, er weiß nichts.

Dieses Märchen würde ich allen Kunstvernünftlern widmen, den Kunsthistorikern und den Ästhetikern, die des Glaubens leben, man könnte über Kunst irgend etwas Sagenswertes sagen. Reden kann man nur von der Unkunst, von den Hemmnissen

der Kunst, von dem, was an einem Kunstwerk schlecht ist; man kann ein Kunstwerk freilegen von dem Wust, der es oft umgibt.

Genau genommen stellt das Kunstwerk überhaupt nichts dar, sondern es ist da, und so weit es da ist, ist das letzte Wort gesprochen. Daß sich der Künstler bestimmter Gegenstandsbilder zum Ausdruck bedient, geschieht nicht um ihretwillen, sondern weil wir nun einmal, an die Kategorien dieser Wirklichkeit gewöhnt, in Farben- und Linienzusammenstellungen und in Worten einen logischen Sinn suchen, dessen Abwesenheit als logischer Unsinn grotesk und störend wirkt. Ein Interieur, in welchem alles nur koloristisch geordnet wäre und um eines braunen Fleckens in der Mitte willen z. B. ein Stuhl in der Luft schwebte, würde so auffällig bizarr wirken, daß wir von dieser auf den Kopf gestellten Gegenständlichkeit nicht los kämen. Sonst bedeutet das Gegenständliche in der Kunst objektiv nichts, subjektiv den Teil der Weltklaviatur, der in dem schaffenden Subjekt zufällig die stärkste Resonanz gibt. Der eine findet sein Alphabet der Weltsymbolik in Wäldern, der andere in Bars, dieser in Menschen, jener in Früchten oder Wildpret. Erst die Auflösung des Stofflichen ins Symbolische macht das Kunstwerk und gibt ihm eine Überzeugungskraft, welche die Worte und Dinge in Wirklichkeit nicht haben. Oft denke ich mir, wenn ich jemandem einen fremden Menschen schildern soll: könnte ich mich doch ans Klavier setzen und ihn spielen. Oder: wenn doch der Rechtsanwalt statt durch ein mit Gründen anfechtbares Plädoyer durch einen ausgezeichneten Roman das Handeln des Angeklagten in überzeugender Menschlichkeit darzustellen vermöchte! Denn Gründe überzeugen bekanntlich niemals. Was überzeugt, ist das plötzliche gefühlsmäßige Einbeziehen einer Tatsache in den Rhythmus unseres Lebensgefühls. Darum löst die Kunst alle Rätsel, weil sie den Verstand und die Worte, soweit sie bloß Mitteilungszwecken dienen, ausschaltet. An dem Empfinden der Symbolwerte liegt es auch, ob man jenen verschiedenen Deutungskünsten, wie Physiognomik, Handlesekunst usw. Bedeutung beimessen will oder nicht. Gebogene Nasen oder rot unterlaufene Handlinien bedeuten natürlich nicht die oder die Eigenschaften, aber jede Linie des Gesichts, jedes Zeichen in der Hand sind Ausstrahlungen bestimmter seelischer Energien, die man empfinden, aber nicht nennen kann. Man fühlt z. B.: die Nase eines Menschen könnte nicht anders sein, aber trotzdem gibt es Menschen von ähnlichem Eigenschaftenkomplex mit anderen Nasen. Das ängstliche Gesicht bedeutet nicht Angst, es ist substanzielle Angst und entfaltet sich gleichzeitig mit der ängstlichen Seele. Die Schlüsselblume und die warme Luft sind der Frühling, ein Frühling außer ihnen, den sie etwa nur darstellen oder bedeuten, gibt es nicht. Der irre Blick eines Menschen ist sein Irrsinn.

Fast alle heutigen Menschen leben nur in „Bedeutungen". Moderne Einrichtungen „bedeuten" ihnen das Moderne, von dem sie wissen, daß es gut ist, mit dessen Zeichen sie sich umgeben. Das Hoffnungslose der gescheiten Leute liegt eben darin, daß sie immer sofort die „Bedeutungen" heraus haben und dadurch unfehlbar an der Substanz des Lebens vorbeigehen. Preise ihnen die Kunst, preise ihnen die Natur, preise ihnen das Glück, sie werden dir in allem recht geben, aber sofort eine Allegorie daraus machen als Ästhetiker, Naturapostel oder ethische Philosophen.

Alles was im Zusammenhang der Erscheinungen nichts ist, sondern durch eine ihnen willkürlich oder konventionell beigelegte Bedeutung einen Sinn erhält,

ist unkünstlerische Allegorie. So, wenn z. B. jemand in einem modernen Tatsachenzusammenhang die Erde seiner Heimat küßt. Wenn dagegen ein im Heere ergrauter Soldat unter der wirklichen Last der Fahne, die er bisher zu tragen vermochte, zusammenbricht, so kann das tief symbolisch wirken. Es ist menschlich begreiflich, daß der alte Mann die Fahne nicht mehr tragen kann und dadurch eine ihn selbst überraschende Hinfälligkeit zum rührenden Ausdruck bringt. Nun kann aber die Fahne in diesem Augenblick außerdem noch sein ganzes Soldatenleben und sein Kriegsruhm sein, dem er nicht mehr gewachsen ist. Jedes Symbol hat eine esoterische und exoterische Wirklichkeit. Es hat ein alltägliches und ein erhabenes Sein.

Man kann nicht das Alter darstellen, wohl aber altes Fleisch, alte Augen, alte Hände, das was alt riecht, sich alt anfühlt, kurz die Art des stofflichen Verhaltens, das wir alt nennen; das kann durch zwei oder drei synthetische Linien, durch „liebevolles" Detail oder durch ein Zusammenrinnen von Tönen entstehen. Man kann auch nicht die Idee einer Sache gestalten. Toulouse-Lautrec gibt nicht, wie Ästhetiker wollen, die Idee von Paris, sondern, ich möchte sagen, seinen Traum von Paris, eine ihm wesentliche Bewegtheit bestimmter Augenblicke, die, in sich schon Wirklichkeit, noch die esoterische Wirklichkeit einer Art Ursubstanz haben, für die es eben deutende Worte nicht gibt, man müßte denn Phrasen wie „Großstadtseele", „Kokottenstimmungen" oder dergleichen wählen. Wenn aber diese Worte nur einen Hauch von den Zeichnungen gäben, so wären die Zeichnungen überflüssig. Daß uns solche Phrasen immerhin etwas sagen, danken wir jenen Kunstwerken, an die sie uns erinnern, und die wir sofort in der Phantasie dem Wort vorschieben. „Zauber des Südens", „Biedermeierstimmung", „Karnevalsfröhlichkeit", alles das sind nichtssagende Worte; was wir uns dabei denken, schulden wir einer unbewußt künstlerischen Tätigkeit der eigenen Phantasie oder Erinnerungen an Wirklichkeiten und Kunstwerke.

Das Kunstwerk, über dessen Bedeutung wirklich etwas gesagt werden kann, ist überflüssig. (Etwas anderes ist es natürlich, wenn jemand den Menschen die Scheuklappen herunterreißt, die sie am Betrachten der Kunstwerke hindert.) Einfachen Gegenständen gegenüber leuchtet es ohne weiteres ein, das das Kunstwerk mehr ist als exakte Darstellung von Gegenständen. Niemand betrachtet die Illustrationen eines Warenkataloges oder eines Lehrbuches als Kunstwerke. Im Augenblick aber, wo die transskribierten Gegenstände an sich kurios oder phantastisch sind, da nehmen viele sich für sehr ästhetisch haltende Menschen ihre bloße Seltsamkeit für künstlerische Wirkung; darauf beruht einer der Grundirrtümer der deutschen Malerei.

Leider sind die Sinne des modernen Menschen derartig durch eine falsche, intellektuelle Erziehung geblendet, daß die bloße Aufforderung: „Überlasse dich selbst und deinen Augen" gefährlich ist. Unsere intellektuelle Voreingenommenheit ist bereits instinktiv geworden, und wenn wir einen Menschen, der irgendeine Schulbildung erlitten hat, sich selbst überlassen und ihm sagen, er solle zeichnen oder schildern, was er sieht, so wird er doch nur wiedergeben, was er zu sehen vermeint. Wir müssen also den logischen Prozeß zur Natürlichkeit zurückmachen. Der Schwimmer, der auf hoher Flut erkennt, daß er besser sich nicht vom Festlande entfernt hätte, muß nun doch erst zurückschwimmen; dann erst kann er das Schwimmen aufgeben. Aus diesem Grunde, weil wir uns verrannt haben, brauchen wir immer

wieder Leute, die von den Dingen reden und uns zu ihnen zurückzuführen vermögen.

* * *

Ich muß noch einmal von etwas Märchenhaftem sprechen. Es ist ein Riesenunterschied zwischen einem Goldkörnchen und 100 Millionen Gold, aber es ist gar kein Unterschied, ob jemand chemisch ein kleines Goldkörnchen oder 100 Millionen Gold hergestellt hat, hier ist das Kleinste schon alles: er hat Gold hergestellt. Genie ist die Gabe aus Sand Gold machen zu können, aber nicht der Alchimist mit seinen schmutzigen Retorten und Destillierkolben gelangt dazu.

Genie ist die Gabe seine persönlichen Erlebnisse so groß zu leben, daß aus ihnen alle Weltgeschehnisse analog begriffen werden und ihr Geheimnis offenbaren. Das Genie empfindet alles: tout comme chez moi.

Daß unter Gelehrtenbüchern so selten ein gutes ist, liegt an der ungenialen groben Geistigkeit ihrer Verfasser. Schickt man einen durchschnittlichen Mann nach den Sundainseln, läßt ihn dort Untersuchungen machen und ein Buch darüber schreiben, so wird meist nicht mehr als ein trockener Speicher mit Dokumenten entstehen. Daß er nicht wählen, ordnen, beleuchten kann, ist ein Zeichen, daß er mit den Dingen, die er zusammenstellt, eigentlich nichts zu tun hat. Die meisten modernen Menschen haben mit den Angelegenheiten, die sie täglich besorgen, nichts zu tun. Der geniale Mensch wäre dazu unfähig, das Mechanische macht ihn krank.

Aber der geniale Mensch ist noch nicht der Künstler. Genialität ist eigentlich nur eine hohe und feine Art der Sensibilität. Der Künstler weiß nicht mehr vom Leben als jeder sensitive kluge Mensch: er hat bloß die Gabe des Ausdrucks mehr, die Form. Wäre nicht in den Genießenden die Disposition zu denselben Dingen, könnte den Künstler niemand verstehen. Der sich um den Ausdruck vergeblich quälende Künstler, der auf seine Innerlichkeit pocht, ist etwas Verlogenes. Er ist eben kein Künstler, kein Former, und während die anderen löbliches Schweigen bewahren, macht er ein unsinniges Wesen aus sich. Freilich gibt es solche, denen die Form manchmal gelingt, manchmal nicht; aber was an ihnen wertvoll ist, ist eben doch auch nur das Geformte. Muskeln, die man nicht innervieren kann, hat man nicht; Muskeln entwickeln heißt: vorhandene Muskeln innervieren lernen.

Der ist wirklich produktiv und es ist der Mühe wert, daß er keinen „nützlicheren" Beruf hat, der ein, wenn auch noch so kleines Stück der äußeren oder inneren Welt zuerst unter den Menschen bewußt macht. Die „Innerlichkeit" ist gar nichts, mit ihr kann man ebensogut Friseur werden. Die Malerei will nicht an gesehene Landschaften erinnern (dafür ist die Photographie da), sondern sie soll noch niemals bewußt Gesehenes auch dem Beschauer bewußt machen. Heute können auch unproduktive aber sensible Menschen durch die Augen von Degas oder Beardsley sehen; ehe diese beiden Künstler lebten, war der Menschheit der von ihnen entdeckte Teil der Welt versiegelt. Am allerwenigsten zur künstlerischen Produktivität eignet sich der Enthusiast. Allzu starke Begeisterungsfähigkeit und Gefühlsüberschwang ist fast immer ein Zeichen künstlerischer Unbegabtheit. Das Urbild des Werther hätte nie den Werther schreiben können; aber Goethe, der sich die Geschichte nicht allzu sehr zu Herzen nahm, und darum über seinen Schmerz hinauswuchs, stellte ein Bild seiner selbst, den Werther als Holokaust hin, der die letzten

Konsequenzen auf sich nimmt, während der Dichter gereinigt und frei aus seinem Konflikt hervorgeht und neuen Schicksalen entgegeneilt. Das Gegenteil tut der, welcher sein Leiden in sich vergräbt, der Innerliche, der Gefühlsmensch. Die wahren Künstler sind im Gegensatz zu der vulgären Anschauung selten sentimental und Opfer ihrer Leidenschaft.

* * *

Die Ansichten über das Wesen des Künstlerischen haben sich im letzten Jahrhundert sehr verwirrt. Wir sehen abwechselnd den Enthusiasten, den Schwärmer, den Melancholiker, den Patrioten, den Revolutionär, den Sensitiven sich selbst mit dem Künstler verwechseln. Die schlimmste Sorte, die sich zur Kunst gedrängt hat und heute ihre Gärten dicht besetzt hält, sind die Verstandesmenschen. Man hat noch nicht daran gedacht, daß es Verstandesmenschen mit schlechtem Verstand gibt. Der Verstandesmensch, sagt man, läßt alles erst durch das Hirn gehen, ehe er es empfindet, und man gesteht ihm nur zu gern zu, daß wenigstens sein Gehirn gut sei. Meiner Erfahrung nach haben die meisten Verstandesmenschen einen schlechten Verstand und flaue Gefühle. Treffen sie einmal auf einen Menschen mit gutem Verstand (der klare und tiefe Gefühle nicht ausschließt), so bringt der überlegene Intellekt sie in die Klemme und führt sie ad absurdum. Dann gebärden sie sich trotzig als Gefühlsmenschen, nennen den anderen einen Sophisten, der alles seziert oder zerpflückt. Diese Halbnaturen verfälschen heute das gesamte geistige Leben. Häufig stellen sie auf Grund eines unklaren Gefühls, als Apostel, eine Doktrin oder ein Zweckprogramm auf und dies im Dienste der Kunst. Die moderne Kunst hat sich zu sehr mit der Bewegung verbündet, welche den Umsturz alter Götzen besorgt; daher das programmatisch Vernünftige in ihr, das geschmacklos Gewaltsame. Im Kunstgewerbe erklärt man das Organische (ein übrigens sehr vager Begriff) für das Künstlerische. In der Ästhetik der Kleidung hat ein Gemenge von hygienischen und „naturgemäßen" Forderungen das Künstlerische verdrängt. Dazu kommt der Lokalpatriotismus, der sich als Heimatkunst äußert, und eine Art unlauterer Mystik, die ihr Gestammel mit Poesie verwechselt; oder man sucht das Künstlerische im strengen Vermeiden unvernünftiger oder auch unästhetischer Bräuche der Vergangenheit. Man vergißt, daß alle diese Kunstvernunft sich mit achtbarem Erfolg betätigen kann ohne eigenen Geschmack, ohne wahre Kultur, ohne angeborenes Kunstgefühl; daß dagegen viele Menschen, die einen kleinen „Kitsch" in ihrem Zimmer dulden, ohne sich dabei was zu denken, Kultur in der Lebensführung und Intensität des Empfindens haben können, trotzdem sie nie von der modernen Kunstvernunft und dem Kulturgerede erfahren haben. Dies wird von den Malmädchen aus der Provinz nach höchstens vierzehn Tagen in München erworben und beängstigend schnell als Weltanschauung einverleibt.

Die Kunstvernunft oder Ästhetik nennt Schön den sichtbaren (symbolischen) Ausdruck des Organischen. Das könnte richtig sein, wenn man sich stets gegenwärtig hielte, daß das Organische nicht gleichbedeutend ist mit dem Logischen. Die Natur ist organisch aber unlogisch. Die Kunst kann manchmal auch Ausdruck einer Logik sein. (Im übertragenen Sinne ist sie es natürlich immer, gleich jedem natürlichen Gebilde.) An diese Ausnahmsfälle hält sich die Ästhetik. Sie klammert sich an den griechischen (dorischen) und den frühgotischen Stil. Die moderne Ästhetik

läßt allenfalls noch den Biedermeierstil gelten und sucht, das Kunstgewerbe beeinflussend, aus dem sichtbaren Ausdruck der Konstruktionslogik eine gesetzmäßige Schönheit zu erzeugen. Sie muß damit häufig scheitern, weil viele Organismen ihr Lebensgefühl nicht logisch ausdrücken; was sie logisch sagen können, ist nicht ihr interessantes. Ihr organischer Ausdruck trüge einen vielspältigeren Charakter als den einer schlanken Logik. Was ist schöner, der logische Irrsinn eines indischen Tempels oder die saubere Aufrichtigkeit eines protestantischen Bethauses modernen Stiles, gegen das künstlerisch nichts zu sagen wäre, als daß es langweilig und nüchtern, wenngleich gesetzmäßig und ästhetisch „richtig“ ist? Kein inneres Gären hindert die Ästhetiker, ihre Wertungsgefühle einem ästhetischen ABC unterzuordnen. Sie verwerfen den Schwulst des Barock, die Krümmungen des Rokoko. Wie bequem für den Touristen! Dreiviertel aller Kunstwerke werden ohne weiteres exkommuniziert. Er ist von der Zumutung befreit, die eigene Schönheit jedes Dinges selbst zu finden: die Johanneskirche in X. hat eine prachtvolle Barock-Fassade. Barock-Fassade? Braucht man nicht zu sehen; das ist wieder so eine „theatralische Kulisse, die unorganisch auf ein ungegliedertes Bauwerk gepappt ist“. Weiter.

Auch die banale Vulgärkunst des Kleinbürgers ist schlecht, weil sie sich allegorisch an den Verstand wendet. Es ist ganz merkwürdig, was für eine Vorliebe gerade Dummköpfe für die Verstandeskunst (wenn man diesen Ausdruck einmal gestatten will) haben. Diese gemeine banale Kunst schildert nicht Gemeines und Banales (das könnte interessant sein), sondern sie schildert gemein und banal, auch das Große. Sie hat nichts zu tun mit der stets existierenden Tageskunst, die dissolut, obszön, frivol und witzig sein kann, sondern es ist eine Beleuchtung der geistigen Werte aus der Perspektive des Spießbürgers: die Spießbürgermoral als Tendenz. Das hat es vor dem 19. Jahrhundert überhaupt nicht gegeben: eine Vulgärkunst, die eigentlich gar nicht dazu gehört, ernsthaft gar nichts mit der Entwicklung zu tun hat und dabei die ausschließliche geistige Nahrung von 90% der Bevölkerung bildet, unter den Augen, unter theoretische Mißbilligung der geistigen Kreise.

* * *

Ich habe einiges über das Symbol gesagt. Um nicht mißverstanden zu werden, noch ein Wort über den Symbolismus:

Keine Schule ist gut genug für das Talent, keine Schule ist so schlecht, daß das Talent nicht darin lernen könnte. Der Symbolismus ist eine Schule. Die Tertianer des Symbolismus nehmen Symbole anderer Dichter als Realitäten ihrer eigenen Seelen. Sie fälschen sie zu Requisiten und sind der Allegorie wieder sehr nah.

Die Tertianer des Naturalismus sehen die Einzeltatsachen als Realitäten. Zusammenhanglose Einzeltatsachen gibt es nicht. Auch die Naturalisten fälschen. Auch der Naturalismus ist eine Schule.

Realitäten symbolisch machen ist Kunst.

Chronik.

Erzählende Literatur.

I.

Die Novelle, das kleine, in sich geschlossene, eng abgerundete Gebilde ist gleichsam ein Nebenschößling der weiten epischen Darstellung. Das Epos hat etwas Urtümliches, Großartiges, es stammt aus Zeiten mächtiger Volksbewegungen, wo die Nationen in gewaltigen Zügen neue Gliederungen suchen, ihrer Besonderheiten staunend inne werden und ihre Geschichte, noch vom Dämmer der Schöpfung und des Ursprungs umhüllt, nicht real, sondern mythisch erblicken. Wie alle Dichtung aus der Nötigung übermächtiger Empfindungen geboren, ist auch das Epos ursprünglich mit dem Lied eins, entringt sich mit besonderer Gestaltung, stärkerem Umriß, mit sichtbaren Figuren, vereinzelter Abfolge deutlicher Geschehnisse dem lyrischen Chaos als zugleich verstandesmäßigere und weitergreifende Bildung. Aber eine gewisse großartige Naivetät, die eine nationale Welt zum ersten Male begreifen soll, kennzeichnet es durchaus als menschheitliche Urschöpfung von Zeiten, die am Beginne einer Ordnung oder Neuordnung stehen. Die Novelle dagegen, wie ursprünglich sie auch sei, kommt aus fertigen, geschlossenen, in sich verharrenden und selbstgenügsamen Zuständen, die sich in dieser Form gelassen abspiegeln. Hier ist natürlich vom volkstümlichen Anfang der künstlerischen Gebilde die Rede, auf den die spätere individuelle Ausgestaltung zurückzuführen ist, wie jede besondere Form auf allgemeine Grundzüge. Schon der Name Novelle deutet auf ihre romanische Heimat. Ein Volk, Erbe zweier abgeschlossener großer Kulturen: der griechischen, einer auf das Geistige, der römischen, einer auf das Politische gerichteten, selbst wieder aus der fruchtbarsten Mischung romanischen und germanischen Blutes erzeugt: die Italiener, erwachsen in der südlichen Natur, die alles nach außen gewandte Leben begünstigt, fanden nach ihrer geistigen Einigung — die politische verspätete sich freilich überlang — diese glückliche Form der Erzählung. Auch andere Völker kennen derartige Gebilde, in Italien aber wurde die Novelle so ausgedacht und ausgesagt, daß sie ihre feinste Ausdrucksfähigkeit, Geistiges sinnlich zu machen, Sinnliches zu vergeistigen sowohl gewann, als auch überlieferte. So reichte dieses Land, wie es überhaupt recht eigentlich die Schatzkammer der neuen europäischen Menschheit ist, auch diese Gabe weiter, aus welcher alles epische Sagen, Zeigen und Darstellen seither sich natürlich und zwanglos entwickelt hat.

Eine weitere Abzweigung des großen epischen Triebes ist der Roman. Auch sein Name verkündet noch deutlicher als der weiblich klingende der Novelle, den italienischen Ursprung. Der Roman ist etwa die weitwendige, aus der unbezwinglichen Lust des Erzählens hervorgegangene, sozusagen barocke Ausbildung der Novelle, wobei die Erinnerung an die national umfassende Gabe des einstigen repräsentativen Epos mitspielt, aber die zusammenschließende Kraft der noch im Urlyrischen ruhenden, sowohl bewegten als gebundenen epischen Form einer Freiheit gewichen ist, die einerseits Mannigfaltigkeit der Gegenstände, Figuren, Ereignisse, eindringliche Erörterungen, allseitige Lebensanschauung und reiche Entwicklung gestattet, ja fordert, aber anderseits nicht mehr die Sicherheit der formalen Geschlossenheit, den heroischen Inhalt, den mythischen Charakter besitzt, der dem Epos eignet. Es ist ein Prozeß der Umbildung des künstlerischen Ausdrucks aus dem naiven ins bewußte, aus dem großen Stil in das Reale, wie ihn auch die dramatische Hervorbringung durch die Entwicklung der Schaubühne beschleunigter und sichtbarer erlebt hat. Mit den Schicksalen, Lebensformen, materiellen Zielen und Mitteln einer Gesellschaft erweitert sich das Gebiet und der Ausdruck des Künstlerischen, der Strom der Poesie verändert, von der umgebenden realen Welt hier eingeschränkt, dort befreit, sein Flußbett, manche ehemals brausende Arme versiegen, in andere fließt unerhörte Fülle, ja der Lauf schafft überraschende Bahnen. Das eigentlich Poetische, der Begriff der Dichtung, ihr wesentlicher Inhalt, ihr seelisches Leben bleibt ungeändert bei aller Neuerung des Ausdrucks.

Der Anschauung der gegenwärtigen Gebilde möchte aber niemals die besonnene Einsicht in die Grundzüge und historischen Abfolgen der Werke fehlen, denn sie allein stellt die Zusammenhänge her, so daß die Geschichte der Dichtung als ein lebendiges, wachsendes Ganzes sich zeigt und sowohl der Begriff des Poetischen, als die ewige Dreizahl seiner lebendigen und treibenden Ausdrucksformen selbst bei den mannigfaltigsten, launenhaftesten einzelnen Gebilden bleibend durchschimmert.

Etliche Novellen alter Erzähler führen zu den Quellen des epischen Stromes.

„Euryalus und Lucrezia"* die spätlateinische Liebesgeschichte des Papstes Äneas Sylvius Piccolomini — Aeneam reiicite, Pium recipite — ist ein Zeugnis des Humanismus und vielleicht der erste poetische Ausdruck seines künstlerischen Triebes. Nach der zugleich strengen, pragmatischen und wieder naiven, sinnlich heiteren volkstümlichen italienischen Novellistik setzt hier zum ersten Male der gelehrte Weltmann, der „wiedergeborene" Geist den Griffel an. Aus der gesprochenen, immer auf den mündlichen Vortrag und die unmittelbare Wirkung von Angesicht zu An-

* Übertragen von Konrad Falke, Insel-Verlag, Leipzig.

gesicht bedachten italienischen Novelle der Frührenaissance, wird hier die geschriebene, besonnene bei aller südlichen Leidenschaft des Inhalts ab geklärte, zuweilen ironisch beleuchtete, skeptisch empfundene Geschichte. Sie vertauscht die Unmittelbarkeit der Wortwirkung mit der Allseitigkeit der überlegenen Betrachtung und bedient sich — bezeichnend genug — nicht der lebendigen italienischen Volksmundart, sondern der wiedergeborenen, besser der auserlesenen lateinischen Sprache, die einem schlichten Liebesabenteuer die Würde und Monumentalität ehernen Stils auferlegt. Der ganze Entwicklungsgang der Erzählung wird aus diesem Gebilde deutlich. Aus der freien Luft des Gesprächs und der wetteifernden Lust des Berichtens zieht sich die Erzählung in das Gemach des zunftmäßigen, des gelehrten, nachmals „gebildeten" Humanisten zurück. Früher war der grüne Garten, wo schöne, vornehme Damen und Herren unter irgend einem lieblichen oder mächtigen Vorwande zu einer auserlesenen Geselligkeit vereinigt, abwechselnd einander den Kranz aufs Haar setzten, der den Erzähler des Tages krönte, die Heimat der natürlichen, klanghaften Novelle; erzählen hieß im Grunde nichts als: sagen und das Wort wahrte seine erste, eigentliche Bestimmung: die Wirkung von Mensch zu Mensch. Und nun — die Entwicklung wird durch die Erfindung des Buchdrucks besiegelt — tritt die Erzählung vom grünen Anger zurück an den — grünen Tisch, die natürliche Form wird zur künstlichen, die mündliche zur schriftlichen. Die Würde, die einst durch die Zucht und das Maß des gesellschaftlichen Umgangs allein bestimmt war, wird es jetzt durch die rein innerliche Wahl der Worte, durch eine einseitig schriftliche Bildung und Ausbildung des Stils — Stil hat den Namen vom Griffel — durch eine geistige Erweiterung des inneren Lebens bei gleichzeitiger Einschränkung des äußeren. Der „Schriftsteller" ist da. Manches läßt die Wendung bedauern. Wie viel ist durch diese Einkehr der Kunst ins einzelne, in die Stubenluft, durch die Nötigungen der schriftlichen Fassung verloren und verdorben worden an launenlustiger Freiheit der Erfindung, an Lebendigkeit, Gefaßtheit und Schlagkraft des Wortes, an stofflicher Frische und Würze, ganz abgesehen von dem Fluch der ziel- und sinnlosen Produktion derer, die seither geschrieben haben, bloß weil sie schreiben gelernt, ohne etwas sagen zu können! Aber wie bedeutend hat sich doch auch dadurch Umfang und Inhalt der Darstellung erweitert und vertieft, denn der in seine Zelle eingeschlossene Dichter besitzt zugleich viel weniger, aber auch unendlich mehr von der äußeren Welt, als der frühere Sänger oder Erzähler. Was sich ihm an Unmittelbarkeit und Naivetät entzog, ersetzte seine Bildung — eine schöpferische Naturkraft und eingeborene ungetrübte seelische Einfalt als das Urelement vorausgesetzt — durch den weitesten Umfang des Denkens, durch eine über das eigene Leben und den vergleichsweise engen Kreis der persönlichen Wahrnehmung bedeutend gesteigerte Erfahrung und Einsicht. Die Schrift trug ihm von aller Herren Ländern und Menschen, von allen unendlichen Dingen des bewohnten Erdkreises die reichlichste Kunde als Beute inniger Aufmerksamkeit zu, die Gegenwart verband sich vor seinen Blicken mit der Vergangenheit, vor ihm und durch ihn vereinigten sich die getrennten Völker der Kontinente zu einer Einheit, der Begriff der Menschheit, die Würde des Menschentums als solchen ist sein Werk und der neue Lebensinhalt der Dichtung. Mit der Schriftlichkeit kommt in das Schaffen des Dichters das hohe Verantwortungsgefühl der Unwiderruflichkeit des Wortes, die Sprache wird sowohl sinnreicher, als vielsagender, mag sie gleich weit schwerer aus ihren Begriffszeichen in sinnliche Deutlichkeit und Frische zu rufen sein. Aus dem einfachen, wenn auch muntern Tatsachenbericht, aus der volkstümlichen Idealität oder Derbheit des geradlinigsten Inhalts wird eine bis in alle Abgründe des Sinnens, in alle Höhen des Empfindens reichende seelische Vertiefung und Steigerung. Die Naturnotwendigkeit aller Dichtung, sich mit dem Leben allseitig und alldeutig auseinanderzusetzen, wird zu einer geistigen Freiheit, der Zwang zur Würde, die Laune zur Inbrunst, die naive Lust zum Pathos, der Unbewußte zum Erkennenden. Früher war der Dichter das ewige Kind. Er bleibt es auch jetzt. Aber wie ergreifend klingt nun des Kindes Rede und Tiefsinn, Lust und Kraft aus der Brust des geistigsten Mannes, dem der weite Umkreis des Irdischen gehört, welchen er erwägt und darstellt — mit dem geschriebenen Worte, das die Türen der Ewigkeit öffnet.

Diesem Widerstreit zwischen unmittelbarem Erleben und mittelbarer Einsicht ist fortan die Dichtung, wie das ganze sonstige Schicksal der europäischen Menschheit dauernd unterworfen. Es ist das Problem unserer Lebens- und Bildungsformen, zwischen seinen Gegenpolen schwanken die wechselnden Ideale der Nationen auf und nieder, große Menschen stellen eine wunderbare Vereinigung her, aber in der unvermeidlichen Trennung dieser beiden Endziele: Erleben und Bildung, welche eine ewig wechselnde Harmonisierung suchen, möchte die eigentliche Tragik, der Kristallisationskern der neuen Daseinsformen und Ziele zu erblicken sein. Kehren wir aus dem reich entwickelten, geistig aufs schönste durchgebildeten Italien, dessen Natur und Menschen eine glückliche Vereinigung aller naiven Triebkräfte und aller bewußten geistigen Arbeit, des Seins und der Bildung vor allen anderen Völkern immer wieder zu erreichen und zu behaupten wußten, in unser Deutschland zurück. In das Deutschland des Dreißigjährigen Krieges. Der

Humanismus war auch hierher gelangt, aber er hatte kein sinnlich ausgebildetes, geistig schlagfertiges, sondern ein nördliches Volk gefunden, noch in die tiefere Barbarei einer fast mystischen, jedenfalls tief verwirrten politischen Ziellosigkeit versenkt, in allen seinen Lebensäußerungen sowohl inständig als grüblerisch zaghaft, im Leben wie im Denken verhalten, von einer natürlichen Treue gegen seine noch so ungemäßen Zustände und Vergangenheiten erfüllt, mißtrauisch gegen das Fremde und Neue, welches Zerstörung brachte, ohne Glück zu verbürgen. Der Humanismus wirkte wie zersetzende Säure, statt zu einigen, trennte er Stände, Menschen, Recht und Sitte; seine ungemeine Fruchtbarkeit erwies sich erst nach seiner ebenso ungeheuren Fähigkeit der Sonderung. Der Dreißigjährige Krieg war das notwendige Schicksal, die Roßkur eines so kräftigen und zugleich so in allen Organen zerrütteten Volkes. Aber in dieser Zeit begann eben in dem verwüsteten Körper, nach der Vernichtung alles Ungemäßen einer erworbenen, das schüchterne Aufgrünen einer ursprünglichen Gesittung, naiv, roh, völlig ungelenk, ohne Sicherheit, aber immer selbständiger, bis die Kräfte der Erneuerung in einem langsamer reifenden Volke strenger und zurückhaltender gediehen, schließlich eine späte, unsagbar großartige Erfüllung des Humanismus, eine zweite, größere Wiedergeburt der Antike, eine nationale und wieder erdumfassende geistige Kultur hervorbrachten, deren Wirkung noch heute fortdauert, ohne daß ein schicksalsmächtiges Gegenspiel bisher durchgedrungen wäre. Noch heute ist die deutsche Kultur der klassischen Zeit die Wortführerin der europäischen Stimmen. Und nun betrachte man die Elemente, aus denen sich ein solches geistiges Bauwerk erhob.

Die kleine Selbstbiographie eines vielerduldenden Pfarrers aus den Jahren des Dreißigjährigen Krieges*, durchaus ohne künstlerische Absichten, bloß naive, unbeobachtete Aufzeichnung eines armen Teufels zeigt etwa den beiläufigen geistigen Stand jener Volksschichte, von der die seelische Erneuerung Deutschlands nachmals ihren Ausgang nahm, ein auf die heilige Schrift streng beschränktes Wissen, eine mit lateinischen und französischen Flecken arg gesprenkelte, unbeholfene, langsame, verlegene und täppische deutsche Sprache ohne Mut sinnfälliger Schilderung, belebter Gestaltung, aber von Ingrimm, Trotz, Gottvertrauen, Ergebung erfüllt: dies die Elemente des **Lebens**, die sich stark genug erwiesen, rasch die der Bildung aufzunehmen und wirksam zu machen. Dann kommen die Philander, Moscherosch und Grimmelshausen, dessen weniger bekannte „Landstörtzerin Courasche"** ein deutliches Bild der äußeren Zustände und der inneren Beschaffenheit des deutschen Menschen von damals erweckt. Der Krieg hat alle Bande gelöst, die Geschlechter taumeln durch Mord und Liebe; Eigentum und Familie ist zerstört, neue Gliederungen ergeben sich mit jedem Ereignis, wer bestehen will, kann es nur als Freibeuter, ohne irgendein moralisches Bedenken, die kräftigste Faust, das robusteste Gewissen entscheiden, aber die schneidende Luft hat ihre Leute ausgeschärft, zu jedem Streich fähig, jeden Schlag überwindend, so finden wir ein ausgewitztes Frauenzimmer in den Schlachten sich herumtreibend recht als weiblichen Galgenvogel, über viele Männer triumphierend, maulfertig und den Satan, niemals den Herrgott im Schilde. Ein Jahrhundert später: die überlebende Auslese aus dieser historischen deutschen Sündflut, denn als solche mag der Dreißigjährige Krieg recht wohl gelten, ist wieder verankert im angestammten Boden, ein zugleich gehärtetes und erwecktes Geschlecht, zäh und mit fast zarten Instinkten geistigen Daseins. Jetzt beginnt der Humanismus zu wirken, die Befreiung und Erziehung des Luthertums, einer Lehre der Bürger und Bauern zeitigt ihre ersten Früchte. Die deutsche Bibel hat den deutschen Geist erzogen. Er waltet zuerst in den Pfarrhäusern, aus denen die freien Menschen Deutschlands, überall von reinstem Lichte umflossen, hervortreten, er lehrt aber auch die anderen Pfarrkinder, was er zu lehren hat. Goethes Schützling, der wunderliche Jung, genannt Stilling, ist ein Zeuge dieses primitiven, aber zuversichtlichen Seelenstandes. Noch heute wird man seine Lebensgeschichte, deren Beginn — seine Jugend im naiv-sentimentalen Gewande der ersten Ausgabe erneut herausgegeben* — nicht ohne Interesse, wenngleich mit geminderter Rührung lesen. Hier begann eine Krise der geistigen Entwicklung, die gar wohl in das tote Gewässer des Pietismus, der gläubigen Einfalt sich verirren konnte, wenn nicht starke Menschen das lebendige Leben mit selbstgerechter Energie lebten und eine Freiheit, einen Reichtum der Bildung der überwuchernden, doch gebundenen Gefühlsseligkeit entgegenstellten. Die Lebensbeschreibung Jung-Stillings zeigt einen beschränkten Geist in einer seiner wahren Bedeutung nicht eben angemessenen Zuversicht, ein naiver Egoismus stimmt ein fast litaneihaftes Triumphlied seiner Würdigkeit, Wohlerhaltenheit und Zuversicht an, als hätte die Vorsehung gar keine andere Aufgabe, kein anderes Ziel gekannt, als gerade ihn, Jung-Stilling, durch alle Not und Fährnis heil hindurchzuführen zu seiner nunmehrigen einzigen Gottgefälligkeit. Ein in seiner Bescheidenheit aufreizendes Selbstgefühl, eine zu seiner natürlichen Größe in sinnfälligstem Widerspruch stehende Übertreibung des demütigsten Gottesknechtleins macht diese Erinnerungen, deren Anmut und Schlichtheit gleichwohl stellenweise tief

* Das Leben des thüringischen Pfarrers Johannes Langguth, von ihm selbst aufgezeichnet. Leipzig, Insel-Verlag.

** Verlag Julius Zeitler, Leipzig 1907.

* Insel-Verlag Leipzig.

ergreifen, doch als Zeugnis eines damals allgemeinen und nicht ungefährlichen Typus bemerkenswert. Man weiß, daß Goethe zuerst gepackt wie von jedem eigentümlichen Menschentum, des armen kleinen Heiligenmännleins — die Lebensstimmung des Pastors Frenssen, die auch heute noch ihre wohlfeilen Triumphe genießt, ist dieser einstigen artverwandt — sich liebreich annahm, aber nachher all seiner ruhigen Duldsamkeit und übersehenden Gelassenheit bedurfte, den auserwählten Kleingeist eben zu ertragen, den er selber groß machen geholfen hatte.

Und lang nachher — Goethes klare, schön geschwungene, wie ein strahlender Regenbogen auf den Enden der Erde ruhende, über den Himmel der Welt ausgespannte Laufbahn stand farbenvoll auf dem Horizonte — wurde die widerstreitende Natur des geistigen und sinnlichen, der unmittelbaren und mittelbaren Bildung, die von der klassischen Zeit aufs großartigste zusammengefaßt und zum dauernden Einklang gebracht worden, aufs neue zum geistigen Grundproblem. Ihr Zeugnis ist die Romantik, die auf ihre Weise eine neue Einigung versuchte und an dem ungeheuren Ziel einer bewußten Naivetät, einer wissentlichen Volkstümlichkeit bei rein geistiger Annäherung an die ersehnten Urquellen der nationalen Empfindung tragisch scheiterte, nicht ohne eine dauernde Bereicherung des künstlerischen Ausdrucksvermögens, des Materials der Sprache und Motive, der seelischen Elemente, alles ursprünglichen, poetischen Instinkts, aber auch alles bildungsmäßigen und absichtlichen Suchens und Wollens zu hinterlassen, ein Erbe, das heute fast bedeutender und fruchtbarer nachwirkt, als der in seiner Vollendung streng abgeschlossene, in seiner Harmonie gelassen abwehrende Klassizismus. Ein gewisser demokratischer Zug der Romantik in ihrer Sehnsucht nach der Erneuerung alles urvolkstümlichen in der Dichtung überwindet die aristokratischen, mystischen, konservativen Bewegungselemente und kommt verwandten sozialen, politischen Regungen von heute nahe. Aber auch alle anderen disparatesten künstlerischen, höchst persönlichen Regungen des gegenwärtigen Schaffens finden in der Romantik ihre erste Ahnung und Vordeutung, und wenn man eine geistige Bewegung nicht nach ihren Werken allein, sondern nach ihrer Wirkung beurteilt, nach ihrer Vielfältigkeit und weithin ergossenen Energie, so erhält die Tragik der romantischen Periode erst ihren wahren Lebenswert, ihre ökumenische Hoheit und menschheitliche Würde. Eine vielleicht willkürliche, doch überaus aufschlußreiche Sammlung „Romantikerbriefe" von Friedrich Gundelfinger* gibt von der Zeit und Seele dieser Menschen nicht nur Kenntnis, sondern ein in sich geschlossenes, eigentümliches, von den Erlebenden und Schreibenden sozusagen unwissend gestaltetes Bild.

* Jena, Eugen Diederichs.

Hier sei eines rührenden, bedeutenden Zwischenspiels gedacht, einer Gestalt, welche inmitten einer mannigfaltigen Entwicklung wunderlich allein steht, keiner Richtung angeschlossen und doch typisch für die Nation, mehr, für einen eigentümlichsten Reiz des geistigen Lebens der ganzen Menschheit. Ich meine die Figur des Skeptikers, die in der Weltgeschichte überall, will sagen in der Geschichte der geistigen Welt allenthalben die reizvollste, eigentümlichste, heiter-wehmütigste Rolle gespielt hat, von Sokrates bis zu Montaigne, Champfort, Sterne und Lichtenberg.

Der Skeptiker, dessen Pathos darin liegt, nichts pathetisch zu sehen, sondern allen Dingen ihre Schwere zu nehmen, indem er ihnen seinen Geist einhaucht, dessen zartes, ergreifendes Lächeln aus der groben Welt widerstrahlt, die er ansieht, der nicht gestaltet, sondern nur eben anschaut und mit leisem Liebhabergeist das bittere Leben doppelt liebt, weil er es in all seiner Fragwürdigkeit und Blöße erkennt, der die Erscheinungen nicht mit ihrer Wucht und Undurchdringlichkeit als ausschließliche Herren achtet, sondern bloß durch eine eigentümliche Weise seines Denkens unversehens leicht und durchgängig macht, als seien sie ein Spiel der Luft, eine Spiegelung, nichts weiter, dessen Heiterkeit und Freiheit so selten ist, daß das Spiel der Dinge durch ihn erst seinen wahren Wert zu verdienen scheint: der Skeptiker erlöst durch die eigentümliche Gewichtlosigkeit seines Denkens alle Probleme der menschlichen Gemeinschaft, indem er sie nur ansieht. Durch seine Betrachtung werden sie ihm wie ein persönlicher Besitz eigen, er reiht sie an, so daß sie aufs anmutigste schweben wie in einem Tanz der Stunden, als hätten sie nicht mit schweren Tritten manches Leben zerstampft, mit tödlichen Waffen manches Herz vernichtet. Und dabei bietet der Skeptiker gleichwohl nicht das Bild eines munteren, sorglosen Mannes, sondern der Glanz seiner Heiterkeit strahlt mit der Wehmut, mit dem ganzen Leid des Erkennens aus den tiefsten Augen; auch diese Leichtigkeit und Grazie ist nicht bloß eine Gabe, sondern ein Schicksal, nicht bloß Kunst, sondern Wille, also nicht bloß Lust, sondern die schwerste Selbsteroberung. So steht Lichtenberg in unserer deutschen Welt als der freieste, heiterste Geist, vielleicht als der einzige dieser Art, den sie hervorgebracht und der mit seiner ruhigen Gelassenheit alle mächtigen Bewegungen, die am Ende ihrer Schwere unterliegen, mit seiner gewichtlosen Geistigkeit, mit seiner hellen Anmut überdauern mag. Eine glückliche Auswahl aus seinen Schriften in zwei Bänden* bringt uns den Geist, ein paar neue Briefe den Menschen** innig nahe. Diese betreffen ein „kleines Mädchen", dem er zu Göttingen auf der Straße begegnete,

* Bei Eugen Diederichs, Jena.

** „Lichtenbergs Mädchen", Süddeutsche Monatshefte 1907.

das er, von der natürlichen Liebenswürdigkeit des zarten Geschöpfes entzückt, in sein Haus nahm, schreiben lehrte und als Lebensgefährtin für eine schöne kurze Zeit gewann, bis sie, siebzehnjährig, starb. Der Skeptiker sagt: „Es gibt Stellen, wo Bauernmädchen aussehen wie die Königinnen; das gilt von Leib und Seele." Ihm offenbart ein Mädchen, mit ihrem Leib und ihrer Seele „die Heimlichkeiten des ganzen weiblichen Geschlechts", denn „ein jedes Mädchen ist die Verwalterin der weiblichen Mysterien".

Diese wenigen Briefe erzählen von seinem Glück, da sind sie voll von der launigsten Munterkeit, sie erzählen vom Tode der geliebten Person, da sind sie voll des ergreifendsten Schmerzes, von der Einfalt einer freiesten, an keinerlei Voraussetzungen gebundenen und verwirrten natürlichen Empfindung. Dies ist das eigentümliche Glück, welches mein über alles geliebter Montaigne oder Sternes „sentimentale Reise" (in einigem wohlgemessenen Abstande), oder der herrliche Lichtenberg gewährt: man blickt durch alles Menschliche wie durch Kristall, es ist leicht geworden wie lauter Schein und durchsichtig wie helles Glas und ist doch völlig es selbst geblieben, der betrachtende Geist hat es unserer Einsicht dargeboten, seine erkennende Willkür bestimmt das Maß der Dinge.

Wie müd und traurig zeigen dagegen erotische Zeugnisse, wie diese „französischen Liebesbriefe aus acht Jahrhunderten"* selbst bei dem leichtesten Volk der Welt die bittere Schwere, Einfältigkeit und Mühsal der Geschlechtssehnsucht, Paarung, Trennung, die geringe Flugkraft der erotischen Bewegung bei ihren geistigsten Äußerungen der Mitteilung! Die sexuelle Phantasie, Heiterkeit, Anmut und Mannigfaltigkeit bedarf nicht der unmittelbaren Wahrhaftigkeit des Bekennens, sondern der gestaltenden Kraft des Schöpfers, die sich in alle Instinkte im Übermaß birgt, aber nicht im Erlebnis, sondern im Spiel der künstlerischen Hervorbringung, als in einer höchsten, ideellen Wollust zugleich auslebt, mitteilt und lehrt. Auch hier möchte die ewige Disharmonie des unmittelbaren Erlebens und der geistigen Durchdringung vernehmlich werden. Das Geschlechtsleben mit all seinen primitiven oder überfeinerten, mit seinen tragischen oder burlesken Äußerungen, Fabeln, Sitten als mächtiger Untergrund der gesamten Organisationen ist weit früher, als die Kunst aus der Aufrichtigkeit des Naturdaseins in die mittelbare Zucht eines schärfenden, zugleich verbitternden und würzenden Geistes, sozusagen in die Sphäre der „Bildung" geraten und hat aus dem bewußten Widerstande gegen die aufrichtige selbstverständliche Triebhaftigkeit erst seine Kultur, Verfeinerung, Beseelung und Beweglichkeit geschöpft. („In der heroischen Zeit, da Götter und Göttinnen liebten, folgte Begierde dem Blick, folgte Genuß der Begier.") In jedem Zeitalter, wo die Instinkte der Befreiung überwogen, erlitt der Christianismus gerade von den in ihrer Geschlechtlichkeit Gekränkten, Verwundeten, Überreizten die tiefsten Angriffe, hier ist er der fragwürdige Schöpfer einer übermäßigen Geistigkeit auf Kosten der schlichten Selbstverständlichkeit und Sittlichkeit des gesunden Instinktlebens, das in seiner Einfalt die natürlichste Würde verbürgt. Der Kampf um die Liebe, um die Freiheit des Menschlichen in seiner ersten Willensäußerung ist der bedeutendste Kampf gegen die „Bildung", der immer wiederkehrt und bei welchem allein in der ganzen Geschichte die Rollen so vertauscht sind, daß das Christentum — der Begriff in der weitesten Bedeutung genommen — die Partei der „Bildung" darstellt, während die „Gebildeten", welche das Recht der Instinkte, die Heiligkeit der Triebe, die Freiheit des erotischen Daseins wiedergewinnen wollen als Partei der „Natur" erscheinen. Die Gegensätze verschlingen einander. Eben unter den romanischen Völkern ist die Energie der erotischen Begabung stark genug, sowohl die Überfeinerung, die der Christianismus — der unwillige unwillkürlich — recht eigentlich als erotische Kultur ausgebildet hat, künstlerisch auszuwerten, als die Wucht des aufrichtigen Geschlechtsempfindens mächtig darzustellen, so daß, in der Dichtung wenigstens, das romanische erotische Temperament sich in mannigfaltigen und großartigen Äußerungen auslebt. Hierin haben die Franzosen vor allen ihr eigentliches, bestes gegeben.

Rousseau, der vom Politischen und Sozialen aus die Freiheit des natürlichen Menschentums ermessen will und in seinen „Bekenntnissen" die Vorbedingung jeder Befreiung setzt, indem er sein eigenes Leben enthüllt und dadurch sich selber entkettet, macht den Beginn dieser geistigen Rückkehr zur Natur. In diesem Zusammenhange mag einer angenehmen Übersetzung der „Confessions" von Ernst Hardt* gedacht werden, in deren sauberem Druck zu lesen, deren biegsamen Einband anzufassen ein Vergnügen ist. Schlägt man gar die liebliche Geschichte seiner einzigen, wahrhaften Liebe zur Frau von Warens auf, oder die reizenden Idyllen seiner kindlichen Wanderzeit, so sieht man das alte Wunder wieder, wie ein übergewaltiger Geist doch immer irgendwann und wo sich als das ewige Kind zeigt, denn nur wer ein Kind bleibt, kommt zu den eigentlichen Riesenkräften des Lebens. Stendhal und Merimée gehören in diese spezifische gallische Entwicklung, denen Balzac, Barbey d'Aurevilly (dieser eben vom Christianismus aus) sich anschließen.

Flaubert aber hat seine monumentalen Gebilde mit einer tiefsten Einsicht in die erotischen Bewegungen der menschlichen Komödie beseelt. Seine „Madame Bovary", seine „éducation senti-

* Julius Zeitler, Leipzig.

* Wiegandt & Grieben, Berlin.

mentale“ und die unsterblichen Zeugnisse davon. Hier sei die erste Ausgabe seiner „gesammelten Werke“ in deutscher Sprache* angezeigt, deren einzelne Bände ungleichwertig übersetzt sind, doch bin ich in der Übertragung der „Madame Bovary“ von René Schickele mit Vergnügen einem schmiegsamen Sprachgeist begegnet, der Tonfall, Farbe und Präzision des französischen Ausdrucks nicht übel vergegenwärtigt. Zudem ist diesem Roman der außerordentliche Essay Maupassants über Flaubert vorausgeschickt. Man denkt hier an das Goethesche „Du gleichst dem Geist, den Du begreifst“, wo ein überaus starkes künstlerisches Talent wie in einer seiner Novellen die sinnfälligste Gestaltung des tragischen Menschen, des leidenschaftlichen eifersüchtigsten Liebhabers der Kunst mit ein paar Strichen zuwegebringt. Flauberts Erscheinung taucht mit Maupassant'scher Plastik hervor, ohne daß der ungeheuren Macht dieses Geistes, dem Umfang, dem Reichtum dieses Denkens auf den Grund gekommen wäre. Gleichwohl ist Maupassants künstlerische Intuition stark genug, auch dies alles in seinem Bilde ahnen lassen zu können. Es ist ein literarisches Porträt ersten Ranges. Ich erwähne noch die Ausgabe einer englischen literarhistorischen Kuriosität, John Beckfords „Vathek“**, eines jener kühlen, aber außerordentlichen Gebilde, an denen die seelisch unbeteiligte weltmännische Phantasie der Briten ein typisches Wohlgefallen findet und eine nicht eben begeisternde Auswahl aus den Werken eines unerkannt hingegangenen polnischen Dichters, Cyprian Norwid.***

II.

Von der Gesamtausgabe der Werke Dostojewskis† sind nun die politischen Schriften und die kleinen Novellen, diese unter dem unglücklichen, weil unzutreffenden und willkürlichen Gesamttitel „Aus dem Dunkel der Großstadt“ herausgekommen. Dostojewski als Dichter der Großstadt anzusprechen erscheint kleinlich, als wollte man einer ungeheuren mythischen Gestalt einen Frack anmessen. Gerade der russische Ursprung verbietet doch, abgesehen von der sonstigen Verfehltheit der Bezeichnung die Rückführung der außerordentlichen Vielbedeutung dieses Geistes auf das Schlagwort des Großstadtdichters. Ist doch die unendliche Weite des offenen Landes, der eigentümliche Mangel an organisatorischer Zusammenfassung, der für die russische Welt so charakteristisch bleibt, das Vorwalten des Herden- und Hirtengeistes, des Bauern- und Jägerblutes über die moderne Fabriks- und Arbeiterpolitie, als welche die Großstadt erscheint, auch für die Stoffe, nicht bloß für den geistigen Inhalt der Dostojewskischen Werke bezeichnend. Daß ihr Schauplatz zumeist Petersburg ist, hat den groben Irrtum veranlaßt, kann ihn aber nicht entschuldigen, denn diese Stadt entspricht dem Begriff der modernen Großstadt von allen europäischen Zentren am wenigsten als das willkürlich zusammengetrommelte wüste Häuserchaos, in welchem das russische Volk nicht eine natürliche Heimat des angestammten Bürgertums, sondern eine auf Befehl zustande gekommene Garnison erblickt, wo eine Kaste entwurzelter Soldaten, verdorbener Beamten unter einem wüsten Gelichter völlig Deklassierter neben zufälligen Betrieben, die eine unvermeidliche Industrie mehr notgedrungen als aus historischer und sozialer Folgerichtigkeit gerade hier konzentriert hat, neben einigen europäisch entnationalisierten reichen Familien haust und dahinfault. Das tiefere unheimliche, wühlende Leben dieses ungeheuren toten Körpers besteht in der gewaltigen Zersetzung, indem eben die der wirkenden Großstadt innerlich fremden und feindseligen Menschen des kranken Agrarstaates, der seine natürliche politische Ausdrucksform noch nicht gefunden hat, hier eingepfercht, zusammenströmen, alle dunkeln Triebkräfte gegen den ungemäßen Zwang einer verhaßten Organisation kehren und in ihrer Heimat wie in der bittersten Fremde recht im Elend hausen. Die Schicksale dieser Menschen bilden das Material, aus welchem der eigentlichste Dichter, den seit den Urzeiten der Völker ein gärendes Chaos hervorgebracht, seine Visionen schafft, deren Größe die elementare Macht des Epos erneuert, welches die erhabene Vorahnung der Ordnung, Gliederung und Würde des Menschentums darstellt, wie eben die Kunst die Erfüllungen des Lebens unerreichbar vorwegnimmt.

Während dieses Volk einzig in Europa das Los und Leid des Vorschauens, der tragischen Verheißung hat, ist den übrigen Nationen der ausgebildeten Kulturen, die in ihren Formen als in einem gegebenen, sei es auch schmerzvoll beengenden Gehäuse verharren, nur ein Rückschauen vergönnt.

Hier geht die Sehnsucht nach dem Werdenden, da nach dem Gewesenen, hier aus dem Chaos nach der Ordnung und Bildung — man nehme das Wort in seiner ursprünglichen Bedeutung als Formkraft und Instinkt — da aus der Bildung nach dem Urwohllaut der tief strömenden Naturtriebe. Für diese inständigste, in jedem Zeitalter lebendige Sehnsucht nach der Freiheit des instinktiven Daseins scheint mir unter den heutigen Deutschen der romantischeste Geist: Heinrich Mann, der eigentümliche Vertreter. Sein neuer Roman „Zwischen den Rassen“* stellt das Problem der Gegensätzlichkeit von Natur und Bildung mit der Willkür, welche das Recht der Intuition bleibt, unter das Schwert des Rassengedankens. Gemeint ist: in unserem Europa stehen die kühle, verhaltene Sittlichkeit, das Pathos der germanischen

* J. C. C. Brun Minden.
** Julius Zeitler, Leipzig 1907.
*** J. C. C. Bruns, Minden.
† München, R. Piper.

* Albert Langen, München.

Hemmung alles physischen durch das Geistige, die Energie einer ethischen Gefaßtheit, welche dem Norden gegeben und durch alle tatsächliche Entwicklung über Gebühr verstärkt ist und die südliche, nach außen gewandte seelische Schamlosigkeit, das heitere, unbekümmerte Ausleben des Triebhaften, die Impulse einer sittlichen Voraussetzungslosigkeit, wie sie den Völkern, bei denen die Natur den Menschen auflöst, nicht verdichtet, einander mächtig gegenüber und blicken sich in das Weiße der Augen, Diese Antithese wird als dichterische Idee nur durch eine beschränkte, einseitige, willkürliche Formulierung möglich. So erscheint sie hier geistig überspannt: zwei Rassen, germanische und südliche. Und dieses Gegenspiel wirkt in unserem modernen Geschick als bestimmende Macht, aber seine Dämonie entwickelt sich nicht im einfältigen Gegeneinander zweier ganz abgegrenzter Charaktere, denn das Leben kennt keine so simpeln Vereinfachungen, sondern diese Gegensätzlichkeit des sittlichen und des triebhaften, des nördlichen und des südlichen, des seelischen und des physischen Menschen, der Natur und der Bildung fließt durch eine unablässige Blutmischung in jeden Menschen unserer Welt schicksalsvoll ein. Jeder einzelne trägt diese ungeheuren Widersprüche in sich. Sie walten in- und gegeneinander; wunderbar verwirkt und verwirrt, drängt ein jeweils unterdrückter Teil nach Herrschaft und Steigerung, indem er außen seinen Bundesgenossen und Verwandten sucht. Die Liebe, der Wille nach Ergänzung und Harmonisierung der dunkeln inneren Gegenspiele, bestimmt das äußere Schicksal dieser unverlierbaren Symbolik unseres Lebens, in welchem die „zwei Rassen" — nun weiß man, daß dieses Wort zu eng und zu weit ist für die Fülle, wie für die Begrenztheit des Problems — einander kämpfend umschlingen. Aus diesem Grundgedanken wächst, mehr konstruktiv ersonnen, als naiv geschaut der Inhalt: ein Frauenwesen, Kind einer südlichen Mutter, eines nordischen Vaters taumelt durch das Irrsal eines sehnsüchtigen Weiberdaseins, ihr nordischer Geist kämpft mit ihrer südlichen Seele, der Geist sucht Liebe, die Seele Leidenschaft, der Körper verlangt Erfüllung und wird durch die tobendste Willkür des Genusses ausgeschärft, zugleich geknechtet und befreit, gereinigt und entsühnt für die edlere Herrschaft der Liebe, die das Wesen von dem ziellosen Drang nach sich selbst erlöst durch die Fassung und Weihe, einem anderen zu gehören, um eines andern willen zu sein, wie immer die Menschheit aus dem Schoß des Menschen entbunden, das Weib immer erst seiner inne wird, indem es sich ergibt: dem Mann, dem Kinde. So schließt sich der Kreis des weiblichen Erlebens in einem weiblichen Schicksal, das Gegenspiel der „Rassen" klingt zusammen in der erfüllenden Umfassung zweier Wesen. Der Gedanke dieser mit zufahrender Kühnheit ausgeschwungenen Komposition ist runder als ihr Inhalt, alle die großartige Eile des Vortrages, die sinnliche Eindringlichkeit der Details, die tropische Glut der Sprache — ich wüßte zur Zeit keinen deutschen Autor, der eine solche Furia des Ausdrucks, eine solche Flamme der Vision hätte, wie dieser — machen die Willkür der Erfindung, die Gesuchtheit der Formulierung vergessen. Aber hier bedeutet eben die Einzelheit, die Fülle der dichterischen Eingebung den Wert des Ganzen, das nicht so sehr als Werk, denn als Gleichnis einer bezeichnenden Lebensstimmung und Zeitanschauung dasteht. Seine Teile — die Schilderung eines Liebestaumels in einem alten Campagnaschlosse hat einen brennenden Glanz ohnegleichen — seine Glieder sind mächtiger als das Ganze.

Dem typischen Gegensatz: natürliches und willkürliches Leben, naives und Bildungsdasein, freie Sittlichkeit und sozial gebundene, zeitlich, religiös, geistig bestimmte Klassenethik begegnet man allenthalben in der Literatur, nur ist er nicht immer so ausgeprägt der Hauptinhalt des Werkes, sondern bildet zumeist den allgemeinen Stimmungshintergrund, von welchem sich das differenzierte Einzelproblem abhebt.

Gleichsam in das Dämmerlicht eines nordischen Tages eingehüllt, steht dieses Gegenspiel, ganz auf die Sexualität bezogen, in einem Skizzenbande von Gerhard Ouckama-Knoop: „Der Gelüste Ketten."*

Dem Zwang gesellschaftlicher Bräuche, eines sozialen Schicklichkeitsbegriffes — das Wort Sitte und Sittlichkeit auf den üblicheren „Anstand" anzuwenden, verbietet der Geschmack — den Fesseln der eigenen Lebensangst steht in allen Menschen die geheime Revolte der unterdrückten Geschlechtlichkeit gegenüber und einzelne Anlässe bringen die lauernden Konflikte zur Entladung. Das ist das Grundmotiv der erotischen Erzählung, der Tragik, wie dem Humor gleich zugänglich. Diese Skizzen vermeiden bis auf die erste — einer schlechthin außerordentlichen psychologischen Darstellung des Seelen- und Körperzustandes der verhaltenen Lüsternheit, einer pragmatischen künstlerischen Begriffsbestimmung der Prüderie — durchaus die direkte Kraft von Humor und Tragik und halten vielmehr eine merkwürdig abgedämpfte, zwischen trauriger Heiterkeit und skeptischem Mißmut schwebende Stimmung ein, die eben die seelische Monotonie und das stumpfe Gleichmaß des modernen Sexualdaseins mitteilt, nicht ohne daß man bei all der technischen Meisterschaft dieses leisesten Vortrages zuweilen nach einem lauten, befreienden, ausbrechenden sexuellen Humor oder einem anstürmenden, wuchtigen erotischen Pathos verlangte.

Nach diesen Verfeinerungen des subtilen Geschmackes, der zarten Empfindung, der diskreten

* Berlin, E. Fleischel & Co.

Einsicht eine grobe eindeutige, im berlinischen Tageslicht einher gehende Anekdote, deren Schritt sich nach dem neudeutschen Bewußtsein dieser noch nie dagewesenen Stadt etwa graziös und seelenvoll anhören mag: „Jettchen Gebert" von Georg Hermann.* Eine Anekdote — das ist das Schicksal des Naturalismus, seinen Stoff nicht über die alltägliche Bedeutung zu stellen — ausgedehnt und ausgelebt in einer Umwelt, die zur Hauptsache wird. Die Anekdote: ein schönes Berliner Judenmädchen verliebt sich in einen braven christlichen Privatgelehrten und heiratet einen gemeinen jüdischen Ladenschwengel, weil die Sippschaft es so will. Das Um und Auf: Biedermeierzeit in Berlin, die Trachten der Herren und Damen, die Eßgewohnheiten und Verkehrssitten, die Möbelstücke, der Landaufenthalt — man schwankt zwischen Charlottenburg und Schöneberg — eine Miniaturmalerei jüdischer Familienbilder, eine hübsche, sinnvolle und geistreiche Darstellung verschiedener Abschattungen eines bedeutenden Grundcharakters, der sich den Nachkommen nur in merklicher Verdünnung mitgeteilt, jezuweilen auch, obschon übertrieben und geziert, eine anmutige Naturstimmung und das Ganze doch tief innerlich unzulänglich. Am Ende weiß man sehr genau, welche Kleider man um 1830 im allgemeinen, welche Jettchen Gebert im besonderen trug, man hat auch ein bestimmtes, abgetöntes Zeit- und Stadtbild, aber kein beruhigtes Gefühl einer bleibenden Gestaltung. Es ist der Glaube des Naturalismus: Kleider machen Leute. So erblickt er in den Kleidern Schicksale. Er kennt Leute, aber nicht Menschen. Inmitten der bestimmenden Verhältnisse werden Figuren an Drähten gezogen und eine trostlose Schicksalsunfähigkeit macht die typischen Gestalten und Erlebnisse, die der Naturalismus herausstellt, fragwürdig und zweifelhaft. Die herzhafte Erfreulichkeit auch des Tragischen fehlt und die Befriedigung einer mechanischen Folgerichtigkeit bietet sich dafür höhnisch zum Ersatz.

Erfreut kehrt man aus Berlin nach — Deutschland zurück, selbst weit unzulänglichere, aber menschlich intensivere Schöpfungen mit dankbarer Herzlichkeit begrüßend.

Von Jakob Schaffner, einem jungen Schwaben, eine Novellensammlung: Die Laterne**, hemdärmelig, munter, von zuweilen volkstümlichem Tiefsinn, künstlerisch freilich höchst ungleich, völlig belanglos das nur durch Einzelheiten immer wieder erfreut neben starkem, eine Geschichte „Die Grobschmiede" von köstlichem Liebreiz. Nichts als dies: ein schüchterner Freiwerber lernt von seiner Großmutter, wie ein Bursch seinen Schatz erobert. Aber wie in einer urnaiven, grobkörnigen Handwerksburschensprache — in ihr lebt langverlorene Mündlichkeit wieder lachend auf — Menschen hingestellt, Dinge sichtbar gemacht werden, die Erscheinung eines sauberen, spröden Mädchens, das Fallen des Brunnenwassers in den Eimer, der Witz einer derben Wechselrede, das alles ist unlernbar und Eigentum eines ganzen, gesunden Dichters. Das zweite, was aus dem dichterischen Triebleben erst die freie Vollendung des Menschen- und Künstlertums gestaltet: der ordnende Geist, die strenge Wahl, die gemäße Form darf man billig von einem so munter-kräftigen Gesellen erhoffen und voraussetzen.

Einen verwandten Eindruck fröhlicher Ganzheit, einer reinen starken Männlichkeit machen des Schweizers Karl Spitteler Novellen, die lang vor dem — meinem Gefühl nach überschätzten Epos „Olympischer Frühling" — entstanden, nun erst von dem Ruhme des späteren Werkes ans rechte Licht gehoben werden. Eine kleine Kindergeschichte: „Die Mädchenfeinde"* — zwei trotzige Schuljungen ziehen mit einem feinen kleinen Schulmädchen aus den Ferien nach der Stadt zurück, erleben allerhand, lernen die süße Tücke und holde Unzuverlässigkeit der Weiber kennen, gehen an dem Schicksal der Großen, das sich rings um sie abspielt, unwissend vorüber und werden zum Schlusse aus der trotzigen Mädchenfeindschaft ihrer Reiseerfahrungen zu einem überschwänglichen Minnegefühl emporgehoben, das ziervollste Gleichnis so manchen erwachsenen Erlebens.

Verwandter formaler Richtung gehören die Romane** eines neuen Erzählers Hermann Kurz an, welche ziemlichen Erfolg hatten. Sie sind nicht nach meinem Geschmack. Holzschnittartige Derbheit der Sprache, Einfachheit der Zustände und Probleme hat sicherlich Reiz und Wert, doch bedarf dies alles einer dieser Form gemäßen Auffassung der Gegenstände, keiner sentimentalen, weichlichen, empfindsamen Gefühlsseligkeit. Hier kommen alle Gestalten zwar in recht groben Umrissen heraus, haben aber kaum andere, als konventionelle Züge, während die Holzschnittmanier besonders nach singulären, nicht nach typischen Gesichtern verlangt. Das Verfehlte liegt hier nicht in der formalen, keineswegs zu unterschätzenden Gabe des Autors, sondern in einer dem großen Lebensinhalt der Kunst noch nicht gewachsenen seelischen Kraft, die in jugendlichem Schmerzgefühl des Daseins Traurigkeit für Tragik, Überschwänglichkeit für Gefühlsstärke und Düsterkeit der Grundstimmung für männliche Herbheit nimmt und ausgibt.

Ein Tendenzroman von Charlotte Knöckel „Die Schwester Gertrud"***, welcher die „Frage" behandelt, ob ein hoffnungslos Kranker um seiner selbst und um der Lebenden willen von seinen

* Berlin, Eg. Fleischel & Co.
** S. Fischer, Berlin.

* Eugen Diederichs, Jena.
** Die Schartenmättler, Stoffel Hiß, bei Wigandt & Grieben, Berlin.
*** Berlin, S. Fischer.

Qualen und seiner Zukunft erlöst werden dürfe, gibt Anlaß, einmal auch ein Wort über die Tendenz im Roman, im Kunstwerk überhaupt zu sagen. Sie ist darin ein Fremdkörper. Oder anders formuliert: niemals hat sie in einem Kunstwerk als solche Raum, sie werde denn so völlig in Gestaltung und Erscheinung aufgelöst, daß sie überhaupt nur mehr als eine Art verstärkter Subjektivität vernehmbar wird.

Es gibt nur künstlerische Zwecke für ein Werk der Dichtung, nicht aber praktische einer Neuordnung der Dinge und die Idee, das sogenannte „Geistige" im Kunstwerk geht immer nach dem allgemeinen Menschheitlichen, nicht nach der Speckseite des bürgerlich Wünschbaren, revolutionär Erzwinglichen. Die Tatsachenmaterie und die unwägbare Geistigkeit des Kunstwerkes können keine organische Vereinigung eingehen und schließen einander aus, als zwei urfremde Dinge. Das hat mit der großen Lebenszugehörigkeit der Kunst, mit ihrer Sachlichkeit, ihrem natürlichen Stoffgebiet, das aus dem realen Leben seine Nahrung schöpft, nichts zu tun, denn zu zeigen, was ist, bleibt künstlerisch, zu sagen, was sein sollte, ist es eben nicht. Niemals kann Gesinnung sich als künstlerische Wertigkeit ausgeben und die rechtschaffenste soziale Absicht hat mit einer poetischen nichts gemein. Der Edelmut eines Kunstwerkes liegt in der Vollkommenheit, mit welcher es seinen Stoff darstellt; seine Anschauung, Anschaulichkeit, Gefühlskraft entscheidet, andere Absichten gehören anderen Betrieben zu.

Von Ricarda Huch ist „Der Kampf um Rom" der zweite Teil der „Geschichten von Garibaldi" vollendet worden*. Die Geräumigkeit der Anlage verrät sich erst hier als epische Unzulänglichkeit, indem gerade in den politischen Schachzügen, die der endlichen Einigung Italiens vorausgiengen, etwas der urtümlichen Einfalt des Helden entgegengesetztes, modern raffiniertes analysiert, nicht voll gestaltet ist, das der heroischen Simplizität, die den Grundton der Darstellung ausmacht, zuwider, als unorganischer, unbezwungener Gegensatz, nicht als das natürliche Widerspiel eines großen Konfliktes erscheint. Auch verträgt die mythische Schlichtheit des Volkshelden, wie ihn die Dichterin sah und überliefern wollte, nicht eben leicht die weitwendige, umständliche Erzählung, die aus den vereinzelten mächtigen Begebenheiten sich immer wieder in ein Tatsachengestrüpp verliert, wobei das reizvollste Detail und eine zuweilen herrlich aufflammende Sprachschönheit nicht für die Holprigkeit des Tempos und eine gewisse Monotonie des einfachen Hauptcharakters entschädigt.

Aus dem nordischen Schaffen werden diesmal weniger belangreiche Gaben wie eine Nachlese der bedeutenden Ernte gegeben, von Svend Leopold eine unerträglich geistreichelnde Tiersymbolik „Goethes Katze"**, von Knud Hjortö ein Roman „Grau und Rot"***, der nicht ohne Großartigkeit die Analyse eines zwischen alltäglichem Gleichmaß und erschütternder seelischer Revolte schwankenden Charakters gibt, der schließlich dem aufwühlenden Blut, dem Irrsinn unterliegt und in einer ungeheuren Feuersbrunst der Gefühle zugrundegeht. Doch fehlt, wie schon bei früheren Werken dieses höchstbegabten Dichters der Gestaltung des einzelnen die Fülle des umgebenden Daseins, die Sichtbarkeit und Reichlichkeit von Figur und Erlebnis, so daß sich das Schicksal immer wie in einem leeren Raume ereignet und seine Resonanz verliert.

Schließlich noch ein Roman des greisen Jonas Lie „Östlich von der Sonne, westlich vom Mond und hinter den Türmen von Babylon"***, unter welchem wunderlichen langen Titel sich eine von kosmischen und zoologischen lyrischen Gleichnissen begleitete Alltagsgeschichte abspielt, die an die trefflichen Schöpfungen des feinen Meisters aus seiner früheren Zeit nicht heranreicht, aber immerhin in der Sicherheit, mit welcher ein typischer Stoff, wesentliche Grundkonflikte und bezeichnende Charaktere herausgegriffen sind, den großen Dichter zeigt.

Auf eine Gesamtausgabe† der Werke des jüngst verstorbenen Österreichers J. J. David möchte späterhin ausführlich zurückzukommen sein, wenn sie vollendet sein wird. Die vorliegenden zwei Bände enthalten die Gedichte, die Dramen, und die erste Erzählung, die seinen Namen bekannt gemacht hat, „Das Höferecht", genug die löbliche Absicht der Veranstaltung zu begrüßen, zu wenig, ein geschlossenes Bild der schaffenden Persönlichkeit zu vermitteln. Otto Stoeßl.

* Deutsche Verlagsanstalt. Stuttgart.

* J. C. C. Bruns, Minden.

** Axel Juncker, Stuttgart.

*** Berlin, Richard Tändler.

† München, R. Piper & Co.

Feuilleton.

Burgtheater.

(Samstag, den 28. März: John Gabriel Borkmann, Schauspiel in vier Akten von Ibsen [Regie: Herr Römpler]; Mittwoch, den 11. April: Des Meeres und der Liebe Wellen von Grillparzer [neu einstudiert].)

Das Burgtheater hat uns knapp vor Ostern unmittelbar hinter einander Neuheiten von Ibsen und von Grillparzer beschert, die zu einem interessanten Vergleich Gelegenheit boten. Ibsen wurde von den Alten, Grillparzer von den Jungen gespielt; es hat sich aber gezeigt, daß der Moderne den Alten immer noch besser gelingt, als der Klassiker den Jungen. Für Grillparzer besitzt unser Burgtheater, das ist nach dieser Aufführung keine Frage, nicht mehr den Stil; für Ibsen ist es auf dem besten Wege, ihn in naher Zukunft zu erwerben. Denn ganz hat es ihn auch heute noch nicht in seiner Gewalt. Ja, es hat sich an den beiden Abenden mitunter ein ganz merkwürdiges vice-versa fühlbar gemacht. Während die Jungen die Grillparzerschen Verse oft wie einen Ibsenschen Prosadialog behandelten, schien sich bei den Alten mitunter so etwas wie ein Ibsenpathos herausbilden zu wollen. Aber auch im höchsten Affekte kann man Sätze wie: „Du ließest mich sitzen!" oder: „Du bist auch schon tot!" nicht mit dem Pathos der hohen Tragödie sprechen, weil der Wortlaut eben nicht die Tragkraft hat und der Gegensatz zwischen ihm und dem Akzent die Parodie herausfordert.

Der „Borkmann" steht in der Reihe der Ibsenschen Dramen nicht umsonst unmittelbar vor dem Epilog: „Wenn wir Toten erwachen", der ihn ganz als Symbolisten zeigt. Auch Borkmann steht mit den Füßen tief unten in den Minen der Bergwerke, mit seinem Kopfe aber ragt er in die Eisluft der Gletscher hinein. Papiergeld und Aktien kennt dieser Bankdirektor nicht; als echter Sohn eines Bergmannes sieht er anstatt des Börsengeschäftes nur die in den Tiefen der Erde gefesselten Millionen und zwischen dem roten Gold in den Bergen und den Fabriken und Dampfschiffen, die er mittelst der entfesselten Millionen ins Werk setzen will, liegt in seinem Denken nichts dazwischen. Niemals ist das Börsengeschäft so ursprünglich, so sinnlich auf der Bühne verkörpert worden, der Kurszettel ist ganz ausgeschaltet. Borkmann ist weniger ein Finanzgenie, als ein Finanzphantast; aber seine Phantasien bewegen sich immer um ganz Natürliches und Wirkliches. Dieser Finanzphantast hat Millionen defraudiert, das ist aber ganz Nebensache; das beruht nur auf der Eifersucht eines falschen Freundes und Nebenbuhlers, der ihn eben verhindert hat, mit den entfesselten Millionen anderer die Welt zu beglücken. Die Hauptsache ist, daß der Finanzmann, um Bankdirektor zu werden und die gefesselten Millionen in seiner Hand zu haben, seine Geliebte nicht bloß sitzen gelassen hat, sondern sie auch gern seinem Gönner überlassen hätte, eben dem Manne, der von ihr verschmäht, nun zum Verräter des Defraudanten wird. Nicht daß er die Millionen unterschlagen, sondern daß er das Liebesleben in seiner Geliebten gemordet und sie um das Glück der Mutterschaft betrogen hat, ist die Schuld des Helden. Und nicht die mehrjährige Kerkerstrafe und der gesellschaftliche Boykott haben ihm den Glauben an sich selbst und seine Größe zu rauben vermocht; erst die Anklage der wiedergekehrten Geliebten wirft ihn nieder. Oder vielmehr, wie sich der Symbolist doppelzüngig ausdrückt: eine eisige Hand von Erz hat ihm nach dem Herzen gegriffen, die Kälte hat ihn getötet. Unter dieser symbolischen Formel, die eigentlich doch bloß einen Tod aus freier Hand umschreibt, kann man gleicherweise die Millionen, die die Hand nach ihrem Erlöser ausstrecken, den Verrat an dem eigenen und einem fremden Herzen und die Kälte der lieblosen Frau des Helden verstehen. Die Tragödie von der gefallenen Finanzgröße war mit dem Leitmotiv der Ibsenschen Liebeskonflikte eben doch nicht auf dem Boden des Naturalismus, sondern nur auf dem des Symbolismus zu vereinigen.

Herr Hartmann, an den der Borkmann mit Recht gekommen ist, stand der schweren Aufgabe nicht ganz unvorbereitet gegenüber. Leute, die einen unerschütterlichen Glauben an sich selbst haben und sich auf das Repräsentieren verstehen, waren immer sein Fall; und wenn er sich als Borkmann auch weniger auf die elegante, als auf die charakteristische Pose verstehen mußte, so hat er den zum Krüppel geschossenen Napoleon doch in der Ibsen-Maske mit den vom Dichter geforderten „durchdringenden Augen" und der Napoleonhaltung glücklich vergegenwärtigt. Auch innerlich ist er den seelischen Konflikten, die ihm zwischen der heißen Geliebten und der kalten Frau erwachsen, gerecht geworden; auch die unverstandenen und unbefriedigten Ehemänner gehören ja in sein Reich. Den Finanzphantasten wird er sich erst noch erobern müssen; der letzte Akt wenigstens fiel etwas ab. Freilich wird eine so große Rolle niemals an einem, am wenigsten am ersten Abend geboren; man wächst in sie erst allmählich hinein. Fix und fertig dagegen war Herr Gregori mit dem Seiten- und Gegenstück Foldal, dem es ganz an Borkmanns Phantasie und dem glücklichen Glauben an sich selbst gebricht. Das Burgtheater besitzt an Herrn

Gregori zwar keinen bedeutenden Faust, aber einen ausgezeichneten Episodenspieler, den es kaum mehr entbehren könnte.

Für die beiden ungleichen Schwestern, die den mörderischen Kampf um den Mann und um den Sohn führen, wird man wohl kaum an irgendeiner Bühne zwei Darstellerinnen finden, die einander völlig gewachsen sind; und wenn es ja irgendwo der Fall sein sollte, ist es eben ein glücklicher Zufall. Ein Zufall hat es auch dem Burgtheater überhaupt erst möglich gemacht, den „Borkmann" zu spielen, denn vor mehr als einem Jahrzehnt hat einer jener Intendanten, die dem Burgtheater mehr geschadet haben als irgend etwas anderes, seinen untergebenen Direktor ganz ernstlich vor die Wahl gestellt, entweder Frau Lewinsky oder Fräulein Bleibtreu zu entlassen. Wie bekannt, hat man die ältere der beiden Damen ziehen lassen, um sie notgedrängt ein paar Jahre später wieder zu holen; und wie das Burgtheater ohne Frau Bleibtreu aussehen würde, das kann man sich heute am besten vorstellen, wo sie nacheinander in Schönherrs „Erde" und in Ibsens „Borkmann" zwei an den entgegengesetzten Enden der Weiblichkeit liegende Charaktere geschaffen hat, die man von keiner anderen verlangen oder erwarten dürfte. Ist sie auch keine Wolter, so ist sie doch, was das Burgtheater heute vielleicht notwendiger braucht, die Bleibtreu. Einen so feinen, sensitiven, mädchenhaften Zug wie der Ella Rentheim, dieses alten, seelisch und körperlich hinsterbenden Mädchens, hat sie freilich noch keiner ihrer Frauengestalten zu verleihen gewußt. Frau Lewinsky hatte neben ihr einen doppelt schweren Stand. Die Rolle, der ein kaltes Äußere, eine steife Haltung mit strengen und starren Gesichtszügen vorgeschrieben ist, liegt ihrer raschen, losfahrenden Art gerade gegenüber. Um so mehr Anerkennung verdient die Zurückhaltung, die sie sich besonders in den ersten Akten auferlegte; und wer nicht mit einer vorgefaßten Meinung in das Theater hinein- und aus ihm wieder herauszugehen gewohnt ist, der wird sagen müssen, daß sie sich tapfer auf einem schweren Posten behauptet hat, auf dem wohl auch bei der gelungensten Darstellung kein Sieg zu erfechten ist.

Gegenüber dem flügellahmen Ideal hatten Frau Kallina als Fanny Wilton und Herr Gerasch als junger Borkmann die Partie des Lebens zu vertreten, das ja in diesem Schauspiel durch ein ganz merkwürdiges Paar, eine kokette, flattersüchtige Witwe und einen kaum flüggen Studenten, verkörpert ist. Dabei hat es sich freilich gezeigt, daß, während man die weibliche Jugend des Burgtheaters bis unter das Backfischalter und unter die Höhe der sprichwörtlichen Dreikäse rekrutiert hat, inzwischen die männliche Jugend, die Herren Frank und Treßler, über die Primaner und Füchse ganz unvermerkt hinausgewachsen ist. So mußte Herr Gerasch einspringen, in dem der Typus des Heldenliebhabers so kräftig ausgebildet ist, daß er sich schon körperlich förmlich einrollen und krümmen muß, um so einen Bengel vorzustellen. Er ist wahrscheinlich ein Phaon, aber er ist kein richtiger Erhard. Um so besser war Frau Kallina an ihrem Platz; sie hat die Fanny Wilton mit der gleichen Sicherheit und derselben Pikanterie gespielt, die man in den letzten Jahren wiederholt an ihren Episodenrollen beobachtet hat und welche die Frage nahelegen, ob man mit ihr nicht auch einmal Größeres versuchen könnte, was seit dem Abgang der Sandrock liegen geblieben ist.

Alles in allem genommen, war es doch einer der besten Ibsen-Abende, die wir im Burgtheater erlebt haben. Die Hand eines verständigen Regisseurs machte sich überall bemerkbar; und auch der Direktor wird die seinigen nicht haben in der Tasche stecken lassen.

Auch in Grillparzers Herotragödie greift am Schlusse eine „eiskalte Hand", die des Leander, nach der Heldin und der „Frost des Todes ist mit ihr". Auch hier handelt es sich um einen Tod aus freier Hand und um ein Erfrieren; aber es geht ganz ohne Symbol auf natürlichem Wege zu, wenn das volle Blut zum Herzen schießt und die schützenden Organe erkalten und absterben. Daß Grillparzers Dichtung die größte und einzige Tragödie von der liebenden Frau ist, wird immer mehr eingesehen werden. Neben Julie steht Romeo, über dem Gretchen noch steht Faust; bei Grillparzer tritt Leander neben Hero ganz zurück, er ist nur um ihretwillen da, er ist der „schöne Jüngling," der die spröde Rinde vor diesem vollen und reichen Frauenherzen schmilzt. Diesen Übergang ist uns freilich die Darstellung der Frau Medelsky, wie so manches andere, schuldig geblieben. Die gefaßte, wenn auch erworbene Seelenruhe der Priesterin findet in ihrem unruhigen Spiel keinen Ausdruck, sie setzt gleich mit starker Bewegung ein und sie verliert außer der Steigerung auch den Umschlag, wenn dieses ruhig gefaßte Gemüt nun durch die Liebe erst in Widerstreit mit sich selbst gerät und sich dann der Liebe schrankenlos überläßt. Diesen Kampf der Priesterin und der Jungfrau mit der Liebe haben wir bei Frau Medelsky schmerzlich vermißt; erst dort, wo Hero als Frau im Bewußtsein ihres Rechtes und ihrer neuen Pflicht die Ruhe wieder findet, da fand sie für die schwüle und matte Stimmung der von Liebe und Gefahren ermüdeten Frau den richtigen Ton und hier auch kam erst spät neben dem Schmerz die Süßigkeit der Liebe zum Ausdruck. Eine Griechin ist ja Frau Medelski nicht; nur der Schmerz lacht bei ihr, und auch ihre Freude weint. Im letzten Akte hatte sie wieder einige ergreifende Momente; aber die bei dem Dichter so schön und voll austönende Klage wurde immer wieder zerrissen und

zerhackt um gewisser realistischer und naturalistischer Kunststücke willen, welche die Dichtung nicht verträgt und Frau Medelsky auch gar nicht kann. Denn ihr starkes und tiefinnerliches Naturell wohnt mit einem einfachen und schlichten Talent in einem Leibe. Sie verfügt nur über die elementaren Naturlaute; sie kann rühren und ergreifen, weinen und lachen, aber sie kennt weder feinere Unterschiede des Grades noch der Art und sie kennt vor allem keine allmählichen und leisen Übergänge. Ob sie eine Wahnsinnige oder eine von Herzkrämpfen Befallene spielt, wird niemand unterscheiden können. Sie tut daher am besten, ihre Rollen einfach und schlicht anzulegen und sich auf solche Dinge lieber gar nicht einzulassen; bei Grillparzer und auch bei Goethe ist das ja Gott sei Dank gar nicht nötig, ihnen wird sie mit ihrer eigenen Art viel besser gerecht werden. Leider aber läßt auch die Technik dieser hochbegabten Künstlerin sowohl in der Mimik wie in der Behandlung der Stimme (ich sollte lieber sagen: Mißhandlung) noch sehr viel zu wünschen übrig. Und so hat auch ihre Hero nicht gehalten, was man mit Recht von ihr erwarten durfte; es war eine unruhige, unklare und unfertige Leistung, von der man wohl an einzelnen Stellen ergriffen, deren man aber nicht im ganzen froh werden konnte.

Auch ihr Partner, Herr Gerasch, als Leander, ist als Mimiker noch zu unfertig, als daß er den stummen Leander in den ersten Akten hätte zu Ehren bringen können. Da, wo der Liebhaber und der Held aus der Knospe bricht und Leander des Wortes mächtig wird, ist er dem Dichter besser gerecht geworden. Bei dem Naukleros des Herrn Frank braucht man gar nicht an Baumeister oder Hartmann zurückzudenken, um ihn unzulänglich zu finden; sein heiseres und hohles Organ und seine scharfen, grimassierenden Gesichtszüge sind das gerade Gegenteil von dem munteren und frohen Weltkind Naukleros, diesem Urwiener in griechischem Gewande. Der hustende Vater der Hero war mit dem gesunden und feisten Herrn Gimmig wenig glücklich besetzt und erinnerte recht lebhaft daran, daß das Burgtheater nicht nur keinen La Roche, sondern auch keine so originelle Figur wie Arnsburg besitzt. Auch Herr Seidelmann gab den hitzigen Tempeldiener, diesen nicht Grillparzerischen Keppler, der auf jeden losfährt und seinen Gegner gar nicht mehr ausläßt, mehr wie einen brummigen Alten, der mit sich selber unzufrieden ist. Und so ist nur noch Herr Löwe übrig, dessen Sprechkunst, aus guter Schule stammend, dem Grillparzerischen Stil wohl am meisten unter allen gerecht wurde. Aber auch des ungenannten Regisseurs sei nicht vergessen: besonders den Schluß des vierten Aktes, wo nicht der Oberpriester, wie es gewöhnlich geschieht, sondern der Sturmwind die Lampe der Hero auslöscht, haben wir noch selten so stimmungsvoll und so wirksam gesehen. J. Minor.

*

Berlin und die österreichische Literatur.

Ein Aufsatz des „Neuen Wiener Tagblatt“, den ich verspätet erhielt, gibt mir Gelegenheit, einiges auszusprechen, was ich schon lange auf dem Herzen habe. Es kommt mir dabei nur auf das Typische in jenem Artikel an. Er richtet sich gegen meinen „Grundriß der neueren deutschen Literaturgeschichte“; aber soweit er diesem mit Recht oder Unrecht Dinge vorwirft, die mit unserem Thema nichts zu tun haben, lasse ich ihn unbeantwortet. Es kommt mir keineswegs darauf an, dem Verfasser, Herrn Professor W. A. Hammer, gegenüber Recht zu behalten, sondern nur darauf, an einem charakteristischen Einzelfall gewisse bedauerliche Erscheinungen zu illustrieren.

Hammer überschreibt seine Kritik: „Das literarische Stiefkind“. Damit ist die neuere österreichische Literatur gemeint; oder eigentlich die österreichische Literatur überhaupt. Der Verfasser wenigstens hält beides nicht auseinander: er operiert mit dem unbekannten Dichter des Nibelungenliedes, mit Walther von der Vogelweide und anderen Momenten, die mit der neueren Literaturgeschichte nichts zu tun haben. Indessen handelt es sich doch eigentlich nur um diese. Hammer behauptet nun, daß ich die Österreicher schlecht behandle, und darin sieht er seinerseits eine typische Erscheinung. Er spricht ganz allgemein von dem „Reichsdeutschen Literaturdünkel“; er behauptet schlankweg: „Bücher österreichischer Autoren werden mit dem scheelen Blick hämischer Mißgunst in Deutschland aufgenommen“ . . .

Dies ist also die Anschauung, mit der der Verfasser an mein Buch herantritt. Wie steht es nun mit der Wahrheit dieser apodiktisch ausgesprochenen Sätze?

Es gehört nicht viel Kenntnis dazu, um zu zeigen, daß vom „Reich“ aus sehr viel mehr für die österreichischen Dichter geschehen ist als umgekehrt. Dafür zeugen vor allem — die österreichischen Dichter selbst. Wie oft kehrt bei ihnen die Klage wieder, daß man „draußen“ entdeckt und anerkannt sein müsse, um in der Heimat Beachtung zu finden! Und wie oft war das wirklich der Fall! Die Schwaben haben Lenaus Ruhm geschaffen wie die Berliner den Schnitzlers. Grillparzer war von der Bühne des Burgtheaters fast verschwunden, bis der urnorddeutsche Laube ihn wieder heraufholte und sich den „Grillparzer-Orden“ verdiente. Für Raimund hat niemand mit mehr Enthusiasmus und Erfolg gewirkt als der Hannoveraner Karl Goedeke. Anzengruber ist in Berlin gefeiert und aufgeführt worden, als Wien seine Verpflichtungen gegen ihn vergaß. Ich wüßte nicht, wo Gegenstücke zu suchen wären. Minor und Walzel haben gewiß um

das Verständnis der Romantik die größten Verdienste; aber erstens handelte es sich da um längst anerkannte Größen, und zweitens ist die Romantik eine zwar vorzugsweise, aber doch durchaus nicht ausschließlich norddeutsche Erscheinung. Was aber hat man in Österreich etwa für Heinrich v. Kleist getan? Ich will nicht an die unvergeßlich häßlichen Worte erinnern, die ein früherer Leiter des „Burgtheaters" ihm gegenüber zu gebrauchen wagte. Ich frage nur: wie wäre die österreichische Presse aufgebraust, falls etwa Brahm in solchen Ausdrücken von Grillparzer, ja nur von Friedrich Halm gesprochen hätte?

Und heute? Kann ein ernsthafter Mensch ohne Lächeln jenen Satz von dem „scheelen Blick hämischer Mißgunst" lesen? Genügt es nicht, darauf hinzuweisen, was ja österreichische Autoren oft selbst bedauernd hervorheben, daß die meisten Werke aus Österreich in Berlin verlegt werden, und zwar von sehr geschäftskundigen Verlegern, die einer guten Aufnahme gerade auch in Norddeutschland gewiß sein müssen? Und Publikum und Kritik? Man nenne mir doch gefälligst den norddeutschen oder sonst reichsdeutschen Autor, der drüben so viel Interesse, Freunde, Verbreitung und liebevolle Würdigung gefunden hätte wie bei uns Hofmannsthal und Schnitzler! Selbst für Peter Altenberg ist bei uns mehr geschehen als in Österreich für irgend einen lebenden reichsdeutschen Dichter, G. Hauptmann ausgenommen mit welchem Enthusiasmus hat ein überstrenger Kritiker wie Alfred Kerr diesen Wiener gepriesen!

Nein, es geht wirklich nicht mit dem „scheelen Blick"! Das Vorurteil ist wahrlich nur auf der anderen Seite vorhanden!

Dies zu beweisen, möchte ich nun eben noch Hammers Beanstandungen meines Buches nähertreten.

Sie sind von doppelter Art. Ich soll erstens viel zu wenig österreichische Namen nennen; und zweitens denen, die ich nenne, nicht gerecht werden.

Es versteht sich von selbst, daß in beiden Fällen der Verfasser gelegentlich recht hat. Ein unfehlbares Urteil habe ich mir nie angemaßt, sondern stets um Unterstützung von seiten der Spezialisten gebeten. Ich gebe H. Hammer durchaus zu, daß ich noch ein paar österreichische Namen mehr hätte aufführen können — wie ein paar nichtösterreichische auch! Ja, J. N. Vogl hätte Aufnahme finden sollen. Aber hat sich Hammer denn nicht auch nur einen Augenblick die Frage vorgelegt, wohin ich gekommen wäre, wenn ich meinen Maßstab bis zu Tschabuschnigg herab hätte drücken wollen? Er zieht Goedeke zum Vergleich heran, höchst ungerechterweise, da dieser eben Vollständigkeit erstrebt, was ich nachdrücklich ablehne. Er hat meine Einleitung nicht beachtet, meinen Hinweis in der ersten Auflage: daß in diesen allgemeinen Grundriß nicht alles gehören könne, was eine landschaftliche Literaturdarstellung aufzunehmen verpflichtet sei. In die gehören alle die kleinen Dialektdichter, mit deren Namen er Zeilen füllt, nicht in mein Buch!

Vor allem aber: es ist gar nicht die Hauptsache, ob ich wirklich zu wenig österreichische Namen bringe. Solche Vorwürfe bin ich gewohnt: die katholischen Kritiker klagen ebenso über Nichtberücksichtigung ihrer Lieblinge, die Schwaben über die ihrer Landsleute usw. Wie nach Bismarck jeder Deutsche am liebsten einen König für sich allein hätte, so auch jeder Leser seinen „König": eine illustrierte und umfangreiche Literaturgeschichte des Globus von Norderdithmarschen oder Siebenbürgen. Aber worauf es ankommt, ist, daß der Verfasser mir bösen Willen vorwirft. Da wäre es denn doch seine Pflicht gewesen nachzuweisen, daß ich die Österreicher schlechter behandle als andere Stämme! Das fällt ihm gar nicht ein. Er behauptet einfach. Er fragt sich nicht: stehen in dem Buch, das Gleich und Meisl nicht erwähnt, Angely und Blum? Er hat sich nie die Frage vorgelegt, ob ich nicht mindestens ebenso viele preußische Schriftsteller — mit Recht oder Unrecht — weggelassen habe, als er von den ihm näher bekannten vermißt. Er legt einfach eine Liste vor und hält mich für gerichtet.

Nicht anders steht es mit den Klagen über meine Beurteilung. Sie stützen sich — auf meine Anordnung. Völlig aus der Luft gegriffen ist die Behauptung, daß ich Schönherr (mit den ihm wahrlich nicht gleichzusetzenden Adamus und Langmann) „als nicht vollwertige Talente schnöde abfertige". Sonst verlangt H. Hammer, daß alle Österreicher zusammengeordnet werden! Es ist ihm wichtiger, daß Bauernfeld und Saar als Österreicher klassifiziert, als daß sie in den großen allgemeinen Gang der Entwicklung eingereiht werden. Ob hiermit nun gerade die Dichter selbst einverstanden wären? Jedenfalls — hätte ich, wie H. Hammer wünscht, alle Österreicher in besondere Fächer gesteckt — so wäre natürlich der Vorwurf erhoben worden, daß sie nach meiner Ansicht mit der großen literarischen Entwicklung überhaupt nichts zu tun hätten!

Hier steckt die eine Wurzel des Übels: in einem gefährlichen literarischen Partikularismus. Aber dieser Partikularismus bringt doch wenigstens auch dankenswerte Leistungen zustande. Mögen auch Heins Stifter oder Wittners Hartmann viel zu breit sein, Rabenlechners Hamerling und manche neuere Verherrlichung Gilms oder Pichlers zu begeistert — sie fördern doch immer unsere Kenntnis und unser Interesse. Anders die zweite böse Wurzel: das Mißtrauen gegen den guten Willen der Nachbarn, verstärkt durch grenzenlose Empfindlichkeit, genährt durch ein kritikloses Anschwärmen der eigenen Namen, gefestigt durch die harmloseste Unkenntnis der vorurteilsvoll gescholtenen

norddeutschen oder gar „Berliner“ Eigenart. Wir brauchen uns gegenseitig. Die Österreicher können sich für die Vergangenheit — gewaltsam genug — eine eigene Nationalliteratur konstruieren; für die Gegenwart ist ein scharfes Abschneiden von der reichsdeutschen Dichtung glücklicherweise eine Unmöglichkeit. Wir unserseits haben die eigentümliche Begabung der Wiener, haben das Burgtheater, haben die klugen Urteile der österreichischen Kritik nötig — und haben übrigens das alles auch viel zu gern, um uns davon zu trennen. Die harte politische Notwendigkeit hat Österreich in politischer Hinsicht von dem „Reich“ getrennt; die Vielen, die aus falsch verstandenem Spezialpatriotismus oder aus Abneigung gegen norddeutsches Wesen daran arbeiten, auch in literarischer Hinsicht ein „Kleindeutschland“ zu setzen, sollten sich doch sehr bedenken, wem sie in die Hände arbeiten! Geirrt wird diesseits und jenseits der schwarzgelben Grenzpfähle; übeln Willen sollte man ohne gute Gründe nicht hier und nicht dort voraussetzen. Damit dient man wirklich nur dem „scheelen Blick hämischer Mißgunst“! Eintracht ernährt, Zwietracht verzehrt. Ist es nicht symbolisch, daß Hebbel in Wien und Grillparzer durch Laube ihre Bühne fanden? daß Wilhelm Scherer in Berlin und Erich Schmidt in Wien reichgesegnete Wirksamkeit entfalten durften? Wir wünschen nichts besseres, als daß die Österreicher sich unsere herzlichen Sympathien etwas williger gefallen lassen!

Richard M. Meyer (Berlin).

Rundschau und kleine Mitteilungen.

17. März. Die Amtsblätter von Wien und Budapest veröffentlichen die Sanktion der Delegationsbeschlüsse. — Das „Vaterland“ in Wien veröffentlicht ein Interview mit dem päpstlichen Nuntius in Wien Fürsten Granito Pignatelli di Belmonte, wonach dieser an die österreichische Regierung das Verlangen gestellt habe, daß Prof. Wahrmund wegen seiner Broschüre „Katholische Weltanschauung und freie Wissenschaft“ von der Innsbrucker Lehrkanzel entfernt werden solle.

21. Die serbisch-kroatische Koalition veröffentlicht in Agram ein Manifest, in dem sie „einen unversöhnlichen Kampf gegen die verfassungswidrige Regierung“ ankündigt.

22. Die „Wiener Zeitung“ veröffentlicht die Kaiserlichen Handschreiben, mit denen das Ministerium für öffentliche Arbeiten errichtet und Dr. Geßmann zum Minister für öffentliche Arbeiten ernannt wird.

24. Der König von Sachsen trifft zum Besuche seiner Tochter Anna Monika in Gries bei Bozen ein. — Die „Wiener Zeitung“ veröffentlicht die Ernennung des Hofrats Franz Schuklje zum Landeshauptmann von Krain. — Der Unterrichtsminister erklärt im Budgetausschusse, daß die Unterrichtsverwaltung für die Gleichberechtigung der Studenten aller Nationalitäten und Konfessionen auf akademischen Boden eintritt. — Der deutsche Reichskanzler erklärt im Reichstag daß die Regierung die österreichisch-ungarischen Bahnprojekte am Balkan mit Sympathie begrüßt habe.

26. Der istrianische Landtag wird geschlossen.

27. Eröffnung der Landtage von Krain, Mähren und Vorarlberg. — XXII. Österreichischer Forstkongreß in Wien.

28. Der Landtag von Krain wird vertagt.

29. Der Reichskanzler Fürst Bülow trifft zum Gegenbesuch des Ministers Freiherrn v. Aehrenthal in Wien ein. — Kongreß der deutsch-österreichischen Volksbildungsvereine in Wien. — Der mährische Landtag wird vertagt.

30. Der Kaiser empfängt den Fürsten Bülow in besonderer Audienz. — Die türkische Kommission für das Studium der Sandschakbahn wird in Konstantinopel ernannt.

31. Der Justizminister Dr. Klein äußert sich im Budgetausschuß über die Sprachenstreitigkeiten bei den böhmischen Gerichten und kündigt die Vorlage eines Sprachengesetzes an. — Zahlreiche Mitglieder des Vereines Berliner Kaufleute und Industrieller treffen in Wien ein und werden festlich empfangen.

2. April. 56. Sitzung des Abgeordnetenhauses. Verhandlung über den Dringlichkeitsantrag betreffend die Rekrutenkontingente.

3. 57. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Fortsetzung der Debatte über die Rekrutenvorlage.

4. Schluß des Vorarlberger Landtages. — 58. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Der Landesverteidigungsminister spricht über die Rekrutenvorlage. — 50jähriges Jubiläum der Singakademie in Wien.

6. Eröffnung des 25. Kongresses für innere Medizin in Wien. — 59. Sitzung des Abgeordnetenhauses.

7. Die „Wiener Zeitung“ publiziert die kaiserliche Entschließung, wodurch die österreichisch-ungarische Ministerresidentschaft in Cettinje zum Range einer Gesandtschaft erhoben wird. — 60. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Die Rekrutenvorlage wird angenommen. — Hofrat Professor Carl Ludwig Schmarda (geb. 1819) in Wien †.

*

Ernst Juch. Am 25. April begeht Ernst Juch seinen 70. Geburtstag. Da muß er sich's schon gefallen lassen, daß man ihn aus seiner stillen Arbeitsklause ein wenig auf die Jubelwiese führe und ihm ein Ehrenkränzlein winde, mag er sich dagegen noch so sträuben, darüber noch so knurren. In solchen Dingen versteht Meister Juch keinen Spaß. Er hört lieber zehn Grobheiten als eine Schmeichelei, wie auch er lieber Grobheiten austeilt, als einem schön zu tun. Ich will ihm darum auch gar nicht schön tun, sondern nur sagen, was wahr ist und was gesagt werden muß, damit die Wiener sich ihres humorvollsten Satirikers und Karikaturisten erinnern, der seit einem halben Jahrhundert in ihrer Mitte wirkt und schafft, ohne jemals nach des Tages Ruhm und Ehren gestrebert zu haben.

In Gotha als armer Leute Kind geboren, ist er vor 49 Jahren auf einem Floß von Passau nach Wien geschwommen. Es war eine Flucht ins Ungewisse, eine Flucht vor sich selber und vor einem Beruf, der ihm nicht zugesagt hatte. Zwei Jahre war er „draußen“ irgendwo in einer Fabrik als Porzellanmodelleur angestellt gewesen. Das war nichts für ihn, nichts für seine reiche Phantasie, nichts für seinen satirischen Strafgeist, der nach Betätigung dürstete. So kam er nach Wien, das von jeher für Sa-

tiriker ein saftiger Fruchtboden gewesen ist. Hier entpuppte sich gar bald aus dem kleinen Modelleur, Bildhauer und ein Zeichner und Maler, der mit beweglichem Witz den Ereignissen und Erscheinungen des Tages und der Politik nachging, um sie — zuerst in den Blättern „Das Reibeisen" und „Der gerade Michel", später im „Figaro" und „Kikeriki" — mit Stift und Pinsel dort festzuhalten, wo sie am lächerlichsten erschienen.

Nebenbei bemerkt: Meister Juch ist Autodidakt und im Kraftgefühl seiner self made-Künstlerschaft hat er nie viel auf Schulen und Akademien gegeben. Zu welcher künstlerischen Höhe er seine satirische Eigenart dennoch emporgeführt hat, das merkt man erst, wenn man wieder einmal eine seiner politischen Quartalsrevuen vornimmt, wie er sie durch viele Jahre hindurch für den „Figaro" gezeichnet hat. Welch eine Fülle von Gestalten drängt sich da auf eine engbegrenzte Zeitungsseite zusammen und welch ein Genuß, Gestalt für Gestalt herauszuheben und ihren feinen Linien nachzugehen! Da erkennt man erst den scharfen Witz, der seine reiche schöpferische Phantasie beflügelt, da lernt man erst, Zeitgeschichte im Spiegel der Satire richtig zu lesen. Die Glanzzeit des „Figaro", da er gemeinsam mit Ludwig Anzengruber schaffen durfte, war auch seine Glanzzeit, und man muß lebhaft bedauern, daß dieses politische Witzblatt im Existenzkampfe mit den illustrierten Zotenblättern sich auf seiner ursprünglichen Höhe nicht behaupten konnte und schließlich auch Juch, seinen künstlerisch vornehmsten und bedeutendsten Repräsentanten der politischen Satire, ziehen lassen mußte.

Nicht etwa, daß Juch seither von seiner künstlerischen Höhe herabgeglitten wäre. Aber seine Lust am Karikieren zog sich mehr ins Privatleben zurück und ergeht sich nun am liebsten in aquarellierten Gelegenheitsblättern, womit er seine Freunde in unerschöpflicher Selbstlosigkeit beglückt. So bärbeißig und kratzbürstig er sich auch gibt und so unzugänglich er auch erscheint, so ist er doch im tiefsten Grunde seines Wesens ein Geselligkeitsmensch, der gerne einen Freundeskreis um sich versammelt sieht. Früher war es die Künstlergenossenschaft, in der sein Geselligkeitstrieb aufging. Seiner und Costenobles Initiative verdankt sie die Einführung der Gschnasfeste, die heute ihre größte und sicherste Einnahmsquelle bilden, und unvergessen sind die künstlerischen Scherze und Ulke, womit gerade Juch die Gschnas-Ausstellungen im Künstlerhaus zu einer wienerischen Sehenswürdigkeit gestaltete. Später beschränkte sich seine Freude an Geselligkeit auf den Albrecht Dürer-Verein, und heute verbringt er am liebsten seine Abende außer Haus in der Schlögl-Gesellschaft und in der „Anzengrube", deren dritter Präses er ist. Vor ihm waren es Ludwig Anzengruber und Rudolf von Alt. Dort wie hier findet er einen intimen Kreis von Männern, die ihn ins Herz geschlossen haben, so wie er ist: in seinem Zorn, in seinem Haß und in seiner Liebe, die nicht anders kann, als sich hinter einer Schroffheit zu verbergen, die im ersten Augenblick verwirrt und seine Herzensgüte in Frage stellt. Aber die brüsk abwehrende Verschlossenheit in allem, was seine Person betrifft und sein künstlerisches Schaffen, das nun ein halbes Jahrhundert mit dem Kulturleben Wiens verknüpft ist, sie entspringt derselben „Schamhaftigkeit der Seele", womit der isländische Skalde Jatgeyr in Ibsens „Kronprätendenten" seine Wortkargheit in eigenen Angelegenheiten entschuldigt. Es gibt in Wien keinen Menschen, der je mit ihm in innigeren Verkehr getreten wäre und kein Liebeszeichen von seiner Künstlerhand sein eigen nennte. Tausende von Kunstblättern, die in ihrer Gesamtheit ein künstlerisches Lebenswerk von unübersehbarem Reichtum repräsentieren, sind so in Privatbesitz übergegangen, ohne daß die Öffentlichkeit davon etwas weiß, darunter Aquarelle, die getrost mit den besten Arbeiten Ludwig Richters verglichen werden dürfen, ja ganze Albums, und wer immer ein solches Dokument seiner freundlichen Gesinnung besitzt, versteht auch die Bänkelstrophe, womit einiger seiner Freunde Meister Juch bei irgend einem Festanlasse einmal ulkig charakterisiert hatten:

„Pech und Schwefel, Dynamit,
Melinit und Ekrasit,
Führt er stets in seinem Mund:
Die er um'bracht, sind noch g'sund."

Theodor Antropp.

*

Aus der Musikwelt. Ein junger Münchener Musiker hat vor Jahresfrist den viel belächelten Versuch unternommen, eine Symphonie Bruckners so zu verändern, wie sie der Meister geschrieben haben müßte, wenn er seine ursprünglichen Absichten rein zum Ausdrucke gebracht hätte. Ja noch mehr, er glaubte die Bestätigung seiner Schlüsse und eine Rechtfertigung seines Vorgehens in den Partiturentwürfen Bruckners zu finden, die von der letzten Fassung oft genug abweichen, an einigen Stellen aber eine auffallende Übereinstimmung mit den Änderungen zeigen, die Herr Westarp — dies der Name des Münchener Musikers — nur auf Grund seiner Theorie vorgenommen hatte. Nun, daß erste Entwürfe von der letzten Redaktion sehr verschieden sein können, ist wahrhaftig keine überraschende Entdeckung. Doch in den Bestrebungen des Herrn Westarp drückt sich mehr aus als die sonderbare Laune eines Musikers, und sein Experiment an dem lebendigen blühenden Fleische einer Brucknerischen Symphonie muß zwar die schärfste Zurückweisung finden, ander-

seits aber als Einzelerscheinung der allgemeinen merkwürdigen neuen Kristallisationsvorgänge in der modernen Musik, welche die alten festen Gebilde aufgelöst hat, um neue gestalten zu können, aufmerksam betrachtet werden. Westarp glaubt Bruckners Absichten erfüllen zu können, in Wahrheit führt er seine Musik auf ihre Ursprünge zurück. Niemals ist es der Sinn der Kunst gewesen, diese Ursprünge aufzuzeigen, und niemals hat ein Künstler dies als seine Aufgabe betrachtet. Ganz im Gegenteil. Immer galt es, den Quell zu verdecken, und nur hierin lag die Absicht des Künstlers. Wenn wir bei Bruckner Unvollkommenheiten empfinden, so gerade darum, weil ihm diese Absicht nicht immer restlos gelang, d. h. weil er an manchem Punkt nicht die adäquate Technik fand, und so entsteht mitunter beim Hörer das Gefühl der Unsicherheit, über das nur wenige mit Bruckner innig vertraute Dirigenten hinwegzuführen verstehen. Der wahre Bruckner muß uns immer der Künstler Bruckner bleiben, und seine Menschlichkeiten wollen wir nicht aus dem Kunstwerk erfahren.

Ein anderer moderner Musiker, Ferrucio Busoni, hat in einem kleinen Büchlein den Versuch einer neuen Ästhetik der Tonkunst gegeben. Es ist ja ungeheuer bequem, über das dilettantische Philosophieren, wie es sich in dieser kleinen Schrift offenbart, ein paar spöttische Bemerkungen zu machen und ein paar gerade nicht glücklich gewählte Wendungen und Ausdrücke aufzuspießen. Damit allein wird man mit dieser merkwürdigen Schrift nicht fertig. Denn wenn es auch eine sehr unvollkommene und unbeholfene Sprache spricht, so sagt es doch mit aller Deutlichkeit, wie sich im Kopfe der modernen Musiker ihre musikalische Welt malt, und ich meine, in Fragen der modernen Musik müßten schließlich auch die modernen Musiker gehört werden. Mag ihre Theorie lächerlich sein, um so ernster wird die Sache dann, wenn sie nach dieser Theorie handeln. Busoni fordert eine Musik, welche den „Nervosismus" unserer Tage, wie er es nennt, unverhohlen zum Ausdruck bringt. Daß man diesen Nervosismus schon längst aus allen musikalischen Schöpfungen herausspürt, genügt ihm offenbar nicht. Er will bewußt machen, was bisher nur gefühlt wurde. Er kämpft für eine freie Form oder, folgerichtig zu Ende gedacht, für die Auflösung der Form. Das sieht auf den ersten Blick schrecklich aus, aber es bleibt uns nicht erspart und wir müssen hindurch, vorausgesetzt, daß die moderne Musik auf dem einmal eingeschlagenen Wege bleibt und auf diesem Wege eine Entwicklung überhaupt möglich ist. Denn die Form war gerade das strengste Mittel, um all das zu verhüllen, was Busoni Nervosismus nennt und was die psychische und physiologische Konstitution des Komponisten bedeutet, und erst recht dasjenige, was psychisch und physisch zugleich ist, die Sexualität im weitesten Sinne. Nun ist es wohl wahr, daß die Gesetze, welche wir in die Dinge legen, schließlich die Dinge und uns selbst beherrschen, und so mag an manchen Punkten der Geschichte der Musik die jeweilige Form ein Tyrann geworden sein, der den Inhalt längst verzehrt hatte. Die großen schöpferischen Musiker aber haben wohl immer die eine oder die andere Form zerstört, aber immer nur um eine neue zu geben; sie haben unter allen Umständen die Idee der Form unangetastet gelassen, nur ihre sinnenfällige Erscheinung geändert. Das war die Absicht ihrer Kunst und man könnte sogar das Paradoxon wagen, die Kunst sei nur so lange Kunst, als sie sich ihrer Aufgabe, ihren menschlichen Ursprung zu verbergen, wenn auch durch ihre bloße Existenz zu verraten, bewußt bleibe und sie werde um so unkünstlerischer, je mehr sie zu ihrem natürlichen Ausgangspunkt herabsteige. Selbstverständlich würde sich die Kunst nicht soviel Mühe nehmen, etwas zu verbergen, wenn sie nicht gleichzeitig die Absicht hätte, es zu zeigen. Sie weiß, daß sie etwas zu verraten hat, was sie nicht verschwinden lassen kann. Wenn Goethe die Form als das Unwahre an jedem Kunstwerk bezeichnet hat, so hat er gleichzeitig damit die Notwendigkeit dieser Unwahrheit und ihren Zweck angegeben.

Busoni erhebt auch die Forderung nach einer vollkommenen Umgestaltung unseres harmonischen Systems. Unsere 12stufige Skala genügt ihm nicht, er will zwischen jeden Halbton noch zwei Dritteltöne einschalten; dadurch ließe sich eine vielfache Bereicherung unseres harmonischen Systems gewinnen. Daß die musikalische Welt im allgemeinen noch nicht so scharf hört, beweist natürlich nichts dagegen, denn darin, im Hören sind uns immer die schöpferischen Musiker vorausgegangen, wie die Maler im Sehen. Das verfeinerte Gehör unserer modernen Musiker erklärt auch ihre scheinbar so ruhelose, jedes festen Stützpunktes entbehrende Harmonik. Busoni führt das Beispiel einer, übrigens noch ohne seine Dritteltöne gebauten Skala an, welche ebensogut von C-Dur als von Es-Dur oder vom A-Moll-Dreiklang gestützt werden könnte, und es ist unzweifelhaft, daß die jungdeutsche und die jungfranzösische Schule eine feste Tonalität noch dort durchhört, wo das Publikum noch das unsichere und beängstigende Gefühl hat, vor einer fließenden, tönenden Gestaltlosigkeit hilflos zu stehen. Bei den modernen Musikern fehlt auch nicht der Hinweis auf die Musik der orientalischen Völker, ja sogar der Wilden, die alle diese neuen Skalen schon längst kennen und die nicht erst die neueste Errungenschaft der Quartenschritte — die überflüssigerweise sehr umständlich aus gelegentlichen Anwendungen der alten Meister als Entwicklung historisch begründet wird — brauchen, um zu diesen sonderbaren harmonischen Systemen zu

gelangen. Auch in diesem Appell an das künstlerische Licht, das uns aus dem Osten kommen soll, kennzeichnet sich der rückläufige Entwicklungsgang der modernen Musik. Die abendländische Musik ist jetzt freilich ärmer an harmonischen Systemen, als die orientalische, aber sie ruht auf einem gewollten Verzicht. Die abendländische Musik hat sich eben zu beschränken gesucht und diese Beschränkung ist nur ein anderer Ausdruck der Form. Durch diese Form aber ist die abendländische Musik das geworden, was sie von der Musik aller anderen Völker unterscheidet, nämlich eine Kunst. Es mag ja sein, daß wir jetzt so weit sind, neue Wege zur Formbildung zu suchen. Solche Wege können nun freilich nicht von jedem beliebigen Punkte des Entwicklungsganges eingeschlagen werden und es ist wohl notwendig, daß die Musik wieder zu dem Punkte zurückgeht von dem aus die Mannigfaltigkeit der Wege möglich ist. Doch die Gewißheit wollen wir, daß es mit diesem Rückgang nicht sein ausschließliches Bewenden haben werde.

Ariane und Blaubart von Paul Dukas wirkt wie ein Beispiel zur Theorie. Es ist alles darin, was Busoni an Rechten für die moderne Musik fordert, und ihr Nervosismus ist die nackte Sexualität. Ja, die Rückentwicklung der musikalischen Kunst zu ihren physiologischen Voraussetzungen geht noch weiter. Diese Musik ist so sehr in ihrer Technik der adäquate Ausdruck ihrer Bedingungen, daß sie nicht einmal mehr die Sexualität, sondern die verschiedenen Komponenten der Sexualität bringt. Wie die orientalische Musik bei den vielen harmonischen Systemen stehen geblieben ist, so bleibt die modernste Musik eines Dukas in ihrem Ausdruck bei allen Einflüssen der menschlichen Sexualität stehen, die eben darum, weil sie sich nicht vereinigen und einzeln bleiben, als Perversitäten empfunden werden. Die Musik zu „Ariane und Blaubart" ist perverse Musik, nicht im übertragenen Sinne des Wortes, weil sie etwa Freude am Ungewöhnlichen, Bizarren und Häßlichen bedeutet, sondern im Gegenteil, weil sie der getreue Ausdruck der Perversität des Sexualempfindens ist. Der Text von Maeterlinck kommt diesen Rückführungsversuchen des Komponisten nur halb entgegen; er ist das Einzige, was in dieser Oper die vollständige Harmonie zwischen Absicht und Wirkung stört. In demselben Augenblick, wo die Handlung hinter die Szene verlegt ist, hört die Musik auf, auch nur in ihren Absichten verständlich zu sein. Ihre Grausamkeit wirkt nur dann, wenn wir die Frauen Blaubarts unter dem geliebten Peiniger leiden sehen. Die Einzige, die ihm gewachsen ist, ist Ariane, und sie verläßt ihn auch, eine nicht unwitzige Umkehrung des Ariane-Motivs. (Ariane ist auch in einigen Inschriften als Schreibweise für Ariadne belegt.) Schon die Griechen fanden sich im Ariadne-Mythos nicht ganz zurecht. Jedenfalls wird Ariadne von Theseus verlassen, ja nach einer Fassung sogar ermordet: aber ihr Leib hat Früchte getragen, bevor sie als Opfer fallen mußte. Die Ariadne des Maeterlinckschen Singspiels begnügt sich mit der Wollust des bloßen Wissens und geht unberührten Leibes in die Freiheit. Die Aufführung in der Volksoper kann beim besten Willen nicht eine Ruhmestat genannt werden. Trotz der großen Sorgfalt, die Herr von Zemlinsky als Dirigent dem Werke angedeihen ließ. Es fehlte naturgemäß überall auf der Bühne. Doch dies könnte man den bescheidenen Mitteln der Volksoper nachsehen, würde sie ihre Kräfte nicht nutzlos an Werke verschwenden, die ihrer Aufgabe als Volksoper zu wirken, durchaus fern liegen. Es wäre Sache der Hofoper gewesen, uns mit diesem Werk vertraut zu machen. Wie vernünftig wäre ein Tausch: „Ariane und Blaubart" in der Hofoper, die „Rote Gred" von Julius Bittner aber in der Volksoper. Zu diesem ein hübsches Talent verratenden Werk eines österreichischen Komponisten hätten die Mittel der Volksoper durchaus gelangt und die Wirkung wäre mindestens so stark gewesen wie in der Hofoper. Die Geschicklichkeit des Textbuches, das der Komponist selber verfaßt hat, hätte vermutlich noch mehr gewirkt und die das Maß einer freundlichen Mittelmäßigkeit nirgends übersteigende Musik hätte bei dem naiveren Publikum der Volksoper noch wenigere kritische Bedenken hervorgerufen, als es bei dem der Hofoper der Fall zu sein scheint. Dr. D. J. Bach.

*

Gastspiele. Eleonore Duse war wieder in Wien. Von den vier Abenden, die sie uns auf der Durchreise schenkte, gehörten zwei Gabriele d'Annunzio („La Gioconda" und „La città morta") und zwei Henrik Ibsen („Rosmersholm" und „Hedda Gabler"). Die italienische Tragödin ist hier in den vier Stücken schon wiederholt aufgetreten und der Besuch ihrer Gastvorstellungen hatte diesmal stark unter der Konkurrenz von Alexander Girardis Wiederauftreten zu leiden. Zum ersten Male in dieser Saison ist der verwöhnte Liebling vor dem Wiener Publikum erschienen und der ungewöhnliche Erfolg, von dem sein dreimonatliches Gastspiel in Berlin begleitet war, führte zu einem heißen Wettstreit um seine Huld. In einer zugunsten des Johann Strauß-Denkmals veranstalteten Festaufführung des „Zigeunerbaron" erfolgte die Begrüßung. Da mußte man dabei sein, und wer es nur immer tun konnte, trug mit oder ohne Agiotage sein Scherflein bei, um den Abtrünnigen durch Sympathiekundgebungen aller Art aus seinem Schmollwinkel zu locken.

Am nächsten Abend spielte Girardi im Josefstädter Theater die Krenn-Buchbindersche Posse „Immer oben auf!“ und dem Jubelrausch, den sein Czupan erregt hatte, folgte eine kleine Ernüchterung. Man sah sich fragend an: also das ist das Wunderwerk, in dem er in Berlin für 1000 Mark pro Abend 77mal auftreten konnte? Man stand vor einem Rätsel und man begriff wohl Girardis Zufriedenheit mit den Berlinern, fühlte sich aber keineswegs verpflichtet, sich etwa gar zu schämen, weil wir Wiener nicht das gleiche Gefallen an dem Possenabend zu finden vermochten. Im Gegenteil: man sagte sich, daß Girardi doch gewiß von niemandem gezwungen wurde, gerade diese Posse zu spielen, deren humorlose Albernheit zum Himmel schreit, und es wurde, was bisher nur wenige Wissende erkannt hatten, zum ersten Male allgemein offenbar, wie falsch unser Verhältnis zu Girardi von jeher gewesen ist. Wir suchten in ihm immer den Charakterkomiker, der sich dienend einem Ensemble einzugliedern habe, während er sich nur wohl fühlte, wenn er über dem Ensemble und über dem Stücke stand, darin er spielte. Wir ließen uns in dem Glauben an die ihm aufoktroyierte Sendung für das höhere Volksstück selbst durch die Tatsache nicht irre machen, daß er Zeit seines Wirkens an Anzengruber vorbeigegangen ist und daß er aus dem Rollenschatze Raimunds nur den seinem Wesen verwandten Valentin sich zu eigen machen konnte. Schon der Rappelkopf blieb ihm verschlossen und von Fortunatus Wurzel war ihm nur der Aschenmann zugänglich und das Aschenlied, dessen Vortrag allerdings zu den höchsten Meisterstücken seiner unerreichten Pointierungskunst gehört.

Am unglücklichsten aber fühlte sich Girardi in den wenigen Jahren, die ihn an das Deutsche Volkstheater banden, und um die Qualen zu begreifen, die er dort in der Zwangsjacke literarischer Stücke ausgestanden hat, muß man einmal aus seinem Munde gehört haben, welche Torturen es ihm bereitet hatte, wenn Professor Strakosch ihn in die Schule nahm. Und dennoch gab es damals noch immer Leute, die ihn allen Ernstes für das Burgtheater reklamierten, ihn, den direkten Nachkommen Stranitzkys und Prehausers, der wohl mit allen Fähigkeiten eines hervorragenden Schauspielers ausgestattet ist, aber seine besten und unmittelbarsten Wirkungen aus der Lust am Improvisieren schöpft. Seine suggestive Frohnatur mit dem Schuß von nachdenklicher Empfindsamkeit, die den tollsten Übermut adelt, ist eine Wiener Spezialität, die man hinnehmen muß wie ein Geschenk des Himmels und die selbst in ihrer schrankenlosen Selbstherrlichkeit noch immer sympathischer berührt und mehr Bühnenberechtigung hat, als all der Operetten- und Possenquark, dem sie Frohndienste eisten muß. Man muß sich nur einmal erst abgewöhnen, das Theater ausschließlich als einen Tummelplatz problematischer Literaturmoden zu betrachten, dann wird man das richtige Verhältnis zu Girardi finden; dann wird man ihm willig die Ausnahmsstellung einräumen, die geborene Darsteller von jeher beansprucht haben; dann wird man sich freuen, daß der Lustigmacher von einst in ihm einen so reich begabten Erben gefunden hat, der mit dem Vortrag eines einzigen Couplets reinere künstlerische Freuden in uns auszulösen vermag, als das ganze Kulturgigerltum, das jetzt im Theater sich breit macht; dann endlich wird man ihm auch verzeihen, daß eine so nichtssagende Posse, wie „Immer oben auf!“ ihm gerade gut genug ist, um darin das Szepter seiner Laune zu schwingen.

Neben der Duse und neben Girardi machte noch ein Gast viel von sich reden: Hanako, eine Schauspielerin aus Japan, die sich bei Ronacher einem geladenen Publikum vorstellte. Es ist dies die zweite Nipponstochter, die die Flammentänzerin Loïe Fuller von Paris aus als „japanische Duse“ auf Reisen führt, und der geschickt in Szene gesetzte Rummel, der vor einigen Jahren Sada Yakko auf ihrem Siegeszuge durch Europa begleitet hatte, übte selbst in der Wiederholung noch eine so starke Wirkung aus, daß man auch dem Gastspiele der Hanako mit außerordentlichem Interesse entgegensah. Wer eine Tragödin in unserem Sinne erwartet hatte, mußte sich freilich arg enttäuscht fühlen. Dafür wurde er von einem ungewöhnlichen Soubrettentalent, das Schalkhaftigkeit mit vollendeter Grazie verbindet, auf das Angenehmste überrascht. Eine besondere Anregung gewährte es auch, die stereotypen Mätzchen unserer Soubretten bei der japanischen Schwester vom gleichen Fach wiederzufinden, und wenn Hanako als Dienerin den Mantel ihrer Herrin anlegt und über die Schleppe stolpert, dann fühlt man sich unwillkürlich an Hansi Niese erinnert: Sollte die Hanako kein Drillprodukt der Loïe Fuller sein, dann käme ihrer Darbietung auch die Bedeutung eines interessanten Beitrages zur Psychologie des Theaters zu. Theodor Antropp.

*

Zeitschriftenschau. (Jänner und Februar.) In der „Umschau“ findet sich ein interessanter Artikel über das Telegraphon, einem vor mehreren Jahren vom dänischen Ingenieur Poulson erfundenen und seither gründlich verbesserten Apparat, der zur Aufnahme, Aufbewahrung und Wiedergabe aller Arten von Tönen dient. Der Verfasser C. Kinzbrunner beschreibt klar den Apparat, der im Wesen auf der Magnetisierung eines Stahlbandes beruht, und zeigt dessen verschiedene Verwendungsarten insbesondere als Diktierapparat (für etwa 3000 Worte ohne Unterbrechung) und zum Festhalten telephonischer Gespräche. — In der

„Deutschen Revue" bespricht Prof. Dr. Rießer die wirtschaftlichen Ziele und Vorteile des Postscheckverkehrs, wobei er wiederholt auf die mustergültigen Einrichtungen der österreichischen Postsparkassa hinweist und den Wunsch ausdrückt, Deutschland möge bald in die Lage kommen mit Österreich, Ungarn und der Schweiz einen gemeinsamen Überweisungs- und Abrechnungsverkehr einrichten zu können. In einem andern Artikel dieser Zeitschrift teilt Gabriel Monod Briefe Malvida von Meysenbugs an ihre Mutter aus London und Paris aus den Jahren 1852 bis 1860 mit und in einem dritten wird die diplomatische Vertretung der verschiedenen Staaten bei der Kurie ausführlich und historisch besprochen. — In den „Preußischen Jahrbüchern" versucht Emil Neugeboren (der Redakteur des Siebenbürgisch Deutschen Tagblattes) die politische Haltung der Siebenbürger Sachsen „gegen die äußerst ungünstige Beurteilung", die sie in dieser Zeitschrift gefunden, zu verteidigen. Prof. Delbrück hatte nämlich den Sachsen insbesondere zum Vorwurf gemacht, daß ihre Abgeordneten sich nicht an die Spitze der Nationalitätenpartei des ungarischen Abgeordnetenhauses gestellt hätten. Neugeboren sucht diese Haltung aus Utilitätsgründen und solchen der praktischen realen Politik zu erklären, da die Magyaren den Siebenbürger Deutschen als „Wellenbrecher in der rumänischen Flut" stets entgegengekommen seien. Seine Ausführungen spiegeln die Angst vor der „Lebensgefahr" einerseits von den Magyaren, anderseits von den Rumänen unterdrückt zu werden. Dem gegenüber betont Lutz Korodi in einer Replik, die Notwendigkeit einer Solidarität aller Nichtmagyaren in Ungarn und macht darauf aufmerksam, daß „die Krone die Erhaltung des Deutschtums in Ungarn und Siebenbürgen sich mehr angelegen sein lassen würde, wenn ihr nicht mit einem Hinweis auf das Bild im Parlament plausibel gemacht werden kann, daß das Deutschtum nicht zu klagen hat." Sehr treffend weist er nach, daß die Sachsen im Abgeordnetenhaus eine selbständige Gruppe bilden sollten. „Es bliebe ihnen dann unbenommen, vom Magyarentum Zugeständnisse zu erpressen, indem sie mit dem Eintritt in die Nationalitätenpartei drohten und damit den letzten Trumpf in der Hand behielten. Dann wären sie doch in der Lage der Nationalitätenpartei in entscheidenden Augenblicken kräftig zu sekundieren, ohne mit ihr in allen Fragen durch Dick und Dünn gehen zu müssen." — Der „März" veröffentlicht zwei belletristische Beiträge aus Österreich: eine reizende Erzählung „Die silberne Nacht" von Wilhelm Fischer und eine groß angelegte interessante Novelle von Rudolf Hans Bartsch: „Zwölf aus der Steiermark". In dem zweiten Januarheft dieser Zeitschrift befindet sich auch ein Artikel Björnstjerne Björnsons „Die Zukunft", in dem er über die Nationalitätenpolitik der Magyaren spricht und nachweist, „daß die leitenden deutschösterreichischen Staatsmänner, die (1867) das Magyarentum als Bollwerk gegen den Panslawismus einsetzen wollten, sich verrechnet haben." Die Absicht der Magyaren sei „eine neue Türkei vor die Tore Wiens zu legen". Man kann heute Nationen nicht mehr unterdrücken und unter den Slawen ist die geistige Verbrüderung im starken Wachstum. Die Germanen brauchen die Slawen nicht zu fürchten; Österreichs großer Völkerbund sollte einig werden und seinen unglücklichen Brüdern und Schwestern in Ungarn helfen. Björnson prophezeit den Magyaren, daß, wenn sie nicht allen ihren Mitbürgern gleiches Recht und volle Sprachfreiheit geben, der Tag kommen werde, da alle umwohnenden Völker mit oder ohne Staatsvermittlung die Verbindung mit ihnen abbrechen und sie boykottieren werden „bis sie es abbüßen und sich schämen wie ehrenfeste Männer und Frauen". Im zweiten Februarheft teilt Otto Erich Deutsch zwei interessante Briefe Ferdinand Kürnbergers über dessen Roman „Das Schloß der Frevel" mit. Im selben Hefte beklagt Dr. Oscar Friedrich Luchner, in einer gutgeschriebenen Glosse, daß Tirol für Österreich und Deutschland noch immer nur das Land des Urlaubs und der Erholung sei. Für Tiroler Kunst, Tiroler Volkswirtschaft und Tiroler Politik kümmere sich angeblich niemand. — Im „Morgen" finden wir drei schöne Balladen von Max Mell, und in derselben Zeitschrift veröffentlicht Hermann Bahr in seinem bekannten geistreichen Plauderton ein Tagebuch. Nur eines scheint in diesem überflüssig — das Datum. Es enthält nur Empfindungen und Gedanken, die fast nichts mit den Ereignissen des Tages zu tun haben.

„Österreichische Rundschau", XV., 2.
Redaktionsschluß 11. April 1908.
Ausgegeben 15. April 1908.
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Leopold Freiherr von Chlumecky, Dr. Karl Glossy, Dr. Felix Freiherr von Oppenheimer.
Chefredakteur: Dr. Karl Glossy. Verantwortlicher Redakteur: Karl Junker.

Notizen.

Erster internationaler Kongreß für Moralpädagogik. Der erste internationale Kongreß für Moralpädagogik wird am 23. bis 26. September 1908 in London abgehalten werden. Um als Grundlage der Diskussion einen zusammenfassenden Überblick über das Problem der moralischen Erziehung darzubieten, sollen kurze Referate über die verschiedenen Gebiete des Erziehungswesens gehalten werden. Jedoch wird der Kongreß seine Verhandlungen auf Gegenstände beschränken, die gleichmäßig alle interessieren, denen die ethische Seite der Bildung am Herzen liegt. Zur Vorbereitung der Vorträge werden vorher Fragebogen an Sachverständige versendet werden. Mitglieder, welche Referate zu übernehmen wünschen, mögen ihre Absicht bis spätestens 1. Juni l. J. anmelden. Die Präsidenten des Kongreß-Komitees (dem die angesehensten Pädagogen Europas angehören) sind: für Österreich: Professor Dr. Friedrich Jodl; für Ungarn: Professor Dr. Julius Pikler; für Deutschland: Professor Dr. Friedrich Paulsen und Stadtschulrat Dr. G. Kerschensteiner. Alle den Kongreß betreffenden Zuschriften sind an den Kongreß-Sekretär für Österreich, Wilhelm Börner, Wien III/2, Obere Viaduktgasse 52, zu richten.

*

Beim nächsten Shakespearetag, den die Deutsche Shakespeare-Gesellschaft am 23. April in Weimar abhält, wird der Göttinger Professor Lorenz Morsbach die Festrede halten. Auch ist die Aufführung eines Shakespearestückes im Neuen Weimarer Theater in Aussicht genommen, dessen stattliche Vorderbühne gerade für Shakespearedarstellungen besondere Vorteile bietet.

*

Die Gesellschaft für Theatergeschichte (E. V. 1902, Sekretariat Berlin W. 50) hat nach dem im Frühjahr 1907 erfolgten Tode Artur L. Jellineks, ihres verdienstvollen Bibliographen, Herrn Dr. Fritz Braumüller in München, Adelgundenstraße 34/I, mit der Fortsetzung der Bibliographie der Theatergeschichte (Jahrgang 1903 ff.), die in den Schriften der Gesellschaft zur Veröffentlichung gelangen wird, betraut und bittet Autoren, Verleger und alle Freunde des Unternehmens, Bücher, Broschüren, Zeitschriften, Zeitungsartikel, Sonderabdrücke, kurze Mitteilungen und Notizen theatergeschichtlichen Inhalts an die Adresse des genannten Bearbeiters freundlichst einsenden zu wollen.

*

Die Eisenbahnen Brasiliens. Einen interessanten Einblick in das Wirtschaftsleben Brasiliens bietet der vor Kurzem erschienene Bericht des k. u. k. österreichisch-ungarischen Konsulates in Rio de Janairo, erstattet vom k. u. k. Konsul Nikolaus Post, den das Handelsmuseum als Nr. 8 seiner „Kommerziellen Berichte" publiziert. An der Entwicklung des Eisenbahnwesens in technischer und finanzieller Beziehung kann der ökonomische Stand eines Landes und seine internationale Stellung ziemlich deutlich abgelesen werden. Nach dieser Richtung, sowie im Hinblicke auf die Frage der Beteiligung unserer Industrie an Eisenbahnlieferungen in Brasilien bietet der von eingehenden Studien und Sachkenntnis zeugende Bericht viel Wissenswertes.

*

Der rumänische Geschichtsschreiber Alexander Xenopol, der Bruder unseres geschätzten Mitarbeiters, des Senators Dr. Nikolaus Xenopol, wurde soeben vom Collège de France eingeladen, eine Serie von Vorträgen über Rumänische Geschichte dort abzuhalten. Professor Xenopol hat sich den Beifall des französischen Publikums schon gelegentlich seiner Vorlesungen über die Theorie der Geschichte an der Pariser Sorbonne im Jänner d. J. erworben. Er ist Professor an der Universität Jassy, gilt als einer der ersten Historiker unserer Zeit und schrieb zahlreiche Werke, unter welchen jene über die Theorie der Geschichte, ein Gebiet, das Professor Xenopol zu seinem besonderen Studium erwählt hat, besonderes Interesse verdienen. Seine 1899 bei Leroux in Paris erschienene Studie über die Grundprinzipien der Geschichtsschreibung erlebte vor kurzem eine zweite Auflage.

*

Büchereinlauf.

Männer und Frauen. Lustspiel in 3 Aufzügen. Von Karl Schalck. Leipzig 1907. Verlag für Literatur, Kunst und Musik.

Deutschritter. Schauspiel in 8 Aufzügen. Von Richard Elsner. Verlag für Literatur, Kunst und Musik. Leipzig 1907

Der bunte Kranz. Von Wilhelm Schulz. München 1908. Albert Langen.

Krieg 1809. II. Band mit 9 Beilagen und 3 Skizzen im Texte. Italien. Nach den Feldakten und anderen authentischen Quellen bearbeitet in der kriegsgeschichtlichen Abteilung des k. u. k. Kriegsarchivs von Maximilian Ritter v. Hoen, k. u. k. Major des Generalstabskorps und Alois Veltzé, k. u. k. Hauptmann des Armeestandes. Verlag von L. W. Seidel & Sohn, k. u. k. Hofbuchhändler. Wien 1908. Preis K 16.—

Perlen aus dem Schatze deutscher Dichtung. Proben zur Literaturkunde. Von Dr. Wilhelm Reuter. Bearbeitet von Lorenz Lütteken. Freiburg im Breisgau. Herdersche Verlagshandlung 1907.

Aus deutschen Dichtern. Eine Anthologie. Verlag von L. Staackmann, Leipzig.

Der Jenseitslüge Ende! Von Johannes Ferr. Berlin 1907. Hermann Walthers Verlagsbuchhandlung. Preis Mk. 1.—.

Johann Gregor Mendel als Forscher und Mensch. Ein Gedenkblatt von Dr. Hugo Iltis. Brünn 1908. Verlag des Mendeldenkmal-Komitees.

Die hier angezeigten Bücher können durch R. Lechner (Wilhelm Müller), k. u. k. Hof- u. Universitäts-Buchhandlung Wien I., Graben 31, bezogen werden.

Eingesendet.

Redaktion und Administration: Wien I., Brännerstraße 4/6. Telephon 10.817.

Sprechstunde: Dienstag und Mittwoch von 6 bis 7 Uhr abends

Verlag: Wien und Leipzig. K. u. k. Hof-Buchdruckerei und Hof-Verlags-Buchhandlung Carl Fromme.

Papier: Schlöglmühl.

Die Feuertaufe des Kaisers Franz Joseph I. bei Santa Lucia, am 6. Mai 1848.

Mitgeteilt von Alois Veltzé.

In wenigen Tagen werden sechzig Jahre verflossen sein, seit Feldmarschall Graf Radetzky vor den Toren Veronas sich selbst und der Armee eines der schönsten Lorbeerblätter erkämpfte.

Der Geist der Empörung war damals hell aufgeflammt in den italienischen Provinzen — Piemont unterstützte die Aufrührer mit ganzer Heeresmacht und seine Truppen waren schon tief in österreichisches Gebiet eingedrungen. Mit schwachen Bataillonen stand der Marschall inmitten eines wogenden Brandes und mußte nun auch noch einen feindlichen Angriff abwehren. Gestützt auf den Geist seiner Truppen konnte er's wohl wagen — und er wagte es!

Aber nicht allein an die kühne Waffentat unserer braven Soldaten denken wir, so sehr sie vollen Lobes wert ist. Weit höher will es uns heute dünken, daß vor nun zwei Menschenaltern der jugendliche Thronfolger, Erzherzog Franz Joseph, in dem von Franz Grillparzer besungenen Lager Radetzkys weilte, daß er bei Santa Lucia die Feuertaufe empfing, daß er zum erstenmal um Leben und Tod würfelte.

An der Seite seines Oheims, Erzherzogs Albrecht, des späteren Siegers von Custoza, war er in den letzten Tagen des Monats April in Verona eingetroffen.

„Kaiserliche Hoheit" — sprach ihn Radetzky sorgenvoll an — „was wollen Sie hier? Ihre Gegenwart bereitet mir nur Schwierigkeiten. Trifft Sie ein Unglück, welche Verantwortung für mich! Werden Sie gefangen, so können alle Vorteile, die meine Armee erringt, verloren gehen."

„Herr Feldmarschall", erwiderte Franz Joseph, „es mag eine Unvorsichtigkeit gewesen sein, mich hierher zu senden; nun ich aber einmal da bin, verbietet es mir meine Ehre, unverrichteter Dinge zurückzugehen."

Am 6. Mai stand er, in der Uniform eines Obersten des Husarenregiments Kaiser Ferdinand Nr. 1*, im heftigsten Kugelregen, er ward Zeuge der Hingebung und Tapferkeit der italienischen Armee, der Verehrung, die sie ihrem greisen, 82jährigen Feldherrn entgegenbrachte.

Im Bilde ist die Gestalt des Erzherzogs Franz Joseph bei Santa Lucia des öfteren festgehalten, außerordentlich schwach fließen jedoch die schriftlichen Quellen. FZM. von Schönhals, der langjährige Waffengefährte und Freund Radetzkys, schreibt darüber folgendes:

* Diese Ernennung erfolgte 1847; seit 1843 war Erzherzog Franz Joseph überdies Oberst-Inhaber des damaligen Dragoner-Regiments Nr. 3 (heute Nr. 11).

„Zwar schien den Erzherzog damals noch eine lange Reihe von Jahren von dem Throne zu trennen, aber doch schlug dem alten Soldaten das Herz höher, wenn er so den kaiserlichen Jüngling über das mit Kugeln durchfurchte Feld reiten und ruhig im dichtesten Kugelregen halten sah, so daß die beiden Korpskommandanten ihn bitten mußten, einigen Bedacht auf seine Erhaltung zu nehmen.

In der Zeit, in welcher wir damals lebten, fühlten wir so lebhaft den hohen Wert eines kriegerischen Monarchen; was Wunder, wenn uns in der glänzenden Erscheinung des Thronerben auf dem Totenfelde von Santa Lucia ein Stern der Hoffnung aufging."

Noch dürftiger ist die Zahl offizieller Aktenstücke, die Zeugnis ablegen von der Anwesenheit des Thronfolgers bei Santa Lucia.

Wir veröffentlichen im Anschluß vorerst den noch am Abend der Schlacht verfaßten Bericht des Feldmarschalls, dann die Relation des Korpskommandanten FML. Konstantin Freiherrn d'Aspre, zum Schluß endlich eine Schilderung, die augenscheinlich auch auf dem Schlachtfelde verfaßt wurde und dem Inhalt nach für eine Wiener Zeitung bestimmt gewesen zu sein scheint.

Diese Schilderung ist trotz ihres inoffiziellen Charakters besonders interessant, da sie der Allgemeinheit bis nun ziemlich unbekannt war, während aus den anderen Aktenstücken einzelne Stellen ohne Zusammenhang schon oft zitiert wurden.

Praes. Nr. 853
Op.

I.

An das k. k. Kriegsministerium

(In Abschrift an Vizekönig, Erzherzog Johann, FML. Welden, FZM. Nugent).*

Ich beeile mich die gehorsamste Anzeige zu erstatten, daß ich heute früh gegen 9 Uhr in meiner Stellung auf dem Rideau vor Verona, und zwar hauptsächlich auf dem linken Flügel bei Santa Lucia angegriffen wurde, während der Feind gegen San Massimo, Croce bianca und Chievo, das Gefecht mit einer heftigen Kanonade eröffnete, und vielmehr Scheinangriffe machte. Er warf sich mit seiner ganzen Kraft auf den Punkt Santa Lucia, der nur durch die schwache Brigade Strassoldo vertheidigt wurde. Der Kampf dauerte im Ganzen durch volle 8 Stunden, die Brigade kämpfte löwenmäßig — nie habe ich ein so wohlgenährtes Schlachtfeuer gehört als jenes, welches der Feind hier entwickelte. Nur eine kurze Pause trat während des Kampfes ein, in welcher Zeit der Feind St. Massimo angriff, und gegen meinen rechten Flügel, den die Brigaden Gyulai, Liechtenstein und Taxis bildeten, fortwährend demonstrierte, hier jedoch sogar zurückgedrängt wurde. Endlich mußte die Brigade Strassoldo nach erneuertem Angriff Santa Lucia räumen, doch zog sie sich nur eine kurze Strecke zurück, und ich sandte ihr noch die wenigen Reserven, die ich von den Besatzungstruppen entbehren konnte, zu Hilfe.

Mittlerweile eilte auch ein Theil der Brigade Clam zur Unterstützung und es wurde zum Angriff und Wiedereroberung von Santa Lucia geschritten. Die

* Originalkonzept.

Brigade Clam rückte mit zwei Bataillons in die rechte Flanke des Feindes vor, während das italienische Grenadier- und Geppert-Bataillon in der Front, die Brigade Strassoldo aber in der linken Seite Santa Lucia angriff. Der Feind leistete abermals einen sehr heftigen Widerstand, wäre jedoch überwunden worden, wenn gerade auf dem wichtigsten Punkte nicht italienische Bataillons gewesen wären. Die Truppen drangen bis beinahe an den Ort, überflügelten schon sogar den Feind — doch war man nicht anders im Stande, als nur langsam vorzudringen. Ich ließ nun noch meine letzten disponiblen Truppen aus der Stadt holen, es waren dies 4 Comp. des ungarischen Grenadier-Bataillons Weiler und 1 Bataillon E. H. Sigismund. Der Feind wartete jedoch diesen wiederholten Angriff nicht ab, und räumte endlich Santa Lucia, so wie er sich auch auf der ganzen Linie zurückgezogen hatte. Sein Rückzug aus Santa Lucia ist mehr einer Flucht ähnlich, da man viele Kriegsrüstungen, Trommeln, Tornister rc. vorfand. Die näheren Details werde ich morgen nachtragen. Der Kampf dauerte von 9 Uhr Morgens bis nach 4 Uhr Nachmittag. Ich bedauere den Verlust vieler braver Offiziere. — So viel ich weiß ist Oberstlieutenant Leuzendorf an der Spitze seines Bataillons geblieben. Generalmayor Baron Salis stark verwundet, Oberst Pottornyai verlor einen Arm. Dem FML. Graf Wratislaw wurde das Pferd verwundet, FML. Fürst Schwarzenberg erhielt eine Kontusion, dem Pferde des Majors Schmerling riß eine Kanonenkugel den Kopf weg. Die weiteren Verlustangaben werde ich später einsenden. Das äußerst coupirte Terrain ließ es nicht zu, den Feind noch mit Cavallerie lebhaft verfolgen zu können, daher wir wenig Gefangene zu machen im Stande waren, doch fiel eine große Anzahl verwundete Feinde in unsere Hände, die derselbe nicht mitnehmen konnte.

Es gereicht mir zu einem besonderen Vergnügen, melden zu können, daß Se. k. Hoheit Erzh. Franz Joseph sich mehrmals im lebhaftesten Feuer befanden und die größte Ruhe und Kaltblütigkeit an den Tag legte. Ich selbst war Augenzeuge, wie eine feindliche Kanonenkugel auf kurze Distanz neben ihm einschlug, ohne daß er die geringste Bewegung dabei geäußert hätte.

Ich kann nicht genug die kluge Führung der Kommandanten und die Tapferkeit und Hingebung der Truppen rühmen. Schließlich muß ich auf einen besonderen Umstand aufmerksam machen — nämlich, daß sich bei Santa Lucia an der Spitze des kämpfenden Feindes päpstliche Schweizertruppen befanden, was sonderbar mit den freundschaftlichen Versicherungen Seiner Heiligkeit im Widerspruche steht.

Verona, den 6. Mai 1848.

Radetzky.

Op.-Nr. 320.

II.

2. Armeekorpskommando.

Relation.*

Über das Treffen am 6. Mai 1848.

Nach Empfang der um 9 Uhr Früh datirten Meldung des Vorpostens-Kommandanten Herrn FML. v. Weigelsperg, daß die Vorposten angegriffen seien, ver-

* Original.

fügte ich mich sogleich auf den Kampfplatz nach Croce bianca. Der Hauptangriff des Feindes war jedoch auf St. Lucia gerichtet, wie ich aus dem sehr lebhaften Geschütz- und Kleingewehr-Feuer entnehmen konnte. Hier hatte das Gefecht um 8½ Uhr Früh begonnen, und da die Vortruppen der Brigade Strassoldo zurückgezogen wurden, geschah dieß auch nach und nach vom linken Flügel her bei den in der Stellung befindlichen Brigaden des 2ten Corps. Beiläufig um 9 Uhr, nachdem früher feindliche Kolonnen im Anmarsch gesehen wurden, fuhren an meinem linken Flügel, gegenüber von St. Massimo feindliche Batterien auf, richteten jedoch nur geringen Schaden an und wurden durch 4 Geschütze der Fuß-Batterie Nr. 5 bald zum Schweigen gebracht.

Ebenso wurde gegen 11 Uhr eine feindliche Kolonne, welche auf der Straße von Fossa vorrückte und einen Angriff auf St. Massimo zu beabsichtigen schien, der jedoch mit keinem besonderen Nachdruck unternommen wurde, bloß durch einige wirksame Schüsse der Batterie zum Rückzuge gezwungen. Dieses Vorrücken auf den beiden von Sona und Somma Campagna herführenden Wegen wiederholte sich noch einigemal, wurde aber immer mit gleichem Erfolge abgewiesen.

Nach mehrstündigem Kampfe um St. Lucia fiel dieser Ort in die Hände des Feindes und derselbe suchte zwischen St. Lucia und St. Massimo an das Rideau vorzudringen. Ich hatte jedoch, sowie ich die Richtung des feindlichen Hauptangriffes erkannte und voraussehend, daß derselbe das Durchdringen bis an das Rideau bezwecken würde, bereits zur Unterstützung meines linken Flügels, und um mich dadurch mit dem 1ten Corps in Verbindung zu halten und die schwach besetzte Strecke bis St. Lucia zu vertheidigen, zwei Kompagnien Franz Carl-Infanterie, eine Kompagnie des 2ten Baons. Kaiser-Jäger und 2 Kompagnien Graf Haugwitz-Infanterie von meinem bis jetzt nicht bedrohten rechten Flügel nach dieser Seite hin disponirt. Durch den Herrn Grafen Gyulai ließ ich gleichfalls an diese bedrohte Strecke ein Baon. E. H. Ernst-Infant. und eine Kompagnie des 11. Jäger-Bataillons beordern. Diesen braven Truppen gelang es auch, sich an jenen stark bedrohten Punkten zu behaupten. Inzwischen erfolgte aber gegen 1 Uhr der feindliche Angriff mit aller Kraft auf mein Centrum bei Croce bianca, gegen welches der Feind mit 3 starken Kolonnen vorrückte, in der Höhe von Ca de Capri, nördlich der Straße eine beträchtliche Reserve zurücklassend. Ein wohlgezieltes Kanonenfeuer eröffnete diesen Angriff, und wurde von der 12pfder. Batt. Nr. 2 und der Cavall.-Batt. Nr. 2 lebhaft erwidert.

Eine starke feindliche Kolonne, mit einer dichten Plänklerkette vor sich, griff nun Croce bianca an, und wurde von unserem wirksamen Kartätschenfeuer zurückgewiesen. Der Feind bildete nun Sturmkolonnen auf beiden Flügeln und versuchte einen Angriff gegen beide Flanquen von Croce bianca, der aber durch heftiges Kleingewehrfeuer aus dem Hofe Ghetto, sowie aus den anderen zur Vertheidigung eingerichteten Häusergruppen und den längst der ganzen Linie hinter Steindämmen und Verhauen postirten Punkten kräftig abgewiesen wurde, wobei die Geschütze wieder auf das thätigste mitwirkten. Einer solchen Feuerwirkung konnte der Feind nicht widerstehen, er ließ nach kurzem, doch sehr lebhaftem Gefechte von jedem weiteren Angriffe ab und trat unter dem Schutze seiner Kanonen und des sehr bedeckten Terrains den Rückzug an, auf welchem ihm durch die Geschütze noch ein empfindlicher Schaden zugefügt wurde. Das Geschützfeuer wurde jedoch noch unter-

halten und dauerte gegenseitig bis nach 4 Uhr Abends fort. Ich erhielt gegen 3 Uhr von S. Exzellenz dem Kommandierenden Hr. Feldmarschall die Nachricht, daß Er St. Lucia wieder zu nehmen entschlossen sei, ich möchte den Angriff unterstützen. Dies veranlaßte mich, mehr Geschütze ins Feuer zu bringen, ich nahm daher die 12pfder. Batt. Nr. 2, für welche der Ersatz an Munition angekommen war, wieder auf die Straße von Croce bianca und seitwärts Casa Lagramoso vor, schickte zuletzt zu letzterem Hause und zu Casa Lattia je ½ Kavallerie-Batterie Nr. 5 und hatte somit 36 Geschütze in der Vertheidigungslinie aufgefahren, welche den Gegner, wo er sich nur mit Batterien oder Kolonnen zeigte, beschossen. Auch bewährten sich hiebei die in Chievo bei Casa Le Bionde aufgestellten Raketengeschütze. Mein rechter Flügel in Chievo war, wie schon oben gesagt, fast gar nicht angegriffen, sondern hatte blos einige Flintenschüsse auf den äußersten Posten desselben mit einer bei Casa Casotte stehenden, feindlichen Kolonne gewechselt, wodurch ich mich auch in die Lage versetzt fand, Truppen von dort wegzuziehen, und die erwähnten Verstärkungen gegen St. Lucia zu senden. Nach 3 Uhr erfolgte noch ein schwacher Angriff des Feindes auf den Kirchhof von St. Massimo, hatte jedoch ebenfalls keinen Erfolg. Über das Schicksal von St. Lucia blieb ich bis 5 Uhr in der Ungewißheit, das Feuer einer am Rideau rückwärts dieses Ortes aufgestellten Plänkler-Kette, welches man fortwährend bemerkte, ließ urteilen, daß derselbe noch immer vom Feinde besetzt sei, als endlich ein Uhlanen-Officier vom Herrn FML. Fürsten Schwarzenberg die Nachricht brachte, daß der Feind diesen Ort geräumt und wir ihn wieder besetzt haben. Ich ließ nun die Vorposten wieder ihre ursprüngliche Stellung einnehmen und die Mannschaft abkochen. Jetzt zeigte sich erst der beträchtliche Verlust des Feindes, denn es fanden sich vorwärts vor Croce bianca ganze Reihen Todter und schwer Verwundeter hingestreckt. Die Letzteren schaffte man nach und nach mittelst beigebrachter Wägen in die hiesigen Spitäler. Eine Menge Gewehre und Rüstungen wurden eingeliefert, später fanden sich vor unserer Stellung noch ganze Haufen abgeworfener Mäntel, Tornister und Bagagen, welches die große Unordnung bezeugt, die auf der Flucht des Feindes geherrscht haben mußte. Unser Verlust ist verhältnismäßig zu der Lebhaftigkeit und Dauer des Gefechtes sehr unbedeutend zu nennen, was nur dem Umstande zu verdanken ist, daß unsere Stellung gedeckt und so gut als es die Zeit gestattete, zur Vertheidigung eingerichtet war.

Unter den Verwundeten bedauern wir den braven Obersten von Pottornyai von E. H. Franz Karl-Infanterie, dem eine Kanonenkugel die rechte Hand zerschmetterte, ferner einen Lieutenant des 9. Jäger-Bataillons, schwer verwundet — Lieutenant Drassenberger desselben Bataillons, und Lieutenant Kedewes von Franz Karl-Infanterie leicht verwundet. Sämmtliche Truppen haben sich brav benommen — was unter meinen Augen focht, vom Höchsten bis zum Niedersten, that seine Schuldigkeit mit Muth und Unerschrockenheit, so daß es schwer fällt, jemanden besonders herauszuheben. Volles Lob muß ich jedoch den zweckmäßigen Vertheidigungsanstalten und der entsprechenden Leitung des Herrn GM. Fürsten Friedrich Liechtenstein geben, welcher auch am heftigsten angegriffen war.

Von denjenigen, die bloß freiwillig dem Feldzuge beiwohnen, muß ich der Unerschrockenheit S. kais. H. des E. H. Franz Joseph erwähnen, der

sich an mich angeschlossen hatte. Er schien die Gefahr nicht zu bemerken, nicht ohne Mühe gelang es mir, Ihn später zu entfernen und dieses nur, als ich ihn ersuchte, mit einer Kavallerie-Division sich rückwärts aufzustellen, um mir bei dem bevorstehenden Rückzuge durch Attaque Luft zu machen.

Der bei mir zugetheilte Rittmeister Fürst Rudolf Liechtenstein hat sich schon bei einigen Gefechten sehr thätig und unerschrocken benommen, und mit vielem Nutzen verwenden lassen. Meinem sehr thätigen Chef des Generalstabes, Major Schmerling, wurde das Pferd durch eine Kanonenkugel unter dem Leibe an meiner Seite getötet. Mein Corps-Adjudant Oberstlieutenant Taude, Hauptmann Kaas vom Generalquartiermeisterstab und der zugetheilte Hauptmann Steinhauser von Paumgarten-Infanterie waren ebenso thätig als unerschrocken. Major Pittinger, Kommandant der Artillerie, leitete seine tapferen Untergebenen mit ebenso viel Unerschrockenheit, als thätigen Erfolg. Welche Individuen von den Herren Generälen angerühmt werden, ist aus deren speciellen Relationen ersichtlich, welche man nachträglich zu unterlegen nicht ermangeln wird.

Verona am 6. Mai 1848. D'Aspre, FML.

III.*

Wir sind überzeugt von der Theilnahme, die alle ihre Leser, besonders aber die biedern Wiener an den Schicksalen der braven italienischen Armee nehmen, deßhalb beeilen wir uns Ihnen eine kurze Darstellung eines unter den Mauern Veronas vorgefallenen siegreichen Gefechtes zu geben, daß wir wohl auch eine Schlacht zu nennen berechtigt wären, wenn wir keine Feinde von hochtrabenden Phrasen und Übertreibungen wären. Die Stadt Verona ist außer der wirksamen Tragweite des Geschützes mit einem scharf abfallenden Rideau halbmondförmig umgeben, der sich mit seinem linken Flügel bei Chievo, mit seinem rechten bei Combetta an die Etsch lehnt und anso conzentrisch die westliche Festungsfront von Verona umgibt. Die Hauptpunkte dieses Rideaus sind die Dörfer Chievo, Croce bianca, Massimo und Santa Lucia. Von allen diesen Punkten führen in fast paralellen Richtungen gute Straßen gegen den rückwärtigen Gebirgsstock, auf welchem die piemontesische Armee schon seit einiger Seit Position genommen hatte. Der wichtigste Punkt dieser Stellung ist, wie ein Blick auf die Karte leicht darthut, Santa Lucia. Dieser Punkt hätte nach dem ursprünglichen Befestigungsbau-Antrage mit einigen Werken verschanzt werden sollen, welches aber aus ökonomischen Rücksichten unterblieb, eine Sünde, die wir jetzt mit Kampf und Blut büßen müssen. Auf diesem Rideau nun waren unsere Truppen aufgestellt, deren Zahl aber mit der großen Ausdehnung des Terrains in keinem Verhältniß stand. Man hatte die Haupt-Zugänge zu unserer Stellung durch Verhaue einiger Maßen verstärkt, die sich im Laufe des Gefechtes als vortheilhaft erwiesen. Gestern in der Frühe sah man den Feind von den Höhen in starken Colonnen herabsteigen, und sich in senkrechter Richtung auf unsere Stellung bewegen. Offenbar konnte seine Absicht keine andere sein, als uns in die Festung zu werfen. Bald, etwa gegen 9 Uhr Früh, entspann sich auf der ganzen Linie ein lebhaftes Tirailleur-Feuer, welches dann in eine allgemeine Kanonade überging. Der Feind griff die beiden Punkte Santa Lucia und

* Originalkonzept.

Croce bianca mit Heftigkeit an, während er die übrigen Punkte unserer Stellung nur beschäftigte. Gegen Santa croce, wo der FML. Baron D'Aspre mit seinem Corps stand, konnte der Feind keinen Boden gewinnen. Im Gegentheil machte unser rechter Flügel bald Fortschritte und drängte den Feind zurück. Dagegen gewann er gegen den Punkt Santa Lucia, gegen welchen er seine Hauptmacht conzentriert hatte, wo FML. Graf Wratislaw uns mit einem Theil seines Corps befehligte, Terrain. Der Ort war durch die schwache Brigade Strassoldo vertheidigt. Zwei Compagnien des braven 10er Jäger-Bataillons, welches der tapfere Oberst Kopal befehligte, behaupteten den Kirchhof durch drei Stunden mit beispielloser Tapferkeit. Sie verloren die meisten ihrer Offiziere, welche teils getötet, teils verwundet wurden.

Die Übermacht des Feindes zwang endlich unsere Truppen zum Rückzuge aus dem Orte, jedoch nur auf eine kurze Strecke. Sie sammelten sich wieder und nahmen Stellung; der Feind wagte nicht aus dem Orte hervorzubrechen. Unterdessen hatte General Graf Clam, der auf dem äußersten linken Flügel stand, nur eine schwache Abtheilung gegen den ihm gegenüber befindlichen Feind geworfen und sich mit seiner Brigade in dessen Flanke gewandt. Der Feldmarschall sandte ein Bataillon des schwachen Regimentes Geppert und zwei Compagnien Prohaska, um den neuen sich vorbereitenden Angriff gegen Santa Lucia zu unterstützen. Dieser Angriff erfolgte mit großer Tapferkeit und Entschlossenheit, wobei sich das Regiment Prohaska auszeichnete. Unsere Truppen gewannen Boden, vermochten aber den Feind nicht vollkommen aus dem Orte zu vertreiben. In dieser Stellung stand das Gefecht eine Zeitlang stille, während auf dem rechten Flügel mit aller Anstrengung gefochten ward.

Der Feind hatte wie es scheint bereits viermal frische Truppen ins Gefecht gebracht, unter welchen sich auch die königliche Garde-Abtheilung befand, ein Beweis, daß der Degen Italiens, wie man sieht, seinen letzten Trumpf ausgespielt hatte. Auch päpstliche Schweizer waren unter den piemontesischen Truppen. Die Curia romana ist stark, wenn es sich darum handelt aus schwarz weiß zu machen, wir sind begierig auf die Beweisführung des Herrn Nuntius, daß sein Herr in Frieden und Freundschaft mit Österreich lebe. Gegen vier Uhr Nachmittags ließ der Feldmarschall vier Compagnien des ungarischen Grenadier-Bataillons Weilen mit einem Bataillon des Regiments Sigismund und einer 12pfündigen Batterie aus der Festung rücken, um den Feind endlich zum Rückzug aus Santa Lucia zu zwingen. Allein seine Standhaftigkeit war bereits erschüttert, er wartete den Angriff nicht ab, sondern zog sich wie es scheint in wilder Flucht zurück, denn unsere Truppen fanden die Straßen in allen Richtungen mit Waffen, Czakos, Feldrequisiten und Tornistern bestreut, so wie die Lebensmittel, die der Feind in seiner Voraussetzung seines gewissen Sieges zum Abkochen vorbereitet hatte. Wer das Terrain kennt, der weiß, daß in diese Richtung der Gebrauch der Cavallerie unmöglich ist. Dieser Umstand rettete unsere Gegner. Denn hätten wir unsere brave Cavallerie zu seiner Verfolgung nachsenden können, so wäre er einer vollkommenen Niederlage nicht entgangen. So endete gegen Abend 5 Uhr dieser für unsere Waffen und unser Vaterland so rühmliche Tag mit einem Sieg, den unsere schwachen Kräfte über einen bedeutend stärkeren Gegner davontrugen. Die erlittenen Verluste sind uns

noch nicht bekannt. Bis jetzt weiß man von 12 getöteten Offizieren: unter diesen befindet sich Oberstlieutenant Leuzendorf vom Geppert Infanterie-Regiment. GM. Baron Salis, Kammervorsteher des Erzherzogs Sigismund, erhielt einen Schuß durch die Brust. Oberst Pottornyai von Franz Karl-Infanterie verlor die rechte Hand. So wie wir hören, beläuft sich die Zahl der Verwundeten, welche in die Spitäler gebracht wurden, gegen 300.

Der Verlust des Feindes ist sehr groß, das Schlachtfeld war mit seinen Todten und Verwundeten bedeckt. Hier haben Sie eine einfache und schmucklose Darstellung des gestrigen Gefechtes. Über die Tapferkeit unserer Truppen sage ich Ihnen nichts. Diese ist über jedes Lob erhaben. Die Detailrelationen werden das Nähere darüber darstellen.

Wir können diesen Bericht nicht ohne die Bemerkung schließen, daß sämtliche Prinzen des Kaiserhauses, insbesonders Erzherzog Albrecht mit wahrer Todesverachtung den ganzen Tag über im Feuer waren. Der jugendliche Erzherzog Franz Joseph, auf den Österreich mit Hoffnung blickt, konnte nur mit Mühe zurückgehalten werden, sich dem Feuer des Feindes nicht zu sehr auszusetzen. Wir selbst sahen wenige Schritte von ihm eine feindliche Kanonenkugel niederfallen, ohne daß er die Bewegung seines Pferdes nur ein Haarbreit aus der Richtung lenkte. Wir sind überzeugt, daß dieses Zeugniß den lebhaftesten Anklang in den Herzen Aller finden wird, in denen noch die alte Treue und Liebe für unser hehres Regentenhaus fortlebt.

Die Flaggenfrage in unserer Kriegsmarine.

Von * * *

In der Erwiderung, mit welcher der Präsident der ungarischen Delegation, Bela Barabas, am 17. Jänner 1908 die bemerkenswerte Ansprache des Marinekommandanten, Grafen Montecuccoli, in Fiume beantwortet hat, ist darauf hingewiesen, daß die ungarischen Delegierten während ihrer Exkursion zum Besuche der österreichisch-ungarischen Kriegsmarine „nirgends ungarische Fahnen und ungarische Abzeichen gesehen hatten“, wobei der Redner der Hoffnung Ausdruck verlieh, „daß nunmehr, wo die Gegensätze geschwunden seien, die Ideen der ungarischen Nation zur Geltung gelangen würden“. Diese bedeutungsvolle Enunziation des Leiters der ungarischen Delegation gibt den Anlaß, die Frage der Flaggenführung bei der k. u. k. Kriegsmarine zur Sprache zu bringen und diese einer vollkommen objektiven Beurteilung zu unterziehen.

Bekanntlich war bis zum Jahre 1867 die Flagge unserer Kriegs- und unserer Handelsmarine die gleiche (das österreichische Wappen mit der Krone im rot-weiß-roten senkrecht gegen den Flaggenstock gestreiften Felde) und unterschieden sich die Kriegs- von den Handelsschiffen lediglich durch den von jenen geführten Wimpel.

Auf Grund des Ausgleiches zwischen Österreich und Ungarn im Jahre 1867 erhielt die Handelsmarine die bekannte auch heute noch in Verwendung stehende gemeinsame Handelsflagge (dreiteiliges, senkrecht gegen den Flaggenstock gestreiftes

Feld oben rot, Mitte weiß, unten rot-grün geteilt mit Krone und österreichischem Wappen im rot-weiß-roten und ungarischer Krone nebst ungarischem Wappen im rot-weiß-grünen Felde). Die Kriegsmarine behielt dagegen als ihr Wahrzeichen die im Jahre 1866 mit unvergänglichem Ruhme bedeckte österreichische Kriegsflagge auch noch weiterhin bei.

Insofern hat daher der Führer der diesjährigen ungarischen Delegation Recht, wenn er bedauernd darauf hingewiesen hat, daß die ungarische Delegation während des Besuches der k. u. k. Flotte nirgends ungarische Fahnen gesehen habe.

Nach langem, fast zehnjährigem Ringen ist ein neuer dauernder Ausgleich zwischen Österreich und Ungarn geschlossen worden, in welchem Ungarn die volle Gleichstellung im öffentlichen Leben neben Österreich erlangt hat. Es ist nur ein weiterer sich mit logischer Konsequenz nunmehr ergebender Schritt auf derselben Bahn, wenn Ungarn auch in der Flaggenfrage bei der Kriegsmarine eine paritätische Behandlung verlangt.

Gewiß nicht Absicht und Übelwollen ist es, wenn an die Regelung der Frage der Flaggenführung unserer tapferen Kriegsmarine bisher noch nicht herangetreten wurde. Unter dem rot-weiß-roten Banner hat Österreich-Ungarn seine größten Lorbeeren zur See errungen und erscheint es nur zu natürlich, daß man zögert, dieses Wahrzeichen verflossener Ruhmestaten zu entfernen und durch ein anderes zu ersetzen. Ist doch die Flagge für den Seemann das erhabenste Symbol, der Brennpunkt seiner Vaterlandsliebe, seiner Hingebung zu Kaiser, König und Reich. Und nur mit den bittersten Empfindungen würde jeder Seemann und jeder altösterreichische Patriot zusehen, wie unsere ehrwürdige Kriegsflagge zum letzten Male herabgeholt wird und mit ihr ein stolzes Wahrzeichen glorreicher Vergangenheit verschwindet.

Trotz alledem kann nicht geleugnet werden, daß Bela Barabas, so schmerzlich es uns erscheint, an dieses Ruhmeszeichen in solcher Weise gemahnt zu werden, von seinem spezifisch ungarischen Standpunkte Recht hatte, als er bedauernd ausrief, Ungarns Delegierte hätten während der Exkursion nach Pola und Fiume ungarische Flaggen vermißt. Dazu kommt nun noch das weitere nicht unbedenkliche Moment, daß zufolge einer Bestimmung des kürzlich zwischen Österreich und Ungarn geschlossenen Ausgleichsvertrages die Handelsschiffe jedes der beiden Staaten der Monarchie das Recht haben, auf den Binnengewässern des anderen Staates ihre eigene nationale Flagge zu führen. So kommt es, daß beispielsweise die Schiffe der Donaudampfschiffahrts-Gesellschaft, die zufolge obiger Bestimmung in den ungarischen Binnengewässern die der k. u. k. Kriegsflagge vollkommen ähnliche österreichische Handelsflagge führen, mit den Flußmonitoren der Kriegsmarine in dieser Hinsicht gleichgestellt sind. Dadurch muß unwillkürlich jeder Ungar zu dem ganz natürlichen Schluß kommen, daß es die österreichische Flagge sei, welche die Kriegsschiffe führen. Daß dies vom ungarischen Standpunkte Anstoß und Ärgernis erregen muß, ist angesichts der Stimmung und Strömung in Ungarn wohl begreiflich und eine Remedur dagegen würde das Interesse Ungarns, das ja zweifelsohne in hohem Maße für unsere tüchtige und brave Kriegsmarine besteht, wesentlich heben; ja man könnte sogar ohne weiteres behaupten, daß durch eine solche Maßnahme Ungarn veranlaßt sein würde, Schulter an Schulter mit Österreich erheblich

größere und gewiß dringend notwendige Opfer für die Ausgestaltung unserer Kriegsmarine mit Freuden zu bringen.

Es unterliegt auch gar keinem Zweifel, daß hier in allernächster Zeit wird Wandel geschaffen werden müssen, soll nicht unsere tapfere Kriegsmarine gezwungen sein, in ihrer fortschreitenden Entwicklung hinter derjenigen anderer Staaten zurückzubleiben. Ein Ausweg aus diesem Dilemma könnte nur in einer allseitig befriedigenden Lösung der Flaggenfrage bei unserer Kriegsmarine gesucht und gefunden werden. Daß alle kompetenten Faktoren hierüber im klaren sind, ist ebenso gewiß, als daß sie sich nur über die Art und Weise der Lösung dieser hochwichtigen und geradezu vitalsten Frage nicht einigen konnten, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil jeder fühlt, daß die Lösung nur in einer Änderung der k. u. k. Kriegsflagge gefunden werden kann, was wieder allen jenen, die mit Stolz auf die ruhmreiche Vergangenheit unserer Kriegsmarine blicken, widerstrebt.

Von zwei Übeln muß immer das kleinere gewählt werden und in diesem Falle ist es doch gewiß das größere Übel, wenn infolge der Ungelöstheit der Flaggenfrage unsere Kriegsmarine rückständig bleiben sollte. Daß dies der Fall sein wird, ist ganz zweifellos, denn Ungarn wird — wohl leider — zu jeder Mehrleistung für unsere Marineverwaltung schwer zugänglich sein, insolange seinen Forderungen bezüglich der Flaggenfrage nicht Rechnung getragen sein wird. Sobald es sich um die Existenz eines Staatswesens handelt, darf man Gefühlsmomente nicht in den Vordergrund stellen und sich keinesfalls von solchen leiten lassen. Die unerbittlichen Forderungen des technischen Fortschrittes und die unabweisliche Notwendigkeit eines brauchbaren und schlagfertigen Verteidigungsmittels zur See müssen hier in ihre Rechte treten und uns die Möglichkeit bieten, die Früchte einer langen Friedensperiode auch weiterhin genießen zu können. Es bleibt uns daher, man mag die Frage wenden und drehen, wie man will, kein anderer Ausweg, als Ungarn das zu bieten, wozu es immerhin ein gewisses Recht hat, d. i. die Gleichstellung seines Emblems zur See mit dem österreichischen.

Die einzige praktische, ästhetische und unsere historischen Gefühle am wenigsten verletzende Form der Lösung dieser dringenden Frage bietet ohne Zweifel die jetzige österreichisch-ungarische Handelsflagge. Diese müßte zur k. u. k. Kriegsflagge werden und jeder Ungar würde, so radikal und trennungslustig er sein mag, sich dadurch in vollstem Maße befriedigt finden.

Als Ersatz für die bisherige Handelsflagge, insofern sie auf den Meeren als gemeinsames Emblem zu führen ist, ließe sich die nunmehrige Kriegsflagge mit Hinweglassung der beiden Nationalwappen nebst den Kronen verwenden, wogegen in den Binnengewässern für Österreich die bisherige Kriegsflagge und für Ungarn der ungarische Teil der bisherigen gemeinsamen Handelsflagge, das rot-weiß-grün gestreifte Feld mit dem ungarischen Wappen und der ungarischen Krone, einzuführen wäre.

Geben wir uns keinen Illusionen hin! Diese oder eine ähnliche Lösung der für Österreich-Ungarn äußerst dringenden Frage wird mit absoluter Sicherheit einstens kommen; je länger wir zögern und je intransigenter man sich dagegen zeigt, um so folgenschwerer werden die Konsequenzen sein. Es

ist ja geradezu sprichwörtlich, daß bei uns immer alles zu spät kommt oder daß erst ein harter Schlag uns veranlaßt das Versäumte nachzuholen. Versuchen wir es einmal, diese sprichwörtliche Tatsache Lügen zu strafen und beweisen wir durch einen frischen und raschen Entschluß, daß wir den Ereignissen auch vorzugreifen verstehen zum Besten unserer ruhmbedeckten Kriegsmarine, zum Wohl des Vaterlandes, zur dauernden Erhaltung des Friedens!

Die Geliebte Friedrichs des Schönen.

Von Felix Salten.

Ein Tag im Mai war es, an dem Johanna von ihrem Bruder nach Mauerbach geleitet wurde.

In Weidlingau verließen sie die Eisenbahn, bekamen einen Mietswagen und fuhren die lange ansteigende Waldstraße dahin. Die Sonne strömte mit sanfter Kraft durch das junge Laub, die Wiesen lagen da, wie von einem kindlichen Lächeln überbreitet. Und von den blauenden Bergen ringsum kam ein zärtliches Lüftchen herabgeschwebt.

Der Hofrat sagte zu seiner Schwester: „Siehst du, wie schön es hier ist.“ Er sagte es in einem Ton, als habe er die ganze Landschaft hier zurechtgemacht, als habe er persönlich den Frühling darauf veranstaltet, aus Großmut, um seiner Schwester willen.

Johanna schwieg. Ihre Augen blinzelten, der Sonne entwöhnt, und ein gedankenleeres Lächeln saß kümmerlich in all den lederbraunen Falten ihres Gesichtes.

Den Hofrat machte es diesen Vormittag unruhig, keine Antwort zu hören. Er begann dringender: „Die frische Luft hier heraußen ... die wird dir gewiß gut tun ...“

Johanna merkte an seiner Stimme, daß sie jetzt etwas reden müsse. Gehorsam sagte sie: „Ja.“

Sie fuhren weiter und saßen schweigsam nebeneinander. Diese letzte Stunde erfüllte den Hofrat mit Ungeduld. Er wünschte, es solle schon alles erledigt und vorüber sein. Er malte sich's aus, wie das dann angenehm für ihn sein werde, allein im Wagen hier durch die Wälder zu kutschieren. Eine kleine Sehnsucht nagte und zerrte in ihm, nach dem überstandenen Abschied diese Rückfahrt zu genießen. Jetzt, in der letzten Stunde war er ein wenig beklommen wegen dieser ganzen Geschichte. Daß er seine Schwester in das Versorgungshaus bringe, erschien ihm freilich noch immer als der einzige praktische Ausweg. Aber er war doch nicht mehr so ganz sicher. Sie hätte vielleicht trotz alledem bei ihm bleiben können, bis an ihr Ende. Er fühlte, daß er in die Gefahr geriet von seiner Überzeugung abzufallen, dem Beschluß untreu zu werden, den er mit seiner Frau zusammen gefaßt hatte, und den er nun zu vollziehen im Begriffe war. Dabei empfand er irgend eine dunkle Erbitterung gegen Johanna. Warum hatte sie ihn auch in diese Lage gebracht? Es kam ihm vor, Johanna habe ihn durch ihr Altwerden, durch ihre Hilflosigkeit in diese Lage gebracht, und er empfand sie hier neben sich wie eine schwere Last, die ihm unschuldigerweise aufgebürdet war.

Johanna trug um ihre dünnen Schultern eine alte Mantille aus schwarzem Ternostoff, die an ihren Rändern mit schwarzen Glasperlen, freilich nur noch lückenhaft besetzt war. Sie hatte diesen Prunk noch zuletzt von ihrer Schwägerin mit auf den Weg bekommen. Auf ihrem ordentlich glattgestrichenen, grauen Haar schaukelte ein alter Hut. Die Rosen und die Federn daran, entfärbt und zerknittert, nahmen sich aus wie eine verschollene Lustbarkeit aus fernen Tagen, die jetzt keinen Sinn mehr hatte. Dieser Hut war viele Jahre im Schrank der Frau Hofrat gelegen und sah heute, gerade wie Johanna, zum erstenmal wieder die Sonne, den Wald und den Lenz.

Johanna saß da, hatte die Hände im Schoß, blickte geradeaus und lächelte. Sie war befangen, denn das Alleinsein mit ihrem Bruder brachte die Ehrfurcht, die sie vor ihm empfand, in Erregung. Je länger sie so an seiner Seite saß, desto mehr sammelte sich der Respekt in ihrem Gemüt, schwoll an und bedrückte sie. Dazwischen ging der Zeiger ihrer einstigen Pflichten noch immer weiter in seinem altgewohnten Kreis. Jetzt hätte sie das Kaffeegeschirr vom Frühstück abwaschen sollen. Es war die Stunde. Gestern hatte sie's noch getan. Und dann war jetzt die Stunde, in der das Mittagessen zugestellt werden mußte. Sie sah das heiße Wasser aufschäumen und Blasen werfen, und in dem lauen Wind, der sie anhauchte, spürte ihr Erinnern den fetten starken Geruch des siedenden Fleisches und den scharfen Kräuterduft des Grünzeugs, das verkochte. Heute war außerdem Donnerstag. Da mußte das Kupfer geputzt werden, Kessel und Pfannen; auch die Küchenbank, der Tisch und das Nudelbrett waren zu scheuern. Mit frischem Reibsand mußte das geschehen, und mit ganz heißem Wasser, darin etwas Laugensalz gelöst war. Das biß in die Hände und die Haut rings um die Fingernägel sprang davon auf, aber schön sauber wurde das Holz. — — Jetzt hatte sie nichts mehr zu tun, jetzt saß sie da in dem weichen Wagen, indessen die Stunden, die sonst mit allen möglichen Verrichtungen bis zum Rand gefüllt waren, leer und entfremdet vorbeirannen, wie entwertetes Gut zu Boden glitten. Alles, was früher, was gestern noch ihr Leben ausgemacht hatte, war jetzt wie ein Zifferblatt ohne Uhrwerk. Sie konnte es immer noch ablesen, konnte noch sehen, wo der Zeiger just stand. Aber es hatte keine Wirklichkeit und keinen Gang mehr. Und daran zu denken, das war, als klopfe man an ein Haus, darin niemand mehr wohnt. Sie bekam ein wehes Gefühl. Dennoch lächelte sie beständig. Sie konnte nicht anders; sie mußte das Lächeln der Landschaft erwidern. Sie war zu schüchtern, um es nicht zu tun.

„Na und die Ruhe hier, die wird auch sehr gut für dich sein . . .“, redete der Hofrat.

Johanna hörte wieder, daß eine Antwort verlangt wurde, und sagte wieder: „Ja.“

Der Wagen kroch langsam über eine Wegbiegung hinauf. In geringer Ferne schimmerten Dächer.

„Das ist Mauerbach!“ sagte der Hofrat erregt. „Ganz eingebettet im Grünen liegt es da.“ Er sprach das, als stimme dies alles hier mit seinen Anordnungen überein. Und er sagte „eingebettet“, als wolle er damit den höchsten Luxus bezeichnen.

Die Straße lief aus dem Schatten in die volle Sonne, wurde blendend weiß und schmiegte sich die kleine, letzte Anhöhe hinauf. Über ein dunkles Gartengitter hinweg war blühender Goldregen geneigt, hing festlich und üppig herab wie neue

gelbe Fahnenseide. Johanna wurde von der Sonne jetzt völlig übergossen, wurde bis ins Herz hinein von ihr durchwärmt, wurde von der sanften Glut gebadet und gelabt, und irgend eine winzige, vertrocknete Zuversicht begann sich in ihr zu regen.

Da stand der Wagen auf einem Vorplatz still. Eine große Linde gab breiten Schatten; ein majestätischer Torbogen wölbte sich zwischen grünen Zweigen und blauem Himmel; ein Hof lag hinter diesem Rahmen als ein Bild, Gänse und Hühner spazierten darin über Gras und Steine, und weiter noch dahinter schwang sich eine kurze Brücke über einen wild umbuschten Wassergraben zu einer Pforte hin, die braun und ernst war.

Auf dem Vorplatz saßen die Armenhäusler. Auf Bänken und an den Steinen saßen sie, ungesellig, einsam ein jeder. Alte Männer humpelten durch den Torbogen, hockten auf den Bänken, manche von ihnen mit einem Ausdruck schmerzhafter Schwäche im bleichen Gesicht; kahlköpfige, zwerghaft gewordene Greise saßen da, weißhaarige verhutzelte Weiber, den grünen Schirm vor den Augen.

Sie alle blickten jetzt auf Johanna, der ihr Bruder aus dem Wagen helfen mußte. Sie alle begriffen, daß es hier einen neuen Ankömmling gab, daß ihnen das Leben wieder einen verbrauchten, nutzlos gewordenen Menschen herausgesendet habe, daß jetzt wieder einmal solch ein morsches Gerümpel bei ihnen abgeladen werde. Und sie schauten mit kalten, mißtrauischen, mit verächtlichen, mit gehässigen oder mit unsäglich gleichgültigen Gesichtern nach Johanna.

Die stand nun da, von der Sonne durchwärmt, mit der eben erwachten Zuversicht in ihrem Herzen, mit dem verblichenen, schaukelnden Rosenhut auf ihrem grauen Kopf, stand da, schiefgezogen in den Schultern, mit eingesunkener Brust. Mit einem ungeheuren Erstaunen und mit einem fernen Klang von Mädchenhaftigkeit in der Stimme rief sie aus: „Aber — da sind ja lauter alte Leute . . .!"

*

„Früher", sagte der Beamte, der sie führte, „also früher, wie das noch ein Kloster war, da ist die Kirche passend gewesen. Aber für uns war sie ja viel zu groß . . . und dann haben wir auch den Platz gebraucht . . ."

Sie standen in der Kirche, die man der Quere nach halbiert hatte, wie ein Zimmer, das zu lang ist. Der Hofrat blickte zerstreut umher; aber der Beamte war ungemein eifrig: „Herr Hofrat werden doch wissen, daß Mauerbach früher ein Kloster gewesen ist. Es war, was man sagt, eine Kartause, weil nämlich Kartäuser Mönche hier gelebt haben."

„Richtig", brachte der Hofrat räuspernd hervor.

„Nun, und wir haben dann die Kirche abgeteilt, so daß nur diese vordere Hälfte, die der Herr Hofrat hier sehen, als Kirche geblieben ist . . . und aus dem rückwärtigen Teil, da wo früher die große Orgel war, haben wir Schlafsäle gemacht, drei Stockwerke übereinander, die Kirche ist ja sehr hoch, und damit haben wir sehr viel Raum gewonnen, nicht wahr?"

„Das ist außerordentlich praktisch", sagte der Hofrat nervös.

„Aber natürlich", redete der Beamte weiter, „und für die alten Leut' ist es sehr hübsch zum Wohnen, hier in der Kirchen."

Er blickte Johanna ermunternd an. Die hatte eine verlorene Empfindung aus der Kinderzeit. Als man sie das erstemal in die Schule brachte, war ihr in dem fremden großen Hause, vor dem fremden Herrn Lehrer gerade so verschrumpft zu Mute gewesen, wie jetzt.

Der Beamte deutete die kahle Querwand hinauf, von der die Kirche mitten entzweigeschnitten war. Ganz oben, einem Oratorium ähnlich, war ein breites Fenster in der Mauer. „Dort hinauf kommt auch die Fräulein Schwester vom Herrn Hofrat. Es ist der schönste Schlafsaal."

Der Hofrat mied Johannas Antlitz und blickte angestrengt zu dem Fenster auf, hinter dessen Scheiben ein paar alte Weiber in weißen Hauben und Kopftüchern neugierig in den Kirchenraum herunterschauten. Johanna betrachtete den Altar, vor dem sie stand, die Barocksonne darauf, die mit ihren Goldblechstrahlen das Kruzifix umleuchtete; sie betrachtete die beiden gewundenen Säulen, die riesig zur Decke emporstrebten und die zwei Erzengel, die zu beiden Seiten des Altars eine prächtige Wache hielten; ihr war feierlich zu Sinn und sie fühlte sich wunderbar getröstet.

Der Beamte antwortete eben auf eine Frage des Hofrats: „Ja, sehr richtig, Kaiser Friedrich der Schöne hat das Kloster seinerzeit erbaut. Er liegt sogar hier begraben." Dabei trat er an eine Marmorquader heran, die seitlich vom Altar in die Mauer eingelassen war. „Hier ist das Grab des Kaisers", sagte er.

Der Hofrat zog ein trübseliges Gesicht, als wolle er damit sein Bedauern ausdrücken, daß der Kaiser nun nicht mehr am Leben war.

Johanna sah einen rötlich schimmernden Stein, ganz bedeckt mit Schriftzeichen, die sie nicht lesen konnte.

Alle drei standen noch eine kurze Weile still nebeneinander; dann gingen sie durch die schwere schwarze Türe hinaus.

Der Beamte meinte, indem er zuschloß: „Ah, der Fräulein Schwester wird es schon gefallen bei uns."

Sie gingen über einen breiten Korridor. In weißen Wänden dunkelten die altersbraunen mächtigen Türen wie Geheimnisse. Es war alles streng hier, starr und ohne Anteil am Lebendigen. Johanna schlich neben ihrem Bruder und hatte das Gefühl irgendeiner Gefahr.

Als sie dann über den kleinen Flur zur Treppe kamen, stand da eine Tragbahre, von der Gurten und Schnallen lose zur Erde hingen. Johanna blieb vor der Bahre stehen.

Der Beamte erklärte dem Hofrat: „Das ist . . weil manchmal . . nun, die alten Leute sind ja so eigen . . und wenn eins tobend wird . . natürlich . . anders geht's eben nicht . ."

Der Hofrat winkte zustimmend, aber dieser Anblick quälte ihn, und er wünschte dies alles möchte bald ein Ende nehmen. Jetzt kamen sie in den Schlafsaal, der war weiß und rein, aber ein dumpfer Geruch nahm dem Hofrat alle Energie. Er sagte sich, hier rieche es nach Tanten und Großmüttern; und er wußte: nach Armut. In diese Luft mengte sich der Geruch von Weihrauch, von Lavendel, von Essig, von feuchtem groben Bettzeug, der Geruch von aufgewärmtem Kaffee, von getrockneten Äpfeln, von Kamillentee, von Arnika-Umschlägen und von der Aus-

dünstung der vielen welken, alten Frauenkörper, die hier atmeten, wohnten und schliefen. Der Hofrat schnupperte in dieser Luft und wurde unruhig. Sie war von einem unnachgiebigen Eigensinn beinahe fühlbar durchzogen, und sie war erfüllt von einer niederschmetternden Dummheit und von hoffnungslosem Verzweifeln; sie war erfüllt von einer solchen Schwäche, daß jeder, der diesen Raum betrat, diese Schwäche wie eine Last auf sein Herz fallen spürte; und diese Luft war erfüllt von der beständigen Bereitwilligkeit und der unaufhörlichen Erwartung des Letzten. Der Hofrat streifte mit einem raschen Blick das Antlitz seiner Schwester; Johannas Augen waren völlig erloschen. Sechs oder acht alte Weiber standen von ihren Betten auf, an deren Rand sie gesessen hatten, starrten ihnen mit offener Neugierde entgegen. Einige nahmen die Störung übel, wendeten sich zornig murmelnd ab oder hatten ein erbittertes, stummes Keifen auf ihren festzusammengepreßten Lippen und in ihren tiefbeleidigten Mienen. Andere schienen erpicht darauf angeredet zu werden, andere wollten die Aufmerksamkeit auf sich ziehen und stürzten sich in ein auffälliges kokettes Hantieren.

Der Beamte schritt an das Fenster, das gegen die Kirche zu lag. „Hier", sagte er, „hat die Fräulein Schwester die schönste Aussicht."

Johanna blickte hinunter: dort prangte der Altar in der Tiefe, dort standen die beiden Erzengel mit ihren roten und blauen Mänteln und mit dem rosig bemalten Fleisch ihrer nackten Schenkel, da lag mit ihren Bänken die ganze Kirche, und es schien ihr wunderbar, sie von oben zu sehen.

Die Decke setzte sich von draußen, von der Kirche her, hier innen im Schlafsaale fort. Man hatte nichts an ihr geändert, und so wölbte sie sich mit ihren alten Malereien, mit ihrem Zierrat und Stuckfiguren niedrig über dem Gemach der Greisinnen.

Der Hofrat tauschte einen Blick mit dem Beamten, dann gab er sich einen Ruck und trat zu Johanna.

„Na Johanna", sagte er, und seine Stimme war geschnürt, „ich wünsche dir alles Gute . . daß du deine Ruhe haben sollst . . du brauchst's . ." Er stockte.

Johanna blickte vor sich nieder. In diesem Augenblick, in dem nun wirklich geschah, was sie niemals recht hatte ausdenken können, in diesem Augenblick, in dem sich der Bruder von ihr löste, verfiel sie der Atmosphäre dieses Saales, ward sie das Eigentum dieses Raumes, war schon ganz umfesselt davon und versuchte gar nicht, sich gegen den Abschied zur Wehr zu setzen.

Der Hofrat nahm ihre Hand, die schlaff zur Seite hing; dann küßte er sie oberhalb der Augen, fühlte mit Unbehagen, wie kalt ihre Stirne war, und stammelte erschrocken: „Also . . wir seh'n uns bald . . ich such' dich heim . . ich und die Frau . . und die Kinder auch . . natürlich . ."

Johanna hörte dieses Versprechen, wollte sich daran festhalten, aber es war in diesem Augenblick etwas so Geringes, daß es ihr wie Schaum zwischen den Fingern zerging. Sie nickte nur einige Male.

Da wandte sich der Hofrat zur Türe und schritt hinaus. Jetzt überflog sie plötzliche Angst. Irgendein jäh aufflammendes Wünschen brannte hinter dem Bruder her, der nun davonging, heftete sich an ihn, an seinen Rücken, den sie noch sah, ein Wünschen, das gar nicht deutlich in ihr wurde, das aber alles auf einmal

umfing, den Bruder, seine Kinder, seinen Herd, die Arbeit in seiner Küche, seine Gestalt, die dünnen, blonden Haare, die ihm schütter den Nacken hinunter liefen, diese wohlbekannten Haare, und dazu das ganze Zusammenleben mit ihm, von Anfang an, von der Elternzeit, von der Jugend her, bis jetzt, in dieser Sekunde, in der es auseinanderbrach. Ein Schmerz wühlte in ihr, unter dessen Stichen das Blut hinzuströmen schien, als stürze es aus vielen Wunden. Sie brachte nur einen trockenen, scheuen Laut hervor, der von bitterer Scham dicht verschleiert war; sie hob, von Scham gebunden, unbeholfen die Arme.

Da schloß sich die Türe.

Der Hofrat eilte die Treppen hinunter, eilte durch den blühenden Garten, über den Vorhof, wo die Gänse mit den Flügeln schlugen und die Hühner gluckſend umherliefen. Unter dem Lindenschatten draußen reichte er dem Beamten die Hand, und bestieg den Wagen.

Als er abfuhr, schauten ihn die alten Leute, die dort saßen, mißgünstig und verächtlich an. Dann blickten sie noch lange dem Wagen nach, der die Waldstraße hinunter stadtwärts rollte.

*

Oben, an dem breiten Fenster, saß Johanna und schaute in die Kirche hinunter. Von den alten Frauen, die den Schlafsaal mit ihr teilten, war sie umschlichen und umlauert, betrachtet und besprochen worden, aber sie merkte es nicht.

Sie strichen an ihr vorbei, blieben bei ihr stehen: „Na, . . wie g'fallt's Ihnen denn?" oder: „Na, . . wie is Ihnen denn? . ." Es sollte sie einladen, Bekanntschaften zu schließen, war auch ein Versuch, sie auszuforschen. Sie konnte jedesmal nur mit dem Kopfe nicken, dankbar und furchtsam zugleich lächeln.

Dann versank sie gleich wieder in sich selbst.

Es war schön, da zu sitzen und in die Kirche hinunterzuschauen und diese feierliche Stille ringsum zu spüren, und zu spüren, wie sich überall in dieser Stille das Leben vieler Menschen regte.

Die Kirchenbänke da unten waren leer. Die beiden Erzengel lächelten regungslos und standen, als wüßten sie, daß man sie von oben her aus dem Fenster beschaute.

Johanna strengte sich an und wollte zufrieden sein; sie wollte glücklich sein, weil sie nun hier war, weil sie nun immer hier bleiben konnte. Aber in ihr war eine solche Niedergeschlagenheit, daß ihr kein freudiges Gefühl gelang. Sie unternahm es, sich an der Kirche, an allem, was hier festlich und glanzvoll war, aufzurichten. Aber je länger sie da hinunter blickte, desto demütiger wurde sie; das war alles zu fremd und zu stolz für sie. Die ganzen langen Jahre her hatte sie in einer Küche gelebt, hatte in der Küche gegessen und geschlafen, hatte nur einfache Geräte um sich gesehen, die sich von ihr in die Hand nehmen, pflegen und putzen ließen. Der Umgang mit ihnen war ihr vertraut, ängstigte sie nicht, und wenn das so von der Wand herabblinkte, war sie in sich selbst und in ihrer Umgebung heimisch und befriedigt. In die gute Stube des Hofrates, dort wo sein Schreibtisch stand, sein Glasschrank und seine Salongarnitur, hatte sie nur selten den Fuß gesetzt, und

hatte sich dort immer gleich bedrückt, nicht an ihrem Platze, hatte sich geniert gefühlt. Im Kloster hatte sie sich wenigstens den Altar anschauen können, wenn sie sich sagte, diese prächtige Sonne gehöre ihrem eigenen Bruder, der wohne darin, der Bruder, der es so weit gebracht hatte im Leben. Hier jedoch war es anders. Hier war der Altar mit der goldenen Sonne, und in einer silbernen Ampel, die von der Decke herabhing, brannte das ewige Licht. Johanna konnte die rote Schnur verfolgen, wenn sie gerade aus die Decke entlang sah. Da kam die Schnur aus einer Luke, stiegs in die Tiefe, und trug in freier Schwebe die Silberampel. Hier war es doch anders. Hier war die Kirche; sie öffnete sich mit ihrer Heiligkeit und mit ihrem Weihrauchduft vor diesem Fenster. Da oben, wo Johanna lag, standen Betten, in denen man schlief; aber dort unten stand der Tisch des Herrn, unter demselben Dach, und ein Kaiser lag dort unten begraben: Kaiser Friedrich der Schöne.

Johanna betete.

Stunden verrannen, sanken nieder wie blaue Schleier, die grauer und dunkler wurden, je mehr es dämmerte.

Johanna war es, als müsse sie jetzt die Lampe anstecken. Jeden Abend hatte sie in der Küche gesessen, hatte die Dämmerung so schön mild um sich herliegen lassen, und gewartet, bis „die Hofrätin" nach der Lampe schellen werde, oder bis eines der Kinder zu ihr herauskam, um ihr zu sagen: „Tante Hanne, du sollst Licht machen."

Ihr war, als warte sie auch jetzt darauf, daß man sie rufe. Die Erwartung lag in ihr, daß man sie nötig haben, etwas von ihr verlangen möge. Jetzt entdeckte sie, daß sie die ganze Zeit über dagesessen und gewartet habe, ihr Bruder werde zurückkommen, werde zur Tür da hereintreten, um sie zu holen. Sie hatte sich in diesen langen Stunden nichts anderes gedacht, hatte sich keine andere Möglichkeit vorgestellt als diese, hatte in ihrem Innern keinen Augenblick daran geglaubt, daß sie nun wirklich hier bleiben müsse.

Als sie nachher im Bette lag, erblickte sie die Decke nah über ihrem Haupt, und da war ihr, als öffne sich über ihrem Kummer der lichte Himmel. Erschüttert und getröstet zugleich schaute sie gerade hinauf, wie sie so auf dem Rücken lag. Es war dieselbe Decke, die sich auch draußen über die Kirche spannte. Kleine weiße Engel trugen, eng geschmiegt an die Wölbung, die weitgeschwungene Stuckfassung des Gemäldes, das die Mitte füllte. Das alte Bild wob in den weißen Raum einen Königsmantel, breitete ihn aus, und er prangte wie ein Wunder hernieder. Geheimnisvolle, andächtige Gestalten leuchteten aus der Finsternis des Hintergrundes, holde Frauengestalten strahlten sanft hervor, weißbärtige Greise mit Bischofsmützen und goldenen Stäben, und es war wie ein stilles Brausen von dunkeln, tiefen und funkelnden Farben über ihr.

Wo die Trennungsmauer an das Gemälde stieß, gleich ober Johannas Bett, kam ein großer Engel in den Saal geflogen. Es war als winde er sich durch die Mauer, als schlüpfe er durch das Gestein. Weiß war er und glänzend, ein Jüngling voll Schönheit; seine Hüften steckten noch in der Wand, aber seine Brust und sein Haupt ragten herein. Mit schlanken Armen hielt er eine lange Posaune vor den Mund, als wolle er zu blasen anheben; aber er lächelte noch, er fing noch nicht an, die Posaune zu schmettern; und er neigte sich gütig über den Saal, darin die alten Frauen schliefen.

Neben ihm war ein anderer Engel, so groß wie er, aber von diesem sah man nur die Beine. Es war als laufe er da oben, als enteile er durch die Luft, so hing die eine Sohle herab, und man sah den Bug der Ferse. Man sah auch noch einen Flatterzipfel des wallenden Gewandes, das er trug. Der Leib aber und das Antlitz dieses Engels waren draußen, jenseits der Mauer, in der Kirche drüben. Von hier glich er einem Boten, der weggeschickt ward, und der nun stürmisch mit dem Kopfe durch die Wand gerannt war, um Nachricht in weite Ferne zu tragen.

Johanna lag und blickte wie unerwartet beschenkt zur Decke. Sie faltete die Hände und betete die beiden Engel an. Den einen, dessen lächelndes Antlitz sich zu ihr herabbeugte, wie auch den anderen, von dem sie nur die Beine sehen konnte.

Dann legte sie sich zur Seite und schloß die Augen. Da kam plötzlich eine furchtbare Sehnsucht, fiel über sie her und überwältigte sie im Nu. Sie sehnte sich nach ihrem Bruder, nach seinen Kindern, auch nach seiner Frau. Diese Menschen fehlten ihr jetzt, erschienen ihr jetzt unermeßlich fern. In der beständigen Nähe dieser Menschen hatte sie gelebt, ihre Nähe hatte sie gefühlt, wenn sie am Einschlafen war, Abend für Abend; jetzt aber fühlte sie sich allein und fühlte, wie sehr sie alle liebte. Sie begann zu weinen; ganz langsam, unhörbar weinte sie, mit geschlossenen Augen, bis tief in die Nacht hinein.

*

Johanna ging mit kleinen Schritten durch den Garten. Ihre Beine schmerzten und ihre Knie wankten vor Schwäche; sie war so müde, als ob all die Müdigkeit der ganzen durcharbeiteten Jahre in ihr aufgesammelt sei und jetzt auf einmal losbrechen würde.

Sie ging kreuz und quer durch die Alleen, an den Bänken vorüber. Da saßen überall alte Leute, und Johanna wagte es nicht, sich zu ihnen zu gesellen.

Der Garten war groß und viele Wege durchliefen ihn; er war verwirrend für Johanna, die sich darin nicht zurechtfinden konnte. Nur zur Kirche traf sie zurück, wo sie wohnte. Das war leicht, denn die Kirche ragte stolz über die anderen Gebäude hinweg. Aber Johanna hätte es nicht vermocht, den Ausgang wieder zu erkennen, den Weg, auf dem man sie hier herein gebracht hatte. Es schien gar kein Tor, gar kein Pfad mehr zurückzuführen, hinaus ins Freie, dorthin, woher sie gekommen war.

Jetzt stand eine leere Bank vor ihr; Johanna spähte umher, als habe sie Verbotenes im Sinn, dann ließ sie sich darauf nieder, auf die äußerste Kante. Mühsam atmend, geschlagen saß sie da, als hätte sie eine ungeheuere Strapaze hinter sich. Vor einigen Tagen erst, daheim bei ihrem Bruder, war sie noch nicht so schwach gewesen. Da hatte sie noch den schweren Schrank im Vorzimmer von der Stelle gerückt, weil sie Antons Spazierstock dahinter suchen wollte. Der Anton war zu ihr in die Küche gekommen und hatte gesagt: „Tante Hanni, ich weiß nicht, wo mein Stock ist . . . er muß im Vorzimmer sein." Deshalb hatte sie nachgeschaut, aber er war nirgends zu sehen. Der Anton konnte freilich nichts an den ordentlichen Platz geben. Lieber Gott, so ein junger Mensch. So hatte sie eben den

Schrank gerückt, und da war denn auch der Stock gelegen. Sie stellte ihn gleich in den Behälter unter dem Kleiderrechen. So war's gewesen, und es hatte sie nicht müde gemacht.

Die schöne Sonnenwärme berührte ihr bloßes Haupt, lag wie eine gütige Hand auf ihrem grauen Scheitel, glitt ihr zärtlich und heiß über die Schultern. Von den Bäumen wehte der leichte Blütenduft herab, das Gras roch stark und erdfeucht, und die Vögel sangen. Kleine schwirrende Vögel riefen in der Luft, schrien auf wie im Jubel, zwitscherten und pfiffen.

Es war schön.

Da kam ein kleiner alter Mann über den gelben Sand des Gartenweges heran, mit kurzen, stoßenden und stampfenden Schritten. Er trug seine Mütze in der Hand, sein kahler Schädel flammte dunkelrot und ein zorniger weißer Bart stand ihm gesträubt um Wangen und Mund.

Vor Johanna blieb er stehen, so nah, daß sie aufsehen mußte. Er schaute sie an und seine blutumränderten hellen Augen blickten so fest, als könnten sie zugreifen. Sie loderten so sehr, als kämen Funken aus ihnen gestoben. Er faßte sie mit diesen Augen an, schüttelte das Haupt bedenklich, hob die Hand mit der Mütze gegen sie, und sagte: „Sind Sie die Neue . . .? Er war ungeduldig und setzte gleich hinterdrein: „Die Schwester von dem — von dem Hofrat mein ich . .?"

Und er wartete gar nicht, bis Johanna ja gesagt hatte, sondern bestätigte es selbst: „Richtig . . aha, . . es stimmt schon . ." Damit setzte er sich zu ihr. Johanna machte eine kleine Bewegung, als wollte sie fliehen.

„Bleiben S' sitzen!" befahl der kleine alte Mann.

Hierauf schwieg er lange und betrachtete sie eingehend. Johanna versank dabei in Abgründe von Verlegenheit und Furcht, denn wenn der kleine alte Mann auch schwieg, aus seinen Augen, mit denen er sie musterte, schrien und riefen lauter Fragen, eine nach der anderen; keine aber konnte beantwortet werden, denn sie war es schon durch seine Mienen, so wie sie ihm nur blitzend aus den Augen herausfuhr. Er befragte ihre müden Hände, ihren verschrumpften Leib, ihre eingesunkenen Schläfen, ihr faltiges vom Küchendunst braungegerbtes Gesicht. Alles befragte er, und dann kam ein beredsamer Ausdruck von Güte und eine große Aufregung in sein weißbärtiges, altes Gesicht; er ließ den Kopf auf die Brust herabsinken, schnaufte unzufrieden durch die Nase und biß die Lippen zusammen. Endlich wandte er sich wieder zu Johanna, maß sie von oben bis unten und sagte mit verzerrtem Lächeln: „Hah . . Sie! . . Sie hat man schön hergerichtet!"

Er schrie wütend auf: „Hah!"

„Die lieben Anverwandten . . . hah . . . die lieben Anverwandten . . . Bande!"

„Sagen Sie nichts!" schnappte er heftig gegen Johanna. Die hatte sich nicht gerührt, aber der Alte schnappte, als wolle er sie beißen. „Sagen Sie nichts!" Er zog die Brauen hoch: „Pscht! Mir werden Sie nichts erzählen . . . Gar nichts!"

Sein Gesicht war jetzt von Schmerz und Entrüstung durchwühlt, und seine Stimme kippte. „Meine Kinder . . meine eigenen Kinder . . ! . . und die lieben guten Frauerln, die was sie sich genommen haben . . meine eigenen Kinder haben mich verstoßen . .!"

Er brüllte wie ein krankes Tier. „Alles hab' ich für diese Brut getan! Meine Kräfte und Säfte hab' ich aufgeopfert, damit sie im Leben was vorstellen . . Ja! . . Da schauen S' her — das hab' ich aus mir gemacht . . das!! für meine Kinder!"

Mit einem Riß entblößte er seine beiden Arme bis zum Ellbogen, streckte sie vor sich hin; sie ragten wie zwei dünne gelbliche Stecken in die Sonnenluft, er starrte darauf, entsetzt, erschüttert, von unterdrücktem Schluchzen geworfen.

„Da schauen S' her! Und dann haben s' mich da heraus gesperrt . . Da wollen s' mir noch einreden, es geschieht mir was gutes, wenn ich allein und verlassen da herumgeh' und auf den Tod wart' . ."

Er kreischte. „Keine Scherereien wollen sie haben mit mir! Zu viel ist ihnen alles . . jedes Bissel ist ihnen zu viel, was sie sich hätten anstrengen müssen, um mich . . hah . . um mich, der ich geradert hab' für sie, bis ich hab' nimmer können . .! Angst haben sie gehabt, daß ich bei ihnen sterbe . . daß sie dabei sein müssen in meiner letzten Stund' . . daß sie's mit anschauen sollen und sich aufregen drüber . . daß ich ihnen dann dalieg', mitten in der Wohnung als ein Toter . ."

Er lachte und weinte. „Da heraus haben sie mich gegeben, damit ihnen das alles erspart bleibt, damit sie davon nichts sehen und nichts hören, damit ihnen alles fix und fertig geliefert wird, das Hinwerden und der Leichnam und alles zusammen. Auf die Art braucht sich freilich keins anstrengen mit dem Vater Herrn . . braucht keins bei sein' Bett sitzen, braucht keins in der Nacht aufbleiben oder zum Doktor laufen. Das wird alles fix und fertig geliefert hier . . und macht keine Umständ'."

Johanna faltete die Hände: „Ist es denn möglich?" rief sie leise. Jede Scheu war von ihr gewichen, so heftig stürzte ihr Mitleid dem alten Mann entgegen. Was er da sprach, öffnete ein neues Leben vor ihr, voll Mißtrauen, Unglück und Haß. „Ist es denn möglich," rief sie leise, „daß die eigenen . . ."

Er aber unterbrach ihre Teilnahme und fuhr auf Johanna los. „Ja, glauben Sie vielleicht, Sie schau'n anders aus. Grad so schauen S' aus . . genau so wie ich! Ein Hofrat ist Ihr Bruder? Ein sauberer Hofrat!" Und jetzt prasselten die Fragen wieder über sie her, gesprochene, deutliche Fragen diesmal, aber selbst wenn Johanna imstande gewesen wäre, ein Wort zu sagen, sie hätte es nicht können; so wenig gab es auf diese Fragen eine Entgegnung.

„Hat er Sie im Haus gehabt bis jetzt, der Herr Hofrat? Ja, freilich! Aber war ihm denn das nicht sehr recht? Hah? Haben Sie ihm nicht sein' Dienstboten abgegeben, was? Aber natürlich, damals hat er so getan, als ob er Ihnen eine Wohltat erweisen würde, nicht wahr? . . Damit Sie nicht so allein in der Welt steh'n? Stimmt's? Natürlich stimmt's! Ich weiß es ja!"

„Na, und damals, wie er Sie genommen hat, da war halt der Herr Hofrat noch nicht so weit, daß er ein Dienstmädel hätt' zahlen können . . Gelt ja? . . Sehen Sie, das ist der Witz!"

„Und da haben Sie ihm diese Ausgab' erspart, ihm und seiner lieben Frau? Ist Ihnen das noch nicht eingefallen, weil Sie mich jetzt so anschau'n? Sind Sie denn wirklich so blöd?"

Johanna bückte sich, als würde sie geschlagen, raffte sich auf, wollte sich zur Wehr setzen oder entfliehen. „Nein . . . nein . . ." stammelte sie, „ . . . das dürfen Sie nicht . . . was glauben Sie denn eigentlich . . .?"

„Vielleicht ist es nicht wahr?“ schrie er dazwischen. Und hat er Ihnen vielleicht nicht eingeschärft, Sie sollen Rücksicht nehmen auf die Frau Gemahlin? Sollen bescheiden zu ihr sein? Sollen sie reden lassen . . .? Sollen alles einstecken? Damit Frieden ist . . . Was . . .? Hah! Erraten! Erraten hab' ichs!“

Er sprang umher, stieß die Beine gegen den Boden, tanzte beinahe vor Wut. Ein paar weiße Haare wehten um seinen rotflammenden Schädel.

„Und Sie haben natürlich gekuscht und geracert, was? Gekuscht und geracert! Haben mit sich herum befehlen lassen, wie wenn das so sein müßt' . . . Und haben das Maul nicht aufmachen dürfen, hah . . .?“

Als hätte Johanna zugestimmt, rief er: „Sehen Sie, wie ich das weiß! Oh, ich kenn' diese Leut'! Jetzt kenn' ich sie alle miteinander!“

„Der Herr Bruder . . .“, fuhr er fort, „Hat er Sie denn wie eine Schwester gehalten die ganze Zeit . . .? Reden S' nicht! Lügen S' nicht!“ rief er streng. „Ich seh's ja . . . ich seh' wie Sie ausschauen . . . Wie eine alte Köchin!“

Er machte eine Pause, versammelte seine Empörung, ließ sie in einem zögernden, anschleichenden Schritt fallen und lauerte Johanna mit vorgestrecktem Kopf entgegen. „Aber . . . Wer hat denn die lieben Kinder vom Herrn Bruder gewiegt und gebadet . . .? Wer ist denn vom Schlaf aufgestanden, wenn die Kinder ihre Windeln naßgemacht und geweint haben? . . .“ Immer langsamer wurde er: „Wer hat sich denn zerrissen, wenn die Kinder krank waren . . .? — Wer hat denn aufgepaßt auf die Kinder, wenn der Herr Bruder mit seiner Frau wo eingeladen war . . .? — Wer denn?“

Er hob jählings die Stirn. „Na, seh'n Sie!“ rief er, als hätte er schon die Antwort. Dann duckte er sich wieder, wurde wieder langsam und leise. „Und die lieben Kinder? — Sind die vielleicht gut zu der Tante gewesen? — Haben die eine richtige Liebe und einen Respekt gehabt? — Und einen Dank? — Oder haben s' herumgeschrien mit der Tant', und sie umeinand' gehetzt und sich bedienen lassen, grad so wie die werten Eltern, solang' die Tant' nur hat kriechen können? — Als ob s' ein bezahlter Dienstbot' wär die Tant'? — Was sag' ich? Ärger! Denn ein bezahlter Dienstbot' laßt sich nicht so aussaugen . . .“

Johanna fühlte, daß eine Veränderung sich ereigne. Etwas Neues und Gefährliches drang in ihr Inneres, fühlte sie, und bemächtigte sich ihres Herzens, ohne daß sie Widerstand leisten konnte. Sie lieferte sich diesen Reden aus; sie staunte über jedes Wort, das sie hörte, wie über etwas Ungeahntes, und war ihm doch gleich im tiefsten vertraut und anheimgegeben. Nur äußerlich wollte sie's noch nicht gestehen; konnte es noch nicht, schüttelte den Kopf und flüsterte: „Nein . . . nein . . .“

„Sehen Sie, wie ich das weiß! Sehen Sie!“ Er brüllte: „Damit Sie nicht so allein sind, hat der Herr Bruder Sie ins Haus genommen . . . der gute Herr Bruder . . . na, und jetzt auf ihre alten Tag', sind Sie jetzt vielleicht nicht allein? Hah?“

„Wenn Sie in die Fremd' gegangen wären, wenn Sie fürs Geld gearbeitet hätten . . . vielleicht hätten S' jemanden g'funden und wären jetzt nicht so verlassen . . . was? Aber beim Herrn Bruder hat's ja so was nicht 'geben . . . Dem haben S' ja so was nicht antun dürfen . . . Stimmt's?“

Johanna war auf die Bank zurückgesunken und starrte ihn an.

Johanna trug um ihre dünnen Schultern eine alte Mantille aus schwarzem Ternostoff, die an ihren Rändern mit schwarzen Glasperlen, freilich nur noch lückenhaft besetzt war. Sie hatte diesen Prunk noch zuletzt von ihrer Schwägerin mit auf den Weg bekommen. Auf ihrem ordentlich glattgestrichenen, grauen Haar schaukelte ein alter Hut. Die Rosen und die Federn daran, entfärbt und zerknittert, nahmen sich aus wie eine verschollene Lustbarkeit aus fernen Tagen, die jetzt keinen Sinn mehr hatte. Dieser Hut war viele Jahre im Schrank der Frau Hofrat gelegen und sah heute, gerade wie Johanna, zum erstenmal wieder die Sonne, den Wald und den Lenz.

Johanna saß da, hatte die Hände im Schoß, blickte geradeaus und lächelte. Sie war befangen, denn das Alleinsein mit ihrem Bruder brachte die Ehrfurcht, die sie vor ihm empfand, in Erregung. Je länger sie so an seiner Seite saß, desto mehr sammelte sich der Respekt in ihrem Gemüt, schwoll an und bedrückte sie. Dazwischen ging der Zeiger ihrer einstigen Pflichten noch immer weiter in seinem altgewohnten Kreis. Jetzt hätte sie das Kaffeegeschirr vom Frühstück abwaschen sollen. Es war die Stunde. Gestern hatte sie's noch getan. Und dann war jetzt die Stunde, in der das Mittagessen zugestellt werden mußte. Sie sah das heiße Wasser aufschäumen und Blasen werfen, und in dem lauen Wind, der sie anhauchte, spürte ihr Erinnern den fetten starken Geruch des siedenden Fleisches und den scharfen Kräuterduft des Grünzeugs, das verkochte. Heute war außerdem Donnerstag. Da mußte das Kupfer geputzt werden, Kessel und Pfannen; auch die Küchenbank, der Tisch und das Nudelbrett waren zu scheuern. Mit frischem Reibsand mußte das geschehen, und mit ganz heißem Wasser, darin etwas Laugensalz gelöst war. Das biß in die Hände und die Haut rings um die Fingernägel sprang davon auf, aber schön sauber wurde das Holz. — — Jetzt hatte sie nichts mehr zu tun, jetzt saß sie da in dem weichen Wagen, indessen die Stunden, die sonst mit allen möglichen Verrichtungen bis zum Rand gefüllt waren, leer und entfremdet vorbeirannen, wie entwertetes Gut zu Boden glitten. Alles, was früher, was gestern noch ihr Leben ausgemacht hatte, war jetzt wie ein Zifferblatt ohne Uhrwerk. Sie konnte es immer noch ablesen, konnte noch sehen, wo der Zeiger just stand. Aber es hatte keine Wirklichkeit und keinen Gang mehr. Und daran zu denken, das war, als klopfe man an ein Haus, darin niemand mehr wohnt. Sie bekam ein wehes Gefühl. Dennoch lächelte sie beständig. Sie konnte nicht anders; sie mußte das Lächeln der Landschaft erwidern. Sie war zu schüchtern, um es nicht zu tun.

„Na und die Ruhe hier, die wird auch sehr gut für dich sein . . .", redete der Hofrat.

Johanna hörte wieder, daß eine Antwort verlangt wurde, und sagte wieder: „Ja."

Der Wagen kroch langsam über eine Wegbiegung hinauf. In geringer Ferne schimmerten Dächer.

„Das ist Mauerbach!" sagte der Hofrat erregt. „Ganz eingebettet im Grünen liegt es da." Er sprach das, als stimme dies alles hier mit seinen Anordnungen überein. Und er sagte „eingebettet", als wolle er damit den höchsten Luxus bezeichnen.

Die Straße lief aus dem Schatten in die volle Sonne, wurde blendend weiß und schmiegte sich die kleine, letzte Anhöhe hinauf. Über ein dunkles Gartengitter hinweg war blühender Goldregen geneigt, hing festlich und üppig herab wie neue

gelbe Fahnenseide. Johanna wurde von der Sonne jetzt völlig übergossen, wurde bis ins Herz hinein von ihr durchwärmt, wurde von der sanften Glut gebadet und gelabt, und irgend eine winzige, vertrocknete Zuversicht begann sich in ihr zu regen.

Da stand der Wagen auf einem Vorplatz still. Eine große Linde gab breiten Schatten; ein majestätischer Torbogen wölbte sich zwischen grünen Zweigen und blauem Himmel; ein Hof lag hinter diesem Rahmen als ein Bild, Gänse und Hühner spazierten darin über Gras und Steine, und weiter noch dahinter schwang sich eine kurze Brücke über einen wild umbuschten Wassergraben zu einer Pforte hin, die braun und ernst war.

Auf dem Vorplatz saßen die Armenhäusler. Auf Bänken und an den Steinen saßen sie, ungesellig, einsam ein jeder. Alte Männer humpelten durch den Torbogen, hockten auf den Bänken, manche von ihnen mit einem Ausdruck schmerzhafter Schwäche im bleichen Gesicht; kahlköpfige, zwerghaft gewordene Greise saßen da, weißhaarige verhutzelte Weiber, den grünen Schirm vor den Augen.

Sie alle blickten jetzt auf Johanna, der ihr Bruder aus dem Wagen helfen mußte. Sie alle begriffen, daß es hier einen neuen Ankömmling gab, daß ihnen das Leben wieder einen verbrauchten, nutzlos gewordenen Menschen herausgesendet habe, daß jetzt wieder einmal solch ein morsches Gerümpel bei ihnen abgeladen werde. Und sie schauten mit kalten, mißtrauischen, mit verächtlichen, mit gehässigen oder mit unsäglich gleichgültigen Gesichtern nach Johanna.

Die stand nun da, von der Sonne durchwärmt, mit der eben erwachten Zuversicht in ihrem Herzen, mit dem verblichenen, schaukelnden Rosenhut auf ihrem grauen Kopf, stand da, schiefgezogen in den Schultern, mit eingesunkener Brust. Mit einem ungeheuren Erstaunen und mit einem fernen Klang von Mädchenhaftigkeit in der Stimme rief sie aus: „Aber — da sind ja lauter alte Leute ...!"

*

„Früher", sagte der Beamte, der sie führte, „also früher, wie das noch ein Kloster war, da ist die Kirche passend gewesen. Aber für uns war sie ja viel zu groß ... und dann haben wir auch den Platz gebraucht ..."

Sie standen in der Kirche, die man der Quere nach halbiert hatte, wie ein Zimmer, das zu lang ist. Der Hofrat blickte zerstreut umher; aber der Beamte war ungemein eifrig: „Herr Hofrat werden doch wissen, daß Mauerbach früher ein Kloster gewesen ist. Es war, was man sagt, eine Kartause, weil nämlich Kartäuser Mönche hier gelebt haben."

„Richtig", brachte der Hofrat räuspernd hervor.

„Nun, und wir haben dann die Kirche abgeteilt, so daß nur diese vordere Hälfte, die der Herr Hofrat hier sehen, als Kirche geblieben ist ... und aus dem rückwärtigen Teil, da wo früher die große Orgel war, haben wir Schlafsäle gemacht, drei Stockwerke übereinander, die Kirche ist ja sehr hoch, und damit haben wir sehr viel Raum gewonnen, nicht wahr?"

„Das ist außerordentlich praktisch", sagte der Hofrat nervös.

„Aber natürlich", redete der Beamte weiter, „und für die alten Leut' ist es sehr hübsch zum Wohnen, hier in der Kirchen."

Er blickte Johanna ermunternd an. Die hatte eine verlorene Empfindung aus der Kinderzeit. Als man sie das erstemal in die Schule brachte, war ihr in dem fremden großen Hause, vor dem fremden Herrn Lehrer gerade so verschrumpft zu Mute gewesen, wie jetzt.

Der Beamte deutete die kahle Querwand hinauf, von der die Kirche mitten entzweigeschnitten war. Ganz oben, einem Oratorium ähnlich, war ein breites Fenster in der Mauer. „Dort hinauf kommt auch die Fräulein Schwester vom Herrn Hofrat. Es ist der schönste Schlafsaal."

Der Hofrat mied Johannas Antlitz und blickte angestrengt zu dem Fenster auf, hinter dessen Scheiben ein paar alte Weiber in weißen Hauben und Kopftüchern neugierig in den Kirchenraum herunterschauten. Johanna betrachtete den Altar, vor dem sie stand, die Barocksonne darauf, die mit ihren Goldblechstrahlen das Kruzifix umleuchtete; sie betrachtete die beiden gewundenen Säulen, die riesig zur Decke emporstrebten und die zwei Erzengel, die zu beiden Seiten des Altars eine prächtige Wache hielten; ihr war feierlich zu Sinn und sie fühlte sich wunderbar getröstet.

Der Beamte antwortete eben auf eine Frage des Hofrats: „Ja, sehr richtig, Kaiser Friedrich der Schöne hat das Kloster seinerzeit erbaut. Er liegt sogar hier begraben." Dabei trat er an eine Marmorquader heran, die seitlich vom Altar in die Mauer eingelassen war. „Hier ist das Grab des Kaisers", sagte er.

Der Hofrat zog ein trübseliges Gesicht, als wolle er damit sein Bedauern ausdrücken, daß der Kaiser nun nicht mehr am Leben war.

Johanna sah einen rötlich schimmernden Stein, ganz bedeckt mit Schriftzeichen, die sie nicht lesen konnte.

Alle drei standen noch eine kurze Weile still nebeneinander; dann gingen sie durch die schwere schwarze Türe hinaus.

Der Beamte meinte, indem er zuschloß: „Ah, der Fräulein Schwester wird es schon gefallen bei uns."

Sie gingen über einen breiten Korridor. In weißen Wänden dunkelten die altersbraunen mächtigen Türen wie Geheimnisse. Es war alles streng hier, starr und ohne Anteil am Lebendigen. Johanna schlich neben ihrem Bruder und hatte das Gefühl irgendeiner Gefahr.

Als sie dann über den kleinen Flur zur Treppe kamen, stand da eine Tragbahre, von der Gurten und Schnallen lose zur Erde hingen. Johanna blieb vor der Bahre stehen.

Der Beamte erklärte dem Hofrat: „Das ist . . weil manchmal . . nun, die alten Leute sind ja so eigen . . und wenn eins tobend wird . . natürlich . . anders geht's eben nicht . ."

Der Hofrat winkte zustimmend, aber dieser Anblick quälte ihn, und er wünschte dies alles möchte bald ein Ende nehmen. Jetzt kamen sie in den Schlafsaal, der war weiß und rein, aber ein dumpfer Geruch nahm dem Hofrat alle Energie. Er sagte sich, hier rieche es nach Tanten und Großmüttern; und er wußte: nach Armut. In diese Luft mengte sich der Geruch von Weihrauch, von Lavendel, von Essig, von feuchtem groben Bettzeug, der Geruch von aufgewärmtem Kaffee, von getrockneten Äpfeln, von Kamillentee, von Arnika-Umschlägen und von der Aus-

dünstung der vielen welken, alten Frauenkörper, die hier atmeten, wohnten und schliefen. Der Hofrat schnupperte in dieser Luft und wurde unruhig. Sie war von einem unnachgiebigen Eigensinn beinahe fühlbar durchzogen, und sie war erfüllt von einer niederschmetternden Dummheit und von hoffnungslosem Verzweifeln; sie war erfüllt von einer solchen Schwäche, daß jeder, der diesen Raum betrat, diese Schwäche wie eine Last auf sein Herz fallen spürte; und diese Luft war erfüllt von der beständigen Bereitwilligkeit und der unaufhörlichen Erwartung des Letzten. Der Hofrat streifte mit einem raschen Blick das Antlitz seiner Schwester; Johannas Augen waren völlig erloschen. Sechs oder acht alte Weiber standen von ihren Betten auf, an deren Rand sie gesessen hatten, starrten ihnen mit offener Neugierde entgegen. Einige nahmen die Störung übel, wendeten sich zornig murmelnd ab oder hatten ein erbittertes, stummes Keifen auf ihren festzusammengepreßten Lippen und in ihren tiefbeleidigten Mienen. Andere schienen erpicht darauf angeredet zu werden, andere wollten die Aufmerksamkeit auf sich ziehen und stürzten sich in ein auffälliges kokettes Hantieren.

Der Beamte schritt an das Fenster, das gegen die Kirche zu lag. „Hier", sagte er, „hat die Fräulein Schwester die schönste Aussicht."

Johanna blickte hinunter: dort prangte der Altar in der Tiefe, dort standen die beiden Erzengel mit ihren roten und blauen Mänteln und mit dem rosig bemalten Fleisch ihrer nackten Schenkel, da lag mit ihren Bänken die ganze Kirche, und es schien ihr wunderbar, sie von oben zu sehen.

Die Decke setzte sich von draußen, von der Kirche her, hier innen im Schlafsaale fort. Man hatte nichts an ihr geändert, und so wölbte sie sich mit ihren alten Malereien, mit ihrem Zierrat und Stuckfiguren niedrig über dem Gemach der Greisinnen.

Der Hofrat tauschte einen Blick mit dem Beamten, dann gab er sich einen Ruck und trat zu Johanna.

„Na Johanna", sagte er, und seine Stimme war geschnürt, „ich wünsche dir alles Gute . . daß du deine Ruhe haben sollst . . du brauchst's . ." Er stockte.

Johanna blickte vor sich nieder. In diesem Augenblick, in dem nun wirklich geschah, was sie niemals recht hatte ausdenken können, in diesem Augenblick, in dem sich der Bruder von ihr löste, verfiel sie der Atmosphäre dieses Saales, ward sie das Eigentum dieses Raumes, war schon ganz umfesselt davon und versuchte gar nicht, sich gegen den Abschied zur Wehr zu setzen.

Der Hofrat nahm ihre Hand, die schlaff zur Seite hing; dann küßte er sie oberhalb der Augen, fühlte mit Unbehagen, wie kalt ihre Stirne war, und stammelte erschrocken: „Also . . wir seh'n uns bald . . ich such' dich heim . . ich und die Frau . . und die Kinder auch . . natürlich . ."

Johanna hörte dieses Versprechen, wollte sich daran festhalten, aber es war in diesem Augenblick etwas so Geringes, daß es ihr wie Schaum zwischen den Fingern zerging. Sie nickte nur einige Male.

Da wandte sich der Hofrat zur Türe und schritt hinaus. Jetzt überflog sie plötzliche Angst. Irgendein jäh aufflammendes Wünschen brannte hinter dem Bruder her, der nun davonging, heftete sich an ihn, an seinen Rücken, den sie noch sah, ein Wünschen, das gar nicht deutlich in ihr wurde, das aber alles auf einmal

umfing, den Bruder, seine Kinder, seinen Herd, die Arbeit in seiner Küche, seine Gestalt, die dünnen, blonden Haare, die ihm schütter den Nacken hinunter liefen, diese wohlbekannten Haare, und dazu das ganze Zusammenleben mit ihm, von Anfang an, von der Elternzeit, von der Jugend her, bis jetzt, in dieser Sekunde, in der es auseinanderbrach. Ein Schmerz wühlte in ihr, unter dessen Stichen das Blut hinzuströmen schien, als stürze es aus vielen Wunden. Sie brachte nur einen trockenen, scheuen Laut hervor, der von bitterer Scham dicht verschleiert war; sie hob, von Scham gebunden, unbeholfen die Arme.

Da schloß sich die Türe.

Der Hofrat eilte die Treppen hinunter, eilte durch den blühenden Garten, über den Vorhof, wo die Gänse mit den Flügeln schlugen und die Hühner glucksend umherliefen. Unter dem Lindenschatten draußen reichte er dem Beamten die Hand, und bestieg den Wagen.

Als er abfuhr, schauten ihn die alten Leute, die dort saßen, mißgünstig und verächtlich an. Dann blickten sie noch lange dem Wagen nach, der die Waldstraße hinunter stadtwärts rollte.

*

Oben, an dem breiten Fenster, saß Johanna und schaute in die Kirche hinunter. Von den alten Frauen, die den Schlafsaal mit ihr teilten, war sie umschlichen und umlauert, betrachtet und besprochen worden, aber sie merkte es nicht.

Sie strichen an ihr vorbei, blieben bei ihr stehen: „Na, . . wie g'fallt's Ihnen denn?" oder: „Na, . . wie is Ihnen denn? . ." Es sollte sie einladen, Bekanntschaften zu schließen, war auch ein Versuch, sie auszuforschen. Sie konnte jedesmal nur mit dem Kopfe nicken, dankbar und furchtsam zugleich lächeln.

Dann versank sie gleich wieder in sich selbst.

Es war schön, da zu sitzen und in die Kirche hinunterzuschauen und diese feierliche Stille ringsum zu spüren, und zu spüren, wie sich überall in dieser Stille das Leben vieler Menschen regte.

Die Kirchenbänke da unten waren leer. Die beiden Erzengel lächelten regungslos und standen, als wüßten sie, daß man sie von oben her aus dem Fenster beschaute.

Johanna strengte sich an und wollte zufrieden sein; sie wollte glücklich sein, weil sie nun hier war, weil sie nun immer hier bleiben konnte. Aber in ihr war eine solche Niedergeschlagenheit, daß ihr kein freudiges Gefühl gelang. Sie unternahm es, sich an der Kirche, an allem, was hier festlich und glanzvoll war, aufzurichten. Aber je länger sie da hinunter blickte, desto demütiger wurde sie; das war alles zu fremd und zu stolz für sie. Die ganzen langen Jahre her hatte sie in einer Küche gelebt, hatte in der Küche gegessen und geschlafen, hatte nur einfache Geräte um sich gesehen, die sich von ihr in die Hand nehmen, pflegen und putzen ließen. Der Umgang mit ihnen war ihr vertraut, ängstigte sie nicht, und wenn das so von der Wand herabblinkte, war sie in sich selbst und in ihrer Umgebung heimisch und befriedigt. In die gute Stube des Hofrates, dort wo sein Schreibtisch stand, sein Glasschrank und seine Salongarnitur, hatte sie nur selten den Fuß gesetzt, und

hatte sich dort immer gleich bedrückt, nicht an ihrem Platze, hatte sich geniert gefühlt. Bei alledem hatte sie sich wenigstens den Mut einflößen können, wenn sie sich sagte, diese prächtige Stube gehöre ihrem eigenen Bruder, der wohne darin, der Bruder, der es so weit gebracht hatte im Leben. Hier jedoch war es anders; hier war der Altar mit der goldenen Sonne, und in einer silbernen Ampel, die von der Decke herabhing, brannte das ewige Licht. Johanna konnte die rote Schnur verfolgen, wenn sie gerade aus die Decke entlang sah. Da kam die Schnur aus einer Luke, stürzte in die Tiefe, und trug in freier Schwebe die Silberampel. Hier war es doch anders. Hier war die Kirche; sie öffnete sich mit ihrer Heiligkeit und mit ihrem Weihrauchduft vor diesem Fenster. Da oben, wo Johanna saß, standen Betten, in denen man schlief, aber dort unten stand der Tisch des Herrn, unter demselben Dach, und ein Kaiser lag dort unten begraben: Kaiser Friedrich der Schöne.

Johanna betete.

Stunden verrannen, sanken nieder wie blaße Schleier, die grauer und dunkler wurden, je mehr es dämmerte.

Johanna war es, als müsse sie jetzt die Lampe anstecken. Jeden Abend hatte sie in der Küche gesessen, hatte die Dämmerung so schön mild um sich herfließen lassen, und gewartet, bis „die Hofrätin" nach der Lampe schellen werde, oder bis eines der Kinder zu ihr herauskam, um ihr zu sagen: „Tant' Hanni, du sollst Licht machen. ."

Ihr war, als warte sie auch jetzt darauf, daß man sie rufe. Die Erwartung lag in ihr, daß man sie nötig haben, etwas von ihr verlangen möge. Jetzt entdeckte sie, daß sie die ganze Zeit über dagesessen und gewartet habe, ihr Bruder werde zurückkommen, werde zur Tür da hereintreten, um sie zu holen. Sie hatte sich in diesen langen Stunden nichts anderes gedacht, hatte sich keine andere Möglichkeit vorgestellt als diese, hatte in ihrem Innern keinen Augenblick daran geglaubt, daß sie nun wirklich hier bleiben müsse.

Als sie nachher im Bette lag, erblickte sie die Decke nah über ihrem Haupt, und da war ihr, als öffne sich über ihrem Kummer der lichte Himmel. Erschüttert und getröstet zugleich schaute sie gerade hinauf, wie sie so auf dem Rücken lag. Es war dieselbe Decke, die sich auch draußen über die Kirche spannte. Kleine weiße Engel trugen, eng geschmiegt an die Wölbung, die weitgeschwungene Stuckfassung des Gemäldes, das die Mitte füllte. Das alte Bild wob in den weißen Raum einen Königsmantel, breitete ihn aus, und er prangte wie ein Wunder hernieder. Geheimnisvolle, andächtige Gestalten leuchteten aus der Finsternis des Hintergrundes, holde Frauengestalten strahlten sanft hervor, weißbärtige Greise mit Bischofsmützen und goldenen Stäben, und es war wie ein stilles Brausen von dunkeln, tiefen und funkelnden Farben über ihr.

Wo die Trennungsmauer an das Gemälde stieß, gleich ober Johannas Bett, kam ein großer Engel in den Saal geflogen. Es war als winde er sich durch die Mauer, als schlüpfe er durch das Gestein. Weiß war er und glänzend, ein Jüngling voll Schönheit; seine Hüften steckten noch in der Wand, aber seine Brust und sein Haupt ragten herein. Mit schlanken Armen hielt er eine lange Posaune vor den Mund, als wolle er zu blasen anheben; aber er lächelte noch, er fing noch nicht an, die Posaune zu schmettern; und er neigte sich gütig über den Saal, darin die alten Frauen schliefen.

Neben ihm war ein anderer Engel, so groß wie er, aber von diesem sah man nur die Beine. Es war als laufe er da oben, als enteile er durch die Luft, so hing die eine Sohle herab, und man sah den Bug der Ferse. Man sah auch noch einen Flatterzipfel des wallenden Gewandes, das er trug. Der Leib aber und das Antlitz dieses Engels waren draußen, jenseits der Mauer, in der Kirche drüben. Von hier glich er einem Boten, der weggeschickt ward, und der nun stürmisch mit dem Kopfe durch die Wand gerannt war, um Nachricht in weite Ferne zu tragen.

Johanna lag und blickte wie unerwartet beschenkt zur Decke. Sie faltete die Hände und betete die beiden Engel an. Den einen, dessen lächelndes Antlitz sich zu ihr herabbeugte, wie auch den anderen, von dem sie nur die Beine sehen konnte.

Dann legte sie sich zur Seite und schloß die Augen. Da kam plötzlich eine furchtbare Sehnsucht, fiel über sie her und überwältigte sie im Nu. Sie sehnte sich nach ihrem Bruder, nach seinen Kindern, auch nach seiner Frau. Diese Menschen fehlten ihr jetzt, erschienen ihr jetzt unermeßlich fern. In der beständigen Nähe dieser Menschen hatte sie gelebt, ihre Nähe hatte sie gefühlt, wenn sie am Einschlafen war, Abend für Abend; jetzt aber fühlte sie sich allein und fühlte, wie sehr sie alle liebte. Sie begann zu weinen; ganz langsam, unhörbar weinte sie, mit geschlossenen Augen, bis tief in die Nacht hinein.

*

Johanna ging mit kleinen Schritten durch den Garten. Ihre Beine schmerzten und ihre Knie wankten vor Schwäche; sie war so müde, als ob all die Müdigkeit der ganzen durcharbeiteten Jahre in ihr aufgesammelt sei und jetzt auf einmal losbrechen würde.

Sie ging kreuz und quer durch die Alleen, an den Bänken vorüber. Da saßen überall alte Leute, und Johanna wagte es nicht, sich zu ihnen zu gesellen.

Der Garten war groß und viele Wege durchliefen ihn; er war verwirrend für Johanna, die sich darin nicht zurechtfinden konnte. Nur zur Kirche traf sie zurück, wo sie wohnte. Das war leicht, denn die Kirche ragte stolz über die anderen Gebäude hinweg. Aber Johanna hätte es nicht vermocht, den Ausgang wieder zu erkennen, den Weg, auf dem man sie hier herein gebracht hatte. Es schien gar kein Tor, gar kein Pfad mehr zurückzuführen, hinaus ins Freie, dorthin, woher sie gekommen war.

Jetzt stand eine leere Bank vor ihr; Johanna spähte umher, als habe sie Verbotenes im Sinn, dann ließ sie sich darauf nieder, auf die äußerste Kante. Mühsam atmend, geschlagen saß sie da, als hätte sie eine ungeheuere Strapaze hinter sich. Vor einigen Tagen erst, daheim bei ihrem Bruder, war sie noch nicht so schwach gewesen. Da hatte sie noch den schweren Schrank im Vorzimmer von der Stelle gerückt, weil sie Antons Spazierstock dahinter suchen wollte. Der Anton war zu ihr in die Küche gekommen und hatte gesagt: „Tante Hanni, ich weiß nicht, wo mein Stock ist . . . er muß im Vorzimmer sein.“ Deshalb hatte sie nachgeschaut, aber er war nirgends zu sehen. Der Anton konnte freilich nichts an den ordentlichen Platz geben. Lieber Gott, so ein junger Mensch. So hatte sie eben den

Schrank gerückt, und da war denn auch der Stock gelegen. Sie stellte ihn gleich in den Behälter unter dem Kleiderrechen. So war's gewesen, und es hatte sie nicht müde gemacht.

Die schöne Sonnenwärme berührte ihr bloßes Haupt, lag wie eine gütige Hand auf ihrem grauen Scheitel, glitt ihr zärtlich und heiß über die Schultern. Von den Bäumen wehte der leichte Blütenduft herab, das Gras roch stark und erdfeucht, und die Vögel sangen. Kleine schwirrende Vögel riefen in der Luft, schrien auf wie im Jubel, zwitscherten und pfiffen.

Es war schön.

Da kam ein kleiner alter Mann über den gelben Sand des Gartenweges heran, mit kurzen, stoßenden und stampfenden Schritten. Er trug seine Mütze in der Hand, sein kahler Schädel flammte dunkelrot und ein zorniger weißer Bart stand ihm gesträubt um Wangen und Mund.

Vor Johanna blieb er stehen, so nah, daß sie aufsehen mußte. Er schaute sie an und seine blutumränderten hellen Augen blickten so fest, als könnten sie zugreifen. Sie loderten so sehr, als kämen Funken aus ihnen gestoben. Er faßte sie mit diesen Augen an, schüttelte das Haupt bedenklich, hob die Hand mit der Mütze gegen sie, und sagte: „Sind Sie die Neue . . .? Er war ungeduldig und setzte gleich hinterdrein: „Die Schwester von dem — von dem Hofrat mein ich . .?"

Und er wartete gar nicht, bis Johanna ja gesagt hatte, sondern bestätigte es selbst: „Richtig . . aha, . . es stimmt schon . ." Damit setzte er sich zu ihr. Johanna machte eine kleine Bewegung, als wollte sie fliehen.

„Bleiben S' sitzen!" befahl der kleine alte Mann.

Hierauf schwieg er lange und betrachtete sie eingehend. Johanna versank dabei in Abgründe von Verlegenheit und Furcht, denn wenn der kleine alte Mann auch schwieg, aus seinen Augen, mit denen er sie musterte, schrien und riefen lauter Fragen, eine nach der anderen; keine aber konnte beantwortet werden, denn sie war es schon durch seine Mienen, so wie sie ihm nur blitzend aus den Augen herausfuhr. Er befragte ihre müden Hände, ihren verschrumpften Leib, ihre eingesunkenen Schläfen, ihr faltiges vom Küchendunst braungegerbtes Gesicht. Alles befragte er, und dann kam ein beredsamer Ausdruck von Güte und eine große Aufregung in sein weißbärtiges, altes Gesicht; er ließ den Kopf auf die Brust herabsinken, schnaufte unzufrieden durch die Nase und biß die Lippen zusammen. Endlich wandte er sich wieder zu Johanna, maß sie von oben bis unten und sagte mit verzerrtem Lächeln: „Hah . . Sie! . . Sie hat man schön hergerichtet!"

Er schrie wütend auf: „Hah!"

„Die lieben Anverwandten . . . hah . . . die lieben Anverwandten . . . Bande!"

„Sagen Sie nichts!" schnappte er heftig gegen Johanna. Die hatte sich nicht gerührt, aber der Alte schnappte, als wolle er sie beißen. „Sagen Sie nichts!" Er zog die Brauen hoch: „Pscht! Mir werden Sie nichts erzählen . . . Gar nichts!"

Sein Gesicht war jetzt von Schmerz und Entrüstung durchwühlt, und seine Stimme kippte. „Meine Kinder . . meine eigenen Kinder . .! . . und die lieben guten Frauerln, die was sie sich genommen haben . . meine eigenen Kinder haben mich verstoßen . .!"

Er brüllte wie ein krankes Tier. „Alles hab' ich für diese Brut getan! Meine Kräfte und Säfte hab' ich aufgeopfert, damit sie im Leben was vorstellen . . Ja! . . Da schauen S' her — das hab' ich aus mir gemacht . . das!! für meine Kinder!"

Mit einem Riß entblößte er seine beiden Arme bis zum Ellbogen, streckte sie vor sich hin; sie ragten wie zwei dünne gelbliche Stecken in die Sonnenluft, er starrte darauf, entsetzt, erschüttert, von unterdrücktem Schluchzen geworfen.

„Da schauen S' her! Und dann haben s' mich da heraus gesperrt . . Da wollen s' mir noch einreden, es geschieht mir was gutes, wenn ich allein und verlassen da herumgeh' und auf den Tod wart' . ."

Er kreischte. „Keine Scherereien wollen sie haben mit mir! Zu viel ist ihnen alles . . jedes Bissel ist ihnen zu viel, was sie sich hätten anstrengen müssen, um mich . . hah . . um mich, der ich geradert hab' für sie, bis ich hab' nimmer können . .! Angst haben sie gehabt, daß ich bei ihnen sterbe . . daß sie dabei sein müssen in meiner letzten Stund' . . daß sie's mit anschauen sollen und sich aufregen drüber . . daß ich ihnen dann dalieg', mitten in der Wohnung als ein Toter . ."

Er lachte und weinte. „Da heraus haben sie mich gegeben, damit ihnen das alles erspart bleibt, damit sie davon nichts sehen und nichts hören, damit ihnen alles fix und fertig geliefert wird, das Hinwerden und der Leichnam und alles zusammen. Auf die Art braucht sich freilich keins anstrengen mit dem Vater Herrn . . braucht keins bei sein' Bett sitzen, braucht keins in der Nacht aufbleiben oder zum Doktor laufen. Das wird alles fix und fertig geliefert hier . . und macht keine Umständ'."

Johanna faltete die Hände: „Ist es denn möglich?" rief sie leise. Jede Scheu war von ihr gewichen, so heftig stürzte ihr Mitleid dem alten Mann entgegen. Was er da sprach, öffnete ein neues Leben vor ihr, voll Mißtrauen, Unglück und Haß. „Ist es denn möglich," rief sie leise, „daß die eigenen . . ."

Er aber unterbrach ihre Teilnahme und fuhr auf Johanna los. „Ja, glauben Sie vielleicht, Sie schau'n anders aus. Grad so schauen S' aus . . genau so wie ich! Ein Hofrat ist Ihr Bruder? Ein sauberer Hofrat!" Und jetzt prasselten die Fragen wieder über sie her, gesprochene, deutliche Fragen diesmal, aber selbst wenn Johanna imstande gewesen wäre, ein Wort zu sagen, sie hätte es nicht können; so wenig gab es auf diese Fragen eine Entgegnung.

„Hat er Sie im Haus gehabt bis jetzt, der Herr Hofrat? Ja, freilich! Aber war ihm denn das nicht sehr recht? Hah? Haben Sie ihm nicht sein' Dienstboten abgegeben, was? Aber natürlich, damals hat er so getan, als ob er Ihnen eine Wohltat erweisen würde, nicht wahr? . . Damit Sie nicht so allein in der Welt steh'n? Stimmt's? Natürlich stimmt's! Ich weiß es ja!"

„Na, und damals, wie er Sie genommen hat, da war halt der Herr Hofrat noch nicht so weit, daß er ein Dienstmädel hätt' zahlen können . . Gelt ja? . . Sehen Sie, das ist der Witz!"

„Und da haben Sie ihm diese Ausgab' erspart, ihm und seiner lieben Frau? Ist Ihnen das noch nicht eingefallen, weil Sie mich jetzt so anschau'n? Sind Sie denn wirklich so blöd?"

Johanna bückte sich, als würde sie geschlagen, raffte sich auf, wollte sich zur Wehr setzen oder entfliehen. „Nein . . . nein . . ." stammelte sie, „ . . . das dürfen Sie nicht . . . was glauben Sie denn eigentlich . . .?"

„Vielleicht ist es nicht wahr?" schrie er dazwischen. Und hat er Ihnen vielleicht nicht eingeschärft, Sie sollen Rücksicht nehmen auf die Frau Gemahlin? Sollen bescheiden zu ihr sein? Sollen sie reden lassen . . .? Sollen alles einstecken? Damit Frieden ist . . . Was . . .? Hah! Erraten! Erraten hab' ichs!"

Er sprang umher, stieß die Beine gegen den Boden, tanzte beinahe vor Wut. Ein paar weiße Haare wehten um seinen rotflammenden Schädel.

„Und Sie haben natürlich gekuscht und geracert, was? Gekuscht und geracert! Haben mit sich herum befehlen lassen, wie wenn das so sein müßt' . . . Und haben das Maul nicht aufmachen dürfen, hah . . .?"

Als hätte Johanna zugestimmt, rief er: „Sehen Sie, wie ich das weiß! Oh, ich kenn' diese Leut'! Jetzt kenn' ich sie alle miteinander!"

„Der Herr Bruder . . .", fuhr er fort, „Hat er Sie denn wie eine Schwester gehalten die ganze Zeit . . .? Reden S' nicht! Lügen S' nicht!" rief er streng. „Ich seh's ja . . . ich seh' wie Sie ausschauen . . . Wie eine alte Köchin!"

Er machte eine Pause, versammelte seine Empörung, ließ sie in einem zögernden, anschleichenden Schritt fallen und lauerte Johanna mit vorgestrecktem Kopf entgegen. „Aber . . . Wer hat denn die lieben Kinder vom Herrn Bruder gewiegt und gebadet . . .? Wer ist denn vom Schlaf aufgestanden, wenn die Kinder ihre Windeln naßgemacht und geweint haben? . . ." Immer langsamer wurde er: „Wer hat sich denn zerrissen, wenn die Kinder krank waren . . .? — Wer hat denn aufgepaßt auf die Kinder, wenn der Herr Bruder mit seiner Frau wo eingeladen war . . .? — Wer denn?"

Er hob jählings die Stirn. „Na, seh'n Sie!" rief er, als hätte er schon die Antwort. Dann duckte er sich wieder, wurde wieder langsam und leise. „Und die lieben Kinder? — Sind die vielleicht gut zu der Tante gewesen? — Haben die eine richtige Liebe und einen Respekt gehabt? — Und einen Dank? — Oder haben s' herumgeschrien mit der Tant', und sie umeinand' gehetzt und sich bedienen lassen, grad so wie die werten Eltern, solang' die Tant' nur hat kriechen können? — Als ob s' ein bezahlter Dienstbot' wär die Tant'? — Was sag' ich? Ärger! Denn ein bezahlter Dienstbot' laßt sich nicht so aussaugen . . ."

Johanna fühlte, daß eine Veränderung sich ereigne. Etwas Neues und Gefährliches drang in ihr Inneres, fühlte sie, und bemächtigte sich ihres Herzens, ohne daß sie Widerstand leisten konnte. Sie lieferte sich diesen Reden aus; sie staunte über jedes Wort, das sie hörte, wie über etwas Ungeahntes, und war ihm doch gleich im tiefsten vertraut und anheimgegeben. Nur äußerlich wollte sie's noch nicht gestehen; konnte es noch nicht, schüttelte den Kopf und flüsterte: „Nein . . . nein . . ."

„Sehen Sie, wie ich das weiß! Sehen Sie!" Er brüllte: „Damit Sie nicht so allein sind, hat der Herr Bruder Sie ins Haus genommen . . . der gute Herr Bruder . . . na, und jetzt auf ihre alten Tag', sind Sie jetzt vielleicht nicht allein? Hah?"

„Wenn Sie in die Fremd' gegangen wären, wenn Sie fürs Geld gearbeitet hätten . . . vielleicht hätten S' jemanden g'funden und wären jetzt nicht so verlassen . . . was? Aber beim Herrn Bruder hat's ja so was nicht 'geben . . . Dem haben S' ja so was nicht antun dürfen . . . Stimmt's?"

Johanna war auf die Bank zurückgesunken und starrte ihn an.

Er lachte bitter. „Sind Sie heut nicht dem jungen Dienstmädel neidig, die was jetzt bei Ihrem Bruder ist und die jetzt in Ihrem Bett schlaft? — Sehen Sie!" fuhr er sie an, als hätte er sie ertappt; er lachte. „Jetzt kann sich der Herr Hofrat schon ein Dienstmädel zahlen! Und deswegen, ja, ja, deswegen hat die Frau Gemahlin natürlich keine Ruh' gegeben, bis Sie draußen waren . . . weil jetzt eine junge mehr leisten kann . . ."

Er schüttelte traurig den Kopf, zog sein Taschentuch, wischte über den dampfenden Schädel und seufzte. „Ach ja, ich kenn' das . . . mir kann niemand was erzählen . . . Da heraus wird man gesetzt . . . Verstoßen wird man . . . und wenn's einem nicht mehr brauchen, dann wird man hier dem Tod' zum Aufheben gegeben . . ."

Er schwieg eine Weile. Sein Gesicht wurde ruhig und besänftigt, dann trat er näher zu Johanna. „Na, mich hat's gefreut, die werte Bekanntschaft zu machen," sagte er still. „Vielleicht sehen wir uns öfter hier im Garten . . . da können wir dann wieder miteinander plauschen . . . es wird mir immer ein Vergnügen sein . . ." Er machte eine unbeholfen zierliche Verbeugung, sah ihr mit lächelnden Augen ins Gesicht. Dann ging er die Mütze schwenkend davon.

Es läutete zum Mittagessen.

Johanna hörte es gar nicht.

*

Die Fenster ins Freie standen offen, der Schlafsaal war leer, die Nachmittagssonne fiel schräg herein und lag breit, in Streifen auf den schmalen Betten, und auf den Holzdielen, die frisch gescheuert glänzten. Es roch nach Spülwasser, nach Seife und nach Blumen.

Johanna saß auf ihrem Koffer.

Verstoßen! Das Wort durchzuckte sie unaufhörlich wie ein Messer und zerschnitt ihr altes Herz. Der Bruder, die Kinder, sie alle wollten also jetzt nichts mehr von ihr wissen; sie waren weit weg von ihr, und Johanna gehörte nun nicht mehr zu ihnen; sie fühlte ihr Inneres entblößt, da wo es mit dem Bruder, mit den Kindern, mit der Familie verwachsen gewesen. Sie war wie ein Ast, der abgesägt am Boden liegt und an seiner Wunde stirbt, von eben der Stelle her verdorrt, von wo er sonst sein Leben empfing.

Sie hatte nun so viel geweint; still und bitterlich, mit gesenktem Antlitz. Dieses Wort war gleich einem Toten in ihrem Schoß gelegen; sie hatte sich darüber gebeugt und darauf nieder geweint, wie eine Schmerzensmutter.

Johanna schaute durch den Tränenschleier ihrer Augen und sah alles zusammenfallen. Was ihr ganzes Dasein ausgemacht hatte, das stürzte jetzt vor ihr ein wie eine baufällige Hütte. Sie warf es gewiß nicht selbst um, sie riß es nicht nieder, aber sie konnte auch nichts daran halten. Langsam krachte es zusammen, sank ganz von selber dahin. Dieses Leben hatte sich auf dem festen Grund ihrer Arglosigkeit aufgemauert und gestützt die vielen Jahre her. Jetzt aber, da dieses Fundament geborsten war, wankte alles und brach.

Es ging Sturz um Sturz, und jedesmal erschrak Johanna aufs neue. Da fuhr der Tisch in die Tiefe, der Familientisch, an dem sie alle gesessen hatten,

wenn Johanna mit den rauchenden Schüsseln aus der Küche kam und sie bediente. Ihr Bruder, der Hofrat, der so gebieterisch da saß, daß sie ihn immer bewundern mußte, seine Frau, breit und nobel in ihrem geblumten Schlafrock, dann der Anton, der jetzt schon einen Schnurrbart bekam, der Anton, der beständig solchen Hunger hatte und der so schön lachen konnte; neben ihm Christine, die blond war und rotwangig, die auf ein Haar Johannas Mutter glich und die sie deshalb so sehr geliebt hatte. Johanna war dem Hofrat geradezu dankbar gewesen, weil diese Tochter seiner und Johannas Mutter ähnlich war. Sie hatte das wie eine Güte von ihm empfunden.

Das versank nun. Tisch und Zimmer und Bruder und Schwägerin und die Kinder. Wie im leeren Raum sah sie noch alle, wie aus der Ferne, umzittert von dem Tränenschleier, der ihr in den Augen war. Aber alle hatten ihr den Rücken zugekehrt, als scheuten sie sich davor, ihr jetzt in das Angesicht zu blicken, oder als wendeten sie sich aus Abneigung von ihr weg. Trotzdem sah Johanna ihre Augen Es half nichts, daß sie ihr den Rücken zeigten, sich vor ihr verbargen. Sie sah, diese gesenkten Blicke, sah diese Gesichter, an denen sie Miene für Miene kannte und das Spiel all der Mienen zusammen. Aber es war jetzt auf dem Antlitz der sonst geliebten Menschen wie ein Ausschlag, der sie entstellte. Johanna hätte zum Scheuerlappen greifen, sie alle blankputzen müssen. Wie beim Kupfergeschirr war es, darauf sich Grünspan gesetzt hat. Ganz nahe bei sich gewahrte sie plötzlich die schuldbewußte Miene, die der Bruder hier im Saale gehabt, als er Abschied nahm. Jetzt, hinterher, sah sie das auf einmal, was sie vor so viel Stunden nur mit den Augen, aber nicht mit der Seele geschaut hatte. Die Augen hatten ihr dieses Bild aufbewahrt, das nun plötzlich vor ihre Seele kam. Sie betrachtete des Bruders Antlitz und er war jetzt wie entlarvt. In seiner Stimme vernahm sie auf einmal einen Klang von Unwahrheit, von falscher Güte, jetzt nachträglich. Als er hier Abschied nahm, hatte sie ihn nur mit den Ohren gehört. Jetzt aber erkannte sie diesen Klang. So war es gewesen, als er noch ein Kind war, und wenn er da log, hatte seine Stimme auf ihrem tiefsten Grund dieses Flattern des Tones; da hatte sie immer gewußt, daß er log.

Der Hofrat versank. Gleich einer Statue, die man von ihrem Sockel stößt, neigte er sich langsam, schwankte beschämt und besiegt, sah unkundig des Sturzes und töricht aus und fiel ins Unsichtbare.

Dann stürzte die Küche ein, ihre alte Küche: da fiel die Arbeit ihres Lebens zusammen. Ihre jungen Jahre, ihre ganzen Kräfte, ihre Gesundheit hafteten hingegeben an diesen blinkenden Geräten, die jetzt in Scherben zersprangen und in die Tiefe sausten.

Nichts blieb zuletzt übrig, nur das eine: Verstoßen! Das fraß alles auf, schlürfte alles ein, und blieb doch dürr und spitz dabei und regte sich nicht.

Jetzt wurde sie langsam hart, sie zog sich zusammen; das Weinen vertrocknete in ihr; sie wurde steif, spröde, kalt und immer kälter. Das tat eben so weh, war eine brennende Kälte, aber es schwächte sie nicht so sehr.

Johanna duckte den Kopf, machte ein böses Gesicht und blickte verbissen zur Seite.

(Schluß folgt.)

Das Zeitalter der Klassik.

Von Professor Dr. Heinrich Kretschmayr.

Daß um die Mitte des 18. Jahrhunderts eine große Umbildung im Geistesleben des deutschen Volkes sich vollzogen habe, ist immer betont worden. Man ließ das Zeitalter der Aufklärung sich zu dem der Klassik wandeln. Nun sind andere Worte hierfür geprägt worden und in Brauch gekommen: Individualismus und Subjektivismus. Und nicht bloß Worte, auch eine andere Auffassung. Nicht eine literarische Neuentwicklung allein hat damals eingesetzt, sondern eine Umbildung des deutschen Seelenlebens überhaupt; unser Volk schickte sich an, den kulturellen Ursprung seiner westlichen Nachbarn zu verringern, einzuholen, selbst zu überholen. Die Verstandeskultur des Individualismus (1500 bis 1750) bildet sich zur reicheren universalen Kultur des Subjektivismus um (1750 bis heute); ob nach dem Zwange eines Gesetzes, darüber wollen wir mit dem Erdenker des neuen Einteilungssystems, das die Geschichtsentwicklung in ein Schema von Kulturzeitaltern einbetten will, nicht rechten; gewiß aber in der Tat. Und es ist ein anderes, ob die Folge der beobachteten Zeitalter so und nicht anders ablaufen konnte, und ein anderes, ob sie in Karl Lamprechts deutscher Geschichte richtig beobachtet und gezeichnet sind. Ein letztes Wort wird hier in vielem Betracht nur der Psychologe sagen können; über die objektive Gestaltung des Geschichtsbildes aber steht auch dem Historiker ein letztes Urteil zu. Und hier werden Bedenken und Tadel dem Lobe weichen müssen. War schon die Komposition des Kulturbildes der individualistischen Zeit im sechsten und siebenten Bande kunstvoll und tiefdurchdacht zu nennen, so wird dieser Preis in noch höherem Maße der Darstellung des klassischen Zeitalters als erster Phase der subjektivistischen Zeit im achten (und neunten) Bande gelten müssen*. Wir dürfen viele Stellen des 8. Bandes zu dem schönsten rechnen, was dem Geschichtsschreiber gelungen ist und werden darüber manche Schwäche des Folgebandes vergessen. Und es wird wohl die Mühe lohnen, die Geschichte der Klassik aus diesen Büchern nachzuerzählen, nicht allein als Auskunft für bequeme Leser, sondern auch um zum Lesen des Originalwerks anzuregen.

Natürlich, daß sich die Darstellung mit einer eingehenden Kennzeichnung des seelischen Charakters der individualistischen und subjektivistischen Zeiten eröffnet**. Die Fesseln der Gebundenheit des Mittelalters abstreifend, war der Mensch der beginnenden Neuzeit, des Individualismus, so frei geworden, daß er mit einem Male einsam in der Natur stand; der aus jener Gebundenheit her bestehende Zusammenhang der Individuen untereinander ging verloren. Diese standen für sich, Mikrokosmen, gleichsam mit Grenzsperren gegen andere; „tür- und fensterlos“; als individuelle Vernunftwesen Teile der allgemeinen in Gott verkörperten Vernunft und somit sowohl unsterblich als frei in sich lebend; denn ihr Seelenleben war ein in sich abgezirkelter, von außen unbeeinflußbarer Vorgang und insofern frei. Gott,

* Lamprecht Karl, „Deutsche Geschichte“. Der ganzen Reihe 8. Band, erste und zweite Hälfte und 9. Band (beide mit Register). 3. Abteilung. Neuere Zeit. Zeitalter des subjektiven Seelenlebens, 1. Band, erste und zweite Hälfte und 2. Band. Erste und zweite Auflage. Freiburg im Breisgau, Hermann Heyfelder 1906, und Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1907. 728 und 516 S.

** Hierbei sei ausdrücklich hervorgehoben, daß diese Kennzeichnung klarer und faßlicher geraten ist als jene im 6. Bande. Vgl. „Österr. Rundschau“ VI, S. 241 bis 252.

Freiheit und Unsterblichkeit sind die drei Kardinalbegriffe des Individualismus. Wie konnte ein solches System anderswohin als zu einer einseitigen Verstandesherrschaft führen? Alle Seelenkräfte, die entweder sich nach außen auswirkten oder auf welche Wirkungen von außen her treffen konnten, alle Erscheinungen des Phantasie- und Empfindungslebens galten dem klaren, selbstsicheren Verstande gegenüber als minderwertig. So wird der Individualismus die hohe Zeit der exakten Wissenschaften und der Lehrbarkeit der Künste. Im Staatsleben aber führt er aus dem naturrechtlichen Begriffe der durch Urvertrag der Einzelindividuen auf die Obrigkeit übertragenen Staatsgewalt heraus zum Absolutismus.

Dagegen nun bildet sich die Freistellung der Persönlichkeit im Subjektivismus noch ganz anders durch. „Sei wie du willst, namenloses Jenseits," ruft Karl Moor, „bleibt mir nur dieses mein Selbst getreu." Zur Freiheit und Selbständigkeit des Verstandes muß die des Empfindungs- und Willenslebens sich gesellen. Dabei wird aber jeder Mensch sein Maß; jeder ist anders zu nehmen; eine neue Erziehungs-Zeit. Es ist die große Zeit der Männerfreundschaften, des Weltbürgertums. Die Empfindungskünste Dichtung und Musik werden führend, man ringt der Landschaft ihre Empfindungswerte ab, errichtet englische Parks, erobert das Hochgebirge. Neben die Welt der Erscheinungen, des Wissens tritt eine bisher kaum gekannte Welt der Werte, des Glaubens und Wollens; neben äußerliche Pflichten innerlich eingeborene; kein dogmatisches Lehrgebäude kann gelten, nur persönliche Frömmigkeit. Der Mensch, nicht abgeschlossen gegen Mitmenschen und Natur, wie jener des Individualismus, tritt zu ihnen und zu ihr in tausendfältige Beziehungen und lebt sich in sie aus, begierig, mit und für sie nicht bloß zu empfinden, sondern sie zu beobachten, wissenschaftlich zu erfassen und erkennend zu beherrschen. Die Meinung vom Werte der Persönlichkeit steigert sich immer mehr.

Eine starke Gegenbewegung kann dabei nicht fehlen. Der fortgeschrittene Subjektivismus unserer Tage erkennt die Notwendigkeit, nicht nur herrschen zu wollen, sondern auch sich zu bescheiden und in die Welt zu ordnen und zu fügen, Eine neue zweite Periode des gebundenen Subjektivismus löst etwa von der Mitte des 19. Jahrhunderts her die erste Periode der Ungebundenheit ab; es ist die Zeit, in der wir leben; eben darum noch nicht reif für geschichtswissenschaftliche Erfassung. Ihr hat Lamprecht nur Ergänzungsbände zu seinem Hauptwerke widmen zu dürfen vermeint*. Die erste Periode des deutschen Subjektivismus von ungefähr 1750 bis 1870, wieder zerfallend in die Zeitalter der Klassik (ungefähr 1750 bis 1805/1815), Romantik (ungefähr 1785/1815 bis 1830) und des wissenschaftlichen Realismus (ungefähr 1830 bis 1870) wird Gegenstand der Darstellung der Schlußbände des Gesamtwerks, des 8. bis 11. Bandes, sein. Die beiden ersten dieser Schlußbände liegen nunmehr vor.

* * *

Der Träger der neuen Entwicklung war wieder das Bürgertum. Das glänzende Bürgerpatriziat der Reformationszeit war gegenüber der Veränderung der

* Lamprecht Karl, Zur jüngsten deutschen Vergangenheit. 1. Band: Tonkunst, bildende Kunst, Dichtung, Weltanschauung, 1902. 2. Band, erste Hälfte: Wirtschaftsleben, soziale Entwicklung, 1903; 2. Band, zweite Hälfte: innere Politik, äußere Politik, 1903. Freiburg i. B., Hermann Heyfelder.

internationalen Handelswege, in der jeder Einheitlichkeit baren Wirtschaftspolitik des Vaterlandes, bedrängt von fürstlicher Übermacht zugrunde gegangen. Während es die Reste seiner Vermögen in spanischen Staatsbankerotten und durch den Verschluß des französischen Marktes verlor, gewannen Holland und über Hansa und Holland hinweg endlich England den wärmsten Platz an der Sonne! Das stolze Nürnberg mußte sich 1730 höhnen lassen: „Sie spielen die Venetianer im kleinen und blähen sich auf wie die Frösche, während doch der gesunkene Wohlstand der Stadt sich in den devoten Bücklingen verrät, womit Gastwirte und Krämer den Fremden aufwarten, welche sie in Nahrung setzen.“ Natürlich, daß die Städte auf den Reichstagen nichts zu reden hatten. Einsam ragen aus dem großen Zusammenbruche nur einzelne Küstenstädte und mitteldeutsche Emporien auf. Bremen und Danzig, Zürich und Basel, vor allem Hamburg und Leipzig; Hamburg, der Seehafen von Brandenburg und Nordwestdeutschland, durch die Elbe selbst von Böhmen und auch noch von Wien, mit Amsterdam die Erbin von Antwerpen, die größte Faktorei des englischen Handels und im gemeinsamen Gegensatze zu Holland auch des Wohlwollens Frankreichs sicher, weniger deutschnationale Handelsstadt als internationale Zwischenhandelsstation; Leipzig, an der Kreuzung der großen Verkehrswege von der Adria zum Nordmeer und von der Donau und Elbe an den Rhein, das Emporium Mitteldeutschlands und mit Hamburg geistige Führerin im Zeitalter des ausgehenden Individualismus. An diesen Stellen wurde damals das Aufkommen eines neuen Bürgertums zuerst erkennbar. Mit allgemach wieder wachsendem Handel vereint sich frisches industrielles Leben. Der moderne „Manufaktur“-betrieb überwand die alten Zunftprivilegien; da und dort, zumal in Österreich, zeigten sich schüchterne Anfänge großindustriellen Betriebes; die Konkurrenz des Auslands wurde durch Zuzug arbeitskundiger und kapitalskräftiger „Refugiés“ aus den romanischen Ländern nicht überwunden, aber doch bestritten*. Die alten Zünfte gingen ihres obrigkeitlichen Charakters verlustig und mußten sich zu gewerblichen Korporationen umwandeln, die der staatlichen Aufsicht unterlagen. Der Gedanke des modernen Unternehmertums blühte aus den Ruinen der alten Zunftverfassung auf. Einsichtige Herrscher widmeten sich einer eifrigen „Peuplierungs“-politik. Nach vier Menschenaltern bedenklicher Stockung, ein Ruck der Volkswirtschaft nach vorwärts. Es war ein Aufschwung, „der Deutschland aus dem Zustande Polens, Rußlands und Skandinaviens mit ihrem Mangel an Pflege der Industrie herausriß und den Manufakturländern des europäischen Westens, Frankreich und England annäherte“.

In den Spätjahren Maria Theresias und des großen Friedrich ist das neue Bürgertum in sich vollendet; kein hoher Patriziat alten Stiles mehr, einfacher in Ansprüchen und Ausgaben, Beamte, Gelehrte, mittlere Kaufleute, kleine Rentner: die Welt von „Hermann und Dorothea“; der Kreis, aus dem die Großen unserer klassischen Zeit erwuchsen. Wie kam dieses Bürgertum zu seinen literarischen und musikalischen Idealen? Lamprecht wendet sich mit Schärfe gegen die Kurzsichtigkeit der herkömmlichen Geschichtsbetrachtung, die in „Empfindsamkeit“

* Lamprecht versäumt nicht, nachdrücklich darauf hinzuweisen, wie die Protestantenflucht aus Österreich und Bayern das materielle und geistige Übergewicht Norddeutschlands für die Folgezeit festlegen half.

und „Sturm und Drang“ nur literarische Erscheinungen und nicht viel mehr Resultate des seelischen Gesamtlebens sehen wollte. Die stets zunehmende Kenntnis der Welt und ihrer Zauber — und sei es auch nur in den zahllosen Reisebeschreibungen der Jahre —, der Bildungshunger, den die Aufklärung mit ihrer populärwissenschaftlichen Richtung gezeitigt hatte, das Streben, diese populäre Wissenschaft im Gewande schöner Form darzubieten, schönwissenschaftlich zu schreiben, lenkte von Gelahrtheit zur Dichtung hinüber. Deutsche Schriftsteller konnten daran denken, von Buchhändlerhonoraren leben zu wollen. Das bürgerliche Publikum, das ihre Bücher las und kaufte, wurde ihr Mäzen; wurde zugleich Träger aller Ideale der Zeit — und erfüllte mit seiner Schöngeistigkeit die Fürstenhöfe. Vordem hatten bürgerliche Patrizier fürstliche Lebenshaltung nachzueifern sich bemüht. Auf ein Jahrhundert, bis an die Pforten unserer Tage, beherrschte dieses Bürgertum die deutsche Welt; „eine der gewaltigsten Erscheinungen unserer Geschichte“.

Die Zeitgenossen empfanden selbst den Wechsel, der sich vollzog, als etwas *Neues, nie Erlebtes*. Die klügelnde, selbstzufriedene Weisheit des Rationalismus wird beiseite getan. Wohlauf und daran, wo die Herzen schlagen! Natürlich, daß dabei fremde Einflüsse gehörig in Einrechnung zu bringen sind; nicht so sehr aus Frankreich, denn aus England; Rousseau wirkte „wie ein Platzregen“, eindringlich wirkten Defoe, Richardson, Young, Macpherson, Sterne; endlich Shakespeare. Und wollte man sich der Natur liebend hingeben, wie noch viel mehr den Menschen; es ist die Zeit der enthusiastischen Freundschaftsbünde, der beobachtenden Zerfaserung eigenen und fremden Wesens, die sich auch schon zu einer wirklichen Wissenschaft empirischer Psychologie umsetzt. Auch die Grundfesten der Aufklärungsfrömmigkeit, Gott und Unsterblichkeit, umbrandet der Zweifel. Nein, mit dem Verstande wollte man der Religion nicht mehr beikommen; sie muß als Empfindung aus dem Herzen kommen. Wie sehr muß sie nun aber jeder kirchlichen Gebundenheit entraten!

„Es ist der Glaub' ein schöner Regenbogen,
Der zwischen Erd' und Himmel aufgezogen,
Ein Trost für Alle, doch für jeden Wandrer,
Je nach der Stelle, wo er steht, ein andrer.“

Voll Empfindung und Leidenschaft in allem, was man dachte, wollte, mußte, geraten die Menschen der „Empfindsamkeit“ und des „Sturmes und Dranges“ nur zu oft in Widerspruch mit sich selbst: sie können die Gluten der Empfindung nicht bändigen, wollen die Welt dem herrischen Willen ihres Genius untertan machen und verzweifeln doch daran; wie viele haben, Goethes Werther gleich, Hand an sich gelegt! Dann glätten sich die Wogen und gerade die Großen der klassischen Zeit finden des Seelenzwiespalts Lösung und zugleich die Erfüllung der Zeiten in der überlegten Unterordnung des weise sich beschränkenden Menschen unter das Weltganze, in der weltbürgerlichen Verbrüderung aller.

Eben darum wird das Problem der *Erziehung* zu einem der wichtigsten. Galt es doch die schönen und guten Menschen heranzubilden, die sich solchen Ideales der allgemeinen Menschenliebe fähig und würdig erweisen. Und man hatte von der Wirkung der Erziehung die größten Vorstellungen. „Der Mensch ist nichts als was die Erziehung aus ihm macht“, sagt Kant. Da mußte vor allem die Bildung des

Verstandes durch eine Bildung des Herzens ergänzt werden. Das hieß: weg mit der Unduldsamkeit! Freiheit wurde Parole, Freiheit des Denkens, des Glaubens, des Wortes. Und wo hätte diese Freiheit, die „libertas philosophandi", frischer erblühen sollen als an den Universitäten? Jetzt wurde die philosophische Fakultät als vornehmste Verfechterin von Denk- und Redefreiheit die Herzinstitution der Universität. Und als aus dem weltbürgerlichen Ideale im Drange der Zeiten das begrenzte, aber faßbarere Ideal des Nationalismus erwacht, da waren es wieder die Universitäten, wo die nationale Empfindung am hellsten aufbrannte; man muß, sagt Lamprecht, die Anfänge deutscher Burschenschaft in das 18. Jahrhundert zurückverlegen. Und bis zum Tage wahren die Universitäten ihre Stellung als eine höchste Vertretung geistiger Interessen und der gebildeten Welt. Zugleich hat auch das Gymnasium seine noch geltende, nunmehr so sehr bestrittene Ausgestaltung erfahren. In Pestalozzi aber entstand dem niederen Unterricht, der Volksschule, ihr Meister. Niemand rief es lauter, daß Erziehung die Sache des Herzens, daß Erziehung das „Veredeln des Besonderen jeder Kinderpersönlichkeit" sein müßte. Es sind die Gesichtspunkte, unter denen mit einigen Abweichungen unsere deutsche Volksschule sich entwickelt hat. Der Reform des Glaubens folgte die der Erziehung. Lamprecht wagt zu bemerken: „Es ist schwer zu sagen, welche von beiden Reformen die wichtigere war, ist und bleiben wird. Gewiß aber ist diese reiche, klare, folgerichtige Erziehung der am besten gelungene, weil fast durchaus originelle, deutsche Beitrag zur Entwicklung des modernen öffentlichen Lebens überhaupt."

Die weiteren Auswirkungen auf dieses öffentliche Leben wollten sich aber noch lange nicht einstellen; weder auf dem Gebiete der Wirtschaftsverfassung noch der Staatsverfassung. Es bedurfte dazu vor allem der Durchdringung auch der tieferen Schichten der Nation mit dem Geiste der neuen Zeit, ein Prozeß, der bei der großen seelischen Spannung zwischen den fortgeschrittenen oberen und zurückgebliebenen unteren Kreisen sich nicht allzu rasch durchsetzen konnte. Dazu kam, daß das absolutistische Staatsideal des Individualismus sich erst ganz gegen Schluß dieser Zeit in den Regierungen Maria Theresias, Friedrich des Großen und Josephs II. vollendete und außerdem gerade diese Fürsten, Friedrich II. wenigstens grundsätzlich, Joseph II. aber in der Tat, sich auch entgegenkommend gegenüber der neuen Staatsauffassung zeigten, die vorerst noch völlig unklar den Staat im Sinne unseres Konstitutionalismus zu denken anfing. Sie blieb vorerst auf eine häufig revolutionär, selbst anarchistisch gefärbte Kritik der Auswüchse des herrschenden Systems beschränkt und der Verlauf der Revolution in Frankreich war nicht angetan, konstitutionelle Begeisterung in Deutschland auszulösen. Man wurde sich klar, die Menschen müßten zu modernen Staatsbürgern erst erzogen werden. Dann werde alles weitere sich finden. Das war der Glaube Schillers, der unter den Geistesgrößen seiner Zeit zuerst endgültig mit dem Absolutismus brach. Und als dann aus den Einzelpatriotismen der ausgehenden Aufklärungszeit das Feuer der allgemeinen deutschen Vaterlandsliebe der Freiheitskriege aufschlug, hatte auch dafür Schiller vorahnend Gedanken und Worte gefunden und das Ideal seiner und der kommenden Zeit, Weltbürgertum und Nationalismus, in kühner Gleichung dazu vereint, daß der Deutsche in sich am meisten die allgemeinen Tendenzen menschlicher Entwicklung verkörpere und deutscher Patriotismus und Weltbürgertum damit

in eins zusammenfielen. An Schiller sich schließend, suchte dann Wilhelm von Humboldt zum erstenmal das neue Staatsideal deutlich zu zeichnen; aber er bleibt noch in der Kantschen Auffassung befangen, daß der Staat, ein notwendiges Übel, sich auf den Rechtsschutz zu beschränken habe; und nur wie ein Ahnen von der Notwendigkeit der vielabgestuften Differenzierung des modernen staatlichen Aufbaus geht es durch sein Werk. Erst in den napoleonischen Schreckensjahren wurde, was Schiller und Humboldt unklar gesehen, klar erkannt: von dem preußischen Minister Freiherrn von Stein. Ihm ist der Staat kein notwendiges Übel mehr, sondern ein sittliches Zusammenwirken aller. Indem er zu den deutlichen Vorstellungen parlamentarischer Verfassung vordringt, schreibt er den kommenden Geschlechtern den einzig gangbaren Weg vor, mögen ihn diese nun auch zaudernd und zögernd erst nach anderthalb Menschenaltern beschreiten.

Gleich langsam, wenn nicht noch langsamer, brach sich der neue Geist Bahn durch die Schranken der überkommenen Wirtschaftsverfassung. Die Liquidation vor allem der alten agrarischen Wirtschaftsformen, der Prozeß der Bauernbefreiung, schon seit Ende des 15. Jahrhunderts als notwendig erkannt, hat von da ab fast noch zwei Jahrhunderte gewährt. Voran ging dabei Baden, wie denn im Westen die ehemaligen Rechte der Grundeigentümer meist auf den Nenner einer Rente gebracht und daher leichter ablösbar waren als im Osten, wo es noch persönliche Gebundenheiten der bäuerlichen Untereigentümer mannigfaltiger und schwerster Art zu beseitigen galt. Auch hier ging wie auf dem Gebiete modern staatlicher Reformen und nationaler Kriegspolitik das Österreich Josephs und Leopolds und auch noch Thuguts und Stadions dem Nebenbuhlerstaate Preußen voran. Österreich ist in diesen bedeutungsvollen Jahrzehnten nicht „zu spät" daran gewesen, sondern -- zu früh. Die Fäden aber rissen dann vorzeitig ab und niemand fand sich, der sie knüpfte; so gewann Preußen dochdoch den Plan. Es führt ein wohl zu erkennender Weg von den Reformen zwischen Tilsit und Leipzig bis zum Felde von Königgrätz. In Österreich war der Schutz der Bauern von lange her Regierungsgrundsatz, das „Legen" (Einverleiben) von Bauerngütern in Großgutsherrschaften war sehr erschwert. Maria Theresia aber und Joseph II. unternahmen — ein Ruhmestitel ihrer Regierung — einen der glücklichsten Lösungsversuche des schwierigen Problems; den Bauern wurde freier Zug und freie Berufswahl zugestanden, die Leibeigenschaft aufgehoben und mit einer weitaussehenden Ablösung der Lasten begonnen. Als sich dann die Schatten des „Vormärz" auch über diese Entwicklung legten, schritt man im Jahre 1848 um so radikaler und entschlossener zur Durchführung der Grundentlastung. In Preußen hatte hingegen der grundbesitzende Adel, das Junkertum, viel gründlicher als in Österreich die Bauern zu landwirtschaftlichen Lohnarbeitern herabgedrückt. Und Bauernschutz war nicht die Devise der Hohenzollern. Erst nach einem Vierteljahrhundert folgt Preußen Österreich mit der Aufhebung der Leibeigenschaft und die Grundentlastung wurde -- 1850 — bei weitem nicht so radikal und bauernfreundlich vorgenommen wie dort. Wie auf dem Lande war auch in den Städten mit der Vergangenheit zu brechen. Die alten Stadtrechte überwundener Jahre hatten keinen Sinn mehr und mußten fallen; man riß sie, zumal in Preußen, schonungslos und auch verständnislos für die Interessen des neuen Bürgertums nieder. Dann aber hat eben hier die berühmte

Städteordnung von 1808 den Bürger, seine Pflichten und Rechte klug verwebend, den Weg der Selbstverwaltung und Selbstverantwortlichkeit gehen gelehrt und damit wirklich frei gemacht.

Unsere Darstellung ist der Zeit vorausgeeilt. Wir halten um Mitte und Spätzeit des 18. Jahrhunderts; und damals war von einer Lösung von neuen staatlichen und sozialen Problemen nicht die Rede. Neue Zeitalter verlaufen enthusiastisch. Die Philosophie und mehr noch die Kunst haben das Wort, beherrschen die Welt. Schon der letzte große Philosoph der Aufklärung, Leibniz, war über den Grundsatz des strengen Rationalismus, daß nichts als der Mechanismus des klaren Vorstellungslebens gelten solle, zur starken Betonung der unbewußten Seelenkräfte vorgedrungen. Ihm erschien die Seele „nicht mehr als tabula rasa, deren unbeschriebener Fläche erst die sinnliche Erfahrung einen Inhalt zu geben beginnt, sondern als ein unergründliches Meer von Empfindungen, über dessen Fläche das Schifflein unserer deutlichen Vorstellungen steuert". Hierauf weiterbauend kamen die Philosophen des frühesten Subjektivismus zum Schlusse, daß, weil im Denken nur ein einziger der gewonnenen Eindrücke klar hervorgehoben werde, im Empfinden aber deren viele, wenn auch undeutlich nebeneinander herlaufen, das Empfinden reicher und anregender sei als das Denken. Indem man der Seele die Fähigkeit zuschrieb, jene Eindrücke nicht bloß aufzunehmen, sondern auch selbst in schöpferischer Einbildungskraft zu schaffen, kam man zum Begriffe des Genies. Damit trat die Pflege der Psychologie in den Vordergrund, während sich auch das ästhetische Ideal in deren Sinne abwandelte: nicht die objektive Vollkommenheit des Kunstwerks, wie der Rationalismus gewollt, sondern die Künstlerseele selbst. In der künstlerischen Durchbildung der Nation sah man die große Aufgabe der Zukunft. Und weiter an den Hauptsatz Leibnizscher Metaphysik, daß die wahre Welt geistig sei, anknüpfend, aber zugleich über den Dualismus seiner Philosophie hinaus, kam man zu einem Monismus des Geistes, den man im Pantheismus Spinozas wiederzufinden glaubte: Gott und Welt und Mensch sind eins. Der Herold dieser neuen und ersten Weltanschauung des Subjektivismus wurde Herder. Der Mensch ist als die Krone des organischen Daseins fertig aus der Hand Gottes hervorgegangen; ein Mischgeschöpf von Erde und Himmel, mit seinem Leibe ein Glied des Naturreichs, durch seine Vernunft mit der Gottheit verwandt. Die Auswirkung der gottverliehenen menschlichen Vernunft ist die Geschichte. Vernunft aber ist nicht bloß Verstandeskraft, sondern „humanitas", edles Menschentum. Wenn ihre Ideale einmal alle Menschen erfüllt haben werden, wird das Ende der Dinge kommen. So der grandiose Gedankengang der „Ideen zur Geschichte der Menschheit". Es gab aber noch einen anderen Weg, der aus dem Rationalismus herausführte. Dieser schon hatte die Erkenntnis, die klarste der Seelenfunktionen zu untersuchen begonnen. Er kam dazu: wir wissen nichts von den Dingen an sich, sondern nur von den Bildern, die wir davon wahrnehmen. Er fügte die bequeme Behauptung bei, diese Bilder und die Dinge selbst stimmten durch Ratschluß Gottes überein. Damit beschied man sich jetzt nicht mehr; man kam zur alten Sophistenweisheit zurück: die Welt ist nur eine Summe unserer Vorstellungen, über deren Richtigkeit den hinter ihnen liegenden Wirklichkeiten gegenüber wir keinerlei Gewähr besitzen; sie ist für unser Denken nichts als Schein. Diese Lehre der englischen

Sensualisten griff lebhaft auch auf Deutschland über. Es war gegenüber dem unklaren psychologischen Enthusiasmus Herders der trostloseste Skeptizismus.

In dieser Stunde ist der „Kopernikus einer neuen Erkenntsnistheorie" aufgetreten: Immanuel Kant*. Unsere Erkenntnis fließt aus den zwei Quellen der sinnlichen Erfahrung und des Verstandes; jene gibt die in den Medien von Zeit und Raum geschauten Gegenstände, dieser faßt sie begrifflich zusammen und bildet damit Wahrheiten über die bloße Erfahrung hinaus. Nun besteht aber ein stärkstes menschliches Bedürfnis nach Erkenntnis der letzten Gründe aller Erscheinungen; diese zu erfassen reicht der Verstand nicht aus; man kann sie nicht beweisen, aber sie sind da. So gehören sie nicht in das Gebiet des Wissens, sondern des Glaubens, nicht des Verstandes, sondern der Vernunft, nicht in die Welt der Erscheinungen, sondern der Werte. Diese Begrenzung von Wissen und Glauben, die Scheidung der wahrnehmbaren Welt der „reinen" und der nicht wahrnehmbaren der „praktischen" Vernunft, ist ein Grundpfeiler unserer modernen Erkenntnis geblieben. Beide Welten aber treffen im Menschen-Ich aufeinander; dieses ist wahrnehmbar nach außen, nicht wahrnehmbar in seinem Innenleben; es hat Beziehungen zur Erscheinungswelt durch das Wissen, zur Welt der Werte durch den Willen. Dieser Wille setzt sich, will er sich selbst treu bleiben, freiwillig zur Richtschnur das Sittengesetz, dessen oberster Satz gegeben ist: „Handle so, daß die Maxime deines Willens jederzeit Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung sein kann." Damit kommt Kant zum kategorischen Imperativ des Gewissens und der Pflicht. „Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit Bewunderung und Ehrfurcht: der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir." Nur auf diesem Wege der sittlichen Forderung, nicht durch Erkennen sind die drei Grundprobleme: Gott, Freiheit, Unsterblichkeit — diese bleiben fest — zu erschließen; die Freiheit des Willens ist die freiwillige, in der Natur dieses Willens gelegene Annäherung an das Sittengesetz, die, weil sie in diesem Leben nicht vollständig gelingen kann, in einem anderen sich vollenden muß (Unsterblichkeit); den Lohn für den würdigen Gebrauch der Willensfreiheit, die Tugend, den wir Menschen im Innersten fordern, das Sittengesetz allein uns aber nicht gewährleistet, kann nur ein außerhalb desselben stehendes Wesen geben: Gott. Glauben kann nie Erkennen, nur Wollen sein und das Sittengesetz halten heißt Gott gehorchen.

Es ist eine neue Form der Religion; keine Gnadenmittel; Selbstverantwortung, Selbsterlösung! Wie haben nun Herders unklar begeisterte Ideen ihre klare Prägung erfahren. Vernunftlehre und Christentum kamen einander nahe durch den kategorischen Imperativ, eine neue Form des alten Väterglaubens war gefunden und laut durch Ungebundenheit und Zweifelsucht hindurch erklang der Ruf der Pflicht. So wurde der Weise von Königsberg zum Erfüller seiner und kommender Zeiten. Keiner seiner Nachfolger, der ihm zu vergleichen wäre.

So sehr Kants Kritik den Herderschen Enthusiasmus bändigt, so war dieser doch keineswegs beseitigt. Gewiß denken Goethe und Schiller in den Formen Kants;

* Lamprecht sagt: Es ist das eigenartige solcher Neuentwicklungen, daß sie gleich steil hinanführen zu den Gipfeln. Wie denn nicht? Es sind die großen Individuen, die diese Entwicklungen fördern, wenn nicht in Bewegung bringen müssen. Das Lob der Klarheit vermag ich im übrigen Lamprechts philosophiegeschichtlichen Ausführungen nicht schlechtweg zu spenden.

aber nicht allein denkend, sondern empfindend und schauend, Empiriker zugleich und Idealisten, wollen sie durch Intuition das Weltganze erkennen. So sieht **Goethe** hinter den Erscheinungen der Natur die mit allen künftigen Formen schwangeren Urerscheinungen, die Urpflanze, das Blatt, durch dessen Ausdehnung und Zusammenziehung alle anderen Pflanzenformen werden, das Urtier, aus dem sich durch stärkere Ausbildung und zugleich Verkümmerung der vorerst gleichmäßig ausgebildeten Glieder die besonderen Tierformen bilden; durchaus keine Entwicklung im Sinne Darwins. Was hinter den Urerscheinungen steht, kann man nicht schauen, die letzten Kammern des Lebens nicht öffnen. Goethe sieht den Trost dafür in der Hingabe an Werk und Pflicht; dann, nur dann wird die Spur von unseren Erdentagen nicht untergehen. Denn die Unsterblichkeit ist dem Dichter nichts absolutes; das „Monadenpack, womit wir in diesem Planetenwinkel zusammengeraten sind“, wird nicht unsterblich leben. Auch **Schiller** sieht, wie Goethe hinter der Natur, so hinter der Geschichte die ewigen Ideen; aber anders als Goethe war ihm mit seinem philosophischen Sinne das Aufsuchen letzter Prinzipien und die Forderung nach Harmonie von Geist und Natur Grundthema und Lebensbedürfnis. Die Kunst, nach Goethe die würdigste Auslegerin der Offenbarungen geheimer Naturkräfte, ist Schillern das eigentliche Mittel der Erhebung der Menschheit, sie trifft, wie die Wissenschaft den Verstand, so das Herz, und schön sein heißt auch gut sein. Es war die Versöhnung von Philosophie und Kunst. Und diese **deutsche Kunst** ging nur ihren hohen, höchsten Weg. Auch hier wie auf anderem Felde gilt es für das deutsche Volk den westlichen Nachbarn den Vorsprung abzugewinnen; und hier wenigstens mit fraglosestem Erfolge.

In der Öde der Verstandesherrlichkeit war, unbelastet mit dem nicht immer segensreichen Erbe der Antike, eine Kunst stets ihren Sonderweg gegangen: die **Musik**. **Händel** und **Bach** erscheinen als erste Wegweiser der Künste in das neue Land des Subjektivismus. Nicht mehr den Ton als absolute, sozusagen mathematische Größe zu fassen gilt es, sondern ihn zur Ausdrucksform für die Empfindung zu machen; dem seelenlosen Belcanto will man nach Kräften den Abschied geben, die Polyphonie der nebeneinander als lauter Hauptstimmen exerzierenden Instrumente zur Homophonie einer von allen übrigen begleiteten Hauptstimme umwandeln. Ein Prozeß, der sich schon deutlich in den Werken jener beiden Meister kundgibt und nun sieghaft durchbricht. Die Heimat der neuen Musik wird wieder Österreich, das schon im Mittelalter das sangesfroheste Land deutscher Zunge gewesen war. Die Arie wurde durch das deutsche Lied, die „Opera“ durch das deutsche Singspiel zurückgedrängt. 1778 wurde auf Anregung Josephs II. in Wien ein deutsches Nationalsingspiel, eine erste deutsche komische Oper eröffnet. Und von Lied und Singspiel aus eroberte sich die neue Empfindungsmusik auch die ernstere musikalische Kunst. Waren Rousseau und Herder, hernach Goethe und Schiller von der Notwendigkeit inniger Durchdringung von Musik und Dichtkunst überzeugt, so unternahm gleichzeitig ein Musiker von hohen Gaben, Christoph **Gluck**, die Musik auf ihren, wie er sagte, wahren Beruf, die Poesie zu unterstützen, zurückzuführen; der geringe Reichtum der Tonmittel, eine noch wenig überwundene Gebundenheit an die Formen von Opera und Belcanto ließen ihn noch nicht an sein Ziel herankommen; und in Deutschland verstand man seine große Absicht nicht. Da war es

denn Wolfgang Amadeus Mozart, der in seinen Meisteropern, zunächst ohne die Form der „Opera" zu sprengen, Charakteristik der Gestalten und Ausdruck der Empfindung so sehr traf, daß wir „Cosi fan tutte", „Don Juan", „Figaros Hochzeit" und „Zauberflöte" schon musikalisch-dramatische Kunstwerke nennen dürfen Der Künstler hat das deutsche Singspiel — davon ging er aus — zur deutschen Oper umgeschaffen und die italienische Oper mit ihrer Zusammenhanglosigkeit von Wort und Ton überwunden. Indem gleichzeitig das Orchester immer reicher an Instrumenten und immer befähigter zum Ausdrucke von Stimmungen wird, ein erstes großes Zeitalter deutscher Orchestermusik anhebt, sind wieder Mozart und Josef Haydn deren Meister; dieser noch etwas stark im Rokoko, in seiner Musik mehr liebenswürdig plaudernd als tief und elementar, Mozart kühner, reicher, selbständiger. Sie beide haben der klassischen Instrumentalmusik ihr ausgesprochen österreichisches, fast wienerisches Gepräge gegeben, wie denn Musikliebe und Musikpflege namentlich in Österreich längst eine Sache nicht nur der Kirche, sondern mehr noch des Adels und auch des Bürgertums geworden war. Und haben Mozart und Haydn in fürstlichen Diensten gestanden, so hat dieses Verhältnis auch noch stark und oft genug beengend auf sie gewirkt. Da erwuchs der Musik in Ludwig van Beethoven ein erster vollfreier Künstler. Geborener Vläme, durch Erziehung und Aufenthalt Österreicher; das größte musikalische Genie vielleicht aller Zeiten. Kämpfer und Dulder; das Ärgste blieb ihm nicht erspart: die Taubheit. Und dramatisch wie sein Leben sind seine Werke: die Symphonien, die Missa solemnis, der Fidelio, diese nun auch der Form nach deutsche Oper. Nicht daß Beethoven neue Formen musikalischen Schaffens ersonnen hätte, aber innerhalb der bestehenden war er der „Eine, Unnachahmliche". In allem Unheil doch glücklich, weil er sich hat vollenden dürfen. Größeres als sein Vermächtnis, die neunte Symphonie, war in den überlieferten Formen nicht zu schaffen. So empfindet es Richard Wagner, zu dem er wie kein anderer den Weg hinüberweist.

Wie deutlich werden gegenüber dieser freien Entwicklung der deutschen Musik die Schwierigkeiten der Konzeption der Antike in unseren bildenden Künsten offenbar. Das Zeitalter des schwindenden Individualismus hatte Plastik und Malerei ganz im Dienste der Architektur gesehen; denn Barock und Rokoko erhalten ihren Ausdruck durch die Baukunst und alles übrige ist Zutat. Nunmehr eine eigenartige Verschiebung. Die Architektur wird aus ihrer führenden Stellung durch die Malerei verdrängt. Diese ist eine Kunst des Sehens und eben dieses Sehen war im Laufe der Jahrhunderte ungemein geschult und verfeinert worden. So muß denn auch die Kunstgeschichte nicht so sehr den Inhalt und die Technik des Kunstwerks als die Abwandlungen des künstlerischen Sehens und damit der Ausdrucksformen zum Gegenstande haben. Hatte nun die deutsche Kunst des Mittelalters sich von der rein ornamentalen Wiedergabe des Umrisses und ganz willkürlicher Farbengebung erst zu feinerem Umriß und richtiger Farbe, hernach zur ersten Darstellung der drei Dimensionen hindurcharbeiten müssen, so waren der Kunst des Individualismus die Probleme der Perspektive und des Lichtes zu lösen aufgegeben; ihr größter Meister, Rembrandt, errang ihr die Fähigkeit, das gebundene Licht des geschlossenen Raumes, das Helldunkel darzustellen. Aber der Künstler mußte Luft und Licht auch des unbedeckten Raumes, das Freilicht des Tages, aufzufangen und darzustellen

lernen; es war das Problem, das die individualistische Zeit der folgenden ungelöst überließ. Die Zeit des Frühsubjektivismus ist denn auch eine Zeit des Ringens danach. Abseits der Kunstlehrakademien der Aufklärungszeit und der dort gedrillten Kunstbeamten versuchte sich daran eine junge frische nationale Kunst, an englischen und französischen Beispielen gebildet; ihr bester Meister, der früh verstorbene Balte Runge, drängte in seinen Landschafts- und Bildnisbildern, wie es scheinen mochte, siegreich solchem Ziele zu. Aber er starb vorzeitig und die Freilichtansätze blieben Episode. Man wandte sich für lange Jahre zeichnerischer, an den Alten gebildeter Umrißmalerei zu; gerade daß die Farbe nicht völlig aus der Malkunst verschwand. Antike und Klassizismus siegten auf der ganzen Linie. Die junge nationale Richtung erstarb. Wieder ein Denkmal, daß bei vielem Segen die Antike auch manches Unheil in unserer Kultur angerichtet hat. Erst zum Ende des Jahrhunderts sind die wieder aufgenommenen Lösungsversuche des Freilichtproblems geglückt. In der **Baukunst** erwies sich die gleiche Entwicklung, die Auflösung des halbnational gewordenen Barock in den Klassizismus, doch bei weitem fruchtbarer. Die Kasernenöde der bürgerlichen Bauweise gewann durch die Möglichkeit, „hellenisch" zu bauen, etwas von Schönheit. In den Städten Hansens, Klenzes und Schinkels aber, in München, Berlin und Wien führte der Klassizismus zu wahrhaft bedeutsamen Schöpfungen; in Berlin geradezu zur Beherrschung des Stadtbildes durch die „Tektonik der Hellenen". Und er ist erst jetzt daran, den neuen Raumbedürfnissen gegenüber zu weichen. „Denn wer kann sich eine hellenische Eisenbahnhalle vorstellen?" Und ebenso ist auf dem Gebiete der **Bildnerei** im Nachschaffen der Antike, wenn auch nicht ohne modern naturalistische Züge, ein so herrlicher Künstler wie Thorwaldsen groß geworden, „vielleicht die größte naiv plastische Kraft, die germanischer Boden bisher erzeugt hat".

Aber die Palme war auch gar nicht den bildenden, sondern den tönenden Künsten bestimmt: vor allem der **Dichtkunst**. Das Erscheinungsjahr einer Dichtung — der Messiade von **Klopstock** — wird gerne als Epochejahr deutscher klassischer Kunst genannt: 1748. Freilich diese Messiade, um derenwillen die Zeitgenossen den Dichter als zweiten Milton priesen, machte den Dichter nicht groß. Das Epos — und noch weniger das Drama — ist nicht Klopstocks Sache; voll tiefer Empfindung, fein in seinen Gefühlen, anmutig in seinen Schilderungen war er vielmehr ein großer Lyriker, der größte gewiß des Zeitalters der **Empfindsamkeit**. So benennt und kennzeichnet sich die durch Macphersons Ossianlieder und durch Rousseau mächtig angeregte literarische Richtung, die in der „Messiade" ihr Eröffnungswerk, in Goethes „Werther" ihr Schluß- und Hauptwerk erlebt; jenes verbraucht und nur noch ein Literaturdenkmal, dieses im Zauber seiner fein ausgesponnenen Seelenzeichnung und im künstlerischen Maßhalten mit großen Dichtermitteln ewig jung. In Klopstocks empfindsame Bahnen gerieten dann fast alle Dichter jener Jahrzehnte; dabei ist es freilich nur bei den Dichtern des Göttinger „Hainbundes" zu Schöpfungen von Belang gekommen. Nur einer, der sich deutlich Klopstocks Einflüssen entzog, ein geistreicher Mann, aber schwankender Charakter, noch stark vom Rationalismus der früheren Zeit berührt, leichtherzig frisch und wieder mit Zügen religiöser Schwärmerei, vor allem ein Praktiker äußerer Erzählungsform: **Wieland**.

Aber schon ringt sich neben der Empfindsamkeit und bald über sie hinweg eine neue literarische Bewegung empor: die des Sturmes und Dranges. Eine Richtung auf das Gewaltsame, Hochdramatische, nicht Sentimentale und Sinnende, die zugleich viel stärker als jene an das Volkstümliche anknüpft und von heißer Liebe zum eigenen Volkstum, auch einer neuen seelischen Bildung der Zeit, getragen wird. Denn „die Seele des modernen Menschen bedarf des Lebens in einem reich entwickelten und völlig anerkannten Volkstum; die individualpsychische Seite des Daseins muß durch die sozialpsychische ergänzt werden; das ist eine der Grundanschauungen aller subjektivistischen Zeitalter." Nationales Verständnis ist aber doch nur historisch zu gewinnen. So wird auch hier Herder, er selbst angeregt durch den Norddeutschen Hamann, ein Herold, wenn er den Kult der Vergangenheit als eine Quelle der Aneiferung und Erhebung für die nachfolgenden Geschlechter preisend, alte deutsche Baukunst, alte deutsche Dichtung verstehen und würdigen lehrt. So wird er Führer und Wegbereiter für die jugendlichen Dichter der neuen Richtung. Denn in solchen seelischen Übergangszeiten sind die Wortführer fast immer jugendlich. Viele Talente, selbst Genien: Schubart, Bürger, Lenz; freilich schier meist noch solche, denen nach Schillers Wort „ihr Leben wie ihr Dichten zerrann". Aus der Vereinigung starker Empfindung und lebhafter Handlung entstand mit Zuhilfenahme englischer Vorbilder die deutsche Ballade. 1773 ist „Leonore" geschrieben, eine der ersten und größten Dichtungen dieser Art; ihr Ruhm ist vor allen Balladenwundern deutscher Zunge von Goethe und Schiller bis auf Fontane nicht erblichen. Aus der Ballade des Sturmes und Dranges erhob sich dann Goethe zur Lyrik des eigenen Erlebnisses. Keinem menschlichen Gefühle fremd und keinem willenlos hingegeben, jeder Anregung offen und keiner untertan, wurde ihm das Erlebnis zur Dichtung; und was er in Bitternissen und Freuden klagte und jubelte, wurde zum Freuden- oder Trostliede für tausend und abertausend Menschen.

Die Bewegung des Sturmes und Dranges hat auch noch zu anderen Zielen geführt als Balladen und Liedern. Das Drama des Individualismus unterlag der Gebundenheit an die christliche Schicksalsidee, an die absolute Abhängigkeit des Einzelschicksals seiner Gestalten von der „dextera manus dei". Einsam nur steht solcher Auffassung der große Dichter gegenüber, der das Schicksal nicht außer die Gestalten verlegte, sondern in ihre Brust: William Shakespeare. Natürlich wurde dieser erste Meister des psychologischen Dramas zum Lehrer der Dramatiker des Sturmes und Dranges, deren Werke sich mit Goethes „Götz" überaus wirkungsvoll eröffnen und daraus gleich die verwirrende Buntheit der Szene übernehmen, die so viele Sturmdramen zu formlosen Lesestücken macht. Ihre Reihe wird beschlossen von den Frühdramen Schillers: „Räuber", „Fiesco", „Kabale und Liebe", in denen die strengere Architektonik des szenischen Baues und der Massenführung eindrucksvoll zur Geltung kommt. Aber auch noch in das 19. Jahrhundert hinein fehlt es dem Richtungen der Empfindsamkeit und des Sturmes und Dranges nicht an Vertretern von Namen und Gewicht: Jean Paul, Heinrich von Kleist. Doch sie sind Nebenströmungen und die Ideale der Zeit zu einer neuen Bildung gebändigt worden.

Aus den Werten der eigenen großen politischen und künstlerischen Vergangenheit, erläutert und erleuchtet von abgeklärter rationaler Bildung und dem machtvoll

sich emporringenden Wesen der antiken Welt soll ein neues Menschheitsideal sich fügen. Die Harmonie der Menschennatur in Schönheit und Güte, die Versöhnung von Natur und Kultur soll und wird gelingen. Und der schöne und gute Mensch der Hellenenwelt wird wieder über die Erde wandeln. Und das neue Zeitalter wird die Vollendung der Geschichte sein. Es ist das Ideal des Klassizismus. „Eine außerordentliche Konzeption. Man war sich bewußt, daß mit ihrer Erfüllung die Führung der europäischen Kultur von den Franzosen auf die Deutschen übergehen müsse; und die Dioskuren von Weimar erschienen den Adepten dieser Lehre als prometheische Gestalten, vom Schicksal dazu geboren, daß neue Feuer vom Himmel herabzuholen."

Pflegestätte wird das waldgrüne Thüringland im Herzen von Deutschland. In den beiden Städtchen Jena und Weimar, ohne Vergangenheit und von wenig Ansehen, an dem bescheidenen Hofe des Herzogs Karl August und seiner Mutter Amalie wird die deutsche Muse die Blume im Strahle tiefverständiger Fürstengunst entfalten können. Hier blühte die herrlichste und früchtereichste aller Männerfreundschaften unserer deutschen Geschichte. Gegensätzlich nach ihrer Bildung, nach den Schichten, aus denen sie hervorgegangen, selbst nach körperlicher Ausstattung erscheinen Goethe und Schiller als „Hälften der deutschen Totalität jener Zeit"; Goethe, ein Mann genießender Beschaulichkeit, an der Natur gebildet, Schiller, gebildet an der Geschichte, ein Willensmensch, voll Sehnsucht zu wirken; aber beide darin einig, daß ihnen hinter Erscheinungen und Gedanken die dritte Welt der Ideale lebt, die Natur und Kunst zusammenknüpft. Schillers gewaltsame Jugendlyrik klärte sich im Einflusse der Gemeinschaft mit dem Freunde ab, Goethes Lyrik ließ das persönliche Moment zurücktreten und gewann einen epischen Zug: das Jahr 1797 ist das Balladenjahr. Wie manche seiner Schöpfungen ist so sehr dem Zusammenwirken beider Freunde zu verdanken, daß man — wie etwa im „Ring des Polykrates" — ihren Anteil kaum zu scheiden weiß. Von da drängte es Goethe weiter den Weg zur wirklichen Erzählung hin: zu den Epen „Reineke Fuchs" und „Hermann und Dorothea", zum Romane psychologischen Charakters. Aber schon vorher war diesem wunderbar klar beobachtenden Dichtergeiste gegeben, das auf seiner Italienfahrt erst recht erschaute antike Schönheitsideal aus deutschem Geiste neu zu schaffen. In seinen psychologischen Dramen „Iphigenie" und „Tasso" überwand er die Schranken der antiken Schicksalsidee zugunsten der dramatischen Gestalten als ihres Glückes und Unglückes Schmieden in einem Maße wie es dem Freunde nie gelungen ist. Und aus der „Iphigenie" erklang hell und voll das klassische Ideal der allgemeinen Menschenliebe; das ist der Sinn der Abschiedsworte Iphigeniens, die nicht mehr wollen, daß der Grieche herrsche und der Barbar diene, sondern rufen:

> Ein freundlich Gastrecht walte
> Von Dir zu uns. So sind wir nicht auf ewig
> Getrennt und abgeschieden.

Nicht aber Goethe, dessen Schaffen durch die klassische Zeit mit nichten beschlossen ist, und dessen aristokratische Selbstgenügsamkeit im Wirrsal des großen Krieges den Weg zu dem fremden Eroberer leichter als zu seinem Volke fand, war in jenen Jahren der Dichter der Nation, sondern Schiller. Anders als die

Sprache Goethes fand die prangende Pracht seiner Verse den Weg zu den Herzen; wie bald wär das „Lied von der Glocke“ deutsches Allgemeingut geworden! Persönlichste Begabung aber drängte den Dichter zum historischen Drama seiner Großzeit hin. Schiller hat sich vom Banne der antiken Schicksalsidee niemals ganz frei machen können; seine Personen sind doch nur Schachfiguren der historischen Mächte; die „Braut von Messina“ ist das deutsche Oedipusdrama; nur „Wilhelm Tell“ ist eine Freiheitstragödie auch in dem Sinne der Freiheit von der Last jener Idee. Natürlich, daß dabei die Charakteristik der Personen minder scharf geriet; im psychologischen Drama hat sich Schiller nur einmal — im „Don Carlos“ — mit bestrittenem Erfolg versucht. Hier waren seine Grenzen; aber wie schwer hatten erst spätere Poeten am Schicksalsdrama zu tragen. Wieder einmal antiker Unsegen! Gleichviel — des Dichters gewaltiges Feuer strömte in die Massen seines Volkes über, dem er in Deutschlands Schmach und Schmerz das Wort der „Jungfrau“ zurief:

> Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
> Ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre.

Und wie nach der Aufführung eben der „Jungfrau von Orleans“ Mütter ihre Kinder hoch emporhoben, ihnen zu sagen: „Seht, da geht er!“, so weilt seine hohe Gestalt noch immer unter uns, unendlich Licht mit ihrem Licht verbindend.

Der große Dichter hatte wohl Grund, tröstend und ermunternd zu seinem Volk zu sprechen; Deutschland war die Beute Napoleon Bonapartes.

Lamprecht will die politische Geschichte jener Jahre nicht ins einzelne verfolgen. Er fürchtet sonst den Wald vor Bäumen nicht zu sehen. Er will nichts eigentlich Neues sagen, es wäre denn zur Geschichte der Freiheitskriege. Dabei hat er sich fast völlig der Führung durch einen verewigten österreichischen Gelehrten, Hans von Zwiedineck-Südenhorst, überlassen, zu dessen Gedächtnis die Vorrede herzliche Worte sagt; und dabei ist seine Darstellung auch von dem leidenschaftlichen Zuge der Schriften Zwiedinecks nicht frei geblieben. Eine anschauliche Schilderung läßt vor uns die verwickelte deutsche Welt des 18. Jahrhunderts entstehen, in der ein großes politisches Ideal erst unter dem Drucke brutaler fremder Eingriffe sich bilden konnte. Gegen die Darstellung der Revolutionskriege werden sich im einzelnen viele Bedenken geltend machen lassen. Daß Europa die Revolution herausgefordert habe, ist oft genug feierlich bestritten worden; die vorsichtige und hinhaltende Politik Kaiser Leopold II. scheint verzeichnet, die verhängnisvolle Rolle der polnischen Politik der deutschen Mächte nicht gewürdigt. Mannigfaltige Einwände ließen sich gegen Vorgeschichte und Anfangsgeschichte des Krieges von 1809 erheben. Unter dem Einflusse Zwiedinecks ist dann doch auch Napoleon viel zu sehr zum „schwarzen Mann“ im Stile der Erbauungsbücher geworden, mag auch der russische Feldzug dem Darsteller immerhin wie ein Fatum gegeben erscheinen. Die Aussichten der Kontinentalsperre beurteilt Lamprecht im Sinne der englischen Historiker. Die Frage, ob Napoleon mit ihrer Errichtung zweckmäßig gehandelt habe, dürfte wohl verneint werden müssen. Und in dieser vorsichtigen Fassung wird man dem Urteil wohl zustimmen dürfen. Auch die heftige Verurteilung Metternichs geht augenscheinlich auf die Vorlage zurück. Die preußische Politik von Basel bis Tilsit findet an Lamprecht keinen Verteidiger; sie war „schwach und

aus Schwäche gefährlich, sich und anderen untreu"; sie war „sprunghaft, kleinlich, unsittlich"; dagegen hat Österreich „dem Reiche seine Treue gehalten, bis ihm die Kraft weiteren Widerstandes tatsächlich versagte". Die Vorgeschichte der Freiheitskriege wird man mit Vergnügen lesen. Schon durch die C moll-Symphonie Beethovens geht es wie eine Ahnung politischer Leidenschaft und Erhebung. Dann rief scharf und deutlich Fichte zur Abwendung vom Kosmopolitismus auf. Und Friedrich Schillers mahnende Worte wurden erst recht lebendig. Indem Österreich sich zum Kriege von 1809 erhob, geschah es aus einer tiefen Empfindung seiner deutschen Sendung heraus. Aber wiederum war Österreich zu früh daran und hatte sein Feuer verbraucht, als die wichtige Entscheidung nahte. Das ist die Tragik von 1809. Allerlei Bewegungen sonst in Deutschland, militärische und literarische; Tugendbund, Schill, die Braunschweiger; dann in langer Reihe die Freiheitsdichter: als Vorläufer Heinrich von Collin; dann Heinrich von Kleist, Ernst Moritz Arndt, Theodor Körner; endlich Friedrich Rückert und Max Schenkendorf. Und nach Gedanken und Versuchen endlich die Tat: kein Krieg des Adels oder der Bürger oder des Landvolks allein; „das Volk stand auf". So war es 1813 und 1814. Aber der Krieg von Waterloo war schon weniger ein Freiheitskrieg denn ein Kampf gegen die in Napoleon wenn auch wider seinen Willen verkörperten Gedanken von Nationalismus und Liberalismus. Und zum Schlusse der bittere Fürstendank für alles Freiheitsblut: die heilige Allianz, das Dokument erneuter politischer Schande für Deutschland. Aber zugleich auch der bedeutsamste urkundliche Ausdruck siegreich durchgedrungener neuer Strömungen des neuen Seelenlebens. Wir halten im Zeitalter der Romantik.

Betty Paoli und die Familie Schwarzenberg*.

Von Helene Bettelheim-Gabillon.

Betty Paoli wurde 1843 Vorleserin bei der Witwe des Feldmarschalls, der Fürstin Marie Anna Schwarzenberg, deren Geistes- und Charaktereigenschaften so groß waren wie ihre Schicksale, eine Frau, über die Betty Paoli 1856 in selbstbiographischen, für Leopold Kompert bestimmten Angaben schrieb: „Groß war der Gewinn, den ich aus dem beständigen Verkehr mit dieser wahrhaft außerordentlichen Frau zog. Ich gewann namentlich an geistigem Überblick und Verständnis der Menschen und Dinge, wie an innerem Halt . . . Es ist wenig Gutes in mir, dessen Ausbildung ich nicht ihr verdanke. Was die Erziehung in mir versäumte, hat der Verkehr mit diesem ganz großen und ganz reinen Charakter nachgeholt." Lange vorher gab die Dichterin gleichen Gesinnungen für die Feldmarschallin bewundernden Ausdruck in vielen, ihrer unten folgenden

* Im Literarischen Verein wird als nächster Band eine Auswahl kleinerer prosaischer Schriften Betty Paolis von Helene Bettelheim-Gabillon herausgegeben werden; aus der Einleitung teilen wir auszugsweise den auf die Beziehungen der Dichterin zur Familie Schwarzenberg, insbesondere zur Witwe des Siegers in der Völkerschlacht bei Leipzig, der „Feldmarschallin", und deren ältestem Sohn, dem Fürsten Friedrich Schwarzenberg, bezüglichen Abschnitt mit.

Briefen an den Fürsten Fritz Schwarzenberg. Das Verhältnis der Dichterin zur Fürstin hat überdies aus eigener Anschauung sehr fein Adalbert Stifter, einstmals der Mathematiklehrer des ältesten Sohnes der Feldmarschallin, geschildert. Er schreibt*: „. . . Es lebte eine alte, edle, verwitwete Fürstin in unserer Stadt, deren zu früh verstorbener Gemahl den Oberbefehl in den letzten großen Kriegen geführt hatte. Sie war häufig mit ihm im Felde gewesen und hatte da die Verhältnisse von Kriegsheeren und ihre Bewegungen kennen gelernt; sie war in den größten Städten Europas gewesen und hatte die Bekanntschaft von Menschen gemacht, in deren Händen die ganzen Zustände des Weltteiles lagen, sie hatte das gelesen, was die hervorragendsten Männer und Frauen in Dichtungen, in betrachtenden Werken und zum Teil in Wissenschaften, die ihr zugänglich waren, geschrieben haben und sie hatte alles Schöne genossen, was die Künste hervorbringen. Einstens war sie in den höheren Kreisen eine der außerordentlichsten Schönheiten gewesen und noch jetzt konnte man sich kaum etwas Lieblicheres denken, als die freundlichen, klugen und innigen Züge dieses Angesichts . . . Von dem, was in den Verhältnissen der Staaten vorging, wollte sie beständig unterrichtet sein. Sie empfing daher von manchen ihrer Verwandten und Bekannten Briefe und die vorzüglichsten Zeitungsblätter mußten auf ihren Tisch kommen. Weil aber das viele Lesen, das sie sich hatte auflegen müssen, bei ihrem Alter doch hätte beschwerlich werden können, hatte sie eine Vorleserin, welche einen Teil, und zwar den größten, des Lesestoffes auf sich nahm und ihr vortrug. Diese Vorleserin war aber keine bloße Vorleserin, sondern vielmehr eine Gesellschafterin der Fürstin, die mit ihr über das Gelesene sprach und die eine solche Bildung besaß, daß sie dem Geiste der alten Frau Nahrung zu geben vermochte, so wie sie von diesem Geiste auch Nahrung empfing."

Die Fürstin lebte einen Teil des Jahres in Worlik, ihrem Schloß in Böhmen, sonst in Wien im Jakoberhof, und ihre Reisen, auf denen die Dichterin ihre stete Begleiterin war, führten sie damals nach Paris, Helgoland und Berlin. An den Aufenthalt in der preußischen Hauptstadt mahnt Betty Paolis „Romancero", 1845 Bettina von Arnim gewidmet, mit den Worten: „. . . . in Erinnerung an die Tage, die ich in Berlin mit Ihnen verlebte, weil jene Tage wie eine heitere Glückseligkeitsinsel aus meinem Leben emporragen . . ." Ludmilla von Assing erzählte nach Jahren noch von dem Eindruck, den Betty Paolis Erscheinen bei ihrem Onkel Varnhagen hervorbrachte. „Sie trat unter uns wie eine Muse."

Fürst Friedrich Schwarzenberg teilte selten den Wohnsitz seiner Mutter; voll Tatendrang, abenteuerfroh und ritterlichen Sinnes, war er nach einem Worte des Erzherzogs Johann zu Metternich, „überall zu sehen, wo geschossen wird". Doch mitten im bewegtesten Treiben fand er Muße und Stimmung zu schriftlichem Verkehr mit seinem Freundeskreise und so pflegte er auch fast ein Menschenalter hindurch, vom Anfang der vierziger Jahre bis zu seinem Tode 1870, einen regen Briefwechsel mit Betty Paoli. Eine hier folgende Auswahl ihrer Antworten an den „Lanzknecht" malt besser, als jedes fremde Wort ihr Wesen und ihren Werdegang.

* Im „Nachsommer".

Diese, dem Archiv zu Worlik entnommenen und mir freundlichst anvertrauten Briefe danke ich der Güte Sr. Durchlaucht des Fürsten Adolf Schwarzenberg, sowie Sr. Durchlaucht des Fürsten Carl Schwarzenberg und seiner Gemahlin Fürstin Ida Schwarzenberg-Hoyos:

Worlik, 5. Juli 1843.

Von jeher hegte ich die Ueberzeugung, daß uns, was wir recht innerlich und wahrhaft wünschen, über kurz oder lange wird, und daß die Seelengewalt, die sich im tiefsten und geheimsten Wunsch des Menschen concentrirt, allen Rest nach ihrem Willen und Bedürfnis gestalten kann. Muß es mich nicht in dieser Ueberzeugung bestärken, daß ich nun mit einem Mahle, fast ohne mein Zuthun, das Ziel erreichte, nach dem ich schon so lange begehrte, nähmlich in irgend eine persönliche Beziehung zu Ihnen, theuerster und wahrhaft geehrter Fürst! zu treten. Eine Eigenthümlichkeit meiner Natur steigerte diesen Wunsch manchmahl bis zum Schmerz: ich kann nichts genießen ohne dem Spender dieses Genußes, wenn er auch gar nichts von mir weiß, gleich aus frohdurchrauschtem, überströmendem Herzen heraus danken zu wollen, und wenn ich das nicht kann, drückt es mich wie eine Schuld. Nun haben Sie mir aber schon seit Jahren so viele Freude gemacht und ich konnte weiter nichts thun als sie hinnehmen; wie ein edler, alter, vielbewährter Freund haben Sie oft zu meinem Geist gesprochen und ich konnte Sie nicht einmahl wissen lassen, wie sehr ich Sie verstand und, mag ich auch in der Rangordung der Geister tief unter Ihnen stehen, die Verwandtschaft unseres Wesens fühlte. Begreifen Sie, welche Bedrängniß dieß für mich war. Hundertmahl war ich auf dem Punct, Ihnen zu schreiben und immer hielt mich die Furcht vor möglicher Mißdeutung zurück; nicht um eine Welt hätte ich gewollt, daß Sie glauben, es gelte dem Fürsten, was in meinem Sinne dem großartigen Talent, dem hohen und liebenswürdigen Menschen galt. Von der ersten Zeile, die ich von Ihnen las (es waren Fragmente, von der Allgemeinen Ztg. 1836 oder Anfang 37 mitgetheilt) bis zu der letzten (der schwere Gang)* habe ich nichts von Ihnen gelesen, was mir nicht erhebend, kräftigend, erfreuend, erhellend durch die Seele gegangen wäre. Ermessen Sie denn nun, theuerer Fürst, wie sehr ich Ihnen verpflichtet bin und wie großes Recht ich habe, Sie meinen Freund zu nennen, selbst auch, wenn Sie gegen meine Freundschaft protestieren wollten.

Worlik gefällt mir überaus wohl, nur weiß ich nicht, ob hieran der Ort oder nicht vielmehr Ihre Durchlaucht Schuld, und ich bin sehr geneigt, das Letztere zu glauben, Geist und Güte! Das sind die ewig strömenden, ewig erquickenden Lebensquellen und an diesen darf ich mich jetzt erfrischen . . .

Gestern hatten wir endlich den ersten schönen Tag und benützten ihn zu einem größeren Spaziergang. Ich weiß nicht ob Sie, Fürst, die Topographie von Worlik gut genug kennen, um mich zu verstehen wenn ich Ihnen sage, daß wir im Thalhaus und am Wasserplätzchen waren. Bisher hatte das gar zu schlechte Wetter unsere Ausflüge sehr beschränkt und uns kaum weiter als bis zu dem Teich, an dem Bettina steht, kommen laßen; doch die Bäume bis dahin kenne ich schon so ziemlich und wenn ich zu dem komme, der Ihren Namen trägt, sag' ich immer

* Aus dem Wanderbuche eines verabschiedeten Lanzknechtes. I. Theil. Als Manuscript gedruckt. Wien 1844.

ganz laut: „Da ist Fürst Fritz!“ und freue mich, als wenn dem wirklich so wäre, was doch leider! nicht ist ...

Ihre Durchlaucht trägt mir tausend herzliche Grüße an Sie auf; ich empfehle mich Ihrem Andenken, Ihrem Wohlwollen und Ihrer Feder . . .

Worlik, 22. Juli 1843.

. . . Ich muß mich neulich schlecht ausgedrückt haben, weil Sie sagen, daß mir mein Leben hier, in mancher Beziehung zuzusagen scheine; das war es nicht, was ich sagen wollte, sondern: daß ich mich hier in der Nähe der Fürstin von einer Ruhe, einem Frieden, also einem Glück durchdrungen fühle, wie es in meinem Leben noch selten geschah. Seit Jahren war Einsamkeit mein Wunsch und mein Verlangen, wie schön ist es aber und beglückend, daß mir das einzige Werthvolle des Weltlebens nun auch in die Einsamkeit gefolgt ist: geistige Anregung, bildender, ergänzender Umgang, Veredelung des eigenen Selbsts durch die Einsicht in eine edle Persönlichkeit. Schwer zu erkennen mag die Fürstin sein, wie es ja alles Ungemeine und Hohe ist; aber sie zu verkennen halte ich kaum für möglich, denn es ist ja eben Wahrheit der eigentliche Grundzug ihres Wesens und gegen diese kann man sich nur freiwillig verblenden; wer aber dieß thut, an dem ist nichts gelegen. Mit solcher Verehrung und Neigung hänge ich an der Fürstin, daß ich keinen innigeren Wunsch habe, als in diesem edlen Leben für etwas zu zählen. —

Worlik, 18. August 1843.

Wo Sie dieser Brief treffen wird, theuerster Fürst, ist mir zwar unbekannt, doch wünsche ich vom ganzen Herzen, es möge im Gebirge sein, weil ja doch nur die Natur reich genug ist, Ihnen die Freude zurückzuzahlen, die Sie mir mit Ihren, mein ganzes Sein ernst und tief bewegenden Briefen machen. Ungetrübt war zwar meine Freude an dem letzten nicht, denn Manches, was Sie darin von sich sagen, konnte mich nicht anders als schmerzlich berühren, doch der Gedanke, daß dieß Alles so kommen mußte, wenn Sie zu dem werden sollten, was Sie sind, hat Gewalt über allen Rest zu erheben. Sie gelähmt? Sie gebunden? Wie kommen Sie zu dieser unbegreiflichen Täuschung? Wer ist freier als Sie? oder vielmehr: wen hat eigne Kraft herrlicher befreit? Wer steht siegreicher als Sie auf dem Drachenknäuel Vorurtheil, Lüge und Kleinheit? Sie sagen, Sie seien zum Mann der That geboren; ist aber nicht jeder Gedanke eine innerliche That und ist es durchaus nothwendig, daß der Geist einen irdischen Leib annehme?

Mit staunender Erhebung blick ich auf Ihre Persönlichkeit und Ihr Leben nicht als regelrechtes Kunstwerk betrachte ich es, sondern als gewaltige, großartige Naturerscheinung voll geheimnisreichen Waltens, dunkler Gefahr und reichen Segens.

Nachdem ich mir nun die Brust davon befreit habe, will ich Ihnen, lieber Fürst, von Worlik erzählen und wie das Leben hier sanft und unmerklich hingeht. Die Morgenstunden ausgenommen, verbringe ich den ganzen Tag mit Ihrer Durchlaucht zu, Vormittags meistens lesend, den Nachmittag zu Spaziergängen verwendend. Die Fürstin ist (unberufen!) wohl und heiter; ich spreche nur davon, denn wie gütig, wie tief, wie klar und mild sie ist, brauche ich Ihnen nicht erst zu sagen.

Nun von Prag „der wunderschönen Stadt“, wie's im „Schwerinlied“ heißt. Sie verdient diesen Namen und ich kenne wenige Städte, die im gleichen Maße imponieren. Der Hradschin, das Äußere der Veitskirche, die Steinbrücke laßen den Blick nicht von sich weichen. Der Hradschin, den ich in allen Details sah, hat einen großen Eindruck auf mich gemacht, den die Öde, Stille, Ausgestorbenheit vermehrte; ich hätte selbst nicht das Gras im Hofe vermissen mögen. Sehr merkwürdig war mir auch das Rathhaus am Altstädter Ring. Ich konnte mich von dieser verhängnisvollen Stelle nicht trennen, die Erinnerungen, die hier erwachen, sind zu überwältigend. Wenn es erlaubt wäre, sich selbst zu citiren, würd' ich fragen:

„Und ist die Erde minder schmerzversunken
Seitdem sie jenes edle Blut getrunken?“

Das alte historische Prag nahm mich so sehr in Anspruch, daß ich mich um das moderne wenig kümmerte. Selbst das Theater und die Färberinsel besuchte ich nur aus Gewissenhaftigkeit. Im Theater spielte der Berliner Beckmann im „Vater der Debütantin“ und da ich allen Spaß leidenschaftlich liebe, unterhielt ich mich königlich. —

Worlik, 13. November 1844.

„Wer dem Fürsten Fritz nicht von ganzer Seele zugethan ist, der ist nothwendig ein dummer und schlechter Mensch“. Das hab' ich schon oft gesagt, aber nie mit größerer Überzeugung und Wärme als bei Empfang Ihres lieben Briefes vom 21. v. M. Was mir diesen Brief noch ganz besonders werth gemacht, ist, daß ich daraus entnehme, wie Sie nicht zweifeln an meiner tiefen und wahrhaften Ergebenheit für Sie. Es wäre dieß gewiß auch das größte Unrecht, das Sie mir anthun könnten, denn wenn mich etwas stolz macht, so ist es meine Befähigung, Ihre edlen und seltnen Eigenschaften zu erkennen. Erkennen heißt aber würdigen.

In der Voraussetzung, Gräfin Theta*, der ich gestern schrieb, werde Ihnen, mein Fürst, das Wesentlichste über unseren Aufenthalt in Berlin mittheilen, erwähne ich davon nichts mehr, als daß die Fürstin die ganze Zeit über vollkommen wohl und ungewöhnlich heiter war. Dagegen habe ich Ihnen Verschiedenes aus Leipzig zu berichten, was Sie vielleicht interessieren wird. Vorerst von Kühne, der sich Ihnen aufs Beste empfehlen läßt; ich lernte ihn in seiner Häuslichkeit kennen und muß gestehen, daß ich mir keine reizendere zu ersinnen wüßte. Seine junge Frau ist die Anmuth und die Lieblichkeit selbst, ihre Verwandten sind Menschen von ebenso großem Ansehen als innerem Werth, die Verhältnisse scheinen ungemein günstig, kurz es ist eine Stellung, wie man wohl eine ähnliche für sich selbst erbeuten möchte. Auch Laube lernte ich kennen und sah ihn häufig; mit großer Lebhaftigkeit erkundigte er sich nach Ihnen, mein Fürst und ich wünschte sehr, daß ein günstiger Zufall Sie mit ihm zusammenführte**. Er ist ungemein anregend, geistvoll, belebt und würde Ihnen ganz gewiß gefallen. Mir machte er einen höchst angenehmen Eindruck, und an seine Frau, da habe ich erst recht mein Herz verloren.

* Gräfin Therese Pálffy, Nichte der „Feldmarschallin“. Gemahlin des Grafen Nikolaus Pálffy, geb. Gräfin Rossi.

** Der Fürst hatte Laube bereits 1832 in Karlsbad kennen gelernt. S. sein Sendschreiben an Heinrich Laube von der Abtenau im Salzburgischen am 13. Oktober 1841. Aus dem Wanderbuche eines verabschiedeten Lanzknechtes. Wien 1844, als Manuskript gedruckt.

Sie ist heiter, sicher, fest und im höchsten Grade bedeutend. In diesen beiden Familien, wie im Hause des Buchhändlers Wigand fand ich die freundlichste Aufnahme und lernte daselbst die meisten Notabilitäten Leipzigs kennen. Von allen Seiten ward ich mit Fragen nach Ihnen bestürmt, mein Fürst, ob Sie denn nicht auch wieder einmal nach Leipzig zu kommen gedächten. Wenn es Ihnen gefiele, mich zu Ihrem Hofrath zu ernennen, so würde ich Ihnen rathen: Machen Sie doch ja gewiß diese Reise. Mich hat sie unendlich erfrischt; ich will gerne zugeben, daß auch dort Manches anders und besser sein könnte, doch gewiß ist, daß in diesem raschen, lebhaften Gedankenaustausch sich vieles entwickeln muß, was in der Stagnation unseres Wiener Lebens einen ewigen Murmelthierschlaf fortschläft. Grillparzer hat wahrlich Recht, wenn er Wien das Capua der Geister nennt; das merkt man erst recht, wenn man in jene frische, scharfe Luft hinauskommt und sie mit unserer drückenden Salonatmosphäre vergleicht.

Nur ein Leid hat mir meinen Aufenthalt in Leipzig verbittert, aber dieß war ein großes und schweres. Gleich am Tage nach meiner Ankunft erfuhr ich die Nachricht von Lenaus Unglück. Ich habe um mich und Andere schon viel Kummer getragen, aber selten einen herberen; diesen Geist, zu dem ich seit Jahren mit bewundernder Liebe emporblickte, nun vom Wahnsinn verdunkelt zu wissen, ist mir um so schrecklicher als ich keineswegs physische Ursachen als Grund dafür annehme, sondern die Seelenkämpfe ahne, die dem Ausbruch vorhergegangen sind. Das unglückselige Heirathsprojekt war an Allem Schuld; wahrscheinlich hat er sich in jene junge und wie man sagt, sehr hübsche Frankfurterin verliebt und darüber vergeßen, daß eine solche flüchtige Neigung eine wahre, echte Liebe nicht auf die Dauer zu ersetzen vermag. Als er nun im August nach Wien zurückkehrte, die Löwenthal wiedersah, die früheren Verhältnisse sich zurückzauberte, da mag er wohl empfunden haben, daß sein Herz unwiderruflich der Vergangenheit angehöre und die Unmöglichkeit, diese mit den neu eingegangenen Verpflichtungen zu vereinigen, erzeugte den fürchterlichen Conflict, dem seine Vernunft zum Opfer fiel. Was mich betrifft, so kann ich Lenau nichts Anderes wünschen als ein schnelles Ende; nicht als ob ich die Heilung für unmöglich hielte, aber weil ich ihn genug kenne um zu wissen, daß nach der Heilung erst das gräßlichste Elend für ihn beginnen würde. Ihm das Vorhergegangene zu verheimlichen wäre unmöglich, der Gedanke wahnsinnig gewesen zu sein, würde ihn wie ein dunkles Gespenst nie verlassen und endlich wieder in das alte Verderben stürzen. So sehe ich die Sache an; Gott wolle, daß ich mich irre! Daß mit Lenau ein guter Teil meiner Kraft und meines Muthes dahingegangen, fühle ich am besten . . .

Wenn ich nur wüßte, ob wir hoffen dürfen, Sie, theuerster Fürst, heuer in Böhmen zu sehen! Ich wünsche es sehr, aber ohne Zuversicht der Erfüllung. So wird es denn in Wien sein, freilich etwas später, doch dafür um so länger. Ich liebe Wien nicht besonders, darum freue ich mich aber nicht weniger herzlich auf die Rückkehr und die stillen, heiteren Abende, wie wir im vorigen Winter einige hatten, wo Niemand im Salon war als Sie, mein Fürst, Gräfin Theta und Fürst Edmund*. Lauter Menschen und gar keine Leute . . .

* Jüngster Bruder des Fürsten Fritz Schwarzenberg, 18. November 1803 in Wien geb., 17. November 1873 auf Schloß Worlik gestorben.

Wien, 19. Mai 1846.

Theuerster Fürst! Sie haben mich dermaßen daran gewöhnt, meine Zuflucht stets zu Ihrer Güte zu nehmen, daß sich mein Blick zuerst und ganz unwillkürlich nach Ihnen wendet, wenn ich eines Vermittlers und Fürsprechers bedarf. So wie ich jetzt bin, kann mein Umgang Niemandem auf der Welt zur Zerstreuung und Erheiterung dienen, und was mich betrifft, so habe ich die Überzeugung, daß ich nur in neuer Umgebung, bei der Möglichkeit ganz nach meinem Sinn und Bedürfniß zu leben, wieder werden kann, was ich vordem war . . . Seien Sie so gütig mein Fürsprecher bei der Fürstin zu sein; Ihnen gegenüber gehe ich gern und freudig eine neue Schuld der Dankbarkeit ein . . ."

Diese Äußerung tiefen Mißmutes dürfte nicht nur aus persönlichem Leid und vorübergehender Krankheit Betty Paoli's stammen; die Schriftstellerin Mariam Tenger* will von Stifter gehört haben, daß die Marschallin durch Einflüsterungen Fremder gegen ihre Vorleserin eingenommen worden war. Ob Stifter zugunsten der Dichterin mit der Fürstin korrespondiert habe, wie dieselbe Erzählerin berichtet, wissen wir nicht; die Angaben von M. Tenger sind mit Vorbehalt aufzunehmen: ihre Behauptung, daß Betty Paoli zwar den Menschen Stifter sehr verehrt, für seine Kunst dagegen wenig Verständnis gehabt haben soll, wird unwiderleglich durch das wundervolle Gedicht entkräftet, das sie an ihn gerichtet hat**. Gewiß ist, daß der Briefwechsel der Dichterin mit der Marschallin keine Unterbrechung erfahren hat; auch ihre Beziehungen zu den anderen Mitgliedern der Familie blieben jederzeit vollkommen ungetrübt, wie ihre folgenden Briefe an den Fürsten Fritz und seine, mir gleichfalls anvertrauten Antworten, (deren Mittheilung andrer Gelegenheit vorbehalten bleiben muß,) bezeugen:

Venedig, 26. September 1846.

. . . Ich bin seit vier Wochen in Venedig. Florenz, das mich zu einer andern Zeit und vor Allem in einer andern Stimmung vielleicht entzückt hätte, war mir durch das Übermaß dessen, was ich dort zu leiden hatte, geradezu unerträglich geworden. Ich machte mich auf den Weg und nachdem ich dem heiligen römischen Eilwagen den gehörigen Tribut an Martern entrichtet hatte, kam ich ohne weiteren Unfall hier an. Noch immer geht mir's elend; ein gastrisches Uebel hat sich zu den übrigen gesellt und bringt mich vollends um das letzte Restchen von Kraft. Und bei diesen physischen Misèren auch nicht ein Lichtblick für die Seele, die schmerzliche Gewißheit, daß die Fürstin ebenfalls mit tausend Bedrängnissen in ihrem Innern zu kämpfen hat, das Gefühl, daß eben in diesem Augenblick mehr als je mein Platz an ihrer Seite wäre und dabei die Unmöglichkeit diesem ungeduldigen, heißen Bedürfniß meines Gemüthes, Genüge zu leisten. Dazwischen eine Todesnachricht nach der anderen: Witthauer*** im Sterben. . . . Ich selbst fühle mich vom Leben gänzlich abgelöst; trüge ich nicht das Bild Ihrer theueren Mutter treu und innigst im Herzen, so müßte ich mich fragen, was

* (Marie von Hrussocy) an Anton Schlossar, „Deutsche Arbeit", Adalbert Stifter-Heft. Jahrgang IV, Heft XII.

** „Neue Gedichte". II. Auflage 1856, S. 46.

*** Friedrich Witthauer geb. 1793 in Bremen, gest. 1849 in Meran, Redakteur hervorragender Theaterkritiker.

ich denn noch auf Erden soll. Mich fristet und beseelt einzig und allein der Gedanke zu ihr zurückzukehren; wie stark die Bande sind, die mich an sie fesseln, habe ich eben durch unsre Trennung vollkommen einsehen gelernt. Solche innere Nothwendigkeiten werden am stärksten empfunden, wenn äußere Hemmnisse sich ihnen entgegenstellen. Eines beunruhigt mich heftig: wird auch die Fürstin es noch mit mir wagen wollen: Daß sie gütig für mich gesinnt ist, weiß ich, und ihre Briefe, die ich nur unter heißen Thränen lesen kann, sind mir das theuerste Unterpfand ihres unveränderten Wohlwollens.

In dieser edlen, trotz allem scheinbaren Schwankens urkräftigen Natur ist jedes Gefühl ein dauerndes, nachhaltiges . . . So ist denn mein ganzes Hoffen darauf gerichtet, Sie in Wien wiederzusehen und Ihnen dort im blauen Salon, beim Lampenschein, am Kamin von meiner italienischen Campagne zu erzählen; die jedoch, was die Reize und Annehmlichkeiten betrifft, ungemeine Aehnlichkeit mit Napoleon's Feldzug nach Rußland hat. Die Frage ist nur, ob mein Rückzug glücklicher sein wird als der seine . . .

Venedig, 3. Dezember 1846.

Theuerster Fürst! Ihr lieber, für alle Ewigkeit unvergeßlicher Brief war mir eine wahre Seelenspeise. Könnte ich Ihnen sagen, theuerster Fürst, welche Zuversicht mir Ihre Worte einflößen, wie stolz und froh mich Ihre Theilnahme macht und wie lebhaft es mich danach verlangt, durch Thaten zu beweisen, daß ich die Größe meiner Verpflichtungen Ihnen gegenüber ganz ermesse. Gottlob! die Zeit meiner Rückkehr naht heran und mit ihr die Möglichkeit jener Beweisführung. Hoffentlich wird mir das Glück gewährt, das Weihnachtfest in Ihrer Mitte zu feiern und so wird dieses Fest der Kirche auch eines in meinem Privatkalender sein, ja das größte in der langen Jahresreihe, Weihnacht und Ostern zugleich, Wiedergeburt und Auferstehung.

Vielleicht hat es dieser Trennung bedurft, um mich ganz empfinden zu lassen, wie tief ich mit allen Herzensfäden und Fasern in jenem Boden wurzle, der mir mehr als Heimath geworden; jetzt weiß ich es, wo Trost und Friede und Freude zu suchen. Dieß der Ertrag einer langen bittern Zeit, auf die ich nicht zurückblicken mag, um nicht wie Loth's Weib zu erstarren. Doch auch ein anderer Gewinn ist mir geworden, der: an meine eigene Unverwüstlichkeit zu glauben. Schmerz, Unglück, Krankheit konnten mich nur erschüttern, nicht brechen; lebend, d. h. denkend, empfindend, hoffend und strebend kehre ich in das Leben zurück. Manches ist in diesem Kampfe zu Grunde gegangen, aber da ich mich nicht selbst verloren, so hoffe ich fester und gekräftigter als ich früher war, daraus hervorzugehen und mag auch hin und wieder eine wunde Spur zurückbleiben, es sind ja nicht alle Narben entstellend . . . Ich weiß mich vor Freude kaum zu fassen, wenn ich denke, daß ich Sie Alle bald wiedersehen will! . . ."

Betty Paoli's Wiedersehensfreude sollte keine allzu lange Dauer mehr beschieden sein, kaum anderthalb Jahre nach ihrer Rückkehr in den Jakoberhof mußte sie dort den Schmerz erleben, die unendlich verehrte Fürstin für immer zu verlieren. — Sie starb am 2. April 1848. — Während in Wien die Stürme der Revolution losbrachen, wurde sie in der Gruft zu Worlik beigesetzt, wie ihr Sohn Fürst Fritz seinem Freund Kühne* mit schmerzlicher Bitterkeit geschrieben:

* Gustav Kühne, sein Lebensbild und Briefwechsel mit Zeitgenossen. Herausgegeben von Ed. Pierson, Dresden 1889.

„. . . Voriges Jahr verließen Sie mich als einen ganz glücklichen Menschen — den Ort wo, will ich gar nicht sagen, wer weiß, was man schon unter dem Namen desselben Verfängliches wittern würde. Seither bin ich ein Bettler, und was mehr ist, ein Familien-, sozusagen Heimatloser Bettler geworden, denn mein Mütterlein röchelte aus, während der Krawall auf der Straße tobte, und als sie entschlafen war, begrub ich sie in der vaterländischen Erde bei treuen Leuten, die noch kein Verdienst darein setzen, erhaltene Wohlthaten mit brutalem Undank zu vergelten . . .“

Auch Betty Paoli hatte eine Heimat verloren; nicht nur ihr eigenes Schicksal hatte sich jäh gewandelt, als sie aus dem stillen Sterbegemach der Fürstin trat, — eine neue Weltordnung sah sie unter Ringen und Kämpfen, unter Lärmen und Blutvergießen vor sich entstehen, in der ihr gequältes Gemüt, das durchaus unter dem Einflusse ihrer Umgebung stand, einstweilen nichts sah, als die Schrecken des Augenblicks. — — Einen Monat nach dem Tode der Feldmarschallin schrieb sie an den Fürsten:

Wien, 8. Mai 1848.

Theuerster Fürst! Längst wollte ich Ihnen schreiben und vermochte es nicht; körperliches Unwohlsein und unsägliche Traurigkeit lagen lähmend auf mir. Wie es hier zugeht, können Sie daraus entnehmen, daß ich aus tiefstem Herzen sage: Gottlob, daß Sie nicht hier sind. Es ist nicht abzusehen, woher uns das Heil kommen kann, schon ist es dahin gekommen, daß Mäßigung und Billigkeit für Verrath gilt und nur die extremsten Ansichten durchgreifen. Wenn mich nicht Alles täuscht, so gehen wir größeren Zerwürfnissen entgegen, als sich selbst Jene träumen lassen, die an der Spitze der Bewegung stehen. Die Nachrichten aus den Provinzen lauten mit jedem Tag betrübender: in Ungarn hat der Aufstand begonnen, in Prag ist Blut geflossen, für Galizien steht das Aergste zu befürchten, da man einen Theil der dort stationirten Truppen nach Ungarn verlegen will. Auch hier wird die Anarchie nicht lange mehr so friedlich bleiben, wie sie es bis jetzt war. Von einer Regierung ist schon längst nicht mehr die Rede, der juridisch-politische Leseverein hat, soweit er die Bewegung eindämmen will, seinen ganzen Einfluß verloren und auch schon die Ovation einer Katzenmusik empfangen, die Studenten allein herrschen und werden, wenn ihr Vortheil es erheischen sollte, schwerlich vor einer Allianz mit den Arbeitern zurückschrecken. Vor drei Tagen, wo eine Demonstration gegen die Kaiserin Mutter und Erzh. Ludwig verabredet war, sah man auf der Universität eben so viele Proletarier als Studenten; zum Glück trat das massenhafte Erscheinen der Nationalgarde, die alle Thore besetzt hielt, hindernd dazwischen, ob dieß aber auch das nächste Mahl wieder der Fall sein wird, ist die Frage. Scenen, die eine neue Terreur anbahnen, fallen täglich vor; der Zufall ließ mich neulich einem solchen Auftritt beiwohnen. Man hatte in der Aula einen Polizeispion aufgefunden und brachte ihn in einer Art Hundekarren nach dem Zeughaus, ich begegnete dem Zug unter den Tuchlauben; keine Beduinenhorde kann ein ärgeres Geschrei und Geheul ausstoßen. Nur mit äußerster Anstrengung gelang es der Nationalgarde, den Gefangenen vor der Wuth des Volkes zu schützen, das ihn aufhängen wollte. — Vorgestern wurde am hellen Mittag auf dem Stefansplatz ein offener Aufruf zur Plünderung der Klöster gepredigt. Daß die Studenten

neulich am Abend in den Salon der Fürstin Gabi Dietrichstein eindrangen, um dort den ihnen mißliebigen Dr. Schmidl, der vor ihrer Wuth entflohen war, zu suchen, wissen Sie vielleicht schon. Der Aufenthalt in Wien ist geradezu unleidlich geworden; auch wäre ich wohl schon in Malaczka, wenn die Nachrichten aus Ungarn nicht eben so trüb lauteten. Selbst in Stampfen* soll schon eine émeute ausgebrochen und für das ganze Preßburger Komitat Schlimmes zu befürchten sein; so hört man von allen Seiten ... Ich will nun noch einige Zeit warten; tritt wider Erwarten etwas Beruhigung ein, so gehe ich, wohin mich mein Herz zieht, nämlich nach Malaczka, wenn nicht, so gehe ich nach dem von aller Welt vergeßenen Winkel Anhalt, um dort den Sommer ruhig zuzubringen. Verschiedene Gründe laßen mir dieß Project als vernünftig erscheinen: 1. wird wohl keine Revolution zu befürchten sein. 2. lebt man in diesen kleinen Landstädten um gar geringes Geld. 3. wird dort hoffentlich, die zu jeder geistigen Arbeit erforderliche innere Ruhe zu finden sein, zu der man hier nicht gelangen kann. Vorderhand bin ich nur zu gewiß, hier nichts zu versäumen; ich habe nicht die entfernteste Aussicht, eine für mich passende Stelle zu finden, Alles schränkt sich ein, und da ist leider keine Nachfrage nach einem solchen Luxusartikel wie ich, ebenfalls leider! einer bin. Vielleicht wird es im Herbst besser, wenn sich die Verhältniße etwas consolidiren ...

... Das einzige Gute, das wir genießen, ist das wunderbar schöne Wetter, aber selbst in diesem Genuß liegt ein Schmerz für mich verborgen, denn er mahnt mich an unsere theuere Hingeschiedene und die Sonne freut mich nicht, weil sie diesem geliebten Haupt nicht mehr leuchtet. Ich brachte den gestrigen Morgen im Schwarzenberg'schen Garten zu, wo ich so oft mit Ihrer verklärten Mutter war; ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie unendlich elend und verlassen ich mich fühlte. — Von Irene Prokesch erhielt ich einen Brief, den ich sogleich beantwortete; sie scheinen Alle sehr trüben Sinnes und von bangen Ahnungen erfüllt. Und doch wissen sie nur die Hälfte von dem was hier vorgeht. Ich bin sehr froh, daß Niemand daran denkt, Prokesch** hier zu verwenden, es wäre ein Unglück für ihn.

Malaczka***, 24. Mai 1848.

... Seit einigen Tagen bin ich hier, wo ich aufathme und wieder zur Besinnung komme: die letzte Zeit, die ich gemartert in Wien zubrachte, mag mir getrost als Bruchtheil der dereinst zu bestehenden Purgatoriumstrafe angerechnet werden. Da mir Gott die Gnade verlieh, nicht besonders schreckhaft zu sein, so fürchtete ich mich zwar nicht, wie viele Andre, doch wurde dieß durch fortwährende schmerzliche Entrüstung mehr als aufgewogen. Im Grunde galt mein Zorn vielleicht weniger den Tumultuanten, als der Regierung, (oder, wie unser Nestroy sagt, was man so zu nennen pflegt) die schwach und pflichtvergessen genug war, eine solche Janitscharenwirtschaft zu dulden. Ich hoffe viel von Wessenberg und seinem bereits

* Gräfl. Karolyi'sches Gut angrenzend an Malaczka.

** Freiherr Anton v. Prokesch-Osten, österr. Staatsmann, geb. 10. Dez. 1795 in Graz, gest. 26. Okt. 1876 in Wien. 1845 in den Freiherrn- und bei seinem Rücktritt in den Ruhestand 1871 in den Grafenstand erhoben. Seine Gemahlin Irene geb. Kiesewetter von Wiesenbrunn.

*** Gräflich Palffy'sches Schloß und Fideikommiß im Preßburger Komitat.

im Geist von mir designirten Nachfolger Franz Stadion. Polnische Intriguen haben den Letzteren für den Augenblick unmöglich gemacht, später aber, denke ich, wird er mit der Kraft seines starken und reinen Charakters durchdringen. Wären nur erst die unseligen, italienischen Angelegenheiten geschlichtet! Wie ein Fels liegen sie mir am Herzen; kaum daß ich mich der günstigen Nachrichten zu freuen vermag, denn während ich sie empfange, denke ich mir auch schon: Gott weiß was seitdem wieder vorgegangen ist. Wenn ich mir vorstelle, daß es eine Zeit gab, wo man nicht fürchten mußte, in jedem Zeitungsblatt gleichsam sein eigenes Todesurtheil zu finden, so scheint mir dieß ein paradiesischer Zustand, dessen ich nie theilhaftig gewesen. Und dennoch: trotz der quälenden Sorge, in der ich Sie mein Fürst und Ihre edlen Brüder, tausendfältigen Gefahren ausgesetzt sehe, ist mir dieß lieber, als wenn Sie hier wären. Nie fühlt ich dieß lebhafter als am 15. Mai, wo ich im Augenblick der dringendsten Gefahr, Gott dafür dankte, daß er Ihre theuere Mutter diesen Schrecken entrückte und es Ihnen ersparte, die Schmach dieses Tages mit anzusehen. Ich gab Alles für verloren, und das wäre es auch gewesen, wenn des Kaisers Flucht die Berauschten nicht plötzlich nüchtern gemacht hätte. Nie war Wien merkwürdiger als am 18. Mai, was die Zeitungen von der Ruhe und Ordnung melden, die nun wie mit einem Zauberschlag eintrat, ist nicht übertrieben. Es ist bei Völkern wie bei Individuen: der Moment höchster Bedrängniß ist auch der höchster Kraft. Gewiß giebt es auch vortreffliche Elemente im Volk; benützt man diese, so sind wir gerettet. Die alten Verhältnisse können freilich nicht wieder hergestellt werden, aber wenn sich neue gestalten, die Ordnung und Sicherheit gewähren, so wollen wir mit festem Muth der Zukunft entgegenschauen. — Am Abend des 19. verließ ich Wien und bin seitdem in dem lieben Malaczka, wo ich mit rührender Güte aufgenommen wurde. Ich fühle mich hier so befriedigt, als ich es überhaupt noch sein kann; das Beßte in meinem Leben ist ja doch unwiderbringlich dahin, aber ich hab es so tief in mein Herz gepreßt, daß ich selbst das Entschwundne noch besitze. Ich weiß, daß was ich an der Fürstin besaß, mir nie wieder ersetzt werden kann, nnd bei aller Trauer, welche dieß Bewußtsein erweckt, verleiht es doch zugleich auch jene Ruhe, die man empfindet, wenn man mit dem Schicksal abgeschlossen hat. Nicht was Ihre herrliche Mutter für mich that, sondern was sie war, hat zwischen uns ein selbst von dem Tod nicht gelöstes Band geknüpft. Früh in die Welt hinausgestoßen, den Kampf aller Art gewöhnt, scheine ich mir nun, da ich sie verloren, in meinen alten Tagen hilflos und verwaist wie ein Kind. Dafür gibt es keinen Ersatz, folglich auch keinen Trost, als den eben der Schmerz biethet. — —

Malaczka, 27. Mai 1848.

Meinen innigsten Dank, theurer Fürst, für Ihre lieben, gütigen Zeilen vom 19. d. M. Sie sind wohl, das ist die Hauptsache, es erleichtert das Wirken, wie das Ertragen und Beides ist, ach! wie nothwendig. Ich schreibe Ihnen in großer Bestürzung, denn soeben erhielten wir durch Fürstin Tiny Pálffy sehr schlechte Nachrichten aus Wien. Zwei Ursachen hatten eine furchtbare Aufregung hervorgebracht: 1. Das Manifest des Kaisers aus Innsbruck, neben welchem man perfiderweise die frühere Proklamation vom 16. Mai angeschlagen hatte, 2. der Be-

schluß, die Universität zu schließen und die Studenten zu entwaffnen. Fürstin Pálffy schreibt unter gestrigem Datum, daß unter dem Läuten der Sturmglocke, an vielen Teilen der Stadt an Barricaden gearbeitet wird, auch in der Schauflergasse ist eine, auf welche man zwei rothe Fahnen aufgepflanzt hatte, die jedoch wieder heruntergenommen wurden. Für die Barricaden in der Bischofsgasse wurden aus den Fenstern des erzbischöflichen Palais, (das also erstürmt worden sein muß) Meubles, Matratzen usw. heruntergeworfen. Am ganzen Kohlmarkt ist das Pflaster aufgerissen, die Fensterbrette liegen voll Steine. Das Volk besteht darauf, die Truppen sollen entfernt werden; noch weigert sich die Regierung, wird aber endlich wohl nachgeben müßen, denn in einem Straßenkampf würde das Militär wahrscheinlich den kürzeren ziehen. So geschah es in Berlin, wo die Truppen ebenso brav und viel zahlreicher waren; erwägen Sie dabei noch mein Fürst, daß die engen winkligen Straßen Wiens die Aufständischen in bedeutenden Vortheil setzen und daß man sich auf die Artillerie, der in solchen Fällen entscheidenden Waffe, durchaus nicht verlassen kann. In den Straßen treiben sich Arbeiter mit Schaufeln, Äxten und Krampen herum; die Post ist ausgeblieben und der Expeditor in Angern erhielt den Befehl, auf der Eisenbahn kein Militär mehr zu befördern. Die Zahl der in Wien befindlichen Truppen übersteigt wie ich höre, nicht 8000; was läßt sich damit gegen eine Stadt von solcher Ausdehnung unternehmen? Beim Rothenthurmthor soll bereits Blut geflossen sein; Gott weiß, was in diesem Augenblick geschieht . . . Unter solchen Aspecten tritt Wessenberg in das Ministerium; vor 14 Tagen hätte er uns vielleicht noch retten können, jetzt fürchte ich, ist es zu spät.

Wien, 21. Juli 1848.

Theuerster Fürst! . . . Das dringendste für mich besteht jetzt darin, meine Zukunft einigermaßen sicher zu stellen und zu diesem Zweck, will ich mich nach Deutschland verfügen, wenn auch nur für einige Zeit, nämlich für so lange als nöthig, um Verbindungen mit größeren Journalen anzuknüpfen. Einige Aufsätze, die ich der Augsburger Allgemeinen zuschickte, verschafften mir von Seiten der Redaktion die Aufforderung zu ferneren Beiträgen, ich will nun ersuchen, ob ich nicht ein fixes Engagement bei ihr finden könnte, was sich mündlich leichter abmachen läßt als schriftlich. Gelingt es mir, so kehre ich nach Wien zurück; wenn nicht, nun so wird sich Anderes finden. Das Unerwartetste trifft am häufigsten zu und in Zeiten wie die unsren, hat man an der Gegenwart schwer genug zu tragen, um sich nicht noch mit vielleicht unnützen Sorgen abzuquälen . . . Wien ist jetzt ruhiger und der Aufenthalt daselbst leidlicher als zur Zeit, da ich es verließ. Daraus folgt aber noch keineswegs, daß alle Berge geebnet, und wenn ich mich nicht sehr täusche, wird der Spektakel binnen kurzem wieder losgehen. Der Anfang dazu wurde schon gestern gemacht, als man den Deputierten Dr. Rieger gröblichst insultierte, weil er auf eine Verschiebung des Reichstags drang, in dem die andern böhmischen Abgeordneten noch nicht vollzählig hier seien. Bei Dr. Riegers bekannter Czechomanie witterte man hinter diesem Antrag besondere Absichten und verwahrte sich dagegen, auf eine, nichts weniger als parlamentarische Weise. Ein schönes Prognostikon für den Reichstag! Man wird am Ende gezwungen sein, jeden einzelnen Deputierten unter militärischer Escorte in die

Sitzungen zu schicken. Was bei der ganzen Geschichte herauskommen wird, läßt sich schon heute mit ziemlicher Gewißheit voraussagen. Leider haben es die Wiener Bürger noch nicht einmahl bis zu diesem sehr bescheidenen Grad von Clairvoyance gebracht und glauben allen Ernstes, der Reichstag werde mit einem majestätischem „Quos ego" alle Stürme im Nu beschwichtigen. Die Rückkehr des Kaisers wünscht man, ohne jedoch besonderen Werth darauf zu legen; gegen die Erzherzogin Sophie besteht eine große Erbitterung, was aber die Furcht vor der Reaction betrifft, so steht hierin die Absurdität in ihrer reichsten Blüthe. Jeder Tag heckt einen anderen Unsinn aus; bald soll Fürst Windischgrätz verkleidet hier sein, um die Stadt zu recognoscieren (vermuthlich weil er sie nicht kennt), bald heißt es wieder in den Catacomben unter der Stefanskirche sei eine große Truppenzahl versteckt. Es gibt nichts komischeres, als diese stupide Angst vor dem Militär; wenn ein Bataillon ankommt, werden die Köpfe zusammengesteckt und die Gesichter verlängern sich um ein Bedeutendes. Unsere hiesigen Helden von der Nazi-Garde möchten, daß ganz Italien erobert würde, nicht eben par humeur belliqueuse, sondern um dem Feldmarschall und seinen Schaaren noch für eine gute Weile Beschäftigung zu geben. Sie haben über diesen Punkt allerlei Apprehensionen. Erst gestern sagte mir einer meiner Bekannten mit sehr bedenklichem Gesicht: Ist einmal der Krieg in Italien beendigt, was werden wir dann mit der Armee anfangen? Le fond de sa pensée war aber: was wird dann die Armee mit uns anfangen? Inzwischen hat unser Freund Nestroy ein neues Stück geschrieben, worin ungeachtet einiger Flagornerien für die Studenten, ganz hübsche Ohrfeigen nach beiden Seiten hin ausgetheilt werden; auch haben sich mehrere der hiesigen Journale bereits indigniert melden lassen, daß Nestroy es wagte, ihrer Helden zu spotten.

Fürstin Palffy soll in einigen Tagen hereinkommen, um der Eröffnung des Reichstags beizuwohnen; mir ist für diese Feierlichkeit ein Platz im Journalistenwinkel versprochen worden. Dagegen habe ich mein Wort gegeben, mich ganz anständig zu benehmen und nicht einmahl dem Herrn Häfner* ins Gesicht zu spucken. In den letzten Tagen dieses Monats oder in den ersten des nächsten reise ich von hier ab; vorerst nach München und Augsburg, von da nach Leipzig. Es wird mir fürchterlich sein, aus diesem Haus**, aus diesen Räumen zu scheiden, in denen ich soviel Freudiges und Schmerzliches erlebte. So bricht das Leben Stück für Stück zusammen und wir können nichts als überrechnen was wir verloren! Nun kommt auch ein schmerzlich theuerer Gedächtnißtag heran; der 26. Juli***. Wir werden uns an diesem Tage zwar nicht sehen, aber unsere Geister werden sich begegnen in einem Gedanken und einer Trauer . . .

Wien, 1. August 1848.

Theuerster Fürst! . . . — Die Weigerung des Kaisers, nach Wien zurückzukehren, hat sehr böses Blut hervorgebracht; ich fürchte, er wird es noch bitter bereuen, den unseligen Einflüsterungen seiner Umgebung größere Macht über seine Entschlüße eingeräumt zu haben, als dem Rath des edlen Wessenberg, der auf der Rückkehr als einer absoluten Nothwendigkeit bestand. In Prag ist die Stimmung

* Der berüchtigte Hetz-Journalist.

** Jakoberhof.

*** Der Annentag.

sehr schlecht, in Lemberg war für gestern (31. Juli, den Todestag Wisniowskis) ein Aufstand angesagt; es giebt nicht einen Punkt, auf den man mit einiger Ruhe und Zuversicht hinblicken möchte. Das Einzige, was man bei diesen erschütternden Vorgängen gewinnt, ist, daß man sich und seine eigene Existenz als etwas ganz Geringes und Unwichtiges betrachten lernt. Es fällt Niemandem ein, inmitten solchen gewaltsamen Umsturzes glücklich sein zu wollen. . . .

Mir ist seit Monaten keine freudige Empfindung ins Herz gekommen, als der Jubel über die Siege unserer herrlichen Armee. Ist Ihnen Grillparzers schönes Gedicht an Radetzky zugekommen? Ich erlaube mir Ihnen hier 2 Nummern, der Ihnen wahrscheinlich noch unbekannten „Presse" zuzusenden; dieses Blatt ist ohne Vergleich das bedeutendste unter den in Wien erscheinenden und hat sich selbst Stadions Anerkennung erworben. Lesen Sie vor Allem den Aufsatz: Ein Minister — Redacteur. . . .

Zerbst, 21. August 1848.

. . . Vor vierzehn Tagen verließ ich Wien; ich that es mit sehr schwerem Herzen, denn unter den gegenwärtigen Verhältnißen ist die Rückkehr, die doch eigentlich le fond de mes projets bildet, wohl sehr in Frage gestellt. Ich ging über Breslau nach Leipzig, wo ich von den Torturen einer 34stündigen Eisenbahnfahrt so erschöpft ankam, daß ich mir ein paar Rasttage gönnen mußte. Ich war zu angegriffen, um Besuche zu machen oder deren empfangen zu können und habe von meinen Bekannten Niemanden als meinen alten Freund Kaufmann* gesehen; überdieß waren Kühne's auf dem Lande und Laube in Frankfurt. Nachdem ich mich ein bischen erholt hatte, machte ich mich auf den Weg hierher, wo ich nun seit 10 Tagen wie auf einer Insel im stillen Ocean sitze. Die Ruhe, die ich hier genieße, ist nach der Wiener Gewitterluft eine unbeschreibliche Wohlthat für mich; hier sehe und höre ich nichts von all den verhaßten Thorheiten und Schlechtigkeiten, die mich in einem solchen Zustand von Aufregung hielten, daß manche meiner Bekannten christfreundlich meinten, man thäte wohl daran, mich in einen Käfig zu sperren. Nur eines bedauere ich: nicht mehr in Wien gewesen zu sein, als die Nachricht von Radetzky's Einzug in Mailand dort eintraf. Diesen Jubel hätt' ich miterleben, diesen Freudenrausch theilen mögen, statt ihn hier in der Fremde in's einsame Herz zurückdrängen zu müßen, wie jede heilige Empfindung, die den Blick fremder gleichgültiger Augen scheut. Wie ein fünfzehnjähriges Mädchen die Briefe des Geliebten, so lese ich die Berichte in der Augsburger Allg. zehnmal durch, bis ich sie auswendig weiß. Ich wußte, bei Gott! früher nicht, mit welcher Zärtlichkeit mein Herz an meinem Vaterland hängt. — . . .

Wien, 29. November 1848.

Von mir und meinen Schicksalen, will ich Ihnen, theuerster Fürst, in möglichster Kürze berichten; ich habe aber so viel nachzutragen, daß es demungeachtet lang genug ausfallen wird und wenn ich mich des Lapidarstils des Königs von Bayern befleiße. Ich hatte den 11. Oktober zu meiner Abreise nach Malaczka bestimmt;

* Jakob Kaufmann, Schriftsteller; in Leipzig Redakteur der „Grenzboten" unter Gustav Freytag. Verfasser der „Bilder aus Oesterreich 1848—1849", zuletzt Mitherausgeber der „Englischen Correspondenz". S. G. Freytags Nachruf. Ges. Werke Band XVI.

am Tag vorher, als bereits meine Koffer gepackt standen und ich mich bei der fürstlichen Familie verabschiedet hatte, erhielt ich noch spät am Abend Nachricht von den gräßlichen Vorgängen in Wien, aus denen mir mittelbar die Unmöglichkeit hervorzugehen schien, mich nach Malaczka zu begeben. Ich schrieb deshalb an Gräfin Theta; daß ich nicht kommen würde, indem sie ja selbst zur Flucht genöthigt werden könnte und ich in diesem Falle nur eine Last mehr für sie wäre, da mir Wien unter den damaligen Verhältnißen kein Asyl hätte bieten können. Mein Vorsatz war, mich in Dresden zu etabliren, wo ich größere Hoffnung hatte, eine für mich passende Wirksamkeit zu finden, als in unsrem armen, zerrütteten, erschöpften Österreich. Trotz meiner Absage erhielt ich von Malaczka wiederholt so viele und so dringende Einladungen dahin zu kommen, daß zwischen meiner Erkenntniß und dem Bedürfniß meines Herzens der peinlichste Zwiespalt entstand. Als nun endlich Fürst Windischgrätz in Wien eingezogen war, glaubte ich mein früher gegebenes Versprechen halten zu können und verließ Dresden mit der Absicht, mich ohne weiteren Verzug nach Malaczka zu verfügen. Ich wollte mich in Prag nur einen Tag aufhalten, aber Fürstin Josephine * ließ es nicht zu und hielt mich zurück . . . Pour comble d'agrémens wurde ich endlich auch krank; kaum wieder hergestellt, mais cependant déjà occupée à faire mes paquets erhielt ich von Comteße Resi ** einen Brief, worin sie mir schrieb: „Vous allez nous croire folles, denn gestern noch bathen wir Sie zu kommen, und heute schreibe ich Ihnen nicht zu kommen, da die kaiserliche und magyarische Armee einander bei Ungareiden gegenüberstehen und wahrscheinlich nächstens eine Schlacht geliefert werden wird. Warten Sie also erst diese Entscheidung ab.“ Zwei Tage nach Empfang dieses Briefes reiste ich nach Wien ab, wo ich nun sitze und warte und bereue, Dresden verlaßen zu haben . . . Freude hab ich hier auch keine gehabt außer der einen, freilich großen, meinen theueren Fürsten Edmund wiederzusehen; er brachte gestern zwei Stunden bei mir zu. Der Fürst sieht vortrefflich aus und freut sich der Aussicht, Wien nächstens zu verlassen, um gegen Ungarn zu ziehen. Man hofft dort bald fertig zu werden; eine Truppenabtheilung nach der andern geht zu uns über, und die Stimmung im Lande ist bereits derart, daß man Kossuth wie einen Gefangenen bewacht, um seine Flucht zu verhindern.

Die nothwendigsten Besuche ausgenommen, lebe ich in meiner Klause wie der Dachs in seinem Bau; so viel als thunlich vermeide ich jede Gesellschaft, denn ich mag ebenso wenig mit den Schafen blöcken als mit den Wölfen heulen. Welcher Cretinismus und welche mauvaise foi hier floriren, läßt sich nicht beschreiben; das Unheil, das eine acht Monath lange Anarchie in Wien heraufbeschwor, wird nun auf Rechnung der Militärherrschaft gesetzt und der Haß der Besiegten mästet sich an diesem Gedanken. Ich glaube nicht, daß die Ruhe hier länger dauern wird als der Belagerungszustand . . .

Liebster Fürst, Sie klagen sich in Ihrem letzten Briefe an, bei Gelegenheit unserer politischen Diskussionen zu heftig gewesen zu sein; was würden Sie sagen, wenn Sie mich jetzt sähen! Mit mir, in meinem gegenwärtigen Zustande verglichen, waren Sie immer eine sanfte Taube. Erst vor wenigen Tagen hatte ich eine solche

* Gemahlin des Fürsten Carl Schwarzenberg, geb. Gräfin Wratislaw-Mitrowitz.

** Tochter der Gräfin Theta Pállfy.

Scene mit Kaufmann, der jetzt hier bei Kurandas Blatt* angestellt ist; zum Glück trug ich eine Haube, sonst wären wir einander in die Haare gerathen. Während meines kurzen Hierseins hab ich mir bereits den Ehrentitel einer schwarz-gelb gefleckten Hyäne erworben . . .

Schloß Dahlen (Adresse: über Dresden), 28. Juli 1849.

Theuerster Fürst! Als günstigste Vorbedeutung muß ich es betrachten, daß Ihr lieber, lieber Brief der erste war, den ich in Dahlen empfing, wie ich Ihnen dafür und für die rührenden herzvollen Worte, an denen er so reich ist, genugsam danken soll, weiß ich wirklich nicht; vielleicht kann es nur dadurch geschehen, daß ich jedes einzelne desselben zutiefst in meine Seele aufnehme und als reinen mir von Gott gewährten Segen betrachte. Die Neigung, die ich für Sie und Ihre herrlichen Brüder hege, ist meine stärkste und wahrste Empfindung und der Wunsch, dereinst noch in Ihrer Nähe zu leben, mich wieder an Ihrem Umgang zu erheben, zu erfreuen, das einzige Ziel, auf welches mein, Gott weiß wie resignirtes Herz nie Verzicht leisten wird. Die Erinnerung, von welcher Sie sprechen, ist die heiligste, reinste, theuerste meines Lebens, das läuternde Element aller meiner Gedanken und Gefühle, eine beständige Aufforderung dem nachzustreben, was ich in Ihrer verklärten Mutter über Alles liebte und verehrte. Und dieses Streben unterhält meine, durch den Tod nur scheinbar abgebrochene Gemeinschaft mit ihr, sie ist und bleibt die Magnetnadel, der sich die beßten Kräfte meines Innern zuwenden. Wie innig hab ich am 26. Juli der geliebten Hingeschiedenen und Ihrer mein Fürst, gedacht! O gewiß haben unsere Gedanken sich begegnet! . . .

Doch auch von der Gefühlsseite ganz abgesehen, biethet mir Ihr lieber Brief des Merkwürdigen und Interessanten so viel, daß ich Ihnen nochmals lebhaft dafür danken muß. Ihre Schilderungen des Kriegslebens in Ungarn sind ganz prachtvoll, man glaubt dem erschütternden Schauspiel beizuwohnen; ich hätte dabei mit Clärchen singen mögen:

Welch Glück ohne Gleichen
Ein Mannsbild zu sein!

Denn gewiß trotz aller Schrecken und Greuel des Kampfes ist der daran Theilnehmende glücklich zu preisen, im Vergleich mit Jenen, die müßig zu Hause sitzen müßen, während doch ihrem Herzen keine Qual, keine Angst, keine Wunde erlaßen bleibt. Je puis vous en donner des nouvelles. Gestern erhielt ich einen Brief einer alten Freundin; welche Nachrichten! Hat denn Kossuth wirklich einen Pakt mit dem Teufel geschloßen und ist die Hölle wirklich mächtiger als der Himmel? ich bin ganz geschlagen und gedemüthigt nur eines Umstands froh: daß ich in meiner hiesigen Einsamkeit wenigstens nicht das Frohlocken des radikalen Gesindels in Wien und anderwärts mit anzusehen brauche. Die deutschen Zeitungen mit Ausnahme meiner immer treu geliebten Augsb. Allg. machen mir schon Ärger genug . . .

Mit meinen jetzigen, leider nur provisorischen Verhältnißen bin ich ganz zufrieden, Gräfin Bünau ist ebenso gut als liebenswürdig und da nichts kleinliches in ihrem Charakter liegt, so findet sich dergleichen auch nicht in der von ihr an-

* „Ostdeutsche Post“.

genommenen Lebensweise. Sie scheint Vorliebe für mich gefaßt zu haben; dennoch darf ich nicht hoffen, unsre gegenseitigen Beziehungen zu einem solchen Seelenbund werden zu sehen wie jener war, in dem ich mit Ihrer verklärten Mutter und trotz unsrer irdisch-ewigen Trennung noch stehe. Das Unglück, das Gräfin Bünau vor Jahren traf (der Verlust ihres Mannes) hat sie gebrochen, ihr Herz hat darrüber die Fähigkeit energischen Empfindens verloren und selbst Menschen, die ihr angenehm sind, duldet sie eigentlich mehr, als sie ihrer bedürfte. Wie sie mich mit der größten Freundlichkeit behandelt, wird sie mich dennoch ohne lebhaftes Bedauern gehen sehen . . .

Dahlen, 28. September 1849.

Mein eigentlicher Wunsch wäre in Berlin, wo man mit dem russischen Hofe in unausgesetzter Verbindung steht, eine Stelle als Vorleserin bei einer der Großfürstinnen zu finden; Gräfin Ficquelmont machte mich zuerst darauf aufmerksam und ließe es sich erwirken, so wäre es allerdings ein großer Glücksfall für mich. Ist es damit nichts, so habe ich Grund zur Hoffnung, daß Gräfin Bünau mich nach ihrer Rückkehr aus Italien wieder zu sich nehmen wird.

Durch die Zeitungen haben Sie, theuerster Fürst, wohl Feuchterslebens Tod erfahren; mich hat er mit tiefer und wahrhafter Trauer erfüllt, obgleich ich in den letzteren Jahren außer alle persönliche Berührung mit dem, nun Dahingeschiedenen gerathen war, nicht als ob eine Entfremdung zwischen uns eingetreten wäre, sondern weil wir in verschiedenen Kreisen lebend, uns der Strömung derselben bequemen mußten. Mir scheint die Welt minder reich, das Leben minder edel, seitdem dieser durch Geist und sittliche Größe hervorragende Mensch daraus geschieden ist. Eigentlich fiel er auch als ein Opfer des vorigen Höllenjahres; dessen Aufregungen und Erschütterungen ihm die Krankheit zuzogen, der er nur erlegen ist. Wer kann diese Opfer zählen? Und büßten sie auch nicht alle mit dem Leben, so hat es sie doch um alle Lebensfreudigkeit um den unbefangenen Genuß des Daseins gebracht . . .

Deßau, 12. Dezember 1849.

. . . Ich trug mich lange mit dem Gedanken, den Winter in Malaczka zuzubringen . . . und inmitten dieses Schwankens und Überlegens, brach diese furchtbare frühe Kälte herein, die mir den Muth zu einer weiteren Reise benahm. Um nun nicht in Berlin bleiben zu müssen, stellte ich an Fräulein Olivier in Deßau die Anfrage, ob sie wohl so gut sein wolle, mich für einige Zeit in Pension zu nehmen; zu meiner großen Befriedigung willigte sie ein und so befinde ich mich seit vorgestern in der Haupt- und Residenzstadt der Anhalt'schen Lande, wo ich einen ruhigen Winter zu erleben und sehr viel zu arbeiten hoffe. Mir ist nämlich von meinem Buchhändler die sehr erfreuliche Nachricht zugekommen, daß eine neue Auflage des zweiten Bandes meiner Gedichte nothwendig geworden sei; diese will ich nun um ein Beträchtliches vermehren, und den Rest des Winters der Beendigung einer Arbeit widmen, die seit Jahren angefangen in meinem Portefeuille liegt . . . Es wäre möglich, daß ich im nächsten März nach Paris ginge . . . Ich komme nun auf Berlin und unsere dortigen Bekannten zurück. Prokesch sind wohl und Ihnen in alter Treue zugethan. Seine äußere Stellung ist keine erquickliche, er ist mit un-

angenehmen, oft peinlichen Geschäften überhäuft; innerlich aber hat er, seit ich ihn nicht sah, sehr gewonnen und ist um vieles weicher, milder, ich möchte fast sagen großartiger geworden. Der Jammer unserer Zeit ist ein Prüfstein für die Charaktere: Edle Naturen werden dadurch immer gütiger und einsichtsvoller, während andere ganz und gar in gemeinen Leidenschaften untergehen. Frau von Prokesch ist lieb, anmuthig und anziehend, wie immer, die Kinder sind ganz prächtig, doch fürchte ich, wird die kleine Smyrniotin Irene* den harten Winter in Berlin schwer ertragen.

. . . Ich habe mich recht schwer von ihnen getrennt, sie sind gut in innerster Seele, dabei voll Geist und Verständniß fremden Wesens. Savignys waren recht freundlich für mich, doch besuchte ich sie nicht oft; ce sont de très bonnes gens mais qui tombent parfois dans le radotage. Ihn finde ich bedeutend gealtert, sie ist so ziemlich dieselbe geblieben. Varnhagen ist, wenn Sie mir einen Kraftausdruck erlauben wollen, ganz und gar des Teufels geworden und vergöttert jetzt das „große, majestätische“ Volk, ganz ebenso wie früher Titel und Ordensbänder, die Bitterkeit über Jahrelange Zurücksetzung von oben her hat sich in ihm Luft gemacht und eine ganze Explosion von Schlamm zum Vorschein gebracht. Ich lernte in Berlin mehrere angenehme Persönlichkeiten kennen, darunter eine wirklich bedeutende Gräfin Ahlefeldt; tiefen, nachhaltigen und erhebenden Eindruck haben aber nur zwei Menschen auf mich gemacht: der Maler Cornelius und der Prediger Krummacher. Leider kam ich mit dem Letztern in keine persönliche Berührung, aber es genügt mir an seinen Kanzelreden, die gewiß das Erschütterndste und Begeisterndste, was jemahls durch mein Ohr in mein Herz gedrungen. Es sind wahrhaft Worte des ewigen Lebens; allein sie scheinen nicht auf alle Gemüther gleichförmig zu wirken, denn während ich einer seiner letzteren Predigt beiwohnte, wurde mir meine Börse aus der Tasche gestohlen. Zum Glück waren nur einige Groschen darin. Cornelius nahm mich auf mein ehrlich Gesicht hin auf das Liebevollste auf und zog mich in den Kreis seiner Familie; er ist ein ganz wunderbarer Mensch voll Größe, Tiefe und Wärme, von einer Gluth erfüllt, der die Jahre nichts anhaben können. Wie mild und liebenswürdig er für mich war, kann ich nicht genug beschreiben; mir ist auch seitdem als hätte ich den Ritterschlag erhalten . . . Wie und wo gedenken Sie den Winter zuzubringen? Wie geht es Fürst Edmund? Ist Fürst Karl bereits nach Italien zurückgekehrt? Ach noch viele Fragen schweben auf meinen Lippen, aber ich dränge sie mit Gewalt zurück, um nicht eine Fragmaschine zu werden, wie Frau v. Savigny, die Einem ordentlich das Mark auspreßt . . .“

Den ganzen Winter lebte die Dichterin, wie sie schrieb, einsam aber ganz vergnügt, in einer Art Gartenpavillon des Olivier'schen Hauses in der Cavalierstraße, fleißig an der Arbeit, in ihre Gedanken- und Erinnerungswelt eingesponnen. Für die ersten Frühlingstage plante sie eine Reise nach Paris. Die Kosten wollte sie mit Zeitungsberichten decken — von denen die vorliegenden uns heute noch ein erfreuliches Zeugniß ihres künstlerisch angeregten Daseins geben — freilich hat sich auch ihre Prophezeiung bewahrheitet, die sie sehr besorgt im stillen Dessau ausgesprochen, wie peinlich für sie das Alleinreisen und das „Rennthierleben“ sein werde,

* Späterhin vermählt mit dem k. k. Legationsrat Freiherrn von Reyer.

das sie dort erwarte. Die Empfehlungen an Madame Viardot, die ihr den Weg zu der schwer zugänglichen G. Sand anbahnen sollte, sowohl als an Jules Janin erhielt sie vom Fürsten Fritz, während Varnhagen ihr einen Gruß an Heine mitgegeben. Im Übrigen führte sie sich überall selber am besten ein. Der Spätherbst fand sie wieder bei Gräfin Bünau, bald in Dahlen bald in Dresden. Dort hatte sie schon im vergangenen Winter eines der interessantesten Mitglieder des Künstlerkreises von Elb-Florenz kennen gelernt; den Maler und späteren Kunstschriftsteller, ihren künftigen Collegen in der Augsburger Allgemeinen Zeitung, Friedrich Pecht. Ihr, wie ihm war kein dauernder Aufenthalt in Dresden bestimmt gewesen, aber die Freundschaft die sie geschlossen, währte bis an ihr Lebensende — und darüber hinaus — denn mit dem Blick des Malers und seiner feinen Kritikerfeder hat er ihr Bildniß folgendermaßen festgehalten: „... Ein in der Richtung aufs Pathetische Geibel verwandtes Talent sollte ich auch bald darauf in Betty Paoli kennen lernen, die im Jahre 49 nach Dresden kam, in dessen Nähe sie sich bei einer Gräfin Bünau als Gesellschaftsdame aufhielt. Während man sich die Dichterinnen nach alter Tradition gewöhnlich häßlich vorstellt, war diese im Gegentheil bildschön und ebenso verführerisch liebenswürdig, als überdies mit dem köstlichsten Humor gesegnet, der sie in Gesellschaft zu einer wahren Perle machte, wenn sie nicht vorzog, sich als unheilweissagende Kassandra zu geben, was ihre entschiedene Liebhaberei war. Eine glänzendere Vertreterin der Wiener Frauenart wäre aber unmöglich zu finden gewesen, und das Romanhafte ihrer bisherigen Schicksale trug nicht wenig dazu bei, ihre Anziehungskraft zu vermehren. Groß und schlank, mit Augen wie getränkt in Schwarz, vollkommen regelmäßigen Zügen, feinem, sammtartig brünettem Teint und reichem nachtschwarzem Haar, machte sie selbst damals noch, wo sie bereits im 33. Jahr stand, einen bezaubernden Eindruck und schien noch mehr geeignet, Romane zu erleben, als sie zu schreiben ..."

In gleicher Empfindung wie Betty Paoli war in Dresden Pecht auch dem großen Dichter und Dulder Otto Ludwig näher getreten, und wie treu sie dem Schöpfer des Erbförsters zugethan geblieben, davon spricht nicht nur der Nachruf, den sie bewegten Herzens ihm gewidmet hat, sondern so mancher Bericht, den sie den Freunden daheim gesandt, so oft sie auch später wieder nach Dresden gekommen war.

Von anderweitig besonders anregendem Verkehr weiß Betty Paoli zu Beginn der 50er Jahre sonst nicht viel zu erzählen; um Neujahr 1851 schreibt sie an den Fürsten Fritz: „... Meine einzige Zerstreuung und Unterhaltung besteht darin daß ich in allen meinen freien, nicht nur Stunden, sondern selbst Minuten mit angestrengtem Eifer das Studium des Russischen betreibe. Ich habe damit erst seit meiner Rückkehr vom Lande begonnen, stecke daher noch tief in den Schwierigkeiten des Anfangs, die bei dieser Sprache wirklich ungeheuer sind. Namentlich macht mir das fremde, aus 35 Buchstaben bestehende Alphabet viel zu schaffen; das Lesen geht bereits erträglich, aber was das Schreiben betrifft, so bin ich noch ganz und gar Abc-schütz und par un surcroit de stupidité, insbesondere durchaus unvermögend meine eigene Schrift zu lesen. Die Worte behalte ich ohne große Mühe. Es ist seltsam: ich habe polnisch nie anders als sehr mittelmäßig gesprochen, und außerdem ist seit 15 Jahren kein polnisches Wort über meine Lippen gekommen, den-

noch wecken die verwandten Laute des Russischen die alten Erinnerungen in meinem Gedächtniß wieder auf und diese sind mir von wesentlichem Nutzen bei dem neuen Studium.

Die Vortheile, die ich mir davon verheiße, sind sowohl innerer als äußerer Art, abgesehen von jenen, die schon in jeder Bereicherung unseres Wissens liegen, glaube ich auch auf positive und palpable hoffen zu dürfen. Die russische Literatur ist ebenso reich und originell, als sie wenig bekannt ist; ich glaube, daß sorgliche, mit Sinn und Geschmack ausgearbeitete Übersetzungen russischer Schriftsteller zu einer Quelle gesicherten Einkommens werden dürften, dieser Gedanke gibt mir Muth und Ausdauer, und wenn mir meine Trägheit mitunter zuflüstern will, ich sei schon zu alt um noch eine fremde Sprache zu erlernen, so repliciere ich dagegen, daß Alfieri über 40 Jahre war, als er anfing, sich aufs Griechische zu verlegen. . . .

Dresden, 2. April 1851.

. . . Was mich betrifft, so ist mir der Winter ruhig und friedlich vergangen, . . . meine Gesundheit hat sich bedeutend gebessert. . . . Nur selten gehen wir in Gesellschaft, doch traf ich es einmahl glücklich genug, um bei Gräfin Kuefstein mit Fürst Felix* einen vergnügten und interessanten Abend zuzubringen. Er war ungemein liebenswürdig für mich; ich weiß wohl, daß ich dieß nicht auf meine Rechnung zu setzen, sondern nur der Beziehung, in der ich zu Ihrer unvergeßlichen Mutter stand, zu verdanken habe, aber eben darum freute es mich doppelt, indem ich darin die späte Blüthe einer schönen Zeit erkannt. . . ."

Am 13. August teilt Betty Paoli dem Fürsten mit, daß Gräfin Bünau sich verlobt habe, daß im Spätherbst die Hochzeit sein werde und sie selbst wieder vor neuen Zukunftsplänen und -sorgen stehe. Am 16. Dezember schreibt sie: „. . . Die Trennung von Gräfin Bünau ist mir sehr schwer gefallen, denn sie war ungemein gut und rücksichtsvoll für mich; nicht minder schwer fiel es mir, aus einer Stellung zu scheiden, die doch den Vortheil hatte, die peinlichste Sorge, die um meine Existenz, von mir entfernt zu halten. So kam ich denn ziemlich zerschlagenen Herzens hier an und bin auch jetzt noch in einer Stimmung, die mich mentalement beständig die sieben Bußpsalmen recitiren heißt.

Mit welchen Worten soll ich Ihnen, theuerster Fürst, meinen wahrhaften Herzensdank für Ihre gütigen Anerbietungen aussprechen? In tiefster Seele empfinde ich den Werth Ihres stets hilfbereiten Wohlwollens, dasselbe aber wirklich in Anspruch zu nehmen, erspare ich mir auf eine spätere Zeit. Im Augenblick hat Gräfin Bünaus Güte für das Nothwendigste Sorge getragen. . . . Schmerzlich betrübt mich, was Sie mir von Ihrer Gesundheit sagen und schwerlich wird es Sie trösten, wenn ich Ihnen dagegen berichte, daß auch die meine schlecht genug ist. . . . Mein Leben hier ist ein sehr aschgraues; ich habe keinen andern Freund als meinen allerliebsten, kleinen schwarzen Hund, Namens Midnight, in weicheren Momenten aber Pizzichi genannt . . ."

Auch die nächste Zukunft wollte der Dichterin noch immer keine befriedigende Lösung ihrer Existenzfragen bringen, ihr Brief vom 31. August weiß von vielen

* Ministerpräsident Fürst Felix Schwarzenberg, Vetter des Fürsten Fritz Schwarzenberg.

schmerzlichen Erlebnißen zu berichten, und nur in ferner Zukunft erscheint ein schwacher Hoffnungsschimmer, der aber diesmal wenigstens nicht trügen sollte. . . .

Doblbad.

Theuerster Fürst! . . . Den Morgen absorbirt meine Kur, später geh ich täglich zu Baronin Bonar (einer Schwester Wüllerstorff's, den Sie vermuthlich aus Venedig her kennen) . . . die mich eingeladen, auf ein paar Wochen ganz zu ihr nach Schloß Dobl zu ziehen . . . und ich habe ihre freundl. Einladung dankbar angenommen . . . und werde so lange dort bleiben, als die Verhältniße es mir gestatten. . . . Was ich später beginnen werde, steht noch nicht als bestimmter Plan vor mir, doch hoffe ich, daß mir Warrens* eine Anstellung in seinem Blatte geben wird, wenn wir uns nämlich über die Bedingungen vereinigen können. Vielleicht wäre ein solcher Wirkungskreis für meine Individualität am paßendsten, an Arbeit und auch an Verdruß und Ärger wird es darin nicht fehlen. . . . Von Ihnen mein Fürst, wage ich wohl kaum zu hoffen, daß Sie sobald Ihre Winterquartiere in Wien beziehen werden, da Sie aber doch häufig hin und her wandern, schmeichle ich mir auf einem Ihrer Durchzüge wieder einmahl einen jener Morgen bei Ihnen zuzubringen, an die mich Ihre Güte gewöhnt und verwöhnt hat. Der Tag, an dem ich bei Ihnen frühstücken durfte, war mir immer ein Festtag für die ganze Woche. Ich erkenne Ihre ganze geistige Bedeutung, ich ehre die edle Schwungkraft Ihres Charakters, aber lieben thu ich Sie um Ihres tiefen, warmen, raschen Herzens willen. Sie müßen sich diese etwas verspätete Declaration schon gefallen laßen, die Ihnen im Grunde doch nichts Neues sagt. . . .

Wien, 18. Nov. 1852.

Theuerster Fürst! Werden Sie mir zürnen, wenn ich es wage, die Hilfe, die Sie mir, als ich Gräfin Bünau verließ, anbothen, für jetzt in Anspruch zu nehmen? Sie kennen mich hinlänglich, bester Fürst, um zu errathen, daß ich von einer harten Nothwendigkeit gedrängt sein muß, um Ihnen mit einer solchen Bitte lästig zu fallen. Meine Stellung war nie derart, daß ich Ersparniße hätte machen können, meine gegenwärtige Lage ist geradezu mißlich, denn Warrens will erst später ein bestimmtes Übereinkommen mit mir treffen. Dabei laufen aber die, im Winter noch vermehrten Ausgaben beständig fort, und ich sehe keine Möglichkeit, die mich bedrückenden Sorgen zu beseitigen, eine günstige Wendung der Verhältniße abzuwarten, wenn nicht Ihre Großmuth sich ins Mittel legt. . . .

„Wien, 29. November 1852.

Von ganzem Herzen danke ich Ihnen theuerster Fürst, für die Hilfe, die Ihre Güte mir zugewendet hat und die mich aus einer, durch ihre Ungewißheit peinlichen Lage, in die ungleich tröstlichere versetzt, eine definitive Gestaltung meiner Verhältniße hoffend und arbeitend, abwarten zu können. . . ."

Ihre Beschäftigung bei Warrens' Zeitung „Wiener Lloyd" bildete sich nach allerhand Kämpfen, zu einer, viele Jahre dauernden festen Stellung heraus, und

* Eduard Warrens (Wolf Arens), geboren 1820 in Altona oder Stockholm, gestorben Wien 5. Jänner 1872. Begründer und Herausgeber des „Oesterr. Lloyd", der „Oesterr. Zeitung", des „Botschafter", des „Wiener Tagblattes" und der „Wochenschrift für Politik und Volkswirthschaft".

als dieses Blatt aufhörte, schrieb sie ihre Literatur- und Kunstberichte für die gleichfalls von Warrens geleitete „Oesterreichische Zeitung“. Indem wurde sie wieder Gesellschaftsdame einer Aristokratin. Es war Elisabeth Bagréeff-Speransky, die Tochter des russischen Ministers, Grafen Michael Speransky, des bekannten Günstlings von Kaiser Nikolaus, der grundlos und jählings vom Hofballe weg in die Verbannung nach Sibirien geschickt worden war. Die Beziehungen Betty Paolis zur Gräfin sollen durch Dr. Preyß, der sowohl ihr, wie Grillparzers Arzt und Freund gewesen, angebahnt worden sein. Frau v. Bagréeff liebte es, sich mit Berühmtheiten zu umgeben. Grillparzer, Kompert, Bauernfeld, Zedlitz verkehrten bei ihr, mit vielen hervorragenden Persönlichkeiten, aus Wiens Künstler- und Gelehrtenwelt. Ein Kreis, der für Betty Paoli reich genug war an Anregung und Gedankenaustausch. Diese geselligen Pflichten hemmten sie aber niemals in der Erfüllung ihrer journalistischen Aufgaben; mit besonderer Vorliebe führte sie das Referat über das Burgtheater, in dem sich während ihrer Abwesenheit die größten Wandlungen vollzogen hatten. Ihr Leipziger Freund Heinrich Laube war seit 1850 dort unumschränkter, das Repertoire von Grund aus erneuernder Direktor. Sorgsam pflegte er das französische Salonstück, für Übersetzungen zog er aus guten Gründen Betty Paoli heran. Unter dem Namen „Branitz“ hat sie mit überlegener Sprach- und Sachkenntnis eine große Auswahl jener Stücke bearbeitet, die durch Jahrzehnte das Wiener Publikum ergötzten. Auch auf ihre unbefangenen kritischen Berichte legte Laube besonderen Wert. So schlugen ihre freundschaftlichen Beziehungen immer tiefere Wurzeln, zumal Bettys Übereinstimmung mit Frau Iduna von wärmster Herzlichkeit erfüllt war, zu deren Intimen sie gehörte. Selten fehlte sie am berühmten Cafétisch, um den die liebenswürdige und begabte Frau jeden Nachmittag Dichter, Künstler und Theaterfreunde versammelte. Hier lernte Betty Paoli die meisten Schauspieler persönlich kennen, die lauten Anhänger sowohl, wie die stillen Widersacher Laubes. Zu den nächsten Freunden der Dichterin zählten sogar jene, die später als seine offenen Gegner galten: z. B. Rettichs, Laroche, Gabillons. Die Erstgenannten fand Betty Paoli schon vor, als sie 1852 nach Wien zurückkehrte, während Ludwig Gabillon und seine künftige Frau, Zerline Würzburg, erst im Oktober 1853 an das Burgtheater kamen. Die Dichterin und Kritikerin lernte den jungen Künstler — der auch bei Frau v. Bagréeff ein gern gesehener Gast war —, und vorerst als ausgesprochener Liebling des Laubeschen Ehepaares viel im Hause des Direktors verkehrte, bei ihnen kennen; bald verband die Dichterin und den Schauspieler eine unerschütterliche, bis an ihr Lebensende währende Freundschaft.

Nicht so dauerhaft erwies sich ihre Beziehung zur Gräfin. Diese Dame quälte die Dichtergrößen ihrer Bekanntschaft mit dilettantischen Versuchen, von denen keine Spur geblieben ist, als die Kundgebungen des Unmuts ihrer berühmten Zuhörer.

„. . . Was mir sonst meinen Aufenthalt verkümmerte — so schrieb Grillparzer 1853 an Kathi Fröhlich — war die bekannte Gesellschaft der Garamszeger*. . . . Wenn ich allein in Szliacs sein könnte, es gefiele mir unendlich, aber dieses ewige

* Garamszeg, Besitzung des Dr. Preyß, auf der Grillparzer mit Frau von Bagréeff in den 50er Jahren wiederholt zusammengetroffen war.

Hetzen bringt mich um. Dazu habe ich noch einen neuen Roman der Bagréeff lesen hören müssen, der mich einerseits sehr langweilte, andererseits aber in Verlegenheit setzte, da ich nicht wußte, wie ich ihr diesen Eindruck auf die schonendste Art beibringen sollte. Kurz, es war so arg als vor zwei Jahren, ja noch ärger, da sie schon damals merken konnten, daß ich kein Freund von derlei Dingen bin ..."

Von noch tieferer Gereiztheit erfaßt, schrieb über das gleiche Ungemach Betty Paoli an den Fürsten:

Baden, 26. Juli 1855.

... Es sind nun 2 Monathe, daß ich Frau von Bagréeff verlassen habe, um mit einer Freundin, die den Sommer über meine Gesellschaft wünschte, nach Baden zu ziehen. Meine Beziehungen zu Frau von B. waren in der letzten Zeit so peinlich, ihr Benehmen gegen mich so entschieden feindselig geworden, daß mir die Trennung von ihr zur wahren Erleichterung gereichte. Wenn Sie mich befragten, theuerster Fürst, was diesen Zwiespalt herbeiführte, so müßte ich darauf entgegnen: Der böse Geist, der in die allermeisten Frauen fährt, sobald sie sich's einfallen lassen, Literatur, Politik, Theologie 2c. 2c. zu treiben. Dieser schwarze Teufel hat denn auch von Frau von B. Besitz ergriffen und treibt sie zum cordialsten Haß gegen Jedenmänniglich, der ihren Werken nicht ein constantes Hallelujah singt. Nun kenne ich zwar in dem köstlichen Gil Blas die Geschichte des Erzbischofs von Toledo zu gut, als daß ich mir's hätte beikommen lassen, Frau von B. freimüthig mitzutheilen, wie grauenvoll langweilig ich ihre opera finde; aber wenn ich auch schweigen kann, so besitze ich doch leider nicht die edle Verstellungsgabe und kann nicht loben, was mich gähnen macht. Das brachte die erste Erkaltung zwischen uns hervor; daß aber eine in ihrer Eitelkeit verletzte Frau es nicht leicht bei der bloßen Kälte sein Bewenden haben läßt, wissen Sie, und so ging es denn auch hier de mal en pis, bis es geradezu unmöglich länger zu ertragen war. Auch habe ich es als einen Glücksfall betrachtet, daß mir eine Freundin ein Asyl in ihrem Hause anboth. Ich nahm es an und habe hier gefunden, was ich lang und schmerzlich genug entbehrt habe: Theilnahme und wahre Herzlichkeit ..."

Diese Freundin war: Ida von Fleischl*; als ihre stete Hausgenossin erfuhr sie, wie Marie Ebner treffend bemerkte: „... was wohl die Erfüllung des Traumes eines jeden Schaffenden ist; alle Annehmlichkeiten, alles Behagen des Familienlebens ohne eine seiner Verpflichtungen." Wie tief sie dieses, bis an das Ende ihrer Tage währende Glück empfunden, das ihrem Leben endlich Frieden und Harmonie verliehen, sprach sie oft in Versen aus, deren Leitmotiv immer wieder Worte des Dankes waren ...

Wie schwer das Leben damals auf ihr gelastet, geht aus einem Briefe vom September 1855 an den Fürsten hervor, in dem sie schrieb: „.... Ich bin so müd und erschöpft, daß ich an mich selbst keine rechte Theilnahme mehr wenden kann. Man interessiert sich für sich selbst nur so lange, als man etwas zu erreichen, zu erstreben hoffen darf; muß man sein Leben einmal als ein verpfuschtes und verfehltes betrachten, dann läßt man das Weitere über sich ergehen, ohne sich noch viel darum zu kümmern. Durch welche Kämpfe muß aber ein von Natur

* Ida Fleischl von Marxow, Gattin des Wiener Großkaufmannes Carl v. Fl.-M., geb. 5. September 1824, gest. 5. Juni 1899. S. Biogr. Jahrbuch und deutscher Nekrolog, Band IV, 1900.

heftiges und heißes Gemüth gegangen sein, um zu dieser stumpfen Resignation zu gelangen und zu wie Wenigem ist es dann noch nütze! Genug davon."

Ihr Naturell voll unbeugsamer Willenskraft und ewig jugendlicher Begeisterungsfähigkeit konnte solchen Stimmungen, zum Glück nur vorübergehend, erliegen; sobald ein großer künstlerischer Eindruck auf sie wirkte, jubelte sie auf, in freudiger Lebensbejahung. Ein solcher Moment war es, als sie die Ristori zum ersten Male sah. Sie schrieb darüber an Ludwig Gabillon, den Krankheit damals zu Hause hielt: „14. Februar 1856. . . Lassen Sie sich von diesem Abend erzählen, den ich im Leben nicht vergessen werde. Armer Freund! was haben Sie versäumt! In dieser Zeit trostloser Dürre, staubiger Prosa kommt endlich eine Erscheinung, die mit der Stimme, dem Blick des Götterboten zur Seele spricht und Sie, der sie aufzufassen vermöchte wie Wenige, der für ihren Glanz, ihren Zauber das Auge und das Ohr der Liebe, der Verwandtschaft hätte, Sie müssen durch ein elendes körperliches Leiden verhindert sein sie zu begrüßen! . . . Ich bin den ganzen Abend kaum zu mir selbst gekommen; während kalte Schauer durch meine Nerven flogen, durchdrang mein Geist jene geheimnisvolle Wonne, die nur reine Schönheit zu spenden vermag. Die Ristori ist weitaus das Größte, was ich jemals auf der Bühne sah, und vielleicht hat die Rachel nicht weniger Talent und technische Vollendung, aber sie besitzt nicht diese große erhabene Seele, nicht diesen lichtvollen Adel des Gemüthes, der die Ristori zur Muse verklärt. Daß sie ungeheuer studiert haben muß, ist keine Frage; so hat man z. B. nicht zufällig Bewegungen und Stellungen, die an die edelsten Gebilde der antiken Kunst erinnern, und doch den Eindruck der vollsten Natürlichkeit machen. Aber das Staunenswertheste bleibt mir doch immer diese gewaltige innere Begabung, diese Seele, in welcher der ewige Grundton der Leidenschaft vibrirt, dieser Blick, der durch alle Qualen unserer verkünstelten, lügenhaften Verhältnisse hindurch Liebe und Schmerz in ihrer heiligen Urgestalt zu erfassen vermag. Und zu einer solchen Seele mußte sich noch das außerordentlichste Schauspielertalent gesellen! O die Natur ist doch gütig! — Mir scheint diese Welt reicher, seit ich diese Frau gesehen. Während ich schreibe, fließen mir Thränen über die Wangen: Thränen der Bewunderung, des Entzückens. Wie der Pharisäer möcht ich Gott dafür danken, der mir diese Empfänglichkeit verlieh, daß mich das Schöne beglücken, daß ich das Große mit empfinden kann. Vieles hat er mir versagt, aber um dieser einen Gabe willen, die mich im innersten Zusammenhang mit einem höhern Reich erhält, will ich es verschmerzen. Vor Einem graut mir aber: daß ich morgen über diese wunderbare Frau schreiben soll, muß. Indem man sich die Miene giebt ein Genie zu beurtheilen, spricht man gewißermaßen die Prätention aus, sich ihm gleichzustellen. Wie wird einem nun dabei zu Muthe, wenn man den Cultus des Genius so tief im Herzen trägt wie ich! Mir zittert noch das Innerste von all den gewaltigen Eindrücken und jetzt soll ich sie mir säuberlich zurechtlegen und in wohlgesetzten Worten darthun, wieso Signora Ristori eine ganz vortreffliche Schauspielerin ist. Elendes, schmähliches Handwerk! Man sollte den Leuten lieber sagen: geht hin und seht sie an: wenn ihr dann ihre Größe nicht begreift, so wird sie euch kein Mensch begreiflich machen. Eine Künstlerin wie die, bedarf keines Dolmetschs. Ich muß aber auch dieß über mich ergehen lassen und mich nur ja hüten, etwa begeistert zu scheinen, denn das dumme Volk wird in Ewigkeit nicht capiren,

daß man ohne Liebe und Begeisterung das Große nun und nimmermehr aufzufassen im Stande ist."

— —

Nicht zum ersten- und letztenmale verwünschte hier Betty Paoli das von ihr so redlich und segensvoll geübte, journalistische „Handwerk". Am 29. Sept. 1857 schrieb sie dem Fürsten aus Baden: „... Wir werden hoffentlich in den ersten Tagen der nächsten Woche in die Stadt ziehen. Wie sich meine Verhältnisse dort gestalten werden, weiß ich noch nicht, da mit der „Oesterr. Ztg." große Veränderungen vorgegangen sind. Der bisherige Redacteur, der sich enorme Veruntreuungen hatte zu Schulden kommen lassen, mußte abtreten, und an seiner Stelle fungiert nun eine mir gänzlich unbekannte Größe. Es ist die Frage, wie wir uns miteinander vertragen werden; an gutem Willen meinerseits soll es nicht fehlen, denn nothgedrungen muß ich trachten, mir meine Stellung bei dem Blatte zu erhalten, obgleich ich das ganze journalistische Treiben mehr als satt habe. Wenn man auch sich selbst rein weiß, ist es doch peinlich, einer Gilde anzugehören, die alles Erforderliche thut, um bei dem Publikum den letzten Rest von Achtung einzubüßen. Die skandalöse Polemik zwischen Zang und Warrens hat die Journalistik auf Jahre hinaus discreditiert und da sie in ihren Reihen nur sehr wenige Persönlichkeiten von unbeflecktem Charakter und wahrhafter Bildung zählt, so werden diese mit den übrigen in einen Topf geworfen. Wahrlich! wenn ich Hüte und Hauben zu fabricieren verstände, sollte mich keine Macht auf Erden dazu bringen, für eine Zeitung auch nur eine Zeile zu schreiben ..."

Trotz dieser aufrichtig gemeinten Entrüstung übte sie ihr „Handwerk" freudigst aus, wo sie für Dichtwerke und schauspielerische Leistungen eintreten konnte, die sie begeisterten: auch die Lektüre der gewohnten Blätter entbehrte sie in der Fremde ebenso schwer, wie das heimatliche Theater, von dem sie im äußersten Falle wenigstens das Repertoire kennen mußte! War sie aber gezwungen, eine wichtige Vorstellung zu versäumen, so verfolgte sie deren Verlauf aus der Ferne mit größter Spannung.

Jedes Jahr verbrachte Betty Paoli, den alten Beziehungen treu geblieben, einige Zeit bei Frau v. Sahr in Dahlen und in Saros-Patak bei Fürstin Bretzenheim*: sie schrieb kurz vor ihrer Reise dahin am 28. September 1866 an den Fürsten: „... Ich freue mich sehr darauf, Fürstin Bretzenheim wiederzusehen, und freue mich nebenbei auch, dem jetzt wirklich nicht erquicklichen Wien für einige Zeit zu entrinnen. Wenn ich an unsere Zustände denke — und bei wem ist dieser Gedanke jetzt nicht zur fixen Idee geworden? — fällt mir immer die Stelle in der Litanei ein: „Vor Krieg, Pest und Hungersnoth bewahre uns, o Herr!" Vor den beiden ersten Übeln hat er uns nicht bewahrt und das dritte droht uns wenigstens in einer andern Gestalt heimzusuchen. Die trostlose Verarmung, die mehr und mehr einreißt, ist eben auch eine Art von Hungersnoth ..." Einem Briefe aus Dahlen vom 26. Dezember 1866 entnehmen wir: „... In weniger als acht Tagen schreiben wir bereits 1867 ... Meine Hoffnungen auf die Zukunft sind zwar durchaus nicht glänzend, wenn uns aber auch nur eine Frist zum Aufathmen gegönnt wird, will ich schon dafür dankbar sein ... Die jetzige Festzeit stimmt mich sehr weh-

* Schwester des Fürsten Felix Schwarzenberg, Prinzessin Karoline, geb 15. Januar 1806.

müthig, immer muß ich an die Vielen denken, die sie mit dem Schmerz um einen unwiderbringlichen Verlust begehen. Diese bedauere ich mehr als die Opfer, um die ihre Thränen fließen. Auch hier hat man nur zu viele Gelegenheit, an sie erinnert zu werden . . .“

Das Jahr 1867 brachte der Familie Schwarzenberg und Österreich einen großen, wehmütigen Gedenktag: die Enthüllung des Schwarzenberg-Monumentes. Betty Paoli konnte der Feier nicht beiwohnen, sie war in Sarós-Patak, bei Fürstin Bretzenheim, der Nichte des Feldmarschalls. Von dort aus richtete sie jene begeisterten Verse, die dem bedeutenden Anlasse entsprachen, und die ganz aus der Zeitstimmung herausgewachsen waren, wie die Anfangs- und Schlußstrophe des Gedichtes hier zeigen mögen:*

„Sei mir gegrüßt, du edles Heldenbild!
Zu Ehren eines Sieges aufgerichtet!
Gegrüßt wie ein Erinnern, welches mild
Die gramerfüllte Gegenwart durchlichtet.
Denn schwer ist und bekümmert unser Herz.
Ein dunkler Schatten liegt auf unserm Leben;
Es thut uns Noth, an dir du Bild von Erz,
Den Muth, die Hoffnung wieder zu erheben!“ — . . .

„Und du, mein Oestreich! mein geliebtes Land!
Theil meines Herzens! heimatliche Erde!
Gott schütze dich mit seiner starken Hand,
Durchfache dich mit schöpferischem Werde,
Damit, wenn leuchtend durch der Zeiten Flucht,
Sich Heldenseelen wieder in dir regen,
Sie, wie am Sieg, auch an des Sieges Frucht,
Ohn' bittern Rückhalt sich erfreuen mögen.“ —

Ihre berechtigte Sorge, wie ihr alter Freund, Fürst Fritz, den Gemütsbewegungen dieses Tages gewachsen war, beschwichtigte er mit seinem Briefe vom 24. Oktober und sie schrieb ihm am 31. Oktober: „. . . Sie errathen leicht, theuerster Fürst, mit welcher Wehmuth ich an dem Festtage Ihrer verklärten Mutter und des edlen Fürsten Carl gedachte. Diesen Tag hätten sie noch erleben sollen. Wenn ich aber anderseits bedenke, wie viel des Bittern und Schmerzlichen sie in ihrer stillen Gruft zu Worlik verschlafen, so scheint mir dieser Wunsch beinahe frevelhaft und ich fühle, daß ihnen das beßere Theil geworden ist. . . . Eine große Befriedigung gewährte mir Fürst Edmunds Ernennung zum Feldmarschall, weil ich mir wohl denken kann, wie freudig sie ihn bewegt haben mag. . . .“ — — — — — —

Nur eine kurze Reihe von Jahren noch, und Fürst Fritz sollte in der stillen Gruft zu Worlik neben seinen Eltern und seinem Bruder zur ewigen Ruhe gebettet werden. Seit dem Jahre 1866 kränkelnd, war der „letzte Mönch von Marienthal“, wie er sich nannte, zu Wien am 6. März 1870 gestorben. Betty Paoli verlor in ihm den unwandelbar treuesten Freund, der sie richtig beurteilt hatte, von dem Augenblick an, in dem er sie am Teetisch Ottilie von Goethes in Wien

* „Neueste Gedichte“. Wien 1870, Carl Gerolds Sohn, S. 68. Zuerst abgedruckt im Feuilleton der „N. Fr. Presse“ Nr. 1127, 20. Okt. 1867.

kennen gelernt. In seinem ersten vorliegenden Brief an sie, aus dem Sommer 1843, schrieb er: „. . . Ich glaube es vorausgesehen zu haben, daß die Eigenthümlichkeit beider Naturen, von meiner Mutter und die Ihrige, wie anziehende Pole auf einander wirken könnten und müßten, und freue mich darin mich nicht geirrt zu haben. Soweit ist die Hauptsache günstig gestaltet, die übrigen Combinationen werden sich nachträglich anreihen, und was sonst noch hie und da nicht paßt, fügt sich mit Zeit und Geduld. Je länger und besser Sie meine Mutter kennen werden, desto deutlicher wird sich Ihrem Auge der metallreiche Kern dieser wahrhaft seltenen, höchst ausgezeichneten, wenn auch überaus schwer zu erkennenden als leicht zu verkennenden Individualität ausprägen. Mir jedenfalls ist es eine überaus beruhigende Empfindung, die Pflege dieses mir so theueren Wesens in geistiger und materieller Beziehung in Ihren Händen, den einzigen mir dazu geeignet scheinenden weiblichen, gelegt zu wissen. . . ."

Seine Voraussicht hatte nicht getrogen, Betty erfüllte und übertraf durch ihre Treue und Hingebung für die Feldmarschallin alle seine Erwartungen Der Fürst, dem nicht nur im Zeichen der Politik und Geschichte die Überlieferung heilig war, hat in seinem eigenen Leben, der Vergangenheit treu, die rührendste Pietät geübt, und fand nach seiner Mutter Tod, bis an sein Ende, immer neue Worte, um Betty Paoli zu sagen, wie unzerreißbar das Band geworden, das sie, durch die gleichen Gesinnungen für die Dahingeschiedene, verknüpfte. In dieser Empfindung hatte er ritterlich und großherzig ihr in jeder Seelen- und Lebensnot beigestanden, und wahrhaft gehalten, was er im August 1848 vom Mailänder Kriegsschauplatze ihr versicherte: „. . . Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, liebe Betty, daß so lange ich ein Stück Brot habe, Sie für die Nothdurft gedeckt sind. Ich betrachte Sie wie einen treuen, alten Kriegskameraden und werde, in so weit es meine Kräfte gestatten, Sie nicht sitzen lassen. . . ." Je älter und vereinsamter er wurde, um so lebendiger beherrschten ihn die Erinnerungen entschwundener Tage und immer wieder ließ er solche trübe Stimmungen der alten Freundin gegenüber ausklingen. Am Christabend 1858, einige Monate nach dem Tode seines Bruders Carl, schrieb er ihr aus Worlik: „. . . Liebe, wenn auch wehmüthige Erinnerungen umschweben — wohlthätiger Geisterhauch umweht mich, — Vater, mein liebes Brüderl und seine vorangegangenen Engelskinder, Mütterlein mit ihrer treuen Liebe und Sorge, Alle wandeln um und neben mir! Kann ich anders als an Sie, liebe Betty, der Mutter treue Pflegerin, denken! — . . ."

Das Leben des Fürsten sowohl, als der Dichterin, so grundverschieden es in seinen Voraussetzungen und Zielen auch gewesen, hatte für Beide der schweren Kämpfe und schmerzlichen Verluste genug, daß sie einander verstehen konnten. Wie viel Mut und Ausdauer Betty Paoli im Lebensstreite bewiesen, in nimmermüder Arbeit, überzeugungstreuer Pflichterfüllung und imponierender Geistes- und Charakterstärke, hat niemand wärmer anerkannt, als Fürst Fritz Schwarzenberg, der ihr dereinst das höchste Lob gespendet, das der „Lanzknecht" überhaupt für jemanden bereit haben konnte: sie stand tapfer, wie ein braver Soldat auf ihrem Posten.

Chronik.

Verkehr.

Das Jahr 1907 war, was den Umfang des Eisenbahnverkehrs betrifft, ein glänzendes Jahr und schuf Rekordziffern, die man noch vor wenigen Jahren gar nicht für möglich erachtet hätte. Das gilt für den Staatsbetrieb wie für die großen Privatbahnen. Aber vielfach in noch intensiverem Maße vollzog sich die gleichzeitige neuerliche Steigerung der Betriebsausgaben. Diese Steigerung ist fast auf allen Gebieten zu beobachten. Am empfindlichsten kommt sie bei den Personallasten zum Ausdruck. Bei den drei großen Privatbahnen allein, Südbahn, Staatseisenbahn-Gesellschaft und Nordwestbahn mögen diese Posten um mehr als 10,000.000 *K* pro Jahr gewachsen sein. Das verflossene Bilanzjahr ist durch diese Ausgaben freilich nur zum Teil belastet, da die allgemeine Erhöhung der Personalbezüge bekanntlich erst im Spätherbst 1907 durchgeführt worden ist.

Weitere bedeutende Steigerungen der Betriebsausgaben sind auf die anhaltende Teuerung der wichtigsten Materialpreise, in erster Linie Kohle, zurückzuführen. Die allgemeine Betriebsverteuerung aus den vorerwähnten Ursachen währt auch im Jahre 1908 fast unvermindert fort. Zum Glücke zeigt der Eisenbahnverkehr, von einzelnen Ausnahmen abgesehen, noch keine Abschwächung in seiner nun schon seit Jahren verfolgten emporstrebenden Entwicklung. Während im Ausland allerwärts über ein fühlbares Abflauen der Konjunktur geklagt wird, ist diese für Österreich noch immer so ziemlich günstig geblieben. Man darf daher vielleicht hoffen, daß die Periode des schwächeren Geschäftsganges, die von Amerika aus ihren unerwünschten Zug über die Atlantik unternommen hat, für Österreich im großen Ganzen unvermerkt vorbeigehen werde.

Die Hochkonjunktur im Eisenbahnverkehr hat für die beteiligten Verkehrsanstalten natürlich auch ihre Schattenseiten. Man kann oft bei bestem Willen mit seinen Vorkehrungen und Einrichtungen den ins ungeahnte anschwellenden Verkehrsbedürfnissen nicht folgen. Daher auch die noch fortwährend laut werdenden Klagen über Waggonmangel, über rückständige Bahnhofeinrichtungen, über Zugverspätungen u. dgl. Kommt bei einer großen Verkehrsanstalt inmitten einer solchen Hochkonjunktur noch ein Wechsel der Verwaltung dazu, so wachsen die Verlegenheiten zur Überlebensgröße an. Das war leider auch das Schicksal der mit Beginn des Vorjahres in den Staatsbetrieb übernommenen Nordbahn.

Es wird behauptet, daß die Nordbahn schon in den letzten Jahren des Privatbetriebes mit ihren Einrichtungen sehr rückständig gewesen sei. Tatsächlich ist sie jedoch ihren Verkehrsaufgaben bis in die letzten Wochen ihrer Privatexistenz vollständig nachgekommen und hat bis zu dieser Zeit den Ruf eines Musterbetriebes genossen. Der Ausdruck „rückständig" kann daher das Richtige nicht treffen. Es soll wohl damit auch nur gesagt sein, daß die Nordbahn in den letzten Jahren ihrer privaten Verwaltung nicht mehr vorgebaut, sich nicht mehr für eine weitere bedeutende Verkehrsentwicklung gerüstet hat. Aber konnte man das von ihr verlangen? Hierin liegt eine der wichtigsten Fragen der Verstaatlichungspolitik und zugleich eine ihrer größten Schwierigkeiten. Man kann von den Privatbahnen auf Grund ihrer Konzessionen und der Eisenbahn-Betriebsordnung fordern, daß sie die notwendigen Vorkehrungen für ihre gegenwärtigen Verkehrsaufgaben treffen. Man kann ihnen jedoch nicht zumuten, daß sie sich in große Kosten zur Deckung von Bedürfnissen der Zukunft einlassen, in der sie vielleicht als selbständige Unternehmungen nicht mehr bestehen werden. Seit mehr als einem Jahrzehnt ist die Regierung berechtigt, die noch vorhandenen Privatbahnen jederzeit einzulösen, und es hat während des ganzen Jahrzehnts fortwährend den Anschein gehabt, als ob sie von diesem Rechte je rascher, desto lieber Gebrauch machen wollte. In diesem Hangen und Bangen zwischen Sein und Nichtsein sahen sich die großen Privatbahnverwaltungen der Möglichkeit einer weiterschauenden Verkehrspolitik beraubt. Es war ein Administrieren von heute auf morgen und konnte auch gar nichts anderes sein.

Angesichts der immer allgemeiner auftretenden Forderung nach Einführung des reinen Staatsbahnsystems konnte die Regierung freilich nicht den Privatbahnen ihre Fortexistenz für eine längere Reihe von Jahren in auch nur halbwegs bindender Form verbürgen. Ebensowenig vermochte sie die großen Privatbahnen im Handumdrehen einzulösen, daran gehindert durch politische und wirtschaftliche Schwierigkeiten. Da gab es nur einen einzigen Ausweg: Ein Investitionsgesetz, das die Privatbahnen für gewisse Investitionen im Falle der vorzeitigen Verstaatlichung besonders entschädigt hätte. Ein solches Gesetz wurde tatsächlich vor etwa drei Jahren von dem damaligen Ministerpräsidenten Baron Gautsch im Reichsrate öffentlich angekündigt. Mit dem Rücktritt des Baron Gautsch ist auch dieser vernünftige, ja notwendige Gesetzgebungsplan von der Bildfläche verschwunden. Augenscheinlich wäre für seine Verwirklichung die Mehrheit des Reichsrates nicht zu gewinnen gewesen. Die schlimmen Folgen aber haben sich pünktlich eingestellt. Die tiefschädigenden Verkehrschwierigkeiten auf der Nordbahn, die bisher unbesiegten Hindernisse für

die Einlösung der Staatseisenbahn-Gesellschaft sind als Wirkungen dieses Versäumnisses zu betrachten.

Zu der bösen Lage, in die die Nordbahn geraten ist, hat gewiß auch der Wechsel in der Verwaltung beigetragen. Der Eisenbahnminister hat kürzlich erklärt, daß nach dieser Richtung eigentlich keine Wandlung eingetreten sei. Der gegenwärtige k. k. Nordbahndirektor habe die gleichen Befugnisse, die statutarisch dem früheren Generaldirektor der privaten Nordbahn eingeräumt waren. Das Eisenbahnministerium aber habe bloß den Wirkungskreis übernommen, der nach dem Statut dem früheren Verwaltungsrat der Nordbahn zustand. Das ist theoretisch vollkommen richtig. In der Praxis aber verhält sich die Sache doch anders. In der Praxis ist der leitende Direktor einer großen Verkehrsanstalt der unbedingte Vertrauensmann der Verwaltung und mehr minder unbeschränkter Herr des ganzen Unternehmens. Das soll und kann auch nicht anders sein. Die volle Verantwortung kann nur einer tragen; und wer sie trägt, muß auch volle Bewegungsfreiheit besitzen. Der Verwaltungsrat der großen Aktiengesellschaften versammelt sich allmonatlich in der Regel einmal, nimmt den Bericht des leitenden Direktors entgegen und genehmigt seine Anträge. In den großen finanziellen Fragen mag der geschäftskundige Verwaltungsrat entscheidend eingreifen. In den Fragen der laufenden Administration aber ist ein solches Eingreifen gar nicht denkbar und tatsächlich kaum jemals eingetreten.

Im Staatsbetrieb ist ein derartiges Verwaltungssystem unmöglich, zum mindesten bei seiner heutigen Organisation. Das ist jedem, der die Verhältnisse unbefangen betrachtet, längst bekannt. Aus dieser Erkenntnis stammt auch der Wunsch nach einer grundlegenden Änderung der Organisation des Staatsbetriebes. Das übliche Schlagwort dafür lautet: nicht mehr bureaukratisch, sondern kommerziell! Das ist hübsch gesagt, aber in Österreich geradezu undurchführbar. Soll der staatliche Administrationsapparat ebenso rasch funktionieren wie der eines gut geführten Privatunternehmens, dann müßte man den Staatsbahndirektoren die gleiche Selbständigkeit einräumen, wie sie die leitenden Direktoren der großen Aktiengesellschaften besitzen. Dann müßte auch das Eisenbahnministerium darauf verzichten, die oberste Verwaltungsstelle für die Staatsbahnen zu sein und sich lediglich auf ihren Wirkungskreis als Aufsichtsbehörde beschränken.

Daß die Regierung eine ihrer wichtigsten Zentralstellen in ihren Amtsbefugnissen derart beschneiden wollte oder auch nur könnte, ist kaum anzunehmen, zumal, abgesehen von allen anderen Erwägungen, auch gewichtige, in den innerpolitischen Verhältnissen Österreichs begründete Bedenken gegen eine derartige Dezentralisierung des Staatseisenbahnbetriebes sprechen. Die innerpolitischen Verhältnisse Österreichs sind zweifellos das schwerste Hindernis einer durchgreifenden, von kommerziellen Gesichtspunkten geleiteten Organisationsreform. Und es ist daher wohl begreiflich, daß diese Reorganisation schon seit Jahren angekündigt und von den maßgebenden Personen selbst gewiß ebenso ehrlich wie lebhaft gewollt, bisher doch nur ein frommer Wunsch geblieben ist.

Was die Nordbahn betrifft, so arbeitet die Staatseisenbahnverwaltung mit rastlosem Eifer daran, den Betrieb wieder flott zu bekommen. Keine Mühe und keine Geldopfer werden gescheut, sogar die streckenweise Legung eines dritten Gleises ist in Aussicht genommen. Die Finanzverwaltung stellt diesen Zwecken alle erforderlichen Gelder zur Verfügung. So wird es hoffentlich bald gelingen, die Ordnung im Nordbahnverkehr dauernd herzustellen.

In gewissem Zusammenhange mit der Nordbahnfrage steht die Errichtung des Donau-Oder-Kanals. Dieser gewaltige, im Gesetzgebungswege bereits sichergestellte Wasserstraßenbau wird von vielen und einflußreichen Seiten auf das eifrigste betrieben. Aber gerade die Regierung verhält sich recht zögernd, und sie hat wohl auch ihre Gründe dafür. Daß das Wasserstraßengesetz seinerzeit unter dem Drucke innerpolitischer Verhältnisse überstürzt wurde, wird von keiner Seite geleugnet. Doch ist wenigstens nachträglich durch hervorragende Fachleute seine technische Durchführbarkeit festgestellt worden. Wie aber steht es um die wirtschaftliche Begründung, um den Nachweis der ökonomischen Ersprießlichkeit eines solchen Kanalbaues? Da muß man doch auch den Bedenken der Kanalgegner gerechte Würdigung angedeihen lassen. Der Donau-Oder-Kanal soll vorzugsweise der Kohlenversorgung des Reiches, insbesondere der Reichshauptstadt aus den unermeßlichen mährisch-schlesischen Kohlenrevieren dienen. In den Zeiten des größten Kohlenbedarfes, d. i. also während des Winters, wird aber der Kanal infolge Vereisung nicht fahrbar sein. Zudem kann die Wasserstraße weder bis in die Kohlenwerke, noch bis in die einzelnen Fabriken des Reiches geführt werden. Die Kohle würde also auf ihrem Wege vom Werk in die Fabriken unter allen Umständen einer doppelten Umladung bedürfen: Vom Werk per Eisenbahn zum Kanal, vom Kanal per Eisenbahn oder per Wagen zur Fabrik. Das ist mit Umständlichkeiten und Kosten verbunden, die eine zweckmäßige Kohlenversorgung vielleicht gar nicht verträgt. In geringerem Maße bestehen diese Schwierigkeiten auch für alle anderen zur Verfrachtung auf der neuen Wasserstraße bestimmten Güter. Man muß sich also wirklich fragen, ob es nicht weit ökonomischer wäre, ein drittes und allenfalls sogar ein viertes Gleis auf der Nordbahn anzulegen und die Viertelmilliarde Staatsgelder, die der Kanalbau mindestens

verschlingen würde, anderweitig fruchtbringender zu verwenden.

In der Verstaatlichungsfrage ist wieder ein bemerkenswerter Fortschritt zu verzeichnen. Die Regierung hat gleichzeitig die Einlösungsverhandlungen mit der Staatseisenbahn-Gesellschaft, der Süd-Norddeutschen Verbindungsbahn und der Böhmischen Nordbahn aufgenommen. Die Verhandlungen mit der Böhmischen Nordbahn gestalteten sich sehr glatt, so daß die Gesetzesvorlage wegen Übernahme dieser Bahn in den Staatsbetrieb schon in naher Zeit dem Reichsrat wird unterbreitet werden können. Bezüglich der Süd-Norddeutschen Verbindungsbahn haben sich bei den Verhandlungen Weiterungen ergeben, die bisher noch nicht beseitigt werden konnten. Es liegt dies vor allem an der Personalfrage, zumal die Nordwestbahn und die bisher in ihrem Betriebe stehende Süd-Norddeutsche Verbindungsbahn einen fast völlig einheitlichen Personalstand besitzen. In ganz ungeklärtem Zustand befindet sich die Frage einer Einlösung der Staatseisenbahn-Gesellschaft. Hier sind die Schwierigkeiten so groß, daß die baldige Verstaatlichung nicht wahrscheinlich ist. Die jüngste Bilanz der Staatseisenbahn-Gesellschaft hat diese Schwierigkeiten verringert; sie weist einen Reinertrag des gesellschaftlichen Eisenbahnnetzes aus, der fast um 2 Millionen kleiner ist, als der des Jahres 1906 und sohin auch die Einlösungsrente um diese Ziffer ermäßigen würde. Der Unterschied zwischen dem Preis, den die Regierung bewilligen zu können glaubt, um auf ihre Rechnung zu kommen, und jenem den die Verwaltung in pflichtgemäßer Obsorge, für die ihr anvertrauten Aktionärinteressen auf Grund der Konzession verlangt, ist jedoch noch immer sehr erheblich.

Ein eigentümliches Bild enthüllt die letzte Südbahnbilanz. Die Südbahn leidet schwer, so seltsam dies klingt, an der ungeheueren Entfaltung ihres Verkehrs. Denn diese von allen ganz ungeahnte Entwicklung hat auch die Berechnungen über den Haufen geworfen, auf denen das zur Sanierung der Südbahn vor 4 Jahren getroffene Prioritätenabkommen aufgebaut war. In diesem Abkommen ist für Investitionsausgaben und die Rückzahlung des Kaufschillings an die Regierung der Betrag von etwa 11 Millionen Kronen jährlich vorgesehen. Das stürmische Anschwellen des Verkehrs erfordert jedoch Investitionen in dem mit der Regierung vereinbarten Ausmaß von rund 14 Millionen Kronen jährlich, während gleichzeitig die von den Bruttoeinnahmen abhängige Kaufschillingsrate auf mehr als 10 Millionen gestiegen ist. Es ergibt sich also aus diesen beiden Titeln ein Jahreserfordernis von etwa 24 Millionen gegenüber der Deckung von 11 Millionen. Da zudem auch auf der Südbahn, wie bei allen anderen Bahnen, die Betriebskosten infolge der unheimlich steigenden Materialpreise und der gleichzeitigen unaufhaltsamen Erhöhung der Personallasten ganz außerordentlich gestiegen sind, so bereitet die finanzielle Lage dieses Riesenunternehmens, die man vor 4 Jahren als dauernd geordnet betrachten konnte, der Verwaltung wieder ernste Sorgen. Neuerlich hat sich die Notwendigkeit zu Verhandlungen mit der Regierung und der Vertretung der Prioritätenbesitzer ergeben.

Große Aufmerksamkeit wendet die Regierung auch der Frage der Einführung des elektrischen Betriebes auf den österreichischen Vollbahnen zu. Für diese Amtsgeschäfte wurde im Eisenbahnministerium ein eigenes Bureau unter Leitung eines der fähigsten Beamten der Staatseisenbahnverwaltung errichtet. Trotz allen Eifers ruht die Frage allerdings noch immer in ihren Anfängen. Das ist begreiflich, wenn man an die geradezu unübersehbaren Schwierigkeiten denkt, die vor Durchführung dieses kühnen und großartigen Planes noch zu überwinden sind. Diese Schwierigkeiten sind nicht minder technischer wie finanzieller Natur.

Nach dem heutigen Stand der Elektrotechnik ist die Einführung des elektrischen Betriebes auf Vollbahnen nur bei Verwendung der verfügbaren Wasserkräfte denkbar. Es gilt also zunächst, diese Wasserkräfte hinsichtlich ihrer Zulänglichkeit und ihrer ökonomischen Verwendbarkeit zu prüfen und für den beabsichtigten Zweck zu sichern. Eine weitere sehr schwierige Entscheidung betrifft das für den elektrischen Betrieb zu wählende System. Man hat die Auswahl zwischen mehreren Systemen, die bereits bei verschiedenen Bahnen im In- und Auslande angewendet werden. Die auf diesem Gebiete erworbenen Erfahrungen sind aber noch jung und nicht erschöpfend genug, so daß noch schwere Zweifel den Entschluß verzögern. Auch die finanzielle Frage der Einführung des elektrischen Betriebes erfordert die größte Behutsamkeit. Rechnungsmäßig stellt sich — wo genügende Wasserkräfte vorhanden — der elektrische Betrieb bedeutend billiger als der Dampfbetrieb. Dies freilich nur unter der Voraussetzung, daß gleichzeitig mit der Einführung des elektrischen Betriebes der Dampfbetrieb beseitigt wird. Dem steht jedoch noch die Anschauung der Heeresverwaltung entgegen. Diese fordert aus naheliegenden Gründen für den Fall der Einführung des elektrischen Betriebes die stete Bereitschaft zur Wiederaufnahme des Dampfbetriebes in vollem Umfange, d. h. mit anderen Worten, die stete Bereithaltung der zur Wiederaufnahme des Dampfbetriebes erforderlichen Maschinen, Kohlenlager, Maschinisten usw. Bei Aufrechterhaltung dieser Forderung der Heeresverwaltung ist eine ökonomische Lösung der Elektrisierungsfrage unmöglich. Es wird also die nächste Aufgabe der maßgebenden Kreise bilden, hier eine gangbare Brücke zu finden.

Natürlich könnte auch im günstigsten Falle der elektrische Betrieb nur ganz allmählich eingeführt werden und darf nach dem derzeitigen Stand der Elektrotechnik überhaupt nur für jene Bahnen ins Auge gefaßt werden, in deren Verkehrsgebiet sich hinlängliche und ökonomisch verwendbare Wasserkräfte befinden. Daraus ergeben sich für die Übergangszeit eine Reihe weiterer, sehr belangreicher verkehrstechnischer Schwierigkeiten, auf die bereits vor Beginn der ganzen Aktion Bedacht genommen werden muß.

Andrerseits stellt die Einführung des elektrischen Betriebes einen so ungeheuren Kulturfortschritt dar und wäre schon mit Rücksicht auf die zu gewärtigende Ermäßigung der Betriebskosten, sowie auf die allgemeine Kohlennot so lebhaft zu wünschen, daß man alles daransetzen muß, um bald der bestehenden Schwierigkeiten Herr zu werden. Die ganze Frage kann nicht vorsichtig und umsichtig genug behandelt werden. Es werden daher jedenfalls noch Jahre vergehen, ehe sie zur endgültigen Entscheidung gereift sein wird.

Viel früher als den elektrischen Betrieb werden die österreichischen Bahnen neue, höhere Tarife erhalten. Das ist für die ganze Bevölkerung sehr unerwünscht, aber nicht mehr abzuwenden. Die allgemeine Teuerung hat auch den Eisenbahnbetrieb, und zwar diesen ganz besonders empfindlich verteuert. Die Tarife der österreichischen Staatsbahnen waren schon von Anbeginn viel zu niedrig erstellt. Die Folge dieser verfehlten Tarifpolitik war das sehr bedeutende chronische Defizit der Staatsbahnen, das bisher aus Steuergeldern gedeckt werden mußte. Die Staatsbahnen aber gerieten durch dieses Defizit in eine arge finanzielle Beengung, die ihre Verwaltung bei allen größeren Maßnahmen verkehrspolitischer oder sozialer Natur drückte und hemmte. Eine vernünftige Tarifreform ist das einzige Mittel, das aus dieser Klemme herausführen kann. Daß man hierbei mit größter Behutsamkeit vorgehen muß, ist selbstverständlich. Wird aber alle gebotene Vorsicht angewendet werden, so wird man neuerlich erkennen, daß die Eisenbahntarife für die Preisbildung bei einer großen Anzahl von wichtigen Gebrauchsartikeln bei weitem nicht jene entscheidende Rolle spielen, die man ihnen in interessierten Kreisen noch immer beimessen will.

Der Österreichische Lloyd zeigt unter seiner neuen tatkräftigen Verwaltung alle Ansätze zu einer gedeihlichen Fortentwicklung. Mit großem Eifer wird an der notwendigen Modernisierung des Schiffparkes gearbeitet. Neue Erfolg versprechende Schiffkurse wurden aufgenommen; die Ausgestaltung der bestehenden, die Erwerbung neuer Geschäftsbeziehungen wird mit Emsigkeit betrieben. Das Abflauen der internationalen Handelskonjunktur, von dem die österreichischen Eisenbahnen bisher so ziemlich verschont geblieben, kommt im Lloydverkehr allerdings empfindlich zum Ausdruck. Um so höher ist es anzuschlagen, daß es der neuen Verwaltung durch eine Reihe geschickter administrativer Anordnungen gelungen ist, schon im abgelaufenen Jahr ein recht befriedigendes Geschäftsergebnis zu erzielen. Die Geschäftswelt hat ein lebhaftes Interesse daran, daß sich der Österreichische Lloyd auch finanziell günstig entwickle, da nur ein materiell wohl fundiertes Verkehrsunternehmen seinen öffentlichen Aufgaben völlig nachkommen kann. Mit Genugtuung sei auch festgestellt, daß sich das Verhältnis des Österreichischen Lloyd zur Regierung in der letzten Zeit wesentlich gebessert hat und dies hauptsächlich aus dem Grunde, weil die Kreise des Handels und der Industrie zur Lloydverwaltung wieder Vertrauen gefaßt haben

Kaiserlicher Rat Dr. Richard Mündl.

Feuilleton.

Ist das Klavier ein musikalisches Instrument?

Es kam einmal jemand zu Rubinstein und fragte ihn: „Ist das Klavier ein musikalisches Instrument?" Das ist der Typus einer Frage, wie sie die Leute heutzutage stellen. Man spricht beim Prinzen von Wales vor und fragt: „Ist England eine Republik?" oder beim Bürgermeister mit der Frage: „Ist London eine Weltstadt?" oder bei Madame Calvé, um sie als Sachverständige zu befragen, ob „Cavalleria Rusticana" eine Oper sei? Indem man solche Dinge wie offene Fragen behandelt, hat man sich schon ein Paradoxon geleistet; und wenn selbst ein Prinz von Wales die Geistesgegenwart haben sollte, einfach Nein zu sagen und der Bürgermeister und Madame Calvé mit Ja antworten würden und dem Frager sofort die Tür weisen ließen, so ist man doch in der Lage, das Inhaltsverzeichnis eines unserer wöchentlich erscheinenden Sammeljournale mit den Phrasen „Ist England eine Republik?" — „Was der Prinz von Wales dazu sagt" zu füllen und auf diese Weise eine Auflage an Leute abzusetzen, die sich nicht bis zu dem Gedanken emporschwingen können, daß die einfache Erklärung des Geheimnisses der Umstand sei, daß der Fragesteller ein Tor ist.

Trotzdem wird es nicht genügen, auf die Frage: „Ist das Klavier ein musikalisches Instrument?" mit einem einfachen Ja zu antworten. Das wäre eine ungenügende Erledigung eines ganz außergewöhnlichen Falles. Das Klavier ist das wichtigste aller musikalischen Instrumente; seine Erfindung bedeutete für die Musik, was die

Buchdruckerei für die Poesie bedeutet hat. Man beachte die Analogie nur einen einzigen Augenblick. Was erhält Shakespeare unter uns lebendig? Ist es die Bühne, sind es die großen Schauspieler, die gelegentlichen Wiederaufführungen mit neuer Musik und neuer Inszenierung und den übereinstimmend lügenhaften Berichten der Zeitungen nach der Première? Keine Spur. Diejenigen, die ihren Shakespeare überhaupt kennen, kennen ihn, bevor sie 25 Jahre alt sind: nachher haben sie keine Zeit mehr, ihn kennen zu lernen — da heißt es leben und nicht lesen. Man betrachte das einzige Drama Shakespeares, das in einer Generation mehr als zweimal aufgeführt wird. Nun gut! Ich habe Barry Sullivans Hamlet, Daniel Bandmanns Hamlet, Marriots Hamlet, Irvings Hamlet, Salvinis Hamlet, Wilson Barretts Hamlet, Bensons Hamlet, Beerbohm Trees Hamlet und vielleicht noch andere gesehen, die ich vergessen habe. Aber keinem dieser Künstler verdanke ich meine Bekanntschaft mit Shakespeares Hamlet.

Aber was war mein erster „Hamlet" im Vergleich mit der ersten Aufführung von „Romeo und Julia", der ich beiwohnte, wo Romeo, statt sogleich zu sterben, nachdem er das Gift genommen hatte, von Julia im Tode gestört wurde. Sie setzte sich auf und ließ sich von Romeo bis an die Rampe vorführen, wo sie über große Kälte klagte und durch eine Liebesszene erwärmt werden mußte, bei welcher Romeo, der das Gift ganz vergessen hatte, Übelkeiten bekam und starb? Oder im Vergleich mit meinem ersten „Richard III.", der sich als ein wildes Potpourri aller historischen Stücke mit einer absichtlichen Erniedrigung der besten Wortmusik in den Versen und einer originellen häuslichen Szene erwies. Brauche ich hinzuzufügen, daß ich nicht durch diese Art Theatervorstellungen, wobei noch immer fünf von sechs Rollen jämmerlich schlecht gespielt und schlecht gesprochen wurden, dazu gelangte, Shakespeare kennen zu lernen? Späterhin brachte mich die Bühne dem Drama nur um Weniges näher.

Der Fall Shakespeares ist natürlich nicht alles, was gegen das Theater zu sagen wäre; ja, er ist in der Tat die schwächste Anklage, weil die Bühne sicherlich für Shakespeare mehr tut als für jeden anderen dramatischen Dichter. Das englische Drama von Marlowe bis zu Browning würde tatsächlich nicht existieren, wenn es nicht gedruckt wäre.

Aber was haben alle diese Betrachtungen mit dem Klavier zu tun? Nun, kann es etwas Augenfälligeres geben? Ich lehne es ab, die Intelligenz des Publikums durch eine Erklärung zu beleidigen.

Ich will jedoch Tausenden von Mitmenschen, die sich um das Kaminfeuer scharen und die Zeit mit Sensationen, wie sie Romanlektüre bietet, totzuschlagen versuchen, ohne zu ahnen, daß ein viel machtvolleres Hilfsmittel stumm an der Wand lehnt, an das man nicht anders als an eines jener kostspieligen und unnützen Luxusmöbel denkt, ohne die kein Salon vollständig ist, einen unverlangten Dienst erweisen. Man betrachte einen Fall zur Illustration.

Wir wollen annehmen, du seiest ein Jüngling, lieber Leser, der „Die drei Musketiere" durchstudiert, oder irgend einen Roman von Scott. Nun, im Namen alles dessen, was wirklich ist, wie viel Befriedigung schöpfest du denn aus bloßen Beschreibungen von Zweikämpfen und Fluchten und Herausforderungen und Leidenschaftsextasen? Sehr große glaubst du, (weil du jung bist); aber wie, wenn du eine Art Buch finden könntest, das dir nicht bloß eine Beschreibung dieser durchschauernden Empfindungen, sondern die Empfindungen selbst gäbe — das Wallen des Blutes, das Sich-Sträuben der Fibern, den erhabenen furchtlosen Mut, der den Roman so köstlich macht und jenes Ideal verwirklicht, das Gilbert treffend in dem Ausdruck „gefahrloser Heldenmut" zusammengefaßt hat? Ein solches Buch ist in deinem Bereich. Wirf deine „drei Musketiere" in den Papierkorb und verschaff dir eine Partitur von Meyerbeers „Hugenotten". Dann ans Klavier und drauf losgedroschen! In der Musik wirst du den Kern und die Wirklichkeit jenes Gefühles finden, das dir der Romanschreiber nur schildern konnte. Was Zweikämpfe anbelangt, was ist die armselige gedruckte Aufzählung der Quart- und Terzstöße, wie sie von D'Artagnan oder Bussy d'Amboise geliefert werden, verglichen mit Don Giovannis Duell im Finstern mit dem Komtur oder Romeos Vernichtung Tybalts (nicht Shakespeares, sondern Gounods Romeo) oder Raouls mutiges Aufflammen knapp vor dem Kampfe auf der Studentenwiese? Übrigens ist es sehr merkwürdig, daß Opernbühnenregisseure niemals Opern lesen, vielleicht weil sie, die sich Ursache und Wirkung niemals auf normale Weise wirkend vorstellen können, die Anweisungen des Komponisten irreführen würden. Jedenfalls sehen wir Meyerbeer auf der Bühne ebenso unvorteilhaft dargestellt wie Shakespeare.

Hier kann ich mir vorstellen, wie unser Jüngling, der für die Musketiere schwärmt, mich mit einiger Ungeduld unterbricht, um zu erklären, daß er nicht Klavier spielen könne. Ohne Zweifel kann er es nicht: was tut's? Berlioz konnte nicht Klavier spielen, Wagner konnte nicht Klavier spielen; ja sogar ich selbst, ein Musikkritiker von europäischem Ruf, kann nicht Klavier spielen. Aber wird irgend ein Mensch durch die Tatsache, daß er nicht schauspielern oder deklamieren könne, davon abgehalten „Othello" zu lesen? Man braucht nicht die „Hugenotten" spielen zu können: wenn man Noten lesen und mit ihnen stümpern kann, so genügt das. Diese Behauptung führt

unsern Jüngling nur dazu, seine Schwierigkeit genauer auszudrücken: er kann nicht einmal Noten lesen. Natürlich nicht; warum aber? Weil er niemals entdeckt hat, daß das Notenlesen gelernt zu werden verdient. Das Klavierspiel ist ihm als eine artige Fertigkeit geschildert worden, die den Zweck hat, anderen Vergnügen zu bereiten — ein Zweck, der, wie er bemerkt hat, im Falle seiner Schwestern nicht erreicht worden ist. Ich will ihm daher gar nicht vorschlagen, er solle aus purer und wahrscheinlich fruchtloser Nächstenliebe ein Jahr lang so und so viele Stunden täglich mit Czernys Etüden oder Cramers Fingerübungen verbringen, damit er imstande sei, Beethovens „Sonate pathétique" langsam und unbeholfen, aber notengetreu zum offenkundigen Ärgernis und zur Belästigung aller in Hörweite befindlichen Menschen zu spielen. Nun macht er sich aber gar nichts aus der „Sonate pathétique" und er möchte nicht einmal zwölf Stunden, geschweige denn zwölf Monate mit Czerny verbringen, nicht einmal, wenn er dadurch alle Werke Beethovens vor dem Untergang bewahren könnte, um wie viel weniger also einzig und allein, um mir einen Gefallen zu erweisen. Deshalb wird er, wenn er auch rauchen, Schlittschuh laufen, Billard spielen, reiten, schießen, ein halbes Dutzend viel schwierigerer Dinge als Notenlesen lernt, doch ebensowenig Noten lesen lernen wie ein Seemann das Pflügen. Warum sollte er auch, da für ihn dabei kein Vergnügen herausschauen kann? Was die Worte „anderen Vergnügen bereiten" betrifft, so wissen selbst schwesternlose Jünglinge, daß es erstens keine zehn Menschen in Europa unter den begabtesten und eifrigst geschulten Berufskünstlern gibt, deren Spiel genug Leuten Vergnügen bereitet und zweitens, daß die Wirkung des gewöhnlichen Dilettantenspiels auf andere darin besteht, daß sie beinahe wahnsinnig davon werden. Ich habe im Alter von ungefähr 16 Jahren Notenlesen gelernt; und seit jener Zeit habe ich meinen Nachbarn unbeschreibliches Leid zugefügt, ohne auch jemals irgend einem menschlichen Wesen außer mir selbst, das geringste Vergnügen bereitet zu haben. Man wird mich jetzt fragen, warum ich mich damit trotzdem abgab? Nun der Grund ist in meiner frühen Kenntnis der Musik zu suchen. Ich war mein ganzes Leben lang gewohnt, in hinreichenden Mengen Musik zu hören; und die Melodien, die ich vernahm, vermochte ich mindestens zu singen, so daß ich keinerlei technisches Wissen besaß noch wünschte. Aber es fügte sich eines Tages, daß sich meine Verhältnisse änderten und ich keine Musik mehr hörte. Jetzt war das Singen vergeblich: meine Naturlaute — die gerade damals fürchterlich umschlugen — konnten mein heißes Verlangen nach der Harmonie, welche die Gefühlssubstanz der Musik ist, und nach den rhythmischen Begleitfiguren, die ihre wirkende Kraft und ihre Bewegung sind, nicht befriedigen. Ich besaß nur eine einzige zerflatternde Stimme; und brauchte ein Orchester. Dieses musikalische Hungerleiden war es, das mich dazu trieb, die Rechte meiner Mitbewohner außeracht zu lassen und mich ans Klavier zu setzen. Ich lernte das ABC des musikalischen Bezeichnungssystems nach einem Elementarlehrbuch und die Klaviatur nach einem Diagramm. Dann schlug ich, ohne Czerny oder Plaidy zu belästigen, „Don Giovanni" auf und begann. Es dauerte zehn Minuten, bis ich meine Finger auf dem D-moll-Akkord geordnet hatte, mit dem die Ouvertüre beginnt; aber als er endlich richtig klang, belohnte er mich für alle Mühe, die er gekostet hatte. Nach einigen Monaten hatte ich einige Technik erworben, für deren Musterbeispiel ich meinen Fingersatz der C-dur-Skala darbringen kann. Anstatt meine Hand durch Untersetzen des Daumens weiterzuschieben und die Finger folgendermaßen zu gebrauchen C D E F G A H C / 1 2 3 1 2 3 4 5, schob ich den vierten Finger über den fünften und spielte C D E F G A H C / 1 2 3 4 5 4 5 4. Diese Methode hatte den Vorteil, auf alle Skalen, auf diatonische oder chromatische, anwendbar zu sein; und bis zum heutigen Tage komme ich oft auf sie zurück. Auch Liszt und Chopin verfielen auf diese Methode, aber sie bedienten sich ihrer niemals in dem Maße wie ich. Ich erwarb bald eine große Fertigkeit, durch Klavierauszüge und Gesangspartituren hindurch zu stolpern; und meine Belohnung bestand darin, daß ich Victor Hugo und Schiller aus Donizetti, Verdi und Beethoven, die Bibel aus Händel, Goethe aus Schumann, Beaumarchais und Molière aus Mozart und Mérimée aus Bizet gründlich kennen lernte, wobei ich außerdem in Berlioz einen unbewußten Dolmetsch Edgar Allan Poes fand. Wenn ich in der schulbubenhaften Abenteurerstimmung war, konnte ich von Vincent Wallace bis zu Meyerbeer schweifen; und wenn ich fromme und artig sentimentale Anwandlungen hatte, konnte ich, der ich die Bilder von Ary Scheffer oder das wohlerzogene vorstädtische Gefühl Tennysons und Longfellows nicht leiden mochte, über Mendelssohn und Gounod ganz rührselig werden. Und da ich alle Musik, die mir zufällig unterkam, auf ihren poetischen oder dramatischen Gehalt hin durchforschte und die Seiten, auf denen ich Drama oder Poesie fand, immer wieder spielte, wogegen ich nie mehr zu jenen zurückkehrte, auf welchen die Musik ornamental um ihrer selbst willen zu bestehen versuchte und gar keinen wirklichen Gehalt hatte, so lief ich keine Gefahr, als ich auf das bewußt vollkommene Kunstwerk in den Musikdramen Wagners stieß, es so hoffnungslos mißzuverstehen wie die akademischen Musiker. Ich fand allerdings bald heraus, daß sie Mozart und

Beethoven ebenso mißverstanden, obgleich sie, einmal dahin gelangt, ihre Melodien und Harmonien liebzugewinnen und ihre rein technische Arbeit zu verstehen, das, was sie für die Verdienste dieser Meister hielten, mit einer Verständnislosigkeit hervorhoben, die für ihre unglücklichen Schüler weit verhängnisvoller war als der Hagel von kleinen Steinen, mit denen sie Wagner begrüßten (der diese allerdings mit einem fürchterlich wohlgezielten Hagel von großen Steinen vergalt).

Worin besteht nun in diesem Bruchstück einer Selbstbiographie die einzige unentbehrliche äußere Bedingung meiner musikalischen Bildung? Offenbar im Klavier. Ohne dieses keine Harmonie, kein Ineinanderweben von Rhythmen und Motiven, kein musikalischer Aufbau und folglich auch keine Oper und kein Musikdrama. Aber anderseits bedurfte es außer des Klaviers nur mehr der gedruckten Partitur und einer Vorkenntnis der Macht der Musik, um die Verwirklichung der Romantik und Poesie in bezaubernder Nähe zu fühlen. Man gebe einem Menschen nur einmal von der Frucht, die jene Kenntnis bringt, zu kosten und kein Mangel an technischer Ausbildung wird ihn hindern, das zu tun, was ich tat, wenn er nur Zutritt zu einem Klavier und für einen geringen Betrag billige Opern- und Oratorienausgaben zu erhalten vermag. Ich hatte zwar den Schlüssel zum Instrumente nicht, aber ich öffnete das Schloß, indem ich den Ringfinger über den kleinen Finger setzte, da ich zu jenem einbrecherischen Vorgange durch meine Begierde nach der Beute, die ich im Innern wußte, getrieben wurde. Es lohnt sich für jedermann, schon um Meyerbeers, Gounods und Verdis willen — ja, Offenbachs wegen meinem Beispiel zu folgen. Wie sehr man auch phantastische Romane verachten, wie stolz man auch in die Zukunft des Höchsten in der Menschheit vertieft sein mag — so daß man sich, wenn es einem bloß um leichte Literatur zu tun ist, von Dante zu Goethe oder von Schopenhauer zu Comte oder von Ruskin zu Ibsen wendet — bleibt man trotzdem ein Ignorant, wenn man „Die Zauberflöte" nie gehört und sich niemals in den Himmel emporgeschwungen hat, wo der Choralschluß der Neunten Symphonie gesungen wird. So eifrig man auch in seiner dunklen Bibliothek über den gedruckten Aufschriften jener Wunder brüten mag, die nur durch die Stoffverwandlung des reinen Gefühls in den musikalischen Ton vermittelt werden können, wird man doch finden, daß die Größten der Großen unter den Dichtern, von Aeschylos bis Wagner, Dichter-Musiker gewesen sind! Wie kann also ein Mensch die Musik verachten oder behaupten, ohne Musik seine Bildung vollendet zu haben?

So hat man zu dem ganzen Gebiete der Phantasieliteratur, von den Balladen bis zum „entfesselten Prometheus" ein paralleles Gebiet der Musik, ein Gebiet, das den Sinnen direkt vermittelt, was das andere nur der Phantasie anzudeuten vermochte. Nur ist die Benutzung eines Klaviers nötiger, um dieses höhere Gebiet zu durchstreifen, als um das niedrigere kennen zu lernen. Das ist die Mission des Klaviers und die Vertretung dieser Mission ist die entsprechende Antwort auf die Frage: „Ist das Klavier ein musikalisches Instrument?", die den Fragenden als beschämten Dummkopf zurücklassen wird.

Nun wollen wir die Schattenseiten der Bildung durch das Klavier im Gegensatz zu der Bildung durch das gewöhnliche Lesen betrachten. Vor allem liest man nicht laut, folglich können sechs Menschen in demselben Zimmer sitzen und sich beim Licht derselben Lampe an sechs verschiedenen Büchern ergötzen. Man stelle sich vor, daß diese Menschen sich an sechs Klaviere setzten und gleichzeitig „Mikado", „Dinorah", „Faust", „Aida", „Fidelio" und „Götterdämmerung" zu spielen anfingen. Ja, man stelle sich bloß vor, daß sie es nicht in ein und demselben Zimmer, sondern nur in demselben Hause, auf demselben Platze im Sommer bei offenen Fenstern täten! In deutschen Städten hat man eine Musik-Feierabendglocke und läßt nach einer festgesetzten Abendstunde niemanden mehr spielen. Als Liszt in Weimar Unterricht erteilte, war das Klavierspielen bei offenem Fenster ein öffentliches Ärgernis, das mit einer Geldstrafe geahndet wurde. Es ist geradezu ein Wunder, daß das Klavier überhaupt geduldet wird, außer in Leuchttürmen und in anderen abgesonderten Wohnstätten. Heutzutage gewöhnen sich unmusikalische Menschen an den Lärm eines Klaviers gerade so wie sie sich an den Lärm vorüberrasselnder Droschken gewöhnen; aber schließlich werden die Klaviere die meisten Menschen musikalisch werden lassen und dann wird die augenblickliche gesetzlose Duldung ein Ende haben. Denn gerade in demselben Verhältnisse, als man selbst gern auf einem Klavier klimpert, beleidigt und stört einen das Klimpern anderer. So wahr das Gesicht, das ein Mensch erblickt, wenn er in den Spiegel schaut, nicht das Gesicht ist, das unser Nachbar sieht, so ist die Musik, die wir hören, wenn wir spielen, nicht das, was unsere Nachbarn hören. Ich weiß momentan keinen Ausweg aus dieser Schwierigkeit. Wir können nicht auf das Klavichord zurückgehen, außer wir lauschen ihm durch ein Mikrophon; denn obgleich man die Fugen Bachs auf einem Klavichord spielen kann, „Suoni la tromba" oder „Di quella pira" oder den „Rakoczy-Marsch" oder den „Walkürenritt" — kann man auf diesem Instrument nicht — wenigstens nicht nach Herzenslust — spielen. Selbst gutes Spiel und gute Klaviere sind für ewige Zeiten unmöglich. Denn die Naturgesetze machen gutes Spiel unmöglich bei unserer Klaviatur, die

der menschlichen Hand Trotz bietet und uns die geläufige Benutzung der zwölf Tasten nur unter der Bedingung gestattet, daß sie alle merklich verstimmt sind. Und die Naturgesetze scheinen bis jetzt auch vorzuschreiben, daß selbst die Klaviersaite, die den schönsten Ton und die Klaviermechanik, die den vollendetsten Anschlag gibt, nicht von Dauer seien; so daß man, wenn man um den Preis von einigen hundert Pfund ein ideales Klavier erstanden hat, alle fünf Jahre ein neues Klavier braucht. Aber wie die statistischen Einkommensteuertabellen beweisen, ist es viel wahrscheinlicher, daß man gezwungen ist, sich mit einem Klavier zu begnügen, das 25 Pfund kostet und gegen dreijährige Abzahlung gekauft wird. Wir scheinen also vor der jämmerlichen Alternative zu stehen, entweder den besten Teil unserer Bildung aufzugeben oder sie zum Fluche für die Leute zu machen, die unter uns, über uns oder nebenan wohnen. Wir scheinen kaum das Recht zu haben, da noch zu zögern; denn jetzt, wo die ethische Grundlage des Klavierspiels als Mittel, anderen Vergnügen zu bereiten, verworfen und gezeigt worden ist, daß sie dem genauen Gegenteil entspricht, scheint es unsere einfache Pflicht zu sein, die Dilettantenmusik überhaupt zu verbieten und darauf zu bestehen, daß Romantik und Poesie auf ihren stummen, unvollständigen, rein literarischen Ausdruck beschränkt werde.

Aber ich gebe zu bedenken, daß wir das nicht tun dürfen. Ohne Musik werden wir sicherlich an Trunksucht, Morphiumsucht und allerlei künstlichen Überreizungen der derberen Sinnesfreuden zugrunde gehen. Die Askese wird uns nicht retten, und zwar aus dem entscheidenden Grunde, weil wir keine Asketen sind. In dem Maße, als er sich entwickelt, sucht der Mensch beständig nach einem erhöhten Genusse, bei dessen Verfolgung er sich entweder aufreibt oder neue Genußfähigkeiten entwickelt. Entweder strebt er danach, die Befriedigung des Ruhmes, Essens und Trinkens, die Aufregung und Bewegung des Jagens und die Inbrunst des Liebeswerbens zu verstärken, indem er sie zu Trägheit, Gefräßigkeit, periodischer Trunksucht und abscheulicher Grausamkeit und lächerlichem Laster verfeinert oder aber er entwickelt sein Empfinden, bis es poetisches Gefühl wird und ihn anregt, mit Vergnügen an edlere Dinge zu denken.

Hier bitte ich die Reihenfolge der Entwicklung zu beachten: sie ist, wie ich selbst auf Kosten einer Abschweifung zeigen werde, von äußerster Wichtigkeit. Das Gefühl ist es, das den Menschen zum Denken anregt, und nicht das Denken, das ihn zum Fühlen anregt. Das Geheimnis, warum es unseren Universitäten und akademischen Anstalten im allgemeinen törichterweise nicht glückt, eine wirkliche Wandlung bei den Studenten hervorzurufen, ist ihre Methode, die unveränderlich in dem Versuche gipfelt, ihre Schüler durch das Denken zum Fühlen zu bringen. Man erwartet z. B., daß ein Student der Musik allmählich Verständnis für die Poesie der Neunten Symphonie dadurch erwerbe, daß er Aufschlüsse über das Geburtsdatum Beethovens, den Umfang des Kontrafagotts, die Anzahl der Kreuze in der D-dur-Tonart usw. erhalte; und ganz ähnliche Verfahren werden angewendet, um eine Würdigung der Malerei, der griechischen Dichtkunst und anderer Künste zu erzielen. Ergebnis: der durchschnittlich sinnlich veranlagte Knabe kommt als durchschnittlich sinnlicher Mann heraus. Alle Erziehung muß zum Unterschiede vom technischen Unterrichte, Erziehung des Gefühles sein; und eine solche Erziehung muß in dem Appell wirklicher Erfahrungen an die Sinne bestehen; sonst können literarische Würdigungen, die zur Phantasie sprechen, nicht richtig ausgelegt werden. Aber in Erziehungsanstalten kann ein Appell an die Sinne nur die Form von Ausführungen von Kunstwerken annehmen und es ist die wahre Aufgabe unserer Universitäten, solche Aufführungen in höchster Vollendung zustande zu bringen. Diese Behauptung wird nur einen Universitätsmenschen überraschen. Glücklicherweise gibt es aber kein absolut reines Exemplar dieser Gattung. Es mag einiger Überlegung bedürfen, um einzusehen, daß das tiefe Fühlen tiefes Denken erzeugt; aber wir wissen bereits ohne Überlegung, daß das tiefe Denken das zur Folge hat, was man das Alltagsleben nennt. Im verflossenen Jahrhundert hat die Welt zwei Menschen hervorgebracht — Shelley und Wagner — in denen intensives poetisches Gefühl der permanente Bewußtseinszustand war und die gewiß durch keinerlei religiöse, konventionelle oder Klugheitsrücksichten davon abgehalten wurden, sich voll auszuleben. Weit davon entfernt, gefräßig, trunksüchtig, grausam oder ausschweifend zu sein, waren sie Apostel des Vegetarismus und des Wassertrinkens, hatten die äußerste Abscheu vor Gewalttätigkeit und „Sport", waren hervorragende Verfechter der Unabhängigkeit der Frauen und wurden, mit einem Worte, zur offenen Empörung gegen jene sozialen Übelstände getrieben, die der durchschnittlich veranlagte Mann äußerst zuträglich für sich findet. Diese Eigenschaften waren bei jenen Männern in einem Maße vorhanden, daß die praktische Lehre dieser beiden Erzwollüstlinge von Alltagsmenschen immer als heiligenmäßige Askese aufgefaßt wird.

Wenn wir jetzt, befreit von allen Befürchtungen bezüglich der sozialen Sicherheit, die der Welt gestattet glücklich zu werden, Zeit finden für die Erwägung, welche von den Künsten die wirksamste sei, um diesen Zweck zu erreichen, so müssen wir der Musik den Vorrang einräumen, weil sie allein zu ihrem Genusse von seiten ihres Empfängers eines künstlerischen Aktes bedarf, welcher Akt in seiner höchsten Vollendung ein

Akt der „Rekreation" ist, wie ihn Wagner in Liszts Spiel der Beethovensonaten fand. Man braucht deshalb den Musiker nicht über den Maler, den Baumeister oder den Bildhauer zu stellen. Es gibt Punkte, wo jede Rivalität zwischen den Künsten schwindet.

Angenommen nun, das Gefühl würde nicht durch ein Bild, sondern durch ein Lied erweckt! Sogleich ist die Zunge gelöst: man singt das Lied und befriedigt dadurch eines der tiefsten menschlichen Bedürfnisse — so seltsam das auch Leuten klingen mag, die einzig und allein um des Beifalls anderer willen Lieder singen. Ferner erlangt man durch Übung die Fähigkeit, das Gefühl zum Ausdruck zu bringen, und mit jener Fähigkeit auch den Mut dazu, während wir in Ermanglung dieser Fähigkeit und dieses Mutes heutzutage alle elend herumgehen, uns zurückziehen und uns verstellen, mißverstehen und mißverstanden werden, Bemerkungen über das Wetter zu Leuten machen, deren wahrhaftestes, wohltuendstes Mitgefühl oder deren heilsamste Opposition wir genießen könnten, wenn wir nur durch einen vollkommenen Ausdruck des eigenen Ichs miteinander gut bekannt werden könnten. Die Musik ist also die fruchtbarste der Künste, weil sie durch ihre Macht wirksam ist, die darin besteht, die Menschen, die ihr untertan sind, zu zwingen, sie und sich selbst durch eine Methode auszudrücken, welche die leichteste und allgemeinste aller Kunstmethoden ist, da sie doch die Kunstform jener Mitteilung durch die Sprache ist, welche die ganze Menschenrasse versteht.

Diese Musikweisheit ist der Welt in bestimmten Ausdrücken von Plato, von Goethe, von Schopenhauer, von Wagner und mir aufgedrängt worden. Wenn ich dem Konkreten zuliebe, meine Lehren mit dem Namen irgend eines Individuums verknüpfe, das Gelegenheit hat, meine Ideen zu verwirklichen, so droht es mir gewöhnlich mit einem Prozesse, weil ich es ernst genommen habe. Und in der Tat hält der gesunde Menschenverstand des Landes unter den gegenwärtigen Verhältnissen die Ansicht, daß die Musik ebenso ernst zu nehmen sei wie die Religion, die Moral oder die Politik, für einen klaren Beweis tückischen Wahnsinns, wenn es sich nicht um die Musik eines Oratoriums handelt. Die Ursachen dieser geistigen Blindheit sind wirtschaftliche. Daß die große Volksmasse den Besuch guter Konzerte oder der Oper nicht erschwingen kann, das ist unser Mißgeschick. Deshalb bleibt ihr sogar die Existenz eines dramatischen oder poetischen Gehaltes in Stücken, die sie „klassische" oder „gute" Musik nennt, unbekannt, weil sie sich eine solche Musik immer als ein Gewebe gelehrter und dekorativer Tonmuster und niemals als einen köstlichen Gefühlskern vorstellt. Infolgedessen haben die meisten kein Verlangen nach Klavieren, und wenn sie es hätten, könnten sie sich doch keine kaufen, und würden notgedrungen auf das Klavier des Armen — die Ziehharmonika — angewiesen sein. Gleichzeitig müssen aber unsere begabtesten Sänger höher bezahlt werden als vorzeitig durch Arbeit ergraute Minister, oder Offiziere im Felde oder — Musikkritiker. Das muß alles anders werden, ehe irgendein merklicher Kulturfortschritt bewerkstelligt werden kann. Die Notwendigkeit einer Änderung im sozialen Bau ist so dringend, daß sie den Musiker gegen seine eigene Natur auf den politischen Kampfplatz treibt. So rückte Wagner im Jahre 48 mit den Revolutionären aus, weil der Staat es ablehnte, das Theater zu reformieren, genau so wie ich durch eine ähnliche Stumpfheit von seiten unserer eigenen Regierungen gezwungen bin, der Gesellschaft der „Fabier" beizutreten und die schauerliche Maske des Politikers zu tragen, um für eine bessere Verteilung des klavierkaufenden Vermögens agitieren zu können.

Wenn ich jetzt alle diese Punkte in ihrer logischen Reihenfolge auf dem Faden eines vollständigen Beweisverfahrens aneinanderreihen wollte, um zu beweisen, daß die Zukunft der Menschheit vom Klaviere abhängt, so würde ich meine Sache dem britischen Geiste, der Einsprache dagegen erhebt, mit Logik belästigt zu werden, widerwärtig machen. Aber wenn ich dem britischen Geiste erlaube, seine voreilige Folgerung zu ziehen, will ich wenigstens für eine umfassende Auslegung des Wortes Klavier eintreten. Eine Orgel, ein Harmonium, ein Vokalion, ein Aeolion, ein Orchestrion oder jedes Instrument, auf dem die volle Polyphonie einer Oper oder Symphonie geboten werden kann, darf das Klavier offenbar ersetzen: und so weit das Spielen gänzlich oder teilweise auf durchlochten Platten, Walzen oder anderen mechanischen Vortragsmitteln besorgt werden kann, soll es jedenfalls besorgt werden.

Schließlich glaube aber niemand, daß Privatlektüre und -spiel, weil sie besser als nichts sind, deshalb schon ein wirksames Ersatzmittel für vollständige dramatische und orchestrale Vorstellungen seien. Weit davon entfernt; es sind Notbehelfe und noch dazu sehr klägliche Notbehelfe. In Italien wird man, wenn man von der Bildergalerie ins Photographiegeschäft geht, von der Unzulänglichkeit der „Reproduktionen" abgestoßen, die Carpaccios goldene Flut in schmutzigen Ruß verwandeln.* Wenn man in Bayreuth des Abends auf dem Heimwege aus dem Festspielhause jemand einen Klavierauszug der Ouvertüre zu den Meistersingern klimpern hört, so begreift man nicht, daß der Elende es aushalten kann, sich selbst zuzuhören. Dennoch fühlt man sich nach einigen Monaten, wenn man

* Hier wieder hat die Einführung farbenempfindlicher Platten und entsprechend geschätzter Linsen mit den alten Photographien aufgeräumt, auf denen gelbe Töne schwarz und blaue Töne weiß erscheinen.

seine Photographie hervorholt oder sich vor die Klavierpartitur der „Meistersinger“ setzt, sehr angenehm und lebhaft an Carpaccio und Wagner erinnert. Ebenso muß man, so fleißig man auch seinen Shakespeare oder seinen Ibsen lesen mag, die gründliche Bekanntschaft mit jedem ihrer Werke von der Zeit an datieren, wo man sie ganz auf der Bühne dargestellt sieht, was doch die Absicht der Dichter war. Der Tag wird kommen, wo jeder Bürger innerhalb seines Bereiches und seiner Mittel angemessene künstlerische Vorstellungen besuchen können wird, die ihn erfrischen werden, so oft er in der Stimmung ist, sie zu genießen. Bis dahin wird das Klavier der Retter der Gesellschaft sein. Aber wenn jenes goldene Zeitalter gekommen sein wird, dann wird endlich jedermann erkennen, was für ein scheußliches, mißtönendes, dröhnendes, verstimmtes, lästiges Ding unsere häusliche Musikmaschine ist, und ihr rasend machender Klang wird auf unseren Straßen fortan nicht mehr zu hören sein.

Bernard Shaw.

Rundschau und kleine Mitteilungen.

8. April. Professor August Kaiser (geb. 1850) in Jauernig †. — 61. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Dringliche Behandlung der Regierungsvorlage betreffend die Errichtung eines Arbeitsministeriums. — Hofrat Professor Dr. Franz Mracek (geb. 1848) in Wien †.

9. Das ungarische Abgeordnetenhaus nimmt die neue Geschäftsordnung an. — 62. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Die Dringlichkeit für die Regierungsvorlage über das Arbeitsministerium wird angenommen. — FZM. Prinz Rudolf Lobkowitz (geb. 1840) in Wien †. — Der Zar gibt zu Ehren des Besuches des Fürsten Nikolaus von Montenegro ein Galadiner in Zarskoje Selo und hält einen Trinkspruch auf die russisch-montenegrinische Freundschaft.

10. Schluß der 2. Session des ungarischen Reichstages. — 11. Sitzung des Herrenhauses: Der Gesetzentwurf betreffend das Rekrutenkontingent wird angenommen. — 63. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Die Vorlage betreffend das Arbeitsministerium wird angenommen. In geheimer Sitzung wird die Interpellation der Abgeordneten Dr. Freiherr v. Hock und Genossen betreffend die Konfiskation der Broschüre des Professor Wahrmund: Katholische Weltanschauung und freie Wissenschaft, nach stürmischer Debatte verlesen. — Die kroatische Landtagsfraktion der selbständigen Serben richtet an den Banus einen offenen Brief, seine Beschuldigung, daß die Serben antidynastisch und irredentistisch seien, zu revozieren oder alle Parteimitglieder den Gerichten auszuliefern.

11. Sir William Ramsay hält im Ingenieur- und Architektenverein in Wien einen Vortrag über die radioaktiven Gase.

12. Der Statthalter von Galizien Andreas Graf Potocki (geb. 1861) wird in Lemberg von dem ruthenischen Studenten Miroslav Siczynski während einer Audienz erschossen. — Deutscher Volksvertretertag in Komotau. — Die Budapester Klubs der Unabhängigkeitspartei veranstalten eine Kundgebung für die selbständige ungarische Bank.

13. Antiruthenische Demonstrationen in Lemberg.

14. Die handelspolitische Zentralstelle in Wien faßt eine scharfe Resolution betreffs des Handelsvertrages mit Serbien. — Die Abgeordneten der serbischen Selbständigkeitspartei in Agram erklären „daß Baron Rauch von seiner hohen Stellung als Banus bewußt und böswillig gelogen, verleumdet und denunziert habe.“

15. Die Ruthenen in Wien veranstalten eine Versammlung, um zur Haltung des reichsrätlichen Ruthenenklubs Stellung zu nehmen.

16. Banus Baron Rauch läßt wegen des offenen Schreibens der Serbenpartei deren Präsidenten Abg. Medakovics zum Duell fordern.

17. In der russischen Duma hält Minister des Äußern Iswolsky eine große Rede über die Stellung Rußlands zum Balkanproblem.

*

Spaziergang des Kunstfreundes. Ich kann den großen Ton, der hoher Kunst gebührte, nicht erzwingen, wenn ich von der Ausbeute dieser drei Jubiläumsausstellungen sprechen soll, die uns im „Künstlerhaus“, der „Sezession“, dem „Hagenbund“ bisher aufgebaut wurden. Eher dünkt es mir möglich, leichthin da die Erinnerung an ein paar starke Lichter, gute Farben zu wecken, dort an gut gefaßte dekorative Wirkung, an kluge Architektur oder an unsere lieben alten österreichischen Maler, die jetzt schon „Historie“ sind, zu erinnern. Werten, Urteilen, Aufzählen, die Stirne in manchesmal berechtigte Falten legen — nein. Einen Spaziergang tun, das mag ich eher und darf sogar mit einiger Freude sagen, daß es weniger arg wurde, als wir's fürchteten. „Wir“ — die ewigen Nörgler nämlich, denen die Masse ein Greuel dünkt und lange Saale mit unpersönlichen Malereien tapeziert.

So sag ich's es denn frei heraus, vor drei Jubiläumsausstellungen bangte mein Herz. Und es kam besser. Weil im Künstlerhaus die alten Meister, wenn sie auch jetzt uns schon einige Male gezeigt worden sind, stets dem Auge behagen und unter den Zeitgenossen einige Zurückhaltung geherrscht zu haben scheint. Es ist ja noch genug da, was man ohne Leid gemißt hätte. Die Überfülle von Kaiserbüsten z. B., aber schließlich man versteht Ursach' und Grund und findet an der von Karl Wollek sogar ein gutes Talent — wenn auch nur an der Porträtbüste, nicht am Reiterstandbild. Sonst, also die üblichen Gleichgültigkeiten. Auch bei den Bildern: Salonschmuck, zur Biedermaiermode recht absichtlich angepaßt. Man ist gefällig gegen den künftigen Käufer und Typus wie der Käufer, der von der Zeitströmung beherrscht ist, ist allzu oft das Bild. Unter den Porträts finde ich noch die besten Kräfte. (Ich spreche jetzt, man weiß es hoffentlich, seit einer Weile von der Jubiläumsausstellung des Künstlerhauses.) Die jungen Leute sehe ich dabei lieber als die mit dem guten Namen, den sie im besten Falle nicht schlechter machen. Koppay hat wieder einmal ein etwas persönlicheres Bild, Wilhelm Viktor Krauß bringt ein paar hübsche Farbenflecken, wenn auch das Porträt-

mäßige leidet. Adams ist ja hier wahrscheinlich der Beste; nur zieht er nicht doch schon die glatte Straße zur bequemen Manier? Glänzend bewältigt, wirklich gemalt ist das Porträt von Viktor Scharf (248), aber auch Paul Joanowitsch hält den Vorbeigehenden durch eigene Kraft auf. Robert Ruß, Tina Blau sind besser als sonst vertreten und Schödl malt mit gewohnter Reinlichkeit schön gefärbte, vielfach getönte Dinge. Dafür ist Alois Hans Schram sein großes Bild für den Festsaal des Rathauses „Fischer von Erlach erklärt dem Kaiser das Modell zur Karlskirche" mißlungen. Ernsthaft mißraten. Es tut mir leid, aber ... das ist süß, bleich, konditorenhaft und das Thema allein war schon schwer genug im Kompositionellen zu fassen. Auch Larwin, der vielen gefällt, ist mir zu billig ins Feuilleton geraten, was unsereiner sicher keinen Fehler nennen würde, wäre nur das Feuilleton nicht mit so viel Aufwand und so wenig Anmut hingesetzt. Übrigens, wenn ich schon harte Sprüche austeile, das dekorative Gemälde von Adams „Die Ankunft Barbarossas an der Donau" leidet am gleichen Übel wie die Werke von Schram und Larwin. Frisch, wenn auch mehr Szene als Leben ist Epsteins Lagunenbild und eine ganze Menge Talent steckt in Egger-Lienz' Fresko „Der Totentanz". Der rotbraune Ton der Figuren, die harten Gesichter, der Tod Arm in Arm mit den Burschen — da ist alles gut gefügt und gestimmt. In dem anderen Bilde, „Die Mähe" erweist Egger-Lienz wieder seine kräftige Natur. Um noch einen Talentierten zu nennen: Schattenstein, dessen Bildnis (173) wirklich die Stimmung einer gewissen Schichte Wiener Frauen unserer Zeit — im Dalehnen, Dasitzen, Sichanziehen und den Mund verziehen — ausstrahlt. Etwas unter sein Maß geraten ist diesmal Arthur Strasser; vielleicht liegt es auch nur an den kleinen Dimensionen. Von den öden oder gar ganz kitschigen Bildern — ihr könntet einige zählen — spart mir. Sonst müßte ich den früher immer talentiert, ja mehr als das, als Individualität erscheinenden Zinsler mit seiner Pietà im Stile schlechtester Wiener Jahre des vorigen Jahres aufrufen.

Aber ich will ja nicht schimpfen. Tu's stets ungern und finde, es kommt so wenig heraus dabei, außer man reißt mit jähem Griff einen ganz falschen Poseur aus hingeschwindeltem Boden. So gehen wir also hinauf, wo zumeist die Maler unserer Väter in Ehren lächelnd späte Früchte des Lobes ernten. Ja, aber sie alle müßte historisch gesammelt und vollständig und Tag um Tag zu geben ein Museum vereinigen. Kurzlebige Veranstaltungen machen das Fehlen einer solchen Galerie nur desto stärker fühlbar. Einiges Neue sieht man aber schließlich doch immer wieder. So daß die helle Farbe allein es nicht macht, denn mancher Waldmüller ist erddunkel und in den Beziehungen der Töne doch prachtvoll. Makart wirkt selbst in zerfallenden Farben groß, Pettenkoffen kommt zu Ehren, Schindlers Name wird wieder genannt, die Anfänge von Angeli und Schönheiten wie Eisenmengers Kinderporträt erhöhen die Trauer um vertane Zeit. Ja, wenn man damals seit den siebziger oder gar fünfziger Jahren ... Einzugestehen ist ja, daß den uns so lieben Alten der Zug ins große gefehlt hat, ja, daß sie auch hie und da schlechtes, sehr schlechtes malten, wird man bald anfangen müssen zu sagen. Immerhin, es ist hübsch in dieser Gesellschaft zu weilen; und geht man fort, hat man fast vergessen, daß von den 717 Werken 617 doch zu viel waren oder 517. In den beiden anderen Ausstellungen wurde dieser Fehler nicht begangen. Besonders der Hagenbund, der, so lange die Klimtgruppe schweigt, unsere Kunstförderung besorgt, ist wieder zu loben. Seine Ausstellung weist auch auf das Positive hin, das diese letzten Jahre unserem Lande gebracht haben: eine ungemein feine und auch starke Entwicklung der dekorativen Kräfte. Auf diesem Gebiete sind wirklich die Sinne der Schaffenden und Genießenden durch die Arbeit des letzten Jahrzehntes in größerer Entfaltung gefördert worden. Das Ganze und jedes Detail unseres jetzigen Lebens zeigt's und die Hagenbund-Ausstellung, der sich die böhmischen Vereinigungen „Manes" und „Sztuka" angeschlossen haben, ist auch ein Ausdruck dieses Fortschritts. Wie gut auch schon vordem manche Sezessionsausstellung arrangiert war, eine so angenehm geformte Ausstellung wie die im Hagenbund jetzt (von den Werken ganz abgesehen) hatten wir noch nicht. Wenn auch die große, das Wesen beherrschende Eintrittshalle bei der ersten Wirkung vom kleinen Vorraum aus ein wenig zu flimmerig wirkt, die Lösung der Räume ist doch ausgezeichnet. Das kleine Entree für Plastik mit den sehr guten Götzen Barwigs läßt in die Halle auf den „Huldigungsraum" blicken. Nein — ganz große, himmelanschwebende Kunst ist dieses Arrangement Urban — darin eine Kaiserbüste und Löwen aus Holz von Barwig geschnitzt vor einem ganz goldig-byzantinischen (kein Nebensinn!) Glasmosaik von Graf entworfen und Geyling ausgeworfen — ja nicht. Das Beste scheinen mir die weniger wesentlichen Sandsteinreliefs von Stemolak. Aber dafür wirkt diese Dekoration und es macht ja nichts, wenn's nur Dekoration ist, was wirkt. Vor allem aber entspricht diese Raumlösung mit dem einen sehr weiten langen Festraum und den anschließenden kleinen Zimmern dem Charakter der Bilder. Über die Leute von der Sztuka ist ja schon bei ihrer Kollektivausstellung in herrlichster Weise gesprochen worden; was sonst vom Hagenbund und Manes da ist, hat so sein anständiges internationales Niveau, aber mehr ist's nicht. Man war eben in Paris, zumeist bei Julian, hat von Gauguin und

Maillol bis zu den alten Sienesern so ziemlich das Nötige gesehen und malt jetzt „auf der Höhe der Zeit". Manchmal noch um einen Zentimeter hinüber, aber doch so, daß die Bilder in gut eingerichtete Wohnungen hineingehen und dort hübsch als dekorative Flecke wirken. So muß man Lefler, Urban, wohl auch Hampel nehmen, nicht höher. Karl Huck scheint mir ein sehr gutes Talent zu haben, aber es ist doch eher ein dekoratives als ein innerliches. Aber werten zwischen den beiden Wesensgattungen muß man ja nicht. (Übrigens ist Nr. 34 „Erwachen" doch sehr gut.) Ein wenig Münchener Charakter ist auch anzutreffen und Otto Bruenauer geht für seinen Teil aufs Japanische los. Es ist eben eine kosmopolitisch angewehte Ausstellung österreichischer Künstler. L. F. Graf, von dem ich mir schon eine Weile ein paar ganz persönliche Werke erwarte, hat ein gutes da, das Kinderporträt. Die Bilder aus dem Bade und die allzu starke blaue Tönung auf dem Doppelporträt zeigen ihn aber doch noch immer auf der Landstraße und manchmal führt die uns Österreicher in Fernen, aus denen man nicht mehr heil zurückkommt. Ich, der blöde Laie, glaube übrigens, er nimmt seine Farben immer um einen Ton zu stark, zu grell und findet dann nicht mehr nach Hause. Hugo Baar hat gewiß ein dekoratives Landschaftstalent, aber vieles ist so unsicher, unwirkliche, komponierte Natur, was zu Recht bestehen bleibt, wenn mir der Maler sein Motiv auch zeigen könnte. Wirklichkeiten bedeuten in der Kunst nichts; sonderlicherweise: Illusion schaffen ist alles.

Uprka mit seinen wundervollen Bauern wiederbegegnet zu haben, war eine Freude. Und an den Namen des Malers Otokar Nejedly gewöhne ich mich, weil er in sehr stillen feinen Farben gefühlsstarke Naturszenen malt. Hudecek ist, was wir wußten, ein guter Maler seiner heimatlichen Landschaft, ohne sie je so stark fassen zu können, wie Uprka oder Slavicek, dessen „Ende des Winters" die slawische Landschaftsstimmung sehr sehr schön herausbringt. „Die Bergführer" von Otto Barth, starke einfache Männer in der Höhe oben einfach, unpathetisch gemalt, verdienen ein letztes gutes Wort und J. V. Krämers „Christus und Magdalena am Morgen der Auferstehung" das letzte der Unbefriedigung.

Unter den Bildhauern ist mir noch die einfache gute Art von Josef Heu aufgefallen — im allgemeinen schlagen aber doch wieder die Polen ihre Wirte.

Und dann bin ich also in das Haus der „Sezession" gegangen und habe an all die schönen ersten Ausstellungen gedacht und bin doch aufrichtig genug zu sagen, daß ich mir von Anfang an die Sezession ohne die ausgeschiedene Klimtgruppe nicht denken konnte. Nämlich nicht als ein förderliches Moment der Kunstentwicklung. Und habe mir gehofft, daß zwei Stunden eines langen kalten Ostertages von der Kunst erhellt würden. Es ist aber nicht so geworden. Hier ist mir die Freude an den Ausstellungen doch erstorben. Die Raumteilung oder vielmehr — Nicht-Teilung ist schon bedrückend, wüstenmäßig. Und dann fällt der erste Blick auf das verhängte Bild von Hohenberger und die Erinnerung an diese ganze sehr häßliche Geschichte kommt in die Höhe. Daß der Herr Hohenberger diese Karikatur (denn, wie man sich denken darf, ist die Überreichung eines Schweins als Huldigung an einen Weidmann und Eisenfürsten — nicht eine Höhe der ernsten Kunst) für sein Lebenswerk erklärt und auf alle Art eine Sensation haben will, bringt ihn mir ebensowenig nahe als seine recht unbedeutenden Bilder aus der Nordbahnhofgegend. Und dann steht man da und an den Wänden hängt ziemlich, wirklich ziemlich viel Schlechtes. Gleich das große Kirchenbild von Ederer für die Steinhofkirche ist schematisch, ohne Einfall in Linie, Farbe, Gruppierung und ein Flickwerk. Dann sind die Malereien von Otto Friedrich da, der so gar keine malerische Phantasie aufbringt, nicht einmal, wenn er eine Variétédame malt. So bürgerlich ist das, wie eben diese meisten Herren, die jetzt in der Sezession zurückgeblieben sind, Philister der Kunst sind und recht gut ihr Haus sperren und die paar Talente in den Hagenbund schicken könnten. Auch die Plastik ist mittelmäßig oder ärger wie Andris Weihnachtsengel mit dem umgestülpten lilafarbigen Riesenkopf und der züngelnden Flamme eigentlich kindisch ist. Die Porträtbüsten von Engelhart sind scharf und gut, seine Tierskulpturen in grünpatinierter Bronze amüsant, aber irgendwo fehlt was, was Innerliches und das haben eben die Arbeiten von Hellmer, in denen Seele ist, menschliche, künstlerische Seele. Sogar Canciani enttäuscht, wenn auch der „Arbeiter" sehr gut ist. Die Verbindung der Kaiserinbüste mit diesem Arbeiter ist eine unmögliche Symbolisierung. Erstens versteht man nicht, was gewollt ist, und zweitens ist's technisch lächerlich (mit Verlaub!). Ein anderer Plastiker, Müllner, versteigt sich in eine sehr komplizierte Barocke und so gehts weiter, Bild um Bild, Skulptur um Skulptur, mittelmäßig oder schlecht, — der Herr bitt' für mich.

Und ich hätte so gerne auch dieser Ausstellung was Schönes nachgerühmt. Wünsche aber sind eitel. Und der ruhigste Kritiker wird zuweilen sehr böse. W. Fred.

*

Wiener Theater. Die Saison neigt ihrem Ende zu und die Reisezeit kündigt sich in allerhand Gastspielen an. Nach 14 Jahren ist Mounet-Sully wieder zu uns gekommen, der letzte große Repräsentant der in der Comedie française verkörperten Tradition der französischen Schauspielkunst. Äußerlich hat er diese ruhmreiche Tradition

zwar gesprengt, innerlich aber desto strenger festgehalten. Gesprengt durch sein leidenschaftliches Begehren, womit er es durchgesetzt hatte, daß in das wie mit einer chinesischen Mauer umfriedete Repertoire der Comedie française auch die griechische Tragödie und Shakespeare aufgenommen wurden; festgehalten durch den überlieferten Darstellungsstil, unter den er auch die Werke fremder Herkunft zwang. Festgehalten überdies noch durch seine charaktervolle Energie, in seinen Konzessionen an das Publikum nicht weiter zu gehen, als bis zu Viktor Hugo, in dessen Dramen sein auf das Erhabene gerichteter Sinn immerhin noch ein nationales Ideal erblicken zu dürfen glaubte. Und wie zu Hause, so hält er's auf seinen Gastspielreisen. „König Oedipus", „Ruy-Blas" und „Hamlet", das waren die drei Werke, die er beinahe demonstrativ für sein Gastspiel in der Volksoper erwählt hat. Neues vermochte er uns in keiner seiner drei Rollen zu sagen. Auch nicht als Ruy-Blas, den er zum ersten Male in Wien spielte. Wieder bestaunte man seine fabelhafte Beherrschung alles Technischen, seine gemessene Art, zu stilisieren, sowie seine meisterhafte Sprachbehandlung, wiewohl an ihnen das Alter nicht spurlos vorüber gegangen ist. Seine Stimme hat viel von ihrem pathetischen Wohllaut verloren und klingt heute rauh und brüchig, seine Erscheinung zeigt Fettablagerungen, die es der Illusion schwer machen, ihm noch den Heldenliebhaber zu glauben, und seine Gebärdensprache bewegt sich in geometrisch erstarrten Linien, die man mit Reißfeder nachziehen zu können wähnt. Und dennoch liegt auf dieser durch und durch „künstlichen" Kunst, die sich alles — Wort, Ton und Bewegung — so tadellos zurechtlegt und in Übereinstimmung bringt, daß wir die musivische Art des Gestaltens kaum bemerken, der Abglanz einer majestätischen Würde, die als Reinkultur des schönen und erhabenen Scheines zur Bewunderung zwingt, auch wo wir uns davon ein wenig angefröstelt fühlen. Freilich dürfen wir uns dabei nicht verhehlen, daß diese feierlich abgezirkelte Art Komödie zu spielen, an die französische Bühne gebunden ist. Sie auf die deutsche Bühne übertragen, dies käme genau dem Schritte gleich, der vom Erhabenen zum Lächerlichen führt. Gleichzeitig mit Mounet-Sully führte Frau Marie Pospischil, den Wienern noch von ihrer Tätigkeit im Burgtheater als unpersönliche Routiniere in Erinnerung, einige Gastspielabende im Raimundtheater durch, und wen es gelüstete, sich von den Fortschritten ihrer Routine zu überzeugen, der war gezwungen, wieder einmal die verblaßten Sensationen der „Fedora" und der „Heimat" über sich ergehen zu lassen. Die Gastspielabmachung rührte noch aus der Ära Lautenburg her. Ebenso die Erwerbung jener beiden Stücke, die das Raimundtheater zwischen dem ersten und zweiten Jubiläum des Schwankes „Die blaue Maus" als literarische Frühlingsopfer dargebracht hat. Zufällig trug weder das Drama „Über den Wassern" von Georg Engel, noch die Detektivkomödie „Der Wanderfalke" von dem Dänen Gustav Eßmann die Vorbedingungen für einen Erfolg in sich. Sonst müßte man sich energisch auflehnen gegen die frivole Art, wie jetzt im Raimundtheater das große Reine-Machen betrieben wird. Auch bei den Novitäten, die die übrigen Bühnen in den letzten Wochen brachten, konnte man sich des Gefühles nicht erwehren, als stünde die Förderung neuer Begabungen im Zeichen des Auskehrbesens. Im Deutschen Volkstheater brachte es ein Schwank, „Das Liebesnest" von Robert Reinert, einem in München lebenden Niederösterreicher, auf eine einzige Aufführung. Im Bürgertheater wurde ein Schauspiel „Goldene Jugend" von Sil Vara bald wieder vom „Gretchen" abgelöst. Augenblicklich sucht man dort das Heil in einem französischen Lustspiel „Bruder Jacques" von Henry Bernstein und Pierre Veber, das in seiner Rückkehr zu den Rühreffekten der Marlitt nur als Reaktionserscheinung Beachtung verdient. Die „anständige" Art aber, der es auf so seltsamen Wegen zustrebt, schien den Besuchern des Bürgertheaters nicht recht behagen zu wollen, und man merkte es ihnen an, daß sie es lieber mit dem kecken, leichtsinnigen Genre halten, als für eine einzige spannende Szene vier lange Akte sich die Tränensäcke kneten zu lassen. Das Lustspieltheater spannte mit einem älteren Lustspiele des seligen Labiche eine einaktige Satire „Automobil" von Ludwig Bauer zusammen, die nach meinem Gefühl nur zu sehr mit aphoristischem Flitter überladen ist, um so leicht und keck dahinsausen zu können, wie es wohl in der Absicht ihres Urhebers gelegen sein mochte. Der chronistischen Vollständigkeit halber sei schließlich noch registriert, daß das Theater an der Wien sich eine neue Operettenwalze eingelegt hat: „Der schöne Gardist", Musik von Heinrich Berté, Buch von Alexander Landesberg und A. M. Willner. Sie wurde offenbar deshalb noch nicht mit einer neuen ausgetauscht, weil es sich für den Rest der Saison nicht mehr verlohnt.

Theodor Antropp.

*

Zeitschriftenschau. (Jänner und Februar.) In der „Deutschen Rundschau" schreibt Arthur Schurig über Hugo von Hofmannsthal.— Helene Migerka veröffentlicht in der „Zukunft" eine reizende Novellette: Ihre Schützlinge. — Die „Sozialistischen Monatshefte" (Heft 1) enthalten eine Plauderei „Die Wanderer und das Ziel" von Rosa Mayreder und eine interessante Chronik über das Kunstgewerbe von Jos. Aug. Lux, von dem in einem anderen Heft dieser Zeitschrift ein längerer Artikel über die moderne

Kunstbegabung und die Industrie enthalten ist. Im selben Heft liefert Henriette Fürth einen sehr verständnisvollen Beitrag zur Sexualpädagogik: Der Aufklärungsunterricht. — Eine beachtenswerte Abhandlung des Privatdozenten der deutschen technischen Hochschule in Brünn Dr. Othmar Spann finden wir in der (Tübinger) „Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft." Der Verfasser macht den methodologischen Versuch, die Nationalökonomie logisch aufzubauen und ihr Verhältnis zur Psychologie und zu den Naturwissenschaften festzustellen. — In der „Friedenswarte" tritt J. Novikow in einem sehr lesenswerten Artikel dafür ein, daß künftig auf den Friedenskongressen weniger sentimental, dagegen mehr realistisch vorgegangen werden möge. Es sollten nur wenige wichtige Fragen, diese aber gründlich erörtert werden. — In „Westermanns Monatsheften" berichtet Prof. Dr. Gurlitt über die Beziehungen Friedrich Hebbels zu dem Landschaftsmaler Louis Gurlitt. — Eine Fülle neuen biographischen Materiales bietet Balduin Groller in einem Aufsatz über Makart in „Velhagen und Klasings Monatsheften." Dasselbe Heft bringt auch eine neue Auswahl von Altwiener Walzern von Josef Strauß, die Artur Schnabel neu gesetzt hat. — In den „Historisch-politischen Blättern für das Katholische Deutschland" setzt Richard v. Kralik seine Studien über die Entwicklung der homerischen Poesie fort. — Die „Annalen des Deutschen Reiches" enthalten einen sehr interessanten und ausführlichen Aufsatz des Regierungsrates Dr. Seidel (in Allenstein) über das Sparkassenwesen in Österreich.

In der „North American Review" schreibt Reginald B. Leach über das gelbe Fieber und die Mosquitotheorie, die bekanntlich auch für die Malaria von Bedeutung ist. Er kommt zu dem Schlusse, daß die Vertilgung der Mosquitos nur ein teilweiser Schutz sei, während er in dem aus Brasilien stammenden Gebrauch von Arsen ein absolut sicheres Mittel gegen die Ansteckung und ein wirksames Heilmittel erblickt. — Der Professor der englischen Literatur an der Birminghamer Universität J. Churton Collins schreibt im „XIX Century" über die Errichtung einer Schule für Journalisten. Er meint, daß ein solcher Versuch im Interesse vieler junger Leute, die die Universität frühzeitig verlassen und dann im Journalismus und im politischen Leben eine Haupt- oder Nebenquelle ihres Erwerbes suchen, im Rahmen einer modernen Universität gemacht werden sollte und entwirft ein Schema des Lehrgangs.

Sefer Bey schreibt in der „Revue" (Ancienne Revue des Revues) mit großer Sachkenntnis und seltener Rückhaltlosigkeit über die gegenwärtigen Verhältnisse bei der Hohen Pforte und schildert in sarkastisch interessanter Weise die einzelnen politisch einflußreichen Persönlichkeiten in Konstantinopel. Das zweite Februarheft der „Revue des Deux Mondes" enthält einen Aufsatz von René Pinon über die Entwicklung Bulgariens in den letzten 30 Jahren. Sehr lesenswert sind in demselben Heft auch die geistreichen Ausführungen M. T. de Wyzewa über D'Annunzios neuestes Werk und die Darlegungen Louis Delzons über die Liquidation der Congregationen.

In der „Rivista d'Italia" finden wir einen interessanten Artikel von Enrico Catellani über die internationale Politik im Jahre 1907. Bei Besprechung der Lage am Balkan meint der Autor, es habe eine Zeitlang geschienen, als würde Italien als gleichwichtiger Faktor mit Österreich und Rußland, den Urhebern des Mürzsteger Programmes, auftreten können. Diese Hoffnung habe sich aber illusorisch erwiesen: Italien sei nur gewissermaßen Ehrenmitglied einer Versammlung, das sich entfernt, wenn die wirklichen Mitglieder zur Besprechung wichtiger prinzipieller Fragen sich zusammensetzen. — In der „Nuova Antologia" schreibt Senator G. Cadolini über die Flußschiffahrt Italiens und bespricht insbesondere die Wichtigkeit des Verkehrs auf dem Po und den lombardischen Kanälen. Im selben Hefte findet sich auch eine eingehende und leicht faßliche Darstellung des, wie uns scheinen will, doch etwas allzu phantastischen Projektes des Ingenieurs Caminada, einen eigenartigen Schleusenkanal von Genua über den Apennin und die Alpen nach Basel zu bauen. Caminada, ein self mademan, der insbesondere in Brasilien reiche Erfahrungen gesammelt, ist eben im Begriff, im Garten der Accademia dei Lincei in Rom ein Modell im großen Maßstab herzustellen, welches das allmähliche Aufsteigen einer Barke von $2^1/_2$ m Länge nach seinem System demonstrieren soll.

„Österreichische Rundschau", XV., 3.
Redaktionsschluß 27. April 1908.
Ausgegeben 1. Mai 1908.
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Leopold Freiherr von Chlumecky, Dr. Karl Glossy,
Dr. Felix Freiherr von Oppenheimer.
Chefredakteur: Dr. Karl Glossy. Verantwortlicher Redakteur: Karl Junker.

Notizen.

Das Vorlesungs-Verzeichnis der heurigen wissenschaftlichen Hochschul-Ferialkurse in Salzburg umfaßt nachstehende Vorlesungen und Exkursionen.

Philosophisch-historische Fachgruppe: Universitätsprofessor Dr. Paul Hensel in Erlangen: „Carlyle und die christlich-soziale Bewegung in England", 6 Stunden; Universitätsprofessor Dr. Moritz Hoernes in Wien: „Urgeschichte des Menschen (besonders in Europa)", mit Lichtbildern, 6 Stunden; Universitätsprofessor Dr. Friedrich v. der Leyen in München: „Das Märchen, insbesondere das deutsche, sein Ursprung, seine Wanderungen, sein Wesen", 6 Stunden; Universitätsprofessor Dr. Ernst Sieper in München: „Ruskin und die ästhetische Kultur", 6 Stunden; Privatdozent Dr. Walter Küchler in Gießen: „Die französische Romantik", 6 Stunden; Universitätsprofessor Dr. Gregor Sarazin in Breslau: „Strömungen der neuen englischen Literatur", 5 Stunden; Geheimrat Universitätsprofessor Dr. Wilhelm Ostwald in Groß-Bothen: „Über große Männer", 5 Stunden; Universitätsprofessor Dr. H. v. Arnim in Wien: „Politische Theorien griechischer Philosophen", 6 Stunden; Hofrat Dr. Gustav Weigand, Universitätsprofessor in Leipzig: „Über ethnographische Verhältnisse der Balkanländer", 6 Stunden; Universitätsprofessor Dr. Johannes Kromayer in Czernowitz: „Roms Kampf um die Weltherrschaft im Lichte der neuesten Forschung", mit Lichtbildern, 4 Stunden; Universitätsprofessor Dr. G. Kaufmann in Breslau: „Die deutschen Universitäten und der Staat im 19. Jahrhundert", 6 Stunden. **Naturhistorische Fachgruppe:** Universitätsprofessor Dr. Moriz Hoernes in Wien: „Anthropologie (Naturgeschichte des Menschen)" mit Lichtbildern, 6 Stunden; Universitätsprofessor Dr. Ernst Lecher in Prag: „Die neuesten Vorstellungen über das Wesen der Elektrizität; eine gemeinverständliche Darstellung der modernen Elektronentheorie", 5 Stunden; Dr. Gustav Jäger, Professor der technischen Hochschule in Wien: „Luftschiffahrt" mit Demonstrationen, 3 Stunden; Dr. A. de Quervain, Privatdozent, Meteorologische Zentralanstalt in Zürich: „Ausgewählte Kapitel der Meteorologie (die Frage der Wetterprognose — Wolkenformen und Wolkenbildung — die moderne Erforschung der höheren Atmosphäre)", mit Lichtbildern, 4 Stunden; Privatdozent Dr. Ad. Wagner in Innsbruck: „Darwin und Lamarck", mit Lichtbildern, 5 Stunden; Obersanitätsrat Universitätsprofessor Dr. Ferd. Hueppe in Prag: „Über Städte- und Wohnungs-Hygiene", mit Lichtbildern, 6 Stunden; Dr. H. Erdmann, Professor der königl. technischen Hochschule zu Berlin: „Chemie des Radiums und seiner Verwandten", mit Experimenten, 5 Stunden; Universitätsprofessor Dr. Svante Arrhenius in Stockholm: „Kosmogonische Fragen", 6 Stunden; Universitätsprofessor Dr. Rudolf Hoernes in Graz: „Über Erdbeben und Vulkanausbrüche", mit Lichtbildern, 6 Stunden. **Juristische Fachgruppe:** Universitätsprofessor Dr. V. Waldner in Innsbruck: „Die Gewaltnatur des Prozesses", 2 Stunden. **Exkursionen:** Universitätsprofessor Dr. Rudolf Hoernes in Graz: „Geologische Exkursion nach Adnet". Universitätsprofessor Dr. K. Fritsch in Graz: „Botanische Exkursion auf die Scharitzkehlalpe bei Berchtesgaden".

Einen Wettbewerb unter deutsch-böhmischen Bildhauern veranstaltet die Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen für eine Medaille zur Feier des 500jährigen Bestandes der Universität Leipzig und setzt für die drei besten Entwürfe *K* 250.— und für die Ausführung des mit dem 1. Preis gekrönten Entwurf den weiteren Betrag von *K* 1250.— aus.

Die Entwürfe sind bis längstens 1. Oktober 1908 im Sekretariate der genannten Gesellschaft, Prag I., Husgasse 20, einzureichen, woselbst auch die näheren Bedingungen des Wettbewerbs in Erfahrung gebracht werden können.

*

Büchereinlauf.

Vom Urtier zum Menschen. Gemeinverständliche Darstellung des gegenwärtigen Standes der gesamten Entwicklungslehre. Von Dr. Rudolf Magnus. Halle a. S. 1908, Carl Marholds Verlagsbuchhandlung.

Neue Verbrecherstudien. Von Prof. Cesare Lombroso. Autorisierte Übersetzung aus dem Italienischen von Dr. Ernst Jentsch. Halle a. S., Carl Marholds Verlagsbuchhandlung, 1907.

Friedrich Hebbel: L'homme et l'oeuvre, Maria Magdalene essais critiques aphorismes. Von Paul Bastier, Dozent a l'académie de Posen. Paris, Emil Laroze, 1907.

Fjodor Sollogub, Das Buch der Märchen. München 1908. Verlegt bei Hans v. Weber.

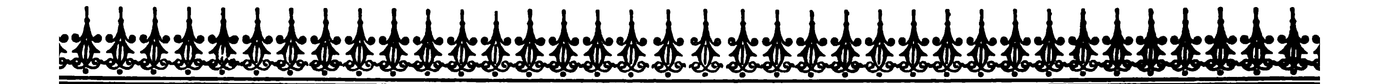
Die gelbe Flut. Ein Rassenroman von Alexander Ular. Literarische Anstalt Rütter & Loening, Verlagsbuchhandlung in Frankfurt a. M.

Kunst als Ausdruckstätigkeit. Biologische Voraussetzungen der Ästhetik. Von Dr. Oskar Kohnstamm. München 1907. Ernst Reinhardts Verlagsbuchhandlung.

Die hier angezeigten Bücher können durch R. Lechner (Wilhelm Müller), k. u. k. Hof- u. Universitäts-Buchhandlung Wien I., Graben 31, bezogen werden.

Eingesendet.

Redaktion und Administration: Wien I., Brännerstraße 4/6. Telephon 10.817.
Sprechstunde: Dienstag und Mittwoch von 6 bis 7 Uhr abends.
Unverlangte Manuskripte ohne Rückporto werden nicht zurückgestellt.
Verlag: Wien und Leipzig. K. u. k. Hof-Buchdruckerei und Hof-Verlags-Buchhandlung Carl Fromme.
Papier: Schlöglmühl.



K. k. priv. Südbahn-Gesellschaft.

Die Herren Aktionäre werden hiermit zu der am **Samstag den 30. Mai d. J., 10 Uhr vormittags, in Wien I., Eschebachgasse 11** (Saal des Niederösterr. Gewerbevereines) stattfindenden

neunundfünfzigsten General-Versammlung

eingeladen.

Tagesordnung:

1. **Mitteilung des Jahresberichtes.**
2. **Beschlussfassung über den Rechnungsabschluss des Jahres 1907.**
3. **Teilweise Erneuerung des Verwaltungsrates.**
4. **Wahl der Rechnungsrevisoren.**
5. **Übernahme des Betriebes der projektierten Lokalbahn Windisch-Feistritz-Bahnhof-Stadt.**

Nach Artikel 22 der Statuten können der General-Versammlung nur jene Aktionäre beiwohnen, welche **mindestens 40 Akt**... besitzen und diese spätestens 14 Tage vor dem Zusammentritte der General-Versammlung bei einer der nachstehend verzeichne... Kassen hinterlegt haben, und zwar:

in **Wien** bei der **k. k. priv. Österr. Creditanstalt für Handel und Gewerbe**; bei Herrn **S. M. v. Rothschild**; bei der **k. k. priv. Allgemeinen österreichischen Boden-Credit-anstalt** und bei der **Liquidatur der Gesellschaft am Süd-bahnhofe** (Administrationsgebäude);
in **Budapest** bei der **Ungarischen allgemeinen Creditbank**;
in **Triest** bei der **Filiale der k. k. priv. Österr. Creditanstalt für Handel und Gewerbe**;
in **Frankfurt a. M.** bei der **Direktion der Diskontogesell-schaft**;
in **Berlin** bei Herrn **S. Bleichröder**; bei der **Direktion der Diskontogesellschaft** und bei den Herren **Mendelssohn & Cie.**;
in **Hamburg** bei den Herren **L. Behrens & Söhne** und bei ... Herren **M. M. Warburg & Co.**;
in **Breslau** beim **Schlesischen Bankverein**;
in **München** bei den Herren **Merck, Finck & Co.**;
in **Basel** bei der **Aktiengesellschaft von Speyr & Cie.**;
in **Zürich** bei der **Schweizerischen Kreditanstalt**;
in **Paris** bei der **Depotkasse der Gesellschaft**, Rue Laffitte ...
in **London** bei den Herren **N. M. Rothschild & Sons**;
in **Mailand** bei der **Banca Lombarda di Depositi e Co... Correnti** und bei der **Banca Commerziale Italiana**;
in **Genf** bei den Herren **Lombard, Odier & Cie.**;
in **Lyon** bei den Herren **Sainte-Olive, Cambefort & Co.** u... bei **Veuve Morin-Pons & Co.**

Gegen Erlag der Aktien werden Depositenscheine und Legitimationskarten ausgefolgt, welch **letztere den Zutritt zu** ... General-Versammlung gewähren.

Abwesende Aktionäre können sich mittelst schriftlicher Vollmacht durch einen anderen Aktionär vertreten lassen, der selbst ... Teilnahme an der General-Versammlung berechtigt ist (Art. 23).

Im Vertretungsfalle ist die auf der Legitimationskarte vorgedruckte Vollmacht auszufüllen, von dem Vollmachtgeber eig... händig zu unterfertigen und spätestens am 22. Mai bei der Liquidatur der Gesellschaft in Wien (Südbahnhof) vorzuwei... Schließlich wird bemerkt, daß nach Art. 25 der Statuten kein Aktionär mehr als 10 Stimmen aus eigenem Rechte und mehr ... 20 Stimmen aus eigenem Rechte und als Bevollmächtigter anderer stimmfähiger Aktionäre in sich vereinigen kann.

Wien, im April 1908.

Der Verwaltungsrat.

(Nachdruck wird nicht honoriert.)

Neue Gesichtspunkte in der staatlichen inneren Verwaltung.

Eine Skizze von Regierungsrat Dr. Johann Ankwicz.

Der Ruf nach einer Reform der staatlichen Verwaltung ist nicht bloß bei uns, sondern fast in ganz Europa laut. Überall macht sich eine gewisse Unzufriedenheit geltend, die nach Ausdruck ringt, keiner bestimmten Richtung folgt, aber fast immer sich in Klagen äußert, daß die staatliche Verwaltung mit dem rasch vorwärtsstrebenden Leben nicht den gleichen Schritt halte, die Staatsmaschine trotz fortgesetzter Ausgestaltung und Ergänzung durch neue Räder und Räderchen nicht jenes Maß an Arbeit leiste, welches gefordert und erwartet werden könnte, der Betrieb zu kompliziert, der Gang zu schwerfällig sei usw. Art und Umfang der Klagen sind verschieden, der Inhalt ist so ziemlich gleich.

In einer Zeit, wie die gegenwärtige, welche von dem Schlagworte der „Umwertung aller Werte" beherrscht wird, ist man allerdings gewöhnt, bei der Beurteilung solcher Klagen ziemlich skeptisch zu sein; man hört aus vielen Rekriminationen den Wunsch heraus, Neues zu erleben und Neues zu schaffen, selbst auf die Gefahr hin, daß das angestrebte Neue ein Feind des guten Alten ist; man trägt auch der Erwägung Rechnung, daß die staatliche Verwaltung gerade in den letzten Jahrzehnten eine große Ausdehnung gewonnen hat, daß sie unausgesetzt auf neue Gebiete des Lebens greift, wodurch die Reibungsflächen vermehrt, neue Wünsche erzeugt und neue Klagen hervorgebracht werden. Das alles benimmt den Klagen viel von ihrem Werte. Daß übrigens die staatliche Verwaltung nicht so schlecht ist, als sie geschildert wird, kann am besten daraus ersehen werden, daß sie sich inmitten der politischen, sozialen, nationalen und konfessionellen Stürme, welche in den einzelnen Staaten toben, stets als der Hort des Gemeinsinns bewährte, daß sie den Staat tatsächlich oft aufrecht hielt, und ihn trotz aller inneren Zerwürfnisse auf eine nie geahnte Höhe des kulturellen Fortschritts hob. Wie hätte der Staat inmitten so vieler destruktiver Strömungen bestehen können, wenn die Verwaltung wirklich desorganisiert gewesen wäre?

Es sind, wie wir sehen, gewichtige Gründe, welche die Bedeutung der Angriffe auf die staatliche Verwaltung herabzumindern geeignet sind.

Bei aller Würdigung dieser Momente muß nichtsdestoweniger die Übereinstimmung, mit welcher Reformen fast gleichzeitig in vielen Staaten gefordert werden, gerade auf dem Gebiete der Verwaltung auffallen und jedem weiter blickenden Staatsmann zu denken geben. Ist doch eines der Kennzeichen der Verwaltung, daß sie nicht, wie die Gesetzgebung und Rechtspflege, nach allgemeinen, theoretischen, in fast allen Kulturstaaten gleichen oder wenigstens ähnlichen Grundsätzen normiert ist, sondern in den einzelnen Staaten verschieden geregelt wurde. Jeder Staat hat seine eigene, besondere Verwaltung. Wenn nun trotz dieser Verschiedenheit in den Formen

der Verwaltung eine solche Gleichartigkeit in dem Reformstreben sich bemerkbar macht, so liegt darin jedenfalls der Beweis, daß es sich hier nicht um eine ephemere Erscheinung handelt, welche durch besondere Verhältnisse oder Organisationsfehler in der Verwaltung dieses oder jenes Staates hervorgebracht wurde, sondern daß man es mit einem Symptome allgemeiner Natur zu tun hat, welches, was immer für eine Rolle die erwähnte vorherrschende Neuerungssucht hierbei spielen mag, doch auf einen Zwiespalt in den Anschauungen über das Wesen der Verwaltung zwischen Volk und Staat schließen läßt. Der neue Zeitgeist scheint mit dem alten Geiste, von welchem die staatliche Verwaltung noch vielfach beseelt ist, nicht zu harmonieren; es scheint, daß man von der staatlichen Verwaltung, ohne sich über die allgemeinen Ziele derselben noch genau Rechenschaft abgeben zu können, instinktiv etwas anderes erwartet als sie überhaupt bietet.

Gerade in den letzten Jahrzehnten war aber die Verwaltung bestrebt, dem Geist der neuen Zeit Rechnung zu tragen. Es ist noch nicht so lange her, daß eine, der gegenwärtigen ähnliche, allgemeine Reformbewegung zu einer grundsätzlichen Regelung der Verwaltungsrechtsprechung geführt hat. Durch besondere Verwaltungsgerichtshöfe wurde der Rechtschutz auch auf dem Gebiete des öffentlichen Lebens geordnet, die Verwaltung in andere Bahnen gelenkt, welche dem erstarkenden Rechtsbewußtsein der Bevölkerung entsprechen.

Auch auf dem Gebiete der Sozialpolitik blieb die Verwaltung nicht zurück. Die Verbesserung des Loses unbemittelter Klassen beschäftigt fast alle Regierungen, die soziale Fürsorge steht im Mittelpunkte des allgemeinen Interesses.

Niemand kann somit in Abrede stellen, daß sich in der Verwaltung, bei allem Festhalten an dem Hergebrachten, moderne Ideen geltend machen, welche dem Zeitgeiste angepaßt sind.

Wie erklärt sich nun, daß trotz alledem die Verwaltung gegen so viele Klagen anzukämpfen hat, aus welchen, wie wir gesehen haben, auf einen Zwiespalt über das Wesen der Verwaltung zwischen Staat und Volk geschlossen werden kann? Wie erklärt sich, daß eine neue Reformströmung im Flusse ist, welche weder durch die fortschreitende Ausgestaltung des Rechtschutzes, noch durch das immer weitere Kreise um sich ziehende sozialpolitische Wirken eingedämmt zu werden scheint? Wenn man bedenkt, daß diese Reformbewegung nicht bloß besitzlose, sondern auch andere Klassen der Gesellschaft ergreift, so kommt man zu der Erkenntnis, daß es sich hier um gewisse, allen gemeinsame Interessen handeln muß. Außer dem Rechtschutze und der Sozialpolitik, welche noch immer in erster Linie in Betracht kommen, scheint es somit noch andere, allen Gesellschaftsklassen gemeinsame Gesichtspunkte zu geben, von welchen aus die Verwaltung heute beurteilt wird. Diese Gesichtspunkte ringen erst nach Ausdruck, woraus sich das unsichere, nach neuen Ausblicken tappende Reformstreben und die weitgehenden, zumeist auf falschen Prämissen aufgebauten Klagen gegen die staatliche Verwaltung erklären.

Es ist selbstverständlich, daß die große, unsere Zeit bewegende soziale Strömung auch hier eine wichtige Rolle spielt — diese Seite der Frage bildet nicht den Gegenstand der vorliegenden Skizze. Was ich hier andeuten möchte, das wären diese neuen, allerdings mit der sozialen Frage in einem gewissen Zusammenhange stehenden Ge-

sichtspunkte, welche sich heute bei der Beurteilung des Wesens und der allgemeinen Zwecke der staatlichen inneren Verwaltung geltend machen und welche die erwähnte Nichtübereinstimmung zwischen Staat und Volk auf diesem Gebiete hervorzurufen scheinen.

*

Unter allen Arten der Staatstätigkeit ist die Verwaltung diejenige, durch welche der Staat als solcher in das alltägliche, praktische Leben des einzelnen Menschen am unmittelbarsten eingreift. Die Gesetzgebung und die Rechtspflege haben zwar das individuelle Leben gleichfalls zum Gegenstande, aber ihr Eingreifen ist nicht direkt oder erfolgt nicht ausschließlich im Namen des Staates: die Gesetzgebung formuliert die Rechtssätze, welche das Fundament der staatlichen und individuellen Entwicklung bilden, allgemeine Bedeutung haben, aber auf das individuelle Leben nur mittelbar einwirken; die Rechtspflege tritt wohl mit der Einzelpersönlichkeit in einen unmittelbaren Kontakt, aber maßgebend sind dabei die Grundsätze des geltenden Rechts und nur in zweiter Linie staatliche Rücksichten oder staatliche Zweckmäßigkeitsgründe. Nur in der Verwaltung steht der Staat als solcher dem Individuum gegenüber, fördert sein individuelles Wohl durch die Mittel der Gemeinschaft oder schränkt seine Willensfreiheit durch seine Zwangsgewalt im Interesse der Gemeinschaft ein, sei es als Organ der Gesetzgebung oder der Rechtspflege, sei es im eigenen Machtbereiche. In der Verwaltung tritt daher das Verhältnis zwischen Staat und Individuum am prägnantesten zutage. Die Ziele, welchen man zustreben muß, sind daher weniger von der jeweiligen Staats- und Regierungsform, als von dem historischen Werdegang des Individuums und von dessen Stellung zu und in dem Staate abhängig. Will man diese Ziele kennen lernen, so muß man dem Entwicklungsprozesse des Individuums im Staate folgen, da sich in der Verwaltung der Charakter desselben und seine Entwicklungsstufe widerspiegeln.

In England, wo das Individuum vermöge der eigentümlichen Lage des Landes ein von kontinentalen Einflüssen so ziemlich unabhängiges Dasein führte, das römische Recht nicht rezipierte, dem römisch-germanischen Imperium fremd gegenüberstand, nicht in der steten Furcht vor fremden Überfällen lebte, seine politischen Rechte frühzeitig erkämpft hatte, nahm sein ganzes Wesen einen von den kontinentalen Europäern ganz verschiedenen Charakter an. Selbständigkeit des individuellen Handelns, gleichzeitig aber Stabilität der Verhältnisse, aufgebaut auf dem System der gesellschaftlichen Über- und Unterordnung der Klassen — charakterisiert das englische Leben. Dieser Eigenart des Volkes entspricht die Eigenart der Verwaltung. In England ist die Regierung nur ein Ausschuß, ein Komitee der Majorität des Parlaments, richtiger gesagt, des House of Commons, das nicht nur über die wichtigsten Staatsfragen sondern auch über ganz geringfügige Lokalangelegenheiten entscheidet. (Siehe Sidney Low „The governance of England".) Mit dem Wechsel der Majorität des „House of Commons" wechselt die Regierung, mit ihr die Leitung großer Verwaltungszweige. Das wahlberechtigte Individuum hat somit die Gesetzgebung und die Verwaltung in der Hand, da von seinem Stimmzettel die parlamentarische Majorität abhängt, von welcher Legislative und Exekutive geleitet werden. Trotz dieser theoretisch so veränderlichen Grundlage des Staatslebens unterliegt der

englische Staat keinen grundsätzlichen Schwankungen. Theoretische Staatsummodelungspläne gelten nicht. Der Charakter des Individuums bringt es mit sich, daß sich das Alte fortpflanzt; die Magna Charta, die Petition of Rights, die Bill of Rights gelten heute, wie vor Jahrhunderten, zwei Parteien wechseln in der Regierung seit Jahrhunderten ab, Parteitradition entscheidet und nicht Reglementierungen. Es besteht nicht eine aus Berufsbeamten gebildete Verwaltung, welche den Staat gegenüber dem Individuum repräsentiert, sondern das Individuum bildet selbst die Verwaltung und ist ein Teil derselben. Die Selbständigkeit des Individuums drückt sich in der Verwaltung Englands aus, gleichzeitig das Verharren in alten Formen. Nicht staatliche Hilfe, sondern Selbsthilfe ist das Kennzeichen dortiger Bestrebungen, nicht Neuerungssucht, sondern langsamer Auf- und Zubau.

In Frankreich, wo das Individuum unter dem Einflusse des alles beherrschenden Königtums aufwuchs, wo der Staat in den letzten Jahrhunderten des Königtums im Könige personifiziert wurde — l'État c'est moi — ist der Zug der Verwaltung ein zentralistischer geblieben. Ja, selbst dann, als die französische Revolution der Legislative die Rechte der Exekutive überantwortete, zentralisierte die Legislative im Namen der „Utilité publique" noch stärker als die alte Verwaltung im Namen des Königs. Als Napoleon I. den Staat wieder herstellte, hielt er die alten zentralistischen Gewohnheiten aufrecht, und diese zentralistische Verwaltung überdauerte seither alle Revolutionen und Wechsel der Staatsformen. Sie bestand unter den beiden Kaiserreichen ebensogut wie unter dem Königtum und sie besteht heute unter der Republik in alter, kaum veränderter Form weiter. Trennung der Gewalten, Abgrenzung der Kompetenzen bilden die Grundlage des Staates, Verfassungen wechseln, die Verwaltung bleibt bestehen. Daraus erklärt sich, warum heute in Frankreich die revolutionärsten, auf Umsturz berechneten Theorien, selbst wenn sie auf kurze Zeit zur Geltung gelangen, dem Staate auf die Dauer keinen großen Schaden zufügen. Die zentralistische Verwaltung macht die Seitensprünge des Individuums wieder gut. Das Individuum in Frankreich kann von heute auf morgen Revolutionen in Szene setzen, aber der Staat erholt sich bald von diesen Schlägen, denn die zentralistische Verwaltung wirkt während und nach der Revolution fort und hält den Staat aufrecht. Das Individuum ist aber dort an diese Art Verwaltung so gewöhnt, daß es trotz aller Freiheits- und Gleichheitsschwärmerei nach momentanen Ausbrüchen sich ihr ohne weiteres fügt. Französische Umsturztheorien sind daher im Auslande, als Exportartikel, heute viel gefährlicher als in Frankreich selbst.

An den Beispielen Englands und Frankreichs läßt sich die Richtigkeit der Behauptung nachweisen, daß der Charakter der Verwaltung nicht von der Staats- oder Regierungsform, sondern von der Art der Entwicklung der Einzelpersönlichkeit im Staate abhängt. Das vom König — allerdings vom König im Parlamente — the King in the Parliament — regierte, auf der hierarchischen Absonderung der Klassen ruhende England hat die Selbstverwaltung; das republikanische, auf demokratischen Grundsätzen aufgebaute Frankreich wird staatlich zentralistisch verwaltet. Es ist viel leichter, die Staatsform als das Verwaltungssystem zu ändern, denn die Verwaltung bildet sich aus dem Leben des Individuums heraus und wird nach und nach zu einem Teile dieses Lebens, so daß eine Änderung der Lebensanschauungen und der Lebensart, somit eine Änderung in der Entwicklung des In-

dividuums selbst, fast immer die Voraussetzung für eine Änderung der Verwaltung bildet. Der gegenwärtige konstitutionelle Kampf in Rußland hat an der Regierungsform manches geändert, das Verwaltungssystem im Innern dürfte aber erst nach mehreren Entwicklungsphasen der Einzelpersönlichkeit in Rußland geändert werden.

In Mitteleuropa, insbesondere in Deutschland und Österreich, unterlag die Einzelpersönlichkeit zum Teile französischen, zum Teile englischen Einflüssen. Nach französischem Muster kämpfte sie fast unausgesetzt im 19. Jahrhunderte um politische Rechte, von der Anschauung der französischen Revolution ausgehend, daß das individuelle Wohl ausschließlich von der Erlangung dieser Rechte abhänge. In diesem Kampfe bildete jener Teil der staatlichen Verwaltung, in welchem die Herrschaft des Staates über das Individuum hervortrat, eines der Angriffsobjekte. Der Kampf um politische Rechte war zu gleicher Zeit ein Kampf gegen die „polizeiliche" Tätigkeit der Verwaltung. In dieser ersten Phase der Entwicklung befindet sich, nebenbei gesagt, gegenwärtig noch das Individuum in Rußland.

Nun ist aber sonst fast auf dem ganzen Kontinente das Individuum in den Besitz der politischen Rechte gelangt: Freiheit und Gleichheit vor dem Gesetze wurden anerkannt, die staatliche Verwaltung in ihrer überwachenden Tätigkeit möglichst eingeschränkt, in vielen Staaten die lokale Selbstverwaltung allerdings unter Verkennung des eigentlichen Wesens des als Muster benutzten englischen Selbstverwaltungsrechtes eingeführt.

Die nächste Folge dieses Umschwunges war, daß der Einzelne im Staate an Bedeutung gewann. Die noch bis in die letzten Jahrhunderte nachklingenden, durch die klassische Bildung geförderten Überlieferungen des antiken Staates, in welchem der Mensch als solcher keine Rolle spielte, begannen nach und nach ihre Kraft zu verlieren; das vor dem Gesetze gleiche, politisch freie Individuum wurde zum Mittelpunkte des staatlichen Lebens. Die Idee, daß die *Förderung des individuellen Wohles* einen der Hauptzwecke der staatlichen Tätigkeit bildet, tritt nach und nach in den Vordergrund und mit ihr erweitert sich auch der Umfang jener Agenden der Verwaltung, welche diesem Zwecke dienen, der Agenden der staatlichen Fürsorge.

Durch diese fürsorgende Tätigkeit des Staates wurden tatsächlich Volkswohlfahrt und Volkskultur sehr gefördert. Die Fortschritte des menschlichen Geistes auf allen Gebieten des Lebens trugen dazu bei, daß die dem Gemeinwohle gewidmeten Anstalten des Staates einen großen Aufschwung nahmen und das persönliche und wirtschaftliche Leben *aller* in ganz neue Bahnen lenkten. Die Schöpfungen der Neuzeit, durch welche fast jede Erfindung im Interesse der Gesamtheit verwertet wird, erleichtern den Kampf der Menschen mit der Natur und das Dasein inmitten der Natur. Was jedoch den Kampf der Einzelnen gegeneinander, das Dasein derselben innerhalb der Grenzen der bestehenden Rechtsordnung anbelangt, so galt zunächst in ganz Europa der Grundsatz, daß dieser Kampf bei freier Entwicklung der Kräfte ausgefochten werden soll. Dem individuellen Wohle sei die Freiheit der Entwicklung am förderlichsten und habe der Staat nur dann einzugreifen, wenn das Individuum, sei es infolge von Krankheit, sei es infolge voller Arbeitsunfähigkeit, zum Lebenskampfe untauglich erscheint. Sonst habe die Einzelpersönlichkeit den Lebenskampf auf eigene Faust auszukämpfen.

Auf diesen Lebenskampf, ohne Anlehnung an eine fremde Stütze, war jedoch die Einzelpersönlichkeit im kontinentalen Europa nicht recht vorbereitet. Das Beispiel Amerikas, welches auf diese Entwicklung von großem Einflusse war und auch zur Verbreitung demokratischer Grundsätze nicht wenig beitrug, erwies sich als nicht zutreffend. Denn in den Vereinigten Staaten Amerikas, welche auf dem Grundsatze der Demokratie aufgebaut waren, war das Individuum schon von Anfang an die Führung des Existenzkampfes auf eigene Faust gewöhnt und kämpfte ihn dort inmitten einer Gesellschaft, welche keine anderen sozialen Rangsunterschiede kannte als die der Armut, des größeren oder kleineren Besitzes. Das kontinentale Europa jedoch hatte sich aus der ständischen Verfassung heraus entwickelt, in welcher das Individuum nur als Mitglied eines Standes zur Geltung kam. Diese Mitgliedschaft erleichterte ihm die Existenz: in seinem Stande oder in seiner Zunft fand es immer Anlehnung. Durch den Staat wurde das Individuum an die Selbständigkeit nicht gewöhnt, da der alte Staat von dem Grundsatze der alles regelnden, überwachenden obrigkeitlichen Tätigkeit ausging. Die Erziehungsmethode in den Schulen trug ebensowenig dazu bei, in dem Einzelnen die Eigenschaften zur selbständigen Betätigung zu fördern und es für den Lebenskampf vorzubereiten. So stand das Individuum nach Beseitigung der Stände und Zünfte ohne Stütze da. Was war die Folge? Daß es nach zahlreichen anderen Versuchen schließlich trachtet, auf einem anderen Wege eine Erleichterung des Kampfes ums Dasein zu erlangen. Zunächst geht das allgemeine Streben dahin, anstatt eines Lohnes, welcher in Amerika fast für alle Arten der Tätigkeit gilt, aber die Existenz nicht sicherstellt, eine Besoldung zu erlangen, welche den Menschen über die Zufälligkeiten des Lebens erhebt und nicht von einem Tag auf den anderen dem Kampfe aussetzt. In Amerika strebt man nach einem möglichst hohen Lohne, in Europa nach einer noch so niedrigen Besoldung und nach einer womöglich lebenslänglichen „Anstellung".

Dieses Streben nach Anstellungen wurde durch die gesellschaftlichen Anschauungen im kontinentalen Europa stark gefördert. Während das allgemeine Rechtsbewußtsein dem Grundsatze der Gleichheit huldigt, während der Staat diesen Grundsatz auf politischem Gebiete durchzuführen trachtet, steht die europäische Gesellschaft auf dem Standpunkte der Differenzierung der Menschen nach Klassen, Beschäftigungsart, Geburt und Abstammung. Unter den Anstellungen stehen jene, mit welchen die Ausübung staatlicher Funktionen verknüpft ist, auf der sozialen Leiter am höchsten, was einen enormen Zudrang zu diesem Beruf hervorruft. An dem Wettlauf um Anstellungen nehmen alle Klassen teil: die Besitzenden, weil durch Anstellung, insbesondere seitens des Staates, die soziale Wertschätzung erhöht wird, die Besitzlosen, weil darin ein Mittel zur Sicherung der Existenz und zum Aufsteigen auf der sozialen Leiter erblickt wird. Die sozialpolitische Richtung des Staates, welche eine Ausdehnung der staatlichen Agenden bewirkt, trägt zur Vermehrung der Zahl der Anstellungen bei. Die Armee der Staatsbeamten wächst in allen Staaten des Kontinents und wird, so weit es sich voraussehen läßt, noch mehr wachsen

Anderseits trachtet das Individuum sich in dem schweren Lebenskampfe dadurch zu helfen, daß es auf Umwegen zu den alten ständischen Verhältnissen zurückkehrt. Es vereinigt seine Interessen mit den gleichartigen Interessen anderer, deren

gemeinsame Vertretung nach außen stärker wirkt als sein vereinzeltes Auftreten. An Stelle der aufgehobenen Stände treten jetzt Berufsstände, die sich organisieren und indem sie ihre besonderen Berufsinteressen geltend machen, dem Einzelnen den Lebenskampf erleichtern: Arbeiter, Handwerker, Kaufleute, Bauern, Grundbesitzer, Beamte usw. — sie alle beginnen solidarisch vorzugehen und ihre gemeinsamen Interessen nach außen zu vertreten. Der Einzelne führt den Lebenskampf nach innen, Berufsstände nach außen.

So kehrt das vor dem Gesetze gleiche Individuum gewissermaßen zu der alten ständischen Interessenvertretung zurück. Es kehrt bis zu einem gewissen Grade auch zu den alten Zünften zurück, indem vielfach der Befähigungsnachweis, der Konzessionszwang u. a. eingeführt wird, wodurch die Erreichung des Schutzes vor übermäßiger Konkurrenz — einer der wichtigsten Zwecke der Zünfte — angestrebt wird.

Es vollzieht sich ein Kreislauf, in welchem die früheren, vor nicht langer Zeit abolierten Organisationen in geänderter Form wieder zum Vorschein kommen — alles selbstverständlich auf dem Hintergrunde der großen sozialen Frage.

In dieser Epoche befinden wir uns jetzt: in der Epoche des Ansturmes der in Berufsorganisationen vereinigten Einzelpersönlichkeiten auf den Staat um Hülfe in dem Existenzkampfe.

*

Daß die staatliche Verwaltung berufen ist, in dieser Epoche eine sehr wichtige Rolle zu spielen, liegt auf der Hand. Der Gedanke, daß es nötig sei, das individuelle Wohl innerhalb der bestehenden Rechtsordnung staatlich zu fördern, beherrscht die Gemüter; wer kann aber dabei tätiger mitwirken als die Verwaltung, welche, wie ich schon hervorgehoben habe, in das individuelle Leben am unmittelbarsten eingreift und an deren Führung und Leitung jeder Mensch in den Staaten Mitteleuropas historisch gewöhnt ist? Wenn heute Reformen auf dem Gebiete der staatlichen Verwaltung gefordert werden, so liegt ihnen zweifellos dieser Gedanke zugrunde.

Das Individuum genießt die großen Vorteile der staatlichen Verwaltung in den immer mehr sich entwickelnden Anstalten des Verkehrs, der Bildung, des Kredits, des Handels, der öffentlichen Sicherheit, der geordneten Rechtspflege usw., welche der heutige Staat allen seinen Angehörigen zur Verfügung stellt. Weil aber diese Vorteile allen zugänglich sind, so werden sie vom Standpunkte des persönlichen Interesses aus nicht nach Gebühr gewürdigt; ihr Wert wird der Einzelpersönlichkeit erst dann fühlbar, wenn sie dieselben entbehren muß.

Was aber das Individuum besonders stark empfindet, das sind die Leistungen oder Unterlassungen, welche von ihm für die Zwecke der Gemeinschaft gefordert werden. Hier greift die Verwaltung unmittelbar in sein Dasein ein, indem sie von ihm Steuern, Abgaben jeder Art, Erfüllung der Militärpflicht usw. verlangt oder ihm dieses oder jenes verbietet — alles im Namen des Staates.

Den Vorteilen, welche das Individuum aus den gemeinnützigen Anstalten des Staates zieht, stehen persönliche Opfer für die Zwecke der Gemeinschaft gegenüber — in beiden Fällen ist es die Verwaltung, welche hierbei im Namen des Staates wirkt. Es ist selbstverständlich, daß, je niedriger der Wert der gemein-

nützigen Anstalten veranschlagt wird, um so höher der Wert der persönlichen Leistungen oder Unterlassungen des Individuums für die Zwecke der Gemeinschaft erscheint. Die Differenz zwischen diesen beiden Schätzungen ergibt aber für manches Individuum den Wert des Staates überhaupt, in dessen Namen alles geschieht. Daraus folgt, daß für Menschen, welche infolge ihrer Stellung innerhalb der bestehenden Rechtsordnung aus den öffentlichen Anstalten des Staates nicht in gleichem Maße wie andere Vorteile zu ziehen in der Lage sind, vom Staate aber gezwungen werden, für die Zwecke der Gemeinschaft absolut gleiche oder im Verhältnisse zu ihren persönlichen Mitteln gleiche Lasten zu tragen, der Staat nicht jenen Wert zu haben scheint, den er in der Tat besitzt. Tritt noch die Meinung hinzu, daß die staatliche Verwaltung, welche in das Leben des Individuums unmittelbar eingreift, nur die Interessen der Gemeinschaft und nicht die persönlichen Interessen des Individuums zu wahren pflegt, so entsteht daraus eine Entfremdung zwischen Staat und Individuum. Zu dieser Entfremdung trägt der Staat selbst bei, indem er gerade jene Gebiete, auf welchen das individuelle Wohl unmittelbar in Frage kommt, Armenpflege, Arbeitsvermittlung, verschiedene Arten der Versicherung, Kreditgewährung u. a. nicht der eigenen Verwaltung, sondern den Selbstverwaltungskörpern, insbesondere den Gemeinden oder aber der privaten Tätigkeit überließ. Auch alle Irrtümer, welche von der staatlichen Verwaltung bei der Behandlung von Fragen individueller Natur begangen werden, ebenso wie alle Organisationsfehler der Verwaltung, Bureaukratismus, Formalismus, Protektionswesen, Mangel an richtigen Männern auf richtigen Plätzen usw. — alle Vorwürfe, welche der staatlichen Verwaltung gemacht zu werden pflegen — tragen dazu bei, den Wert des Staates vielfach herabzusetzen. Mag daher der Staat auf dem Gebiete der Volkskultur und der Volkswohlfart noch so Hervorragendes geleistet haben, alle diese Leistungen werden durch Klagen vom Standpunkte des persönlichen Wohles in den Schatten gestellt. Ganz im Gegensatze zu den Engländern und Amerikanern, bei welchen das Ansehen des Staates unter den Existenzkämpfen des Individuums nicht leidet, pflegt der kontinentale Europäer in vielen Fällen die Tätigkeit der Verwaltung mit dem — Staate selbst zu identifizieren und deren Mängel den Staat entgelten zu lassen. Schon dieser Umstand allein beweist, welche Bedeutung der Verwaltungsreform in dieser Richtung zukommt.

Ich möchte zur Kennzeichnung dieser Richtung nicht das so vielfach mißbrauchte Wort „sozial" gebrauchen. Der Ideengang scheint mir vielmehr annäherungsweise im folgenden zu liegen: Das Individuum in Mitteleuropa ist infolge seines historischen Werdeganges auf die staatliche Hilfe angewiesen: es erwartet von dem Staate die Förderung seines persönlichen Wohles. Diese fördernde Tätigkeit des Staates macht sich naturgemäß dann am fühlbarsten, wenn das Individuum mit der staatlichen Verwaltung in direkte Berührung kommt; da hofft es, diesen Standpunkt anerkannt zu sehen. Nun ist aber auch die Verwaltung, ähnlich wie das Individuum, das Produkt der Vergangenheit, sie paßt sich nach und nach der Entwicklung des Individuums an, aber diese Anpassung erfordert Zeit. Durch Jahrhunderte betrachtete die Verwaltung die Ausübung der obrigkeitlichen Gewalt, durch viele Jahrzehnte des letzten Jahrhunderts die Beobachtung des Grundsatzes der Nicht-

einmischung in das individuelle Leben als ihre Hauptaufgabe. Die Entwicklung des Individuums in den letzten Jahrzehnten erfolgte so rasch, daß die Verwaltung nicht imstande war, mit der Wandlung desselben gleichen Schritt zu halten. Sie hält noch vielfach an den alten Grundsätzen fest und tritt zumeist nur als Vertreterin des Gemeininteresses auf. Hat der Einzelne auf besonderen Titeln begründete Rechte, so werden diese selbstverständlich in erster Linie geschützt, sonst spielt das Privatinteresse eine sehr untergeordnete Rolle. Dieses Privatinteresse ist allerdings in dem Gemeininteresse mitenthalten und umgekehrt; in dem Momente jedoch, wo das Individuum mit der Verwaltung in direkte Berührung tritt, sondert sich dieses Privatinteresse von dem Gemeininteresse ab und tritt als Gegenpartei auf. Je höher die Bedeutung des einzelnen Menschen im Staate steigt, um so stärker ist die Stellung des Privatinteresses gegenüber dem Gemeininteresse. Wenn nun die Verwaltung nur das Gemeininteresse berücksichtigt, so handelt sie, nach Ansicht des dadurch betroffenen Individuums, parteiisch oder kurzsichtig; sie handelt als Obrigkeit, aber nicht als Regierung. Ich will das an Beispielen erläutern:

Wenn jemand eine Fabrik gründen will und die Verwaltungsbehörde das Konzessionsgesuch ausschließlich von dem Standpunkte beurteilt, ob sich dagegen öffentlich-rechtliche Bedenken erheben lassen, dabei aber vollkommen unberücksichtigt läßt, daß von der beabsichtigten Gründung das Wohl vieler Individuen abhängt, so handelt sie als Obrigkeit, aber nicht als Regierung. Wenn die Finanzbehörde diese neue Fabrik sofort mit so hohen Steuern belegt, daß ihre Existenz in Frage gestellt wird, so handelt sie als — Obrigkeit, aber nicht als Regierung.

Oder: wenn die Verwaltungsorgane ein gemeingefährliches Individuum nach erfolgter Abstrafung sofort in seine Heimat abschieben, ohne in Betracht zu ziehen, daß diese Maßregel die volle Vernichtung seiner Existenz bedeutet, ohne zu überlegen, ob es nicht ein anderes, seinen Verhältnissen angepaßtes Mittel gebe, wodurch die Gemeingefährlichkeit ohne Vernichtung seiner Existenz beseitigt oder gemindert werden könnte — so ist ein solches Verfahren vom obrigkeitlichen Standpunkte gerechtfertigt, verdient jedoch nicht die Bezeichnung einer Regierungsmaßregel. Denn „regieren" heißt: nach bestimmten Zielen lenken, somit denken, individualisieren, voraussehen. „Gouverner, c'est prévoir", sagen die Franzosen, allerdings mit Bezug auf politisches Regieren.

Und wenn dieser ausschließlich obrigkeitliche Gesichtspunkt in allen Fällen, in welchen das Individuum mit der Verwaltung in Berührung tritt, über das Privatinteresse den Sieg davonträgt, was ist dann die Folge? Daß der durch die bestehende Rechtsordnung begründete Gegensatz zwischen Gemein- und Privatinteresse noch mehr verschärft wird. Dieser Gegensatz verlöre in den mitteleuropäischen Staaten viel von seiner Schärfe, wenn die Verwaltung sich hier als Vermittlerin zwischen dem Gemein- und Privatinteresse betrachten und innerhalb der Gesetzesschranken in jedem einzelnen Falle eine Mittellinie zwischen beiden ziehen würde.

Die angeführten zwei Beispiele sind belanglos, aber wie viele andere hochwichtige Gebiete des Lebens gibt es, auf welchen die Verwaltung innerhalb der Grenzen der bestehenden Rechtsordnung, auf Grund freien Ermessens, oder zwingender Normen das individuelle Wohl fördern kann! Wie viel kann da schon

die Form des amtlichen Verkehrs wirken, aus welcher ersichtlich sein müßte, daß auch das Privatinteresse in Betracht gezogen wurde und dieses nur der Übermacht des Gemeininteresses weichen mußte!

Es ist selbstverständlich, daß die Verwaltung ihrer Aufgabe nur unter der Bedingung entsprechen kann, wenn ihr Gang ein geregelter ist und das Individuum nicht schon unter dem schlechten Funktionieren der Verwaltungsmaschine, unter Verschleppung der Erledigung, formaler Wichtigtuerei und Unverstand zu leiden hat. Daher ist jede Vereinfachung der Verwaltung, jede Verbesserung ihrer Organisation, jede Befreiung von Formalismus und die Auswahl geeigneter Beamten als ein Fortschritt auf dem angedeuteten Wege zu begrüßen.

Da anderseits das Individuum nur im Zustande der Ordnung gedeihen kann, so wird die Verwaltung diese in vielen Staaten stark erschütterte Grundlage des individuellen Wohles gerade im Interesse des Individuums selbst mit starker Hand festigen.

Je mehr sich die Ansicht verbreitet, daß die staatliche Verwaltung nicht nur das Interesse der Gemeinschaft, sondern in jedem einzelnen Falle auch das des Individuums wahrt, um so leichter wird es sein, die gesetzliche Ordnung aufrechtzuerhalten.

Von diesem Geiste beseelt — man sieht das Vordringen dieses Geistes schon in vielen Staaten des Kontinents — übt die Verwaltung schon heute auf die übrigen Gebiete des Staatslebens, auf Gesetzgebung und Rechtspflege, einen immer mehr steigenden Einfluß aus. Die Verwaltung repräsentiert ja die Praxis des Lebens. Die Erfahrungen der Verwaltung tragen dazu bei, auch in den gesetzgebenden Körperschaften viele theoretisch weitgehende, aber praktisch schwer ausführbare Bestrebungen in richtige Bahnen zu leiten. Schon heute sehen wir Verwaltungsmänner an der Spitze von Regierungen vieler Staaten stehen, schon heute ist es die Verwaltung, von welcher zumeist der Anstoß zu reformatorischer gesetzgeberischer Tätigkeit ausgeht. Die richtig geleitete Verwaltung wird der Entwicklung des Individuums folgen und den Zeitpunkt wahrnehmen, in welchem Reformen zeitgemäß erscheinen.

Indem sich der Einzelne heute an den Staat um Hülfe in dem Lebenskampfe wendet, gibt er ihm Gelegenheit, die bisher bestandene gegenseitige Entfremdung zu beseitigen. Gewinnt das Individuum zu der staatlichen Verwaltung Vertrauen, so wird es auch ihre reformatorischen Ratschläge und Winke beherzigen und damit auch den Staat über die Klassenkämpfe stellen. Das Privatinteresse wird immer mehr zum öffentlichen Interesse, wodurch der Gegensatz zwischen Staat, als Vertreter des öffentlichen Interesses und Individuum in seinen auf Egoismus basierten Bestrebungen, wenn nicht beseitigt, doch gemildert werden wird. Jede Staatsverwaltung hat also für die Heranbildung tüchtiger Beamten zu sorgen, deren oberster Grundsatz es sein müßte, daß man dem Staate am besten dient, wenn man die berechtigten Interessen der den Staat bildenden Menschen gewissenhaft beachtet.

Schülerheime.

Von Prof. Ludwig Gurlitt (Steglitz).

Diesen schönen Gedanken — besser gesagt, die Ausführung dieses schönen Gedankens hat sich also Wien wieder von Berlin vorweg nehmen lassen: Ein Gymnasium in den Wald verlegt und durch anliegende Villen aus der städtischen Alumnatskaserne zu einer anmutigen Villengruppe als Schülerheim gemacht! Man wollte es ja mit dem Theresianum so machen, aber der Plan wurde zu Fall gebracht. Jetzt wird die Schülerheimkolonie des Arndt-Gymnasiums in Dahlem bei Berlin eröffnet.

Dahlem ist meine Nachbargemeinde. Vor drei Jahren war es noch freie Flur mit nur einer königlichen Domäne, einer sehr alten Landkirche mit uralten Linden auf malerischem Bauernkirchhofe, die erste Rast für Maler, die dem Berliner Häusermeer entflohen und hier noch ein Stück ländlicher Natur fanden. Jetzt ist alles schön gemacht worden: breite Straßen, beste Quaderpflasterung, Granitbordschwellen, Kanalisation, eingefriedete Rasenplätze, Stacheldraht, trockengelegte Tümpel, die Schindeldächer und alten, schmutzigen Katen durch Schiefer und durch quadratische Backsteinkästen ersetzt — alles so neu und so schön, daß der Maler eilenden Fußes hindurchschreitet. In 5 Minuten erreicht er den Wald. Da, wo auch die elektrische Bahn endigt, hart am Waldessaum, steht das neue Gymnasium: ein stolzer, breit angelegter Bau mit massigem Turme. Gleich daneben, schon im Birken- und Kiefernwäldchen versteckt, stehen die drei Villen, die jetzt von den Schülern bevölkert werden sollen. Je ein Oberlehrer wird als Hausvater in diesen sehr behaglichen, freundlichen und ansehnlichen Häusern seine Familienwohnung haben, außerdem sein Assistent und eine bestimmte Anzahl von Zöglingen. Wohn-, Arbeits-, Schlaf- und Spielzimmer, Baderäume jeder Villa reichen für etwa 15 Schüler. Den Oberlehrern und ihren Assistenten wird die Aufgabe zufallen, den Knaben in diesem Alumnate das häusliche Familienleben bei Spiel und Arbeit zu ersetzen und dabei den bisherigen Zwang des Alumnatslebens, dessen Kasernenton und den ganzen, notwendig durch die Massen der Schüler verschuldeten Fabriksbetrieb zu vermeiden. Das Neue und Eigenartige liegt also nicht in einer Form des Lehrplanes. Im Gegenteil: an dem alten Gymnasium wird in dieser Beziehung nichts geändert. Ihm werden nur neue, günstigere Lebensbedingungen geschaffen, wobei es seine Berechtigung und gesunde Lebenskraft erweisen soll. Es soll das Wort von dem gesunden Geist und dem gesunden Leibe auch an den Gymnasiasten zur Wahrheit werden. Der Platz ist für solches Wirken prächtig gewählt: die Waldbäume werden den Knaben fast ins Zimmer hineinwachsen, von ihrer Tür aus dehnt sich meilenweit der ozonreiche Kiefernbestand des Grunewaldes. In wenigen Minuten sind Seen zu erreichen, wo sie Rudern, Baden, Schwimmen, Schlittschuhlaufen werden. Es ist unabsehbar, wie günstig ein solches gesundes Naturleben auf die gesamte Entwicklung der Jugend wirken muß, wie günstig auch die Auflösung des alten Alumnatsbetriebes in kleinere, häusliche Kreise, deren äußere und innere Verhältnisse dem Familiencharakter des Elternhauses nahe kommen. Der Gedanke zu dieser Neugründung dürfte noch von Exzellenz Althoff ausgegangen sein. Über ihre Berechtigung und Notwendigkeit hat sich die Presse fast einmütig anerkennend geäußert. Nur die sozialistische klagt, daß der Preis von jährlich Mk. 1600 — die Schule zu einer Standesschule der

obersten Zehntausend mache. Frhr. von Mirbach, der im „Tag" vom 2. April diese Schülerheimkolonie von Dahlem mit gerechter Freude begrüßt, gedenkt dabei vor allem auch und mit Recht der vielen Mühen, Sorgen und Unzuträglichkeiten in der Erziehung, mit denen bisher die vielen Tausende von Eltern auf dem Lande, zumeist Pastoren und Landwirte, zu kämpfen hatten. Für deren heranwachsende Söhne ist bisher wirklich am allerschlechtesten gesorgt: sie sollen natürlich auch eine höhere Schule besuchen, müssen deshalb zumeist schon im frühen Knabenalter das Elternhaus verlassen, um entweder in freudlosen Alumnaten oder in unzulänglichen Privatpensionen einen Unterschlupf zu finden. Vielen von ihnen wird dabei die Jugendzeit gründlich verdorben. Mich wundert, daß der so mächtige Bund der Landwirte nicht auch Abhilfe für diesen wirklich vorhandenen Notstand der Agrarier auf sein Programm geschrieben hat. Die zahlreichen auf ihren Gütern angesessenen Herren haben doch alle das gleiche Interesse an einer stetigen, vernünftigen, Körper, Geist und Gemüt gleichmäßig entwickelnden Erziehung ihrer Kinder. Wer ihre Hauslehrernöten und ihre Sorgen wegen der Trennung von ihren Kindern und wegen der rechten Schul- und Pensionswahl kennt, der wird Frhrn. von Mirbach in dem Wunsche unterstützen, daß gerade für diese Knaben ähnliche Schülerkolonien in allen Provinzen unweit der Provinzialhauptstädte geschaffen werden. Aber auch alle Kinder, die durch die Zerstreuung des Gesellschaftslebens und durch die körperlichen sittlichen Gefahren der Großstädte bedroht sind, würden in solchen Landalumnaten den rechten Boden für ihre Entwicklung finden.

An sich ist ja diese Schöpfung nicht neu: die praktischen Engländer haben schon längst die Notwendigkeit erkannt, ihre Jugend im Freien und unter Aufsicht von Berufserziehern aufwachsen zu lassen. Ihre Colleges bieten schon alle die Vorzüge, die wir uns von der Dahlemer Schule erhoffen. Auch in Deutschland haben wir ja schon in Schnepfental, Ilfeld, Schulpforta u. a. m. alte Schulen dieser Art. Neu ist also nur die Nähe der Großstadt und die Schaffung von einzelnen Familienhäusern. Freilich auch das ist nicht ganz neu: der berühmte Johann Hinrich Wichern gründete schon im Jahre 1833 das sogenannte „rauhe Haus" in Horn bei Hamburg mit der besonderen Bestimmung, Pensionat und Schule für Kinder höherer Stände, Bildungsanstalt für Lehrer und Erzieher, aber auch Rettungsanstalt für verwahrloste Kinder zu sein. Ich kenne diese musterhafte Anstalt aus eigener Anschauung. Auch dort wohnt jeder Lehrer im eigenen Häuschen mit den ihm unterstellten Schülern. Im Dahlemer Gymnasium liegt der Gedanke an ein Korrektionshaus völlig fern. Man hofft im Gegenteil auf Eliteschüler und auf eine Musteranstalt.

Ich bedaure noch einmal, im Sinne der Österreicher, daß sich das Wiener Theresianum von dem Arndt-Gymnasium die Priorität der guten Tat hat rauben lassen.

Die Geliebte Friedrichs des Schönen.

Von Felix Salten.

(Schluß.)

In der Nacht wurde sie von schweren Schritten geweckt. Eine Kerze schimmerte unruhig und fahl durch den weiten Raum. Männer gingen hin und her. Die Türe stand offen.

Sie richtete sich auf und sah, daß auch andere Frauen in ihren Betten wach und aufgerichtet saßen. Ihre Schatten hingen wie große matte Vögel an der Wand.

In einer entfernten Ecke, wo die Kerze brannte, standen sie um ein Bett; die Männer, die hereingekommen waren, zwei, drei Frauen in weißen Nachtjacken, bildeten einen beweglichen Schirm um das Bett, waren tief darüber geneigt, traten zurück, suchten etwas, beugten sich wieder über das Lager in der Ecke dort. Johanna hörte das leise Klatschen nackter Fußsohlen auf dem Boden, hörte halblautes Sprechen.

Dann drang aus der Tiefe jenes umstellten Bettes ein Schmerzenslaut.

Johanna schaute entsetzt hinüber und rührte sich nicht.

Von jener Ecke her kam es jetzt, mit kurzem, stoßendem Keuchen, flehend, ein greises Weinen und Schlucken; kleine, mißlungene, unkenntliche Worte, in den Fetzen eines zerreißenden Atems verwickelt; dann brach ein blasiges Röcheln aus.

Ein Männerrücken schob sich zur Seite. Johanna sah dort in den Kissen eine spitze, grünbleiche Nase und einen klaffenden Mund zur Decke emporstarren. Mehr sah sie nicht, der Rücken schob sich wieder vor.

Eine kleine, alte Frau, die kahlköpfig in ihrem Bett saß, fing plötzlich laut mit einem gleichgültigen Jammer in der schlafverhängten Stimme an: „Vater unser, der Du bist . . .“

Zur Türe herein kamen jetzt zwei Männer, gingen mit schleifenden Schritten durch den Saal, immer im selben Abstand voneinander, einen hinter dem anderen. Zwischen ihnen streckte sich die Bahre, die sie brachten. Sie gingen in einem schaukelnden Takt, blieben dort in der Ecke stehen, setzten ab.

Und jetzt begannen sie, über das Bett gebeugt, ein schnelles Hantieren. Alle anderen traten zurück. Johanna starrte angestrengt in die Kerzenflamme.

Dann kam es von dort her, kurz: „So“. Ein Mann sagte es, tief und sein Ton war belegt.

Jetzt gingen die zwei Männer wieder einer hinter dem anderen. Mitten durch den Saal kam das Röcheln und Schlucken, näher und näher, glitt an Johannas Bett vorüber, zur Türe hinaus. Sie schaute furchtsam nach der Bahre; es war nichts zu sehen als ein weißes Tuch, das Falten warf, und ein schwaches Regen darunter.

Ein Mann kam von der Türe her zurück und rief mit halber Stimme, beschwichtigend, wie man Kinder anruft, in den Saal hinein: „Schlafen!“

Das Licht brannte weiter. Ein paar Frauen ächzten. Die Betende schwieg. Man hörte das Knarren der Betteinsätze, das leichte Klopfen mit flacher Hand auf Pölster und Federdecken.

Johanna hatte das Gefühl, als ob jemand sie anschaute. Sie hob den Blick. Da hielt der große Engel die Posaune über ihr, hielt sie nahe vor seinen Mund, als warte er auf ein Zeichen, um zu beginnen, neigte sich herab und lächelte sie an.

Sie warf sich zurück und schloß die Augen.

„Schlafen," dachte sie, „schlafen".

*

Johanna kramte in ihrem Koffer. Ihre Hände ordneten und wühlten unter den Kleidern, strichen Schürzen und Hemden glatt und waren zitternd beschäftigt. Tief in ihrer Brust saß die Aufregung und trieb sie an. Es war eine Aufregung, die sich zu einem Entschluß zusammengezogen, die sich wie durch einen Krampf in sich selbst verkrümmt hatte; und nun pulsierte die Eile darin.

So also stand die Sache. Das begriff sie jetzt. Vielmehr, sie hatte es schon begriffen, ohne recht zu wissen wann. Im Schlaf vielleicht, vielleicht auch gestern schon, während sie weinte, war ihr dieses Begreifen ins Blut geschlichen und hatte sie verwandelt.

Sie fuhr mit den Händen zehnmal über eine Schürze, verweilte dabei, hielt die Schürze, wendete sie, zupfte sie zurecht.

Das war also der Dank!

Was glaubten denn die? Sie würde sich kränken? Johanna lachte auf und warf die Schürze in den Koffer. Oh nein, sie wird sich gar nicht kränken.

Ihr Herz war eingeklemmt in dieses Begreifen und drückte nach oben, daß es ihr wie verhaltenes Weinen im Halse saß.

Sie nahm einen blauen Rock, den sie noch gar nicht getragen hatte. Er war noch ganz neu, und es waren noch grade feine Büge im Stoff vom langen Daliegen. — Sie wird sich gar nicht kränken. — Sie zog den Rock über, ließ ihn sorgsam von ihrer Mitte herunterfallen, achtete darauf, daß er gut saß, und geriet in eine hastige Freude. Den Rock hier wird sie von jetzt ab immer tragen, alle Tage. Sie hat sich nie was gegönnt . . . aber ein zweitesmal wird sie nicht mehr so dumm sein.

Sie holte die schwarze Cerno-Mantille aus dem Koffer. Ehrfurchtsvoll hielt sie sie zwischen den Fingern und legte sie dann sanft um die Schultern. Alle Tage wird sie die Mantille jetzt tragen; sie denkt nicht daran, dieses teure Stück zu schonen.

So nobel wie die Schwägerin wird sie auch sein, genau so. Die glaubt vielleicht, daß sie allein im geblumten Schlafrock herumgehen und sich anspreizen darf? Johanna wird jetzt in dem neuen blauen Rock und in der Cerno-Mantille herumgehen, ganz ungeniert; und wenn die Frau Schwägerin sich auch darüber zu Tod ärgert . . . und wenn der Herr Bruder kommt und sagt: „Das sollst du nicht . . . meine Frau meint ebenfalls, du sollst es nicht . . ." dann wird sie ihm einfach sagen: „Du hast mir gar nichts zu befehlen, — verstanden?"

Verstanden!

Wie sie sich so in ihrem Staat betrachtete, schien es ihr, als habe sie jetzt schon eine unerbittliche Vergeltung geübt.

Sie wird es ihnen aber noch zeigen.

Sie machte ein eigensinniges Gesicht und hielt die Lippen zusammengekniffen, als sie hinausging. Mühelos stieg sie die Treppen hinunter. Die Erregung straffte sie so sehr, daß sie keine Schwäche und keine Müdigkeit empfand.

Wie sie unten über den kleinen Vorplatz kam, wo die Tragbahre mit den Gurten stand, erklang die Orgel in der Kirche und schütterte mit ihrem Rollen gegen die Mauern.

Johanna trat ein. Von der Musik geschoben, schritt sie zwischen den Bänken durch, immer weiter, bis ganz nach vorne. Der Orgelton war voll Kraft und tat ihr wohl. Jetzt schwoll er wie wogende Zuversicht hinter ihr her und befeuerte ihren Mut. So was konnten die zu Hause nicht haben; so in aller Frühe, so gleich nachdem sie angekleidet waren und den Fuß vor die Türe setzten. Das würde ihnen gefallen, diese helle Kirche bei der Wohnung und die spielende Orgel darin.

Die hatten geglaubt, Johanna werde es hier schlecht und erbärmlich treffen; hatten geglaubt, Johanna werde nach ihnen weinen und sich sehnen. Das wäre ihnen recht gewesen, aber da hatten sie sich eben geirrt.

Johanna ging bis ganz nach vorne, dann saß sie in dem Betstuhl vor dem Stein, hinter dem der Kaiser begraben lag. Ganz nahe bei dem Kaiser saß sie.

Das wußten die zu Hause freilich nicht, daß sie hier allein in der schönen Kirche saß und so schön angezogen war. Nur dort bei der Standorgel war der Mann, der spielte. Aber den konnte sie nicht sehen; und hier, hinter diesem Stein lag ein Kaiser und schlief und Gott schenkte ihm die ewige Ruhe; und sie konnte ihn auch nicht sehen. Aber er war hinter dem Stein, wie der Mann hinter der Orgel war.

Hier wollte sie sitzen, Tag für Tag.

Stunden vergingen. Johanna schaukelte auf dem Strom ihrer Gedanken. Sie hatte niemals nachgedacht; in all den Jahren nicht; da war ihr Kopf geworden wie ein Felsstück; jetzt aber hatte dieses Begreifen daran geschlagen gleich einem Wundersteckеn, und jetzt sprang der Quell daraus hervor, rauschte über sie hinweg und trug sie mit sich fort. Sie konnte gar nicht mit ihrem Gefühl folgen, so heftig schossen die Gedanken dahin.

Die Orgel war verstummt. Die Türe ging ein paarmal auf und zu; ein paar Greise waren hereingekommen, etliche alte Frauen. Die saßen in den Bänken verstreut, eins immer weit abgerückt vom anderen. Niemand aber war bis ganz nach vorne gegangen wie Johanna.

Ein kurzer stoßender Schritt kam durch die Kirche. Johanna sah den kleinen alten Mann eintreten; sah seinen rotflammenden Schädel, an dem die wenigen weißen Haare flatterten. Sie erschrak und empfand eine fürchterliche Scham. Der wußte es, daß sie verstoßen war.

Der alte Mann beachtete sie nicht. Er kam bis ganz nach vorne, bis dicht zum Altar, aber er schaute nicht nach der Seite, wo Johanna saß. Er schob sich auch nicht in eine der Bänke; auf den Steinfliesen fiel er hart ins Knie, lag dann mit der glühenden Stirne auf dem Boden und betete lautlos.

Johanna starrte ihn an. Er lag da, wie unter einer entsetzlichen Mißhandlung, wie unter Fußtritten lag er da, und pochte mit seiner alten Stirne an die Steine.

Der wußte, daß sie verstoßen war. Er wußte alles von ihr, aber was sie jetzt tat, das wußte er nicht. Sie hätte in anrufen wollen, um es ihm zu sagen.

Bald werden es alle wissen, daß sie Tag für Tag bei dem schlafenden Kaiser sitzt.

Und einmal wird jemand herauskommen, um nach dem Grab des Kaisers zu sehen. Es mußte doch wohl immer jemand kommen? Vielleicht erst zu Allerseelen? Aber nein; es mußte sicherlich schon vorher jemand kommen, denn bei einem Kaiser ist das nicht so, daß seine Leute nur alle Jahr einmal zu seinem Grabe gehen.

Dann wird sie dasitzen, und man wird erfahren, daß sie immer so treu dasitzt, und man wird mit ihr sprechen, wird ihr dafür danken.

Man wird vielleicht sagen: „Also wenn die Johanna ohnedies immer dableibt und achtgibt, dann brauchen wir nicht mehr so oft nachschauen."

Und dann wird sie sagen, daß sie es gern tut.

Dann aber wird sie fragen: „Kennen Sie vielleicht den Hofrat Lehngruber?"

Natürlich wird man ihn kennen; und sie wird alles erzählen. Dann wird man den Kopf schütteln und wird sagen: „Nein, nein, das hätten wir nicht gedacht . . ."

Johanna lächelte. Der alte Mann dort sprang auf, als hätte er ihr Lächeln gehört, als hätte dieses Lächeln ihn emporgeschreckt. Wie aus dem Boden gewachsen, stand er plötzlich da; und sie hatte seiner vergessen; jetzt traf sie sein Blick, verstört, fremd und unter Tränen blitzend.

Johannas Antlitz erlosch.

*

Es war so warm und so fröhlich hell draußen im Garten. Die Blüten hatten sich an allen Zweigen geöffnet und die jungen Obstbäume standen nun da, streckten einem die Arme entgegen wie Kinder, die gratulieren kommen und Blumen bringen.

Johanna lief im Garten umher, den alten Mann zu suchen. Sie wollte wieder auf einer Bank mit ihm sitzen; er sollte wieder zu ihr sprechen wie gestern, aber dann wollte sie ihm sagen, daß sie sich gar nichts aus ihrem Bruder mache, daß ihr an der ganzen Sache überhaupt nichts mehr gelegen sei. Man konnte jetzt hergehen und sie bitten, sie solle wieder nach Hause zurückkehren. Sie würde höchstens dazu lachen. Einen Dienstboten gab sie auf dieser Welt keinem Menschen mehr ab.

Sie kam zur Gartenmauer. Jenseits davon stieg eine Wiese zum Bergwald hinan. Eine große, sanftgeneigte Fläche, und in das tiefe Grün des Rasens waren gelbe, blaue und rote Blumen wie viele kleine Pünktchen eingestreut. Auf dem Abhang wandelten Menschen mit langsamen Schritten, sahen von weitem aus wie Punkte, die Männer wie schwarze, die Mädchen wie weiße Punkte.

Johanna blickte unaufmerksam nach der Wiese hin. Ihr schien es, als wandelten die Menschen da draußen nur, um zu warten, bis sie hier herein durften. Aber sie durften nicht herein. Daran, daß sie selbst nicht hinaus konnte . . . , draußen nichts zu tun hatte, dachte sie keinen Augenblick.

Sie war jetzt damit beschäftigt, sich vorzustellen, wie das sein werde, wenn sie den alten Mann reden ließ, und sein Erstaunen, wenn sie dann selbst zu sprechen anfing. Wenn sie ihm zeigt, wie sie es machen wird, wenn der Bruder sie besucht. Kurzweg abwenden wird sie sich, als ob niemand da sei, und keine Antwort geben.

Suchend kreuzte sie durch die Alleen. Eine Ermattung schlich von den Beinen her an ihr empor; sie fühlte die warme Sonne auf der Mantille, aber die kühle Luft der Kirche lag noch fröstelnd in ihren Gliedern. Sie schauerte manchmal leicht zusammen; dann war es, als wolle die Fröhlichkeit ihr entgleiten. Eine seltsame Leere tat sich in ihr auf, und da hinein wollte ihre trotzende Zuversicht versinken. Sie erschrak und hielt ihre Vorsätze fest an sich gepreßt.

Eine Bank stand da. Johanna setzte sich nieder, wartete, spähte nach rechts und links. Über den gelben Sand mußten die stampfenden kurzen Schritte kommen, da mußte sie den Alten sehen, wie er die Mütze schwenkte und sich näherte. Sie war voll Ungeduld; es verlangte sie heftig danach, sich jemanden anzuvertrauen. Lange saß sie da und wartete darauf, endlich sprechen zu dürfen.

Draußen auf der Wiese, gegen den Wald zu, fing einer an auf dem Flügelhorn zu blasen, bemühte sich um ein Lied, das nicht gelingen wollte. Wie flatterndes Linnen im Wind rissen die Töne entzwei, zerfetzten in der Luft, und dann nahm er sie wieder, holte sie zurück, schickte sie aufs neue durch die Trompete; und jetzt hielten sie zusammen, flogen herüber: „Wenn's Mailüfterl weht . . .“

Aber weiter ging es nicht. Nur bis da her: „Wenn's Mailüfterl weht . . .“ fünf, sechsmal. Dann schwieg das Flügelhorn.

In Johanna war unter diesem Blasen das alte Lied erwacht, kam herauf, und hing an ihren Lippen. Sie schämte sich, als sei eine große Zuhörermenge versammelt, um ihr zu lauschen; doch sie konnte nicht anders, das Lied regte sich von selbst in ihr. Leise sang sie es, und lächelte entschuldigend dazu: „Wenn's Mailüfterl weht — zergeht im Wald drauß't der Schnee . . .“ Die Worte glitten ihr aus der Deutlichkeit in die Finsternis vergangener Jahre, verloren sich darin, tauchten dann wieder auf. „. . . Und die Vögerln, die g'schlaf'n ha'm, die ganze Winterszeit — die werd'n wieder munter und singen vor Freud' . . .“ Die Melodie stockte keinen Moment.

Sie fing es noch einmal an. Aus ihren frühesten Tagen klang es jetzt her zu ihr. Sie sah das bäuerliche Gehöft vor sich: vom geschmolzenen Schnee war der Boden mit schwarzen Pfützen überschwemmt, Gänse und Enten wateten im Wasser und ihr Bruder, ein kleiner Bub, patschte mit nackten Beinen drin umher. Die Erde war überall naß und wie gekneteter Teig unter jedem Schritt, hoch am Himmel flogen rasche, weiße Wolken, von den Bäumen tropfte es, vom Taubenkogel, vom niederen Schindeldach. In der Türe stand die Mutter, breit und blond, sah aus wie des Hofrats Christine und sang es den Kindern vor: „Wenn's Mailüfterl weht.“ Drunten lag die Stadt Wien, weit weg. Aus dem Frühnebel heraus stießen die Kirchtürme ihre funkelnden Kreuze.

Johanna sang jetzt das Lied wieder der Mutter nach, wie einst, hörte wie einst, die Mutter vorsingen; die Befangenheit wich aus ihren Mienen. Das Lächeln, das ihren Mund umschwebte, wurde andächtig und liebreich.

Die Mutter fing das andere Lied an. Johanna hatte nur diese zwei von ihr gelernt, kannte sonst keines mehr. Die Mutter sang: „Dort drunten überm Bacherl . . .“ Johanna sang mit. Der Hof verschwand, die Mutter verschwand. Sie sang allein weiter.

Ein Schauer überflog sie plötzlich. Sie verstummte eine Weile, schaute leer vor sich hin, dann stand sie auf, ging wieder durch die Alleen kreuz und quer. Den alten Mann hatte sie vergessen.

Sie schritt unter dem Schatten junger Kastanienblätter und es kehrten die beiden Lieder noch einmal zurück. Als sie beim zweiten war, „Dort drunten überm Bacherl . . .," sagte jemand: „So ist's recht. Nur immer munter!" Der Beamte stand da und lächelte.

Johanna verstummte. Sie machte einen kleinen Sprung und entwich, beinahe laufend; hinter sich zu schauen, wagte sie nicht; sie hastete voll Scham, von Angst und Reue gepeinigt weiter. Es war ihr, als sei sie bei etwas Schlechtem erwischt und verhöhnt worden. Sie fürchtete sich, fühlte sich gekränkt und verlassen.

Jetzt plötzlich entfiel ihr alles, was sie so fest zusammengehalten hatte, ihr Trotz und ihr Mut und ihre Fröhlichkeit. Das war auf einmal zerronnen. Jetzt auf einmal bemerkte sie, wie allein sie war, wie ganz allein, und da brach plötzlich die Sehnsucht in ihr aus. Sie wollte nach Hause, zu ihrem Bruder, zu ihrer Schwägerin, zu den Kindern. Sie wollte in die kleine Wohnung zurück, die warm war, und in der es vertraulich roch vom jahrelangen Drinnenleben. Sie dachte nicht mehr an die Kränkung, nicht mehr ans Trotzen, an nichts mehr; sie unterwarf sich bedingungslos. Sie wollte diese Stimme hören, diese Gesichter sehen; in der nächsten Minute schon, sofort, sie konnte jetzt nicht länger warten.

Sie begann wieder schneller zu gehen. Als sie an das Gesicht des Beamten dachte, fiel ihr unvermutet ein, daß heute Sonntag sein müsse. Kaum war ihr das eingefallen, da stand es auch schon fest in ihr: es war heute Sonntag. Und kaum hatte sie diese Zuversicht, da war es ihr auch schon gewiß, daß heute alle herauskommen werden, sie zu besuchen. Und kaum war sie bei diesem Glauben, meinte sie auch gleich, der Hofrat, seine Frau und die Kinder seien jetzt schon da. Man sucht sie, man erwartet sie, im Garten oder im Schlafsaal oben.

Sie wandte sich der Kirche zu. Wie weit hatte sie sich entfernt! Wenn die nun durch den Garten nach ihr suchten, wenn man sie verfehlte, wenn am Ende alle wieder weggingen, weil sie nicht da war . . .

Ein paar alte Männer und Frauen in einer Reihe nebeneinander kamen ihr langsam entgegen. Johanna flog auf sie zu, daß die alten Leute nach rechts und links beiseite traten. Erschrocken stand Johanna still, fand sich in diesem verdutzten, stummen Kreise, besann sich, was sie gewollt hatte, schluckte und, von der Not des Augenblicks zur Tapferkeit gezwungen, rief sie mit überspannter Stimme: „Nicht wahr, heute ist doch Sonntag?"

Die alten Leute blickten sich gegenseitig an. Einige lächelten unmerkbar, einige machten zornige Augen, einige schüttelten mißbilligend den Kopf. Niemand sagte ein Wort.

Johanna lief weiter.

Es läutete zu Mittag noch während sie lief. Da blieb sie stehen und besann sich, daß der Bruder doch erst am Nachmittag kommen werde. Ihre Knie wankten vor Erschöpfung.

Sie schleppte sich hinauf und ruhte am Bettrand aus.

Natürlich erst nachmittags.

Sie sah das Mittagessen zu Hause, und es war ein beschwichtigendes Bild vor ihren Augen. Sie begriff daran, daß sie Geduld haben müsse, bis das alles erledigt sei. Sie labte ihr Heimweh daran, kam in ein schwelgendes Gedenken.

Da glänzte das neue weiße Tischtuch; da saßen alle herum und dufteten nach der frischen Luft und nach der Straße, da plauderten alle durcheinander und Johanna hörte zu, während sie aus und ein ging. Sie hörte wie ihre Löffeln und Gabeln an die Schüssel und Teller klapperten. Dann flog von der Zigarre des Hofrats der angenehm beizende Geruch durch das Zimmer, drang bis in die Küche hinaus zu Johanna. Draußen in der Küche aber lag nachher das weiße Porzellan umgestürzt auf dem Tisch, die Schüsseln und Teller mit der Höhlung nach unten, triefend und dampfend vom heißen Wasser, das nun in Tropfen ablief und in kleinen Perlen auf der Glasur schimmerte. Inzwischen waren sie jetzt drinnen beschäftigt sich anzuziehen. Die Schwägerin half der Christine und die Christine half der Schwägerin. Der Hofrat aber hatte sich auf das Sofa gestreckt; er war in Hemdärmeln, hatte die Schuhe ausgezogen, und an den weißen Socken baumelten die Pantoffel. Er las die Zeitung, bis die anderen hereinkamen und sagten: „So, wir können gehen." Da stand er auf, und war im Nu bereit. Der Hofrat konnte immer so schnell fertig sein.

Johanna lächelte wieder.

Wenn das erst geschehen ist, dann werden sie zur Bahn gehen, dann werden sie in Weidlingau aussteigen, werden hier durch den Wald wandern und auf einmal da sein, eh' man es denkt.

Sie schob sich einen Stuhl an das Fenster, das in die Kirche blickte, setzte sich dorthin, um ihre Sehnsucht zu vertrösten.

Ein paar Stunden floßen sacht dahin.

Johanna bemerkte, daß Leute in der Kirche unten umher gingen, und vor dem Grab des Kaisers standen. Sie meinte auf einmal, sie dürfe nicht so ruhig hier oben sitzen, wenn fremde Leute dort unten waren.

Und sie eilte die Treppe hinunter, trat in die Kirche, und setzte sich mit strengem Antlitz in den Betstuhl vor dem Kaisergrab, um achtzugeben.

Die Leute entfernten sich. Johanna glaubte, sie habe alle vertrieben.

Es blieb lange still.

Dann kamen wieder Menschen. Zwei ältere Herren, eine dicke Frau und ein kleiner Junge. Sie wanderten schauend und flüsternd in der Kirche herum, standen miteinander vor dem Altar, deuteten mit halben Bewegungen nach den beiden Erzengeln, und kamen zu Johanna. Die wollte sie streng anblicken, als sie aber nahe herantraten, schlug Johanna doch die Augen nieder. Jetzt sah sie nur die blankgewichsten Schuhe der Herren, den Kleidsaum der Dame dicht vor sich und die zierlichen Lackstiefletten des Jungen.

„Nun, weißt du etwas von Friedrich dem Schönen?", von den Herren sagte es einer zu dem Jungen.

Es kam keine Antwort. Die Dame wiederholte drohend: „Was ist denn? Weißt du nichts von ihm, oder was weißt Du eigentlich?" Eine schüchterne Kinderstimme entgegnete: „ . . . daß er schön war . . ." Alle lachten. Dann gingen sie fort.

Johanna war sehr müde. Sie hätte gewünscht, oben im Bette zu liegen, den schmerzenden Leib auszuruhen. Aber sie wartete. Sie hörte die Turmuhr schlagen, und das klingend harte Niederfallen des Glockenhammers traf sie in den Kopf. Langsam glitt sie in einen tiefen Schacht von Müdigkeit, immer weiter, bis sie sich

berauscht von ihrer Erschöpfung daraus erhob, wachgehalten davon, aufgeregt und angestrafft.

Die ersten Dämmerschleier wehten von der Decke nieder. Johanna saß wieder aufgerichtet da und starrte nach der Tür. Sie hütete sich davor, sich's zu sagen, daß niemand kommen werde. Wenn es in ihr zu flüstern anfing: Niemand wird kommen! hörte sie gar nicht danach hin.

Ein junger Mann mit einem jungen Mädchen trat herein. Die Schultern aneinandergelehnt, gingen sie Arm in Arm zwischen den Bankreihen. Er war hübsch, hatte einen dunkeln Schnurrbart und milde glänzende Augen. Das Mädchen an seiner Seite war lieblich in ihrem hellen Kleid; unter dem breiten Strohhut lächelte ihr frohes Gesicht. Sie kamen schnell heran.

Johanna schaute sie erwartungsvoll an; sie standen knapp vor ihr. „Friedrich der Schöne . . .", hörte sie den jungen Mann. Die beiden schauten einander nah in die Augen und lachten auf.

„Der muß es getrieben haben!" sagte das Mädchen.

„Warum?"

Das Mädchen schnalzte: „Tch!" umfing Johanna mit einem Blick, darin ein wenig Mitleid und ein wenig Spott war, und als nehme sie ohne weiteres an, Johanna sei taub, sprach sie: „Das hätte der sich auch nicht gedacht, daß er einmal so mitten unter lauter alten Weibern begraben sein wird . . . Friedrich der Schöne . . ."

Der junge Mann schaute vorsichtig zu Johanna und sagte verlegen: „Er liegt übrigens schon längst nicht mehr da . . . ist überführt worden . . ."

Johanna blickte hinter sich die steinerne Tafel an. War das denn möglich? Konnte denn das hier lügen? Zornig drehte sie sich um und fixirte den jungen Mann. Er war es, der hier log. Nur um ihr etwas Böses anzutun, hatte er das gesagt. In ihr schlug plötzlich die Wut heraus wie Feuer. Natürlich, man wollte ihr nichts mehr gönnen. Gar nichts mehr! Sie sprang auf.

Das Mädchen zog den jungen Menschen am Arm. „Komm'", flüsterte sie und blinzelte dabei schuldbewußt nach Johanna.

Die Beiden verließen die Kirche, aber Johanna ging ihnen nach. Sie kamen in den Garten hinaus, aber Johanna wankte eilig neben ihnen her und schaute seitlings dem jungen Menschen scharf ins Gesicht.

Die Beiden hielten sich eng aneinandergedrückt, lächelten verlegen und schritten aus. Johanna wich nicht von ihrer Flanke; sie wollte sich zu einer Anrede sammeln, wollte den jungen Menschen fragen, ob ihn nicht jemand geschickt, ob ihn nicht jemand angestiftet habe.

Sie kamen durch das Tor, kamen über die Brücke, Johanna immer nebenher. Die beiden flohen jetzt, aber sie wagten es nicht zu laufen. Das Mädchen zischelte mit Angst im Ton: „Was hat denn die Alte? . . . Was will sie denn?"

Der junge Mann lachte beklommen: „Ja, ich weiß wirklich nicht . . . vielleicht ist sie närrisch . . ."

Johanna suchte nach einem Wort, fing an, murmelte, jappte und drohte mit den Augen.

Jetzt waren sie überm Vorhof, durch den Torbogen. Der Platz war da mit der Linde darauf; und da lag die Straße.

Die jungen Leute kehrten sich rasch zu Johanna, die eben ihren Arm ausstreckte, um sie zu fassen. Sie zeigten ihr zwei auflachende, befreite Gesichter, machten eine blitzschnelle Schwenkung und rannten die Straße hinunter dem Walde zu.

Johanna stand wie betäubt vor Staunen, völlig entwaffnet.

Die Straße selbst schien vor Johanna zu fliehen, stürzte die kleine Anhöhe hinter dem Platz hinunter, wand sich eilfertig zwischen den Wiesen durch, schlüpfte in den Wald hinein, der sie schirmend aufnahm und von ferne zu Johanna herübertrotzte.

Sie stand da und sah sich um; sie war allein auf dem Platz; jenseits des Weges strebte der Goldregen schwer und festlich über ein schwarzes Eisengitter. Hier unter der Linde hatte der Wagen gehalten, in dem sie mit dem Bruder herausgefahren war. Sie schrumpfte zusammen bei dieser Erinnerung, verarmte daran.

Sie stand da und sah sich um. Überall fielen schon dichte Schatten nieder, und von der Abendsonne hingen nur noch ein paar blasse Flammen in den Wolken; heute kam niemand mehr zu ihr.

Vielleicht kam überhaupt niemand mehr.

Sie hielt die Hände fest an die Brust gedrückt und fühlte die atmende Stille der Landschaft. In diesem Augenblick öffnete sich ein Ahnen in ihr und sie fühlte die Stille der ganzen Welt. Sie schaute mit Blicken, die jetzt klar und durchdringend waren, die leere Straße hinunter, und sie sah, was nicht in Wirklichkeit dort war, sah auf der leeren Straße ein junges Mädchen davon rennen, in einem hellen Kleid. Ein junges Mädchen, das sich von ihr schied . . das einst, vor vieler Zeit, sie selbst gewesen . . . mit dem sie nichts angefangen, das sie hatte verschmachten und in einer Küche verderben lassen; sich selbst. Dort lief nun die junge, arme Johanna von einst, schwebte über die Wiesenstraße im Abenddunkel wie ein Gespenst. Noch um einen Ruck öffnete sich das dämmernde Verstehen in ihr. Und da traf es sie, daß sie davon geknickt wurde: Alles war vorbei. Ihre Jahre waren vergeudet, waren gestohlen worden, die Jugend war ihr entsprungen, ihr ganzes Leben war weg, und nichts mehr kam.

Es traf sie so, daß sie plötzlich aufschrie, lange und wie gedrosselt. Ein Schluchzen begann in ihr, so hart und so trocken, daß sie unter seinen Stößen taumelte.

Alles fiel von ihr ab in diesem Augenblick. Trost und Hoffen, jeglicher Vorsatz und jeder Groll, alle Sehnsucht und das Heimweh. Das fiel zu Boden, als reiße man ihr die Kleider vom Leibe. Sie war so gänzlich entblößt, daß es sie schüttelte; alles wich vor ihr zurück, wie die Luft, in der sie zu atmen gewöhnt war; und erstickend griff sie mit den Armen ins Leere.

Es vertrieb sie von diesem Platze hier; sie lief fort, um sich zu retten, um irgend etwas zu retten. Als sie über den Vorhof kam, quoll endlich das Weinen in ihr auf und verdunkelte ihren Blick. Sie weinte, wimmernd und klagend, wie sie einst als kleines Kind geweint hatte; und wie verlorenes Gut, losgerissen von seinen Wurzeln auf den Wellen eines Stromes, der seine Ufer überschwemmt hat, trieb in dieser Tränenflut all ihr verlorenes Gut regellos dahin. Sie weinte um die beiden jungen Menschen, die so schnell die Straße hinunter gerannt waren, sie weinte um ein junges Mädchen, um irgendeins, das verdorrt war, sie weinte um den Bruder und um seine Kinder, um die alte Frau, die man heute nachts hinaus-

getragen hatte, sie weinte um ihre Mutter, sah plötzlich das weiße Tuch, daß man über das Gesicht der Mutter gebreitet hatte, als sie gestorben war, und der Schmerz blutete so heftig, als habe sie ihn jetzt eben erst erlitten.

Immer laufend, weinte sie. Ihr Weinen schlug um, stieg in die Höhe, sank in die Tiefe, wurde langgezogen, dann wieder schnappend, ward lauter und zuletzt ganz leise; und es war ein wundes Verlangen in ihr, sich hinzulegen, wo sie eben war, sich auszuruhen. Es zerrte an ihr, lockte sie zu Boden, drückte auf ihre Schultern, überredete sie, keinen Schritt mehr zu tun, sich niederfallen zu lassen; aber sie lief nur noch schneller durch den dunkelnden Garten, bis zur Kirche.

Als sie über den Korridor zur letzten Treppe hinaufbog, hörte sie schreien. Eine Türe stand auf, quer über die Schwelle war die Tragbahre hingesetzt, und um sie her ein Tumult von Männern. Auf der Bahre aber lag der kleine alte Mann und tobte um sich. Die Männer hielten ihn mit gewaltsamen Griffen nieder; schweigend alle, nur mit lautem Keuchen, mit Stöhnen und zornigem Knurren. Sie hatten jetzt seinen Leib mit den Gurten umwunden; er bäumte sich, aber sie schnallten ihn fest. Eben zogen sie die Gurten um seine zappelnden Beine, da fuhr sein nackter Knochenarm drein, vom zerrissenen Hemd umflattert und hieb dem einen der Männer die Mütze vom Kopf, daß sie bis vor Johannas Füße flog. Aber nun warfen sie sich über ihn, packten ihn an den Schultern und Johanna sah, wie er liegend, von unten her mit ihnen rang, wie sie ihn bändigten. Sie sah, wie sein Antlitz, das sonst so glühend rot gewesen, jetzt weiß war, entfärbt und verzerrt, sie sah, wie sein blasser Schädel auf das Kissen schlug, wie seine Augen gekränkt, verwundet umhersuchten und suchten, — sie erkannte plötzlich eine flehende, rasendgewordene Liebe darin, eine verstoßene Güte. Ihr Verstehen öffnete sich wieder. Sie erkannte, daß niemand den alten Mann dort begriff, daß er seine Kinder nur herbei wüten wollte, in seiner Sehnsucht, und weil er sich schämte, sie sanfter zu rufen. Und sie floh treppaufwärts.

Dann zog sie oben bedächtig ihre Kleider aus. Eine Ruhe hatte sie ergriffen, die seltsam war wie keine je vorher: eine Ruhe, die sich wie ein kühles, nasses Linnen fest um ihre Glieder und um ihre Seele schmiegte.

Sie fühlte, daß sie nun Zeit habe. Sie fühlte, daß alles langsam gehen müsse und ordentlich. Es war auch alles so schwer, daß es nicht anders gehen konnte. Die Mantille, der Rock, die Schuhe; selbst ihre Finger waren schwer und hingen wie Gewichte an ihr.

Sorgfältig legte sie ihre Sachen zusammen, strich die Kleider, wie sie auf dem Stuhle hingen, noch einmal glatt; zog die Nachtjacke an und knöpfte sie noch von oben bis unten fest zu.

Dann hob sie die Decke, legte sich gerade ins Bett und wurde augenblicklich bewußtlos.

*

Sie erwachte von einem fernen Ruf des Glücks. Und es klopfte. Johanna wußte genau, woher das Klopfen kam. Ob es gleich so nah schien, als poche es dicht an ihren Schläfen, war es doch in der Kirche unten. Hinter dem Stein. Dort schlug der Kaiser an die Wand. Sie hörte ihn jetzt ganz deutlich; hörte seine junge, klingende Stimme.

Sie vernahm durcheinanderrufende Stimmen von oben und schaute auf. Da war jetzt kein Gemälde mehr. Die Bischöfe mit den goldenen Mützen traten hervor, regten sich, winkten mit den goldenen Stäben und deuteten ihr mit den guten, weißbärtigen Gesichtern, der Kaiser werde gleich kommen.

Zu ihr! Das wußte sie.

Die Frauen da oben mit den bloßen Schultern, mit den fließenden Seidengewändern, gingen aufgeregt hin und her, lachten zu ihr herunter und grüßten. Johanna lachte und grüßte wieder, mit den Händen; da freuten sich alle.

„Ich muß warten, bis der Kaiser kommt . . .“, rief sie hinauf. Da stand plötzlich der Bruder droben und war ganz blaß. Er hatte seinen neuen schwarzen Leibrock an, hatte das Haupt entblößt, hielt den Zylinder in der Hand, und er verbeugte sich fortwährend vor ihr.

Johanna lachte, daß es sie warf, wie er sich verbeugte.

Und da stand auch das Mädchen oben mit dem jungen Mann und auf einmal riefen alle mit schallender Stimme: Friedrich der Schöne . . .! Friedrich der Schöne . . .!

Das Mädchen sagte hinterher allein: „Der muß es getrieben haben!“

Johanna sah das Gesicht des jungen Mannes. Das war er! Das! Sie sah seine stillen, glänzenden Augen, sah den gütigen Mund hinter dem Schnurrbart, sah seine feinen Wangen.

Ein wunderbares Feuer entbrannte in ihr. Niemals hatte sie es empfunden, aber jetzt empfand sie es. Die Seligkeit einer grenzenlosen Hingabe wachte in ihr auf und wartete. Sie fühlte das Herannahen unendlicher Zärtlichkeiten, empfand die Nähe aller Wonnen und ihr Leib hob sich den Liebkosungen entgegen, die seiner harrten.

Johanna sang. Sie wußte, daß niemand so schön zu singen vermochte wie sie, so tief aus der Freude heraus.

Alle da oben lauschten. Dann trat der junge Mann von dem Mädchen fort und sagte: „Mit Ihnen hab' ich nichts zu tun — ich bin Friedrich der Schöne . . .“

Johanna schrie vor Glück; und er verschwand.

Jetzt sah sie plötzlich den großen Engel über sich. Er neigte sich tief zu ihr herab und berührte sie an der Schulter. Neben ihm drängten sich freilich noch einige von den Männern heran, die vorhin den kleinen Alten an die Bahre geschnallt hatten, beugten sich über Johanna und berührten sie an der Schulter; aber sie kümmerte sich nicht darum. Da schwang der Engel sich auf, hing wieder wie sonst über ihr, lächelte zauberhaft und nickte ihr zu.

Jetzt aber brach an den Wänden der Orgelklang aus, viele Glocken läuteten, daß unter dem gewaltigen Dröhnen alles Denken zerfloß. Jetzt setzte der Engel die Posaune an den Mund und blies hinein, und es schmetterte so stark, daß die Luft davon zu flimmern begann. Aber Johanna konnte mitsingen, was er blies; ganz langsam: „Wenn's — — — Mailüfterl — — weht — —“

Jetzt barst das Gewölbe, die Bischöfe und die Damen drängten zur Seite, bildeten eine Gasse, und auf Sonnenflammen kam Einer geschritten, im silbernen Harnisch.

Johanna seufzte tief. Ihre Augen waren geblendet.

Und sie brachen.

Naturwissenschaft und Naturphilosophie.

Von J. Wiesner.

Was der forschende Menschengeist im Laufe der Zeiten zutage gefördert, erscheint bei äußerlicher Betrachtung als eine aus sehr verschiedenen Posten bestehende Wissenssumme. Eindringender Untersuchung kann es aber nicht entgehen, daß hier mehr als eine bloße Summe vorliegt; es stellt sich der Gesamtstoff menschlichen Wissens als eine einzige große, einem Organismus vergleichbare Einheit dar, deren Teile, so verschieden sie auch nach Form und Inhalt, Ziel und Zweck erscheinen mögen, doch in innigster gegenseitiger Beziehung stehen.

Ich habe versucht, für ein engbegrenzt erscheinendes Forschungsgebiet, für die Pflanzenphysiologie, die Beziehungen zu den anderen Wissenschaften darzulegen*; ich suchte ferner zu zeigen, wie sich die Lehre vom Leben der Pflanze unter dem Einfluß anderer Wissenschaften ausgebildet hat**, wobei sich herausstellte, daß ihre Weiterentwicklung desto üppiger erfolgte, je reicher und inniger ihr Kontakt mit anderen, ihr scheinbar fremden Disziplinen, geworden war. Ein gleiches gilt wohl für jede andere Wissenschaft und selbst die beiden Hauptgebiete, in welche man die Gesamtwissenschaft zu teilen pflegt, die Geistes- und die Naturwissenschaften, verleugnen in ihren gegenseitigen Beziehungen ihren Ursprung aus demselben Geiste desto weniger, je weiter und genauer man sie mit sonderndem und vergleichendem Blick verfolgt.

Wenn ich den Vergleich des menschlichen Gesamtwissens mit einem Organismus in den Vordergrund dieser Studie stelle, so ist damit wohl klar ausgedrückt, daß ich keiner einzigen Forschungsrichtung, sei es der Geistes-, sei es der Naturwissenschaft, feindlich oder selbst mit Mißtrauen gegenüberstehe, vielmehr jede geistige Arbeit, wenn sie nur mit Ernst und Konsequenz durchgeführt wird, für berechtigt halte. Geistesprodukte hingegen, welche, wie etwa der Spiritismus, das Zeichen des Krankhaften oder der Entartung an sich tragen, können, um bei unserem Vergleiche zu bleiben, nur als pathologische Äußerungen des Menschengeistes angesehen werden.

Die Mehrzahl der urteilsfähigen Menschen hält an der Ansicht von der absoluten Exaktheit der Naturwissenschaften fest und sieht infolgedessen in ihren Ergebnissen, gleichwie in denen der Mathematik, das Genaueste und Verläßlichste von all dem, was Menschengeist geschaffen. Andere aber weisen auf Mängel hin, welche die Verläßlichkeit des Wissens über Naturvorgänge vielfach in Frage stellen. Und in der Tat, an solchen Mängeln fehlt es nicht. Einige Beispiele. Die einen behaupten die Existenz der Atome, die anderen leugnen sie oder halten sie für unbewiesen. Und wie widersprechend sind die Ansichten über die Entstehung und Entwicklung der organischen Reiche oder über das „Werden der Welten". Dies und vieles andere, was innerhalb der Grenzen der Naturwissenschaft im weitesten Sinne als Forschungsergebnis auftaucht, erinnert lebhaft an die schwankenden Resultate, ja selbst an die Antinomien der spekulativen Philosophie.

Zu einem klaren und sicheren Urteil über den wahren Wert alles dessen, was innerhalb der im weitesten Sinne gefaßten Naturwissenschaft gelegen ist, gelangt

* Rektoratsrede, gehalten an der Wiener Universität 1898.

** Rede, gehalten beim internationalen Kongreß für Wissenschaft und Kunst in St. Louis (1904). Kongreßberichte. Deutsche Ausgabe der Rede in „Österreichische botanische Zeitschrift" 1905.

man, wenn man resolut zwischen exakter oder empirischer Naturwissenschaft und Naturphilosophie unterscheidet. Die erstere, wir wollen sie im nachfolgenden kurz als Naturwissenschaft bezeichnen, stützt sich ganz und gar auf Erfahrung, geht beobachtend und so viel als möglich experimentierend vor und akzeptiert als Ergebnis ihrer Forschung nur das, was tatsächlich sichergestellt ist, oder was aus der Erfahrung mit logischer Sicherheit erschlossen wurde. Sie führt, mit menschlichem Maße gemessen — ein anderes steht uns ja nicht zur Verfügung — zu Gewißheiten. Die Naturphilosophie geht hingegen spekulativ zu Werke, und führt wie alle spekulative Philosophie infolge der Unsicherheit aller metaphysischen Untersuchungen nur zu Möglichkeiten.

Mit Rücksicht auf die gewonnenen Resultate scheidet sich also die Naturwissenschaft scharf von der Naturphilosophie. Allein mit dieser Art der Scheidung werden sich viele nicht zufrieden geben und insofern auch mit Recht, als zwischen Naturwissenschaft und Naturphilosophie mannigfache tiefer liegende Verbindungen bestehen, wie ja schließlich alles menschliche Wissen nach oben gemachten Andeutungen zu einer großen Einheit sich zusammenfügt. Vor allem muß zugegeben werden, daß auch der Naturforscher fortwährend mit Möglichkeiten zu rechnen hat. Er sieht eine neue Erscheinung und sucht dieselbe zu erklären, nämlich auf ihre Ursache oder Ursachen zurückzuführen. Indem er nun daran geht, diese neue Erscheinung kausal zu erklären, erwägt er die nach seinen bisherigen Erfahrungen denkbaren Möglichkeiten und prüft eine nach der anderen. Auf dem Wege der Erklärung operiert er also wohl auch mit Möglichkeiten, aber erst die erfahrungsgemäße Lösung der Aufgabe wird für ihn Forschungsergebnis. Er gelangt zu einer Gewißheit und diese bildet sein Resultat. In diesem erscheinen die Möglichkeiten bereits eliminiert.

Wenn man diese Denkoperationen, durch Erwägung von Möglichkeiten auf dem Wege der Erfahrung zu exakten Ergebnissen zu gelangen, als Spekulation bezeichnet, dann gibt es in bezug auf die Methode keinen qualitativen Unterschied zwischen Naturforschung und Naturphilosophie; wohl aber, wie wir sehen werden, einen quantitativen, einen Unterschied des Grades. Weiters lassen sich gegenseitige Beziehungen aufweisen, welche sich bis zu einem Rollenwechsel steigern können. Durch spekulative Behandlung können Probleme der Naturforschung in naturphilosophische umgewandelt werden und durch eine auf das Tatsächliche gerichtete exakte Prüfung einer von der Naturphilosophie aufgestellten Möglichkeit kann auch manches naturphilosophische Problem zu einem naturwissenschaftlichen sich umgestalten. Für letztere gibt uns die Geschichte der Wissenschaften Beispiele genug. Um nur ein augenfälliges Beispiel anzuführen: Die Psychologie bildete früher die reine Domäne der Philosophie und heute sehen wir sie unter Anwendung des Experiments in den Bereich der Naturwissenschaft eintreten.

Angesichts dieser innigen, ich möchte sagen organischen Verbindung der Naturwissenschaft mit der Naturphilosophie fragt es sich, was es für einen Sinn habe, zwischen beiden zu scheiden. So lange die Spekulation im Bereiche des Naturgeschehens nur so weit reicht, um neue Wege der Induktion und überhaupt der empirischen Forschung zu eröffnen, und die Spekulation sich innerhalb natürlicher Grenzen der Lösbarkeit hält, braucht man die Scheidung wahrlich nicht vorzunehmen.

Wenn aber die Spekulation zu wuchern beginnt und die aufgestellten Ziele in unerreichbare Ferne gerückt erscheinen, dann ist es im Interesse eines normalen Fortschreitens der Forschung notwendig, diese Scheidung vorzunehmen, weil erfahrungsgemäß ein Überwiegen der Spekulation im Bereiche der Naturforschung die Weiterentwicklung mehr gehemmt als gefördert hat. Welche Verwirrung die Schellingsche Periode der Naturphilosophie angerichtet hat, ist allgemein bekannt. Als die Spekulationen von Oken, Kieser u. a. bis zum baren Unsinn sich verstiegen hatten, wurde dieser gefährlichen Strömung durch Schleiden und andere kritische Geister ein plötzliches Ende gemacht. Damals sprach man von Naturphilosophie; man sprach von ihr als einer gefährlichen Krankheit, die glücklich überstanden ist. Wohl gab es, nachdem die Schellingsche Naturphilosophie den Todesstoß erhalten hatte, noch eine Naturphilosophie, wie es seit Anbeginn der Philosophie stets eine solche gegeben hat; aber man sprach innerhalb des Bereiches der Naturforschung nicht von ihr. Sie war wieder eine Domäne der Philosophie geworden. Aber der philosophierende Naturforscher war geächtet; er starb aus und verschwand für lange Zeit. Es kam eine Periode exaktester Forschung; im Gebiete der organischen Naturwissenschaft bildete sich die (ontogenetische) Entwicklungsgeschichte aus und vieles andere Grundlegende entstand. Die geistige Richtung dieser Periode ist vielleicht am besten durch Robert Mayers Ausspruch charakterisiert: man hüte sich, über dem Streben nach dem Unerreichbaren das Erreichbare zu vernachlässigen.

Diese Periode einer im großen ganzen so ruhig und nüchtern, aber doch mächtig fortschreitenden Entwicklung der Naturforschung scheint nun einer neuen Platz zu machen, in welcher die Spekulation wieder stark in den Vordergrund tritt. Man kann dies äußerlich schon daran erkennen, daß es manche Naturforscher nicht mehr als Schmähung empfinden, Naturphilosophen genannt zu werden, und daß selbst hervorragende Vertreter der Naturforschung, z. B. Ostwald, Werke schreiben, welche sich schon durch den Titel als naturphilosophische Schriften zu erkennen geben. Dieses offene Bekenntnis erscheint mir weniger gefährlich, als die Manier mancher Gelehrten, die sich für exakte Naturforscher halten, aber doch im Fahrwasser der Naturphilosophie segeln.

Man sieht heute vielfach in der spekulativen Behandlung naturwissenschaftlicher Fragen einen großen Fortschritt und hofft, daß die sich jetzt vorbereitende neue naturphilosophische Epoche bessere Erfolge haben werde, als die vorangegangene. Es ist zweifellos die Wirkung der durch Darwin ins Leben gerufenen Forschungsrichtung, nämlich des zur Phylogenie ausgestalteten Entwicklungsgedankens, welcher zuerst auf biologischem Gebiete die Spekulation großzog, von wo aus diese Arbeitsrichtung auf andere Zweige der Naturforschung übergriff.

Die Leistungen der neuen Naturphilosophie, so blendend sie durch die vielen, namentlich im Bereiche der Deszendenzlehre wirkenden Anregungen erscheinen, können nicht leicht nach ihrem Werte beurteilt werden. Man wird ja zu sehr von der Strömung der Zeit fortgerissen, um sich in allem und jedem zu objektivem Urteil emporschwingen zu können. Da scheint es eben gut, sich zu erinnern, wie die Schellingsche Naturphilosophie selbst die besten Köpfe für einige Zeit verwirrte und in ihre Netze verstrickte. Ich nenne als Beispiel Franz Unger und Johannes Müller. Beide standen in der ersten Periode ihres Schaffens unter dem Einflusse

der Schelling-Okenschen Ideen. Bei der Lektüre der Jugendschriften beider ist man wohl darüber erstaunt, wie sich diese klaren Köpfe, welche später als große Entdecker im Bereiche der exakten Naturforschung wirkten, durch das Irrlicht der damaligen Naturphilosophie haben blenden lassen. Johannes Müllers Urteil über die Schelling-Okensche Naturphilosophie ging später dahin, daß sie schlechter ist als jede Metaphysik.

Die mächtige Anziehungskraft der Naturphilosophie, wie überhaupt der spekulativen Philosophie liegt darin, daß sie die größten Probleme in Angriff nimmt, mit der Lösung von Fragen sich beschäftigt, mit welchen verglichen die der empirischen Naturforschung häufig als dürftige Kleinarbeit erscheinen. Wie entsteht die organische Welt aus dem toten Stoff? oder wie haben sich die einfachsten Mikroorganismen zu den höchsten Organismen der Erde umgestaltet? Solche große Fragen sind gewaltige Lockmittel. Wie mühelos löst ein Haeckel solche Fragen. Mühsam geht der exakt forschende Naturbeobachter vor, fast immer in kleinen Schritten, rascher nur, wenn er durch peinliche Vorarbeit die Methoden findet, um besser zu sehen, zu hören, zu empfinden, als es seine angebornen Sinnesorgane im unbewaffneten Zustande zulassen. Gerade wegen der großen Lockmittel, mit welchen die Naturphilosophie die Massen anzieht, ist es erforderlich, ihr Wirken mit kritischem Blick zu kontrollieren.

Um richtig zu würdigen, welche Bedeutung Naturwissenschaft und Naturphilosophie sich errungen haben und zu welchen Hoffnungen sie berechtigen, scheint es mir erforderlich zu prüfen, wie sie entstanden sind und welchen Zielen sie entgegengehen.

Vorerst soll aber in aller Kürze das Verhältnis der Naturforschung zur Philosophie gekennzeichnet werden.

Nimmt man die Philosophie im weitesten Sinne, nämlich als die Wissenschaft von allem Sein und Geschehen und von den Prinzipien alles Seins und Geschehens, so liegt klar vor Augen, daß die Naturwissenschaften einen wesentlichen Teil der Philosophie bilden müssen.

Inwieweit die naturwissenschaftliche Forschung als philosophisch angesehen werden könne, habe ich bei früherer Gelegenheit* in folgende Worte gefaßt:

„Tief im Menschen wurzelt der Hang, die letzten Ursachen der Erscheinungen zu ergründen. Dieser Hang hat nun, wie Whewell einst wohl so richtig bemerkte, das Merkwürdige, über das Ziel hinauszuschießen, nämlich die Grenzen zu überschreiten, welche dem menschlichen Geiste gezogen sind. Innerhalb dieser Grenzen beherrscht die Erfahrung alle Erkenntnis ... Damit sind aber auch die Grenzen gezogen, innerhalb welcher sich die Philosophie in der Naturwissenschaft Geltung verschaffen darf uud kann."

Wer mit unbefangenem Blick die Entwicklung der Naturwissenschaft verfolgt, muß zu dem Resultat gelangen, daß eine gesunde, auf Erfahrung gestützte Philosophie in der Naturwissenschaft immer lebendig war. Wohl sind die Probleme, welche sich viele Arbeiter auf naturwissenschaftlichem Gebiete gestellt haben, so einfacher Art, das eine philosophische Durchdringung des behandelten Gegenstandes bei ihnen nicht gesucht werden darf. Aber die Meister, die Führer, waren immer

* Rede, gehalten in St. Louis.

Philosophen, sofern sie mit logischer Kraft ihre Beobachtungen kontrollierten, mit durch Kritik in Schranken gehaltenem geistigen Blick die zerstreuten Beobachtungen verbanden, und vorausschauend — zunächst angenommene — Beziehungen durch die Erfahrung auf ihre Gültigkeit oder Ungültigkeit prüften. Damit ist aber auch die Grenze bezeichnet, bis zu welcher die Spekulation in der Naturwissenschaft erlaubt ist, nämlich die Hypothese* als Hülfsvorstellung benutzt werden darf, welche aber nur so lange berechtigt ist, als sie mit der Erfahrung in Einklang steht. Eine solche Philosophie hat es seit der Wiedergeburt der Naturwissenschaft immer gegeben, darum hat man ja mit Recht diese Periode die induktive genannt, eine solche Philosophie wird es immer geben, weil diese Art der Philosophie ein Lebenselement der Naturwissenschaften bildet**.

Das ist, in Kürze ausgedrückt, die Beziehung der Philosophie zur Naturwissenschaft im obigen Sinne. Wie man sieht, enthält diese Art von Philosophie kein metaphysisches Element.

Inwieweit kann die spekulative Philosophie dennoch der Naturwissenschaft nützen?

Es gibt Richtungen in der Philosophie, welche jeder Art der Naturerkenntnis widersprechen und die es verschuldet haben, daß viele Naturforscher von der Philosophie überhaupt nichts wissen wollen. Zu diesen Richtungen gehört jener extreme Idealismus, welcher die Existenz einer materiellen Welt außerhalb des Bewußtseins leugnet und die Auffassung der Körperwelt durch die Sinne für Sinnestäuschungen erklärt. Die Naturforscher ließen sich durch diese philosophische Offenbarung nicht schrecken und was ihnen als Naturforscher schon völlig klar war, wurde später durch die Erkenntnistheoretiker bewiesen: daß nämlich allen unseren auf methodisch durchgeführten Beobachtungen beruhenden Sinnesauffassungen so viel objektive Realität zugrunde liegt, daß unser Wissen von der Natur den strengsten Forderungen der Wissenschaftlichkeit Genüge leistet.

Es gibt aber auch naturwissenschaftlich wichtige Begriffe, deren spekulative Behandlung für uns gänzlich wertlos ist: Zeit und Raum. Die Kenntnis des zeitlichen Verlaufes der Naturprozesse und der räumlichen Beschaffenheit der Naturobjekte bildet einen wichtigen Bestandteil der Naturwissenschaft und in der für uns so bedeutungsvollen Messung von Raum und Zeit haben wir es zu einer Vollkommenheit gebracht, welche man in vergangenen Zeiten wohl für etwas unmögliches gehalten hätte. Der Naturforscher folgt auch im Zeit- und Raumbegriff dem gesunden Menschenverstande, indem er dem einen wie dem anderen soweit eine gewisse Realität zuspricht, um beide der Messung zugänglich zu machen. Die Diskussion über die transzendentale Idealität und über die transzendentale Realität der Zeit und ähnliches ist für ihn interesselos, da es ihn nach keiner naturwissenschaftlichen Richtung hin zu fördern vermag.

* Die Qualitäten der naturwissenschaftlichen Hypothesen sind gewöhnlich einfachere und überhaupt andere als die der philosophischen, inklusive der naturphilosophischen. Überhaupt lassen sich ihrem inneren Wesen nach sehr verschiedene Kategorien von Hypothesen unterscheiden. Am eingehendsten und gründlichsten hat in neuester Zeit A. Stöhr die Qualitäten der Hypothesen in seinem Werke: „Philosophie der unbelebten Materie". Leipzig, A. Barth 1907, charakterisiert.

** Näheres a. a. O., ferner in meinem Essay: „Philosophie der Botanik", „Österr. Rundschau" Band I'I.

Trotzdem kann die spekulative Philosophie, soweit sie sich mit Naturvorgängen beschäftigt, der Naturwissenschaft von Nutzen sein. Es handelt sich da um Naturphilosophie, deren Hauptaufgabe in der metaphysischen Behandlung der Naturvorgänge besteht. In dieser Art der Behandlung der Naturvorgänge liegt der Unterschied zwischen Naturphilosophie und Naturwissenschaft, welche letztere sich, wie ja schon bemerkt, durchaus auf die Erfahrung stützt.

Diese Unterscheidung wird bei jenen Naturforschern auf Widerspruch stoßen, welche „metaphysische“ Begriffe auch in der Naturwissenschaft für zulässig halten, wie z. B. die Begriffe Atom, Molekül, Plasom 2c., während Mach u. a. solche metaphysische Begriffe von der Naturwissenschaft ferne halten wollen. Man könnte sich hier einfach dadurch helfen, daß man derartige Dinge aus der Naturwissenschaft ausscheidet und sie der Naturphilosophie überläßt.

Man kommt aber zu einer fruchtbareren Scheidung von Naturwissenschaft und Naturphilosophie, wenn man zwischen „metaphänomenal“* und „metaphysisch“ unterscheidet. Was körperlich vorstellbar, aber — vielleicht nur einstweilen — durch die Sinne nicht wahrgenommen werden kann, z. B. Atom, Molekul, Plasom 2c. ist metaphänomenal; was hingegen als unkörperlich jenseits aller Sinneswahrnehmung gelegen ist, z. B. Geist, Seele, Entelechie, Dominante 2c. ist metaphysisch.

Diese Scheidung ergibt, daß sich die Naturwissenschaft des Metaphänomenalen als Hülfsvorstellung bedienen kann, ohne deshalb in den Bereich des Metaphysischen zu geraten. Dieses letztere gehört dem Gebiet der Philosophie und selbstverständlich auch dem der Naturphilosophie an.

Indem sich die Naturphilosophie der metaphänomenalen Begriffe bedient, nähert sie sich schon der Naturwissenschaft und indem sie ein in ihr auftauchendes Problem erfahrungsgemäß studiert, hat sie dieses bereits an die Naturwissenschaft abgetreten.

Die Entstehung des Lebens ist ein Gegenstand, welcher noch gänzlich der Naturphilosophie angehört; alle Bemühungen, diese Frage aus dem naturphilosophischen in das naturwissenschaftliche Gebiet hinüberzuleiten, waren vergebens. Alle Deszendenzhypothesen sind gedankliche Aufstellungen; indem man versucht, sie experimentell zu prüfen und auf das Geleise der Naturwissenschaft zu führen, reduziert sich das Problem auf die einfache Frage: inwieweit beharrt ein bestimmter Organismus in

* Nach meiner Ansicht ist die Unterscheidung des materiell Vorstellbaren aber tatsächlich nicht oder noch nicht durch die Sinne Erweisbaren von allem Nichtmateriellen von großer Wichtigkeit. Für diese beiden Begriffe habe ich in der philosophischen Literatur keine gangbaren Ausdrücke gefunden. Ich verwendete im Texte das Wort „metaphänomenal“, welches von Jos. Breuer zum Unterschiede von „metaphysisch“ geprägt wurde. Ich lernte den Terminus „metaphänomenal“ zuerst durch einen an mich gerichteten Brief des genannten Wiener Arztes und geistvollen Forschers kennen. Wie ich später erfuhr, erscheint der Breuersche Ausdruck bereits in einer Abhandlung Professor Höflers (Abhandlungen zu Didaktik und Philosophie der Naturwissenschaft. Herausgegeben von Poske, Höfler und Grimzehl Heft 2. S. 131. Berlin 1904). Höfler faßt aber den Begriff metaphänomenal weiter als Breuer. Der Wortsinn kann ja tatsächlich dahin führen, metaphänomenal und metaphysisch zu identifizieren, oder das Metaphänomenale dem Metaphysischen überzuordnen. Was ich unter metaphänomenal — ich glaube in Übereinstimmung mit Breuer — verstehe, ist wohl völlig eindeutig. Auf das Wort kommt es allerdings nicht an; nichtsdestoweniger wäre ein zutreffender Ausdruck für das, was oben als metaphänomenal gemeint ist, recht wünschenswert.

seiner Eigenart oder inwieweit erscheint er verändert. Mit Erledigung dieser Frage stockt auch schon die weitere erfahrungsgemäße Lösung des Problems und der naturphilosophischen Betrachtung wird wieder die Türe geöffnet.

Gehen wir nunmehr auf die Frage des Ursprungs der Naturwissenschaft ein. Hierauf läßt sich wohl nur die folgende Antwort geben: Die Naturwissenschaft in unserem Sinne hat ihren Ursprung in den Erfahrungen des gemeinen Lebens und gerade jene Betätigung des Menschengeistes, bei welcher nur geschärfte Beobachtung dem praktischen Bedürfnis entgegenkommen kann, wie im Handwerk, im Berg-, Acker- und Gartenbau, in der Heilkunde usw., mußte zur Ursprungsquelle der empirischen Naturwissenschaft werden. Es ist dies gewiß schon oft ausgesprochen worden. Ich vertrat diese Anschauung schon vor längerer Zeit* und jüngsthin las ich in einer philosophischen Studie über „Gedächtnis und Phantasie" den Satz, daß sich die naturwissenschaftliche Betrachtungsweise aus dem gewöhnlichen Leben entwickelt habe**. Diese niedere Herkunft der Naturwissenschaft dürfte wohl von keiner Seite bestritten werden und kein einsichtsvoller Naturforscher wird sich dieses niederen Ursprungs seiner Wissenschaft schämen, wie er es auch über sich ergehen läßt, seine Denkweise als „gesunden Menschenverstand" oder als „naiven Realismus" von den Philosophen bezeichnet zu sehen. Diese oft sehr geringschätzig ausgedrückte Wertung unserer Forscherarbeit können wir uns ja gefallen lassen, indem wir auf die großen Erfolge und auf den ununterbrochenen Fortschritt der Naturwissenschaft hinweisen.

So sehr ich mich versichert halte, daß man den hier bezeichneten Ursprung der Naturwissenschaft gelten lassen werde, so sehr bezweifle ich, daß meine Ansicht über ihr Ziel sofort und allgemein gebilligt werden dürfte. Meine Ansicht geht dahin, daß es das Hauptziel der Naturforschung sei, dem Leben zu dienen. Zur richtigen Würdigung dieses Ausspruches ist es erforderlich, die Geschichte der Naturwissenschaft zu Rate zu ziehen. Die alte Aristotelische Weisheit, in der Forschung habe man sich nicht durch die Rücksicht auf praktischen Erfolg leiten zu lassen, vielmehr sei es Pflicht, die Wahrheit als solche zu suchen, hat zum Teil wenigstens auch heute noch ihre Berechtigung, um die Wissenschaft nicht zur „melkenden Kuh" herabzuwürdigen. Aber diese Aristotelische Weisheit ist von kleinen Geistern vielfach mißdeutet worden, sie führte zu jenem den inferioren Geist charakterisierenden Gelehrtenstolz, welcher auf die wissenschaftliche Durchdringung praktischer Fragen mit einer gewissen Verachtung herabblickt. Die großen Naturforscher: Linné, Schleiden, Helmholtz, Lord Kelvin u. a. erkannten den bedeutungsvollen Zusammenhang von Naturwissenschaft und Praxis. Es haben sich nach und nach nicht nur die angewandten Wissenschaften jenen hohen Rang erobert, den sie zum Teil wenigstens jetzt schon unangefochten einnehmen; es vollzieht sich nach und nach ein Umschwung der Ansichten: man schätzt die praktische Anwendung der Naturwissenschaft vielfach schon desto höher ein, je weniger sich die Grenze zwischen beiden ziehen läßt. Immer mehr und mehr kommt man doch zur Überzeugung, daß die technischen Wissenschaften der reinen Wissenschaft das reichlich zurückerstatten, was sie durch sie gewonnen haben. Gerade der moderne Wissenschaftsbetrieb lehrt, welchen Nutzen

* Rektoratsrede.

** Lucka in den Berichten der Wiener Philosophischen Gesellschaft 1907, S. 28.

Trotz dieser großen Leistungen vollendet, wie oben schon angedeutet wurde, die Naturforschung die menschliche Denkarbeit nicht. Sie sucht nur erreichbare Ziele zu erobern. Aber schon diese Forscherarbeit führt uns zu Kenntnissen über die Natur und zu Einsichten in das Naturganze, welche den Gesichtskreis des Menschen ungemein erweitert haben. Doch darüber kein Wort mehr; es ist ja allbekannt, wie das bewaffnete Auge in den Weltraum und in die feinste Organisation der lebenden Wesen hineingeschaut hatte u. v. a.

Diese Kenntnisse und Anschauungen sind aber, so sehr sie uns bereicherten, vielfach mißbräuchlich überschätzt worden, indem man glaubte, sie seien ausreichend, um uns zu einer gesicherten Weltanschauung zu verhelfen, oder zu einer neuen Religion zu führen oder uns zu beweisen, die Religion sei eine durch die Naturwissenschaft überwundene Sache. Wenn man glaubt, daß die Naturforschung zu jenen brutalen Auffassungen führen müsse, wie solche von Büchner, Moleschot und neuerdings von Haeckel vertreten werden, erinnere man sich an Kepler, Newton, Ingenhousz u. a. selbst der Neuzeit angehörende Größen, welche entweder ausgesprochene Theisten oder sogar glaubenstreue Christen waren. Daraus ergibt sich, daß die Naturwissenschaft weder mit Sicherheit zum Atheismus noch zum Theismus, noch zur positiven Religion führe. Das sind eben Dinge, welche von der Naturwissenschaft nicht beherrscht werden. Es sind andere Gebiete der menschlichen Forschung und des menschlichen Fühlens, welche in solchen Fragen das entscheidende Wort zu reden haben. Es muß doch jeder denkende Naturforscher einsehen, daß eine Ethik, welche ihre Grundlagen in den Trieben der Tiere erblickt und beispielsweise die Ehe abschaffen will, weil eine rationellere Verbindung der Geschlechter zu zahlreicheren und angeblich gesünderen Nachkommen führen würde, sich als eine empörende Brutalität darstellt, ein vollständiges Verkennen der Veredlung des Menschengeschlechts durch die Überwindung des Tieres im Menschen. Um es nochmals zu sagen: in solchen Fragen der Weltanschauung, der Ethik, der Religion, muß die Naturwissenschaft versagen, weil diese Fragen außerhalb ihres Bereiches liegen und nur grobe Mißverständnisse einen Naturforscher verleiten können, sie von seinem Standpunkte aus entscheidend zu beantworten. In seiner Kritik des Darwinismus hat Dühring den leider in neuester Zeit so oft hervortretenden Zug, das Menschliche zum Tierischen hinabzuziehen, in folgende treffende Worte gekleidet: „Das Ideal einer edlen Menschlichkeit verschwindet in dieser Richtung immer mehr und mehr aus dem Gesichtskreise, und die plumpe Gleichsetzung von Macht und Recht wird durch jene Vorstellungen unterstützt."

So viel über Ursprung und Ziel der Naturforschung. Und nun fragen wir nach dem Ursprung und dem Ziel der Philosophie. Diesen schwierigen und heiklen

mischen Gesellschaft schrieb er an diesen Verein: „Ich danke den vereinten vorzüglichen Männern auf das verbindlichste, daß sie mir Gelegenheit geben auszusprechen: wie mein Prüfstein für alle Theorie die Praxis bleibe. Wer mit unverwandtem Auge dahin sieht, inwieferne das richtig Gedachte auch unmittelbar zu leicht nutzbarer Anwendung führe, der wird, besonders wenn ihm ein gütiges Geschick mehrere Jahre vergönnt auf solche Weise zu verharren, gewiß nach und nach die Fertigkeit erlangen, ein reines durchdringendes Anschauen von grillenhaften Meinungen zu unterscheiden" (15. Jänner 1821) Weimarer Briefausgabe Bd. 34, S. 93. Kurz nach einem mit Herrn Houston Steward Chamberlain über das Verhältnis der Wissenschaft zum Leben geführten Gespräche teilte er mir obiges Zitat mit. Leider war das Manuskript bereits dem Drucke übergeben, so daß ich Goethes Ausspruch nicht mehr dem Texte einflechten konnte.

Gegenstand will ich hier nur so weit berühren, als es nötig erscheint, um den Unterschied zwischen Naturwissenschaft und spekulativer Philosophie noch besser zu beleuchten und insbesondere um die Grenze zwischen Naturwissenschaft und Naturphilosophie genauer, als es bisher schon geschehen ist, zu bezeichnen.

Nach einem oft wiederholten Ausspruch griechischer Philosophen hat das Staunen dem Menschen die erste Anregung zu philosophischen Betrachtungen gegeben.* Die ersten Regungen der Philosophie müssen späteren Datums sein als die oben schon berührten Anfänge der Naturwissenschaft. So lange wir es z. B. mit begrenztem Raum und begrenzter Zeit zu tun haben, finden wir leicht den Weg, Raum und Zeit zu messen und zur Erläuterung materieller Erscheinungen heranzuziehen. Und immer weiter reicht die für die Naturwissenschaft so wichtige Kunst, wie schon oben angedeutet wurde, Zeit und Raum zu messen. Aber so wie die vergleichende Betrachtung uns eine Ahnung gibt von der Ewigkeit und Unbegrenztheit der Welt, beginnt das Staunen. Die Fragen, welche dem erstaunten Geiste gegenübertreten, sind schwieriger, als alle jene, welche die unmittelbare Anschauung uns vorlegt. Dort arbeitet der Geist häufig an der Grenze des empirisch Faßbaren, ja häufig genug überschreitet er sie und betritt das Gebiet des Transzendenten. Die Geistesarbeit des Philosophen wird zur Metaphysik, behaftet mit einer Unsicherheit, welche in keiner Frage zu einem eindeutigen Resultat, in der Regel nur zu Möglichkeiten oder aber zu Antinomien führt.

Angesichts dieser ärmlichen Ergebnisse, welche durch angestrengtestes Forschen der größten Denker zutage gefördert wurden, und die sich im Laufe von Jahrhunderten nicht mehren wollen, erschien mir oft die spekulative Philosophie wie eine Jugendhoffnung des menschlichen Geistes, welche, einem Traume vergleichbar, ihr Ende nehmen müsse, wenn der Mensch einmal klar erkannt haben wird, wie weit seine Kraft reicht. Ähnliche Meinungen mögen wohl viele andere Naturforscher sich gebildet haben. Obgleich ich eine fast gleiche Meinung selbst in der Schrift eines modernen Philosophen gefunden habe, ließ ich nach reiflicher Erwägung meine Ansicht doch fallen. Wie der ideale Zug im einzelnen bis ins höchste Alter sich erhalten kann, so mag in der Menschheit das Streben im Gebiet des Transzendenten, doch noch auf höhere Erkenntnisstufen sich zu erheben, weiter fortbestehen.

Die Gedanken, welche bei Erforschung des Transzendenten im Geiste bedeutender Philosophen aufleuchten, sollen der Menschheit nicht verloren gehen, wenn sie uns auch nicht in nüchtern und streng sachlicher Form entgegentreten. In Anlehnung an einen Ausspruch der geistvollen Mathematikerin Sophie Germain möchte ich sagen, daß der brauchbare Kern der spekulativen Philosophie sich nicht in Forschungsergebnissen von greifbarer Wesenheit äußere, sondern jenen Grundsätzen und Wahrheiten zu vergleichen sei, welche in einem guten Roman zwischen einer dichterisch erfundenen Handlung sich hindurchschlingen. Sehr ansprechend hat kürzlich

* In für weitere Leserkreise bestimmten Schriften wird der obige Ausspruch gewöhnlich auf Aristoteles oder auch auf Plato zurückgeführt. In einzelnen Schriften auch wohl auf beide, in welchem Falle wohl die Annahme naheliegt, daß Aristoteles in dem genannten Ausspruch die Gedanken seines großen Lehrers wiedergegeben hat. Mein verehrter Kollege, Herr Hofrat Theodor Gomperz, Verfasser des berühmten Werkes „Griechische Denker" hat auf meine gelegentlich an ihn gestellte diesbezügliche Frage die Auskunft erteilt, daß Plato (im Theaitetos) und Aristoteles (in der Metaphysik) den gleichen Gedanken über den Ursprung der Philosophie geäußert haben.

R. Eucken in diesen Blättern den wahren Wert der spekulativen Philosophie* bemessen. Er sagt: Nicht nach den von ihnen erzielten Endresultaten habe man die großen Philosophen zu beurteilen, sondern nach den Gedanken, die sie uns vermitteln, nach den Wahrheitselementen, die sie uns erschließen; man könne aus den Schriften Platos lernen, aber auch aus den Werken des Aristoteles, wenngleich sie auf total entgegengesetztem philosophischen Standpunkte stehen; ebenso könne man, trotz nicht minder großer Gegensätzlichkeit, aus dem logischen Optimismus Hegels Nutzen ziehen, wie aus dem ethischen Pessimismus Schopenhauers. Wir sollen eben, wie Eucken so richtig sagt, die großen Denker nicht als unversöhnliche Gegner, sondern als Mitarbeiter am Werke, die Wahrheit zu erringen, auffassen.

Die Naturphilosophie bildet einen Bestandteil der spekulativen Philosophie und hat deshalb viel mit ihr gemein, insbesondere die großen lockenden Probleme und die unsicheren Lösungen. Wie die großen Denker unter den Philosophen, so haben wir auch die großen Naturphilosophen zu beurteilen, nicht nach positiven Leistungen, denn die haben sie ebensowenig aufzuweisen als die großen Philosophen, sondern nach den im Erkenntnisdrange auch bei ihnen auftauchenden anregenden Gedanken. Und so wie man von Plato und Aristoteles, von Hegel und Schopenhauer, trotz ihrer Gegensätzlichkeit lernen kann, so wird man auch aus den Lehren der Naturphilosophen Nutzen ziehen können, mögen sie aus dem Lager der Naturforscher, oder, wie E. v. Hartmann, aus dem der Philosophen hervorgegangen sein.

Inwieweit der Naturforscher, insbesondere durch das Ordnungsbedürfnis geleitet, Philosoph ist, und wenn er eine höhere Erkenntnisstufe erringen will, sein muß, ist schon erörtert worden. Es wurde aber auch dargetan, daß diese Art von Philosophie keine Spur von Metaphysik in sich einschließt.

So möchte es also scheinen, als würde es für die Naturwissenschaft in unserem Sinne am besten sein, wenn die Naturphilosophie den Philosophen im engeren Wortsinne überlassen bliebe. Allein, man kann seinen Neigungen nicht gebieten und ein Naturforscher von tiefem metaphysischen Bedürfnis wird, insbesondere in unserer stark philosophisch angehauchten Zeit, dem Drange nicht widerstehen können, seine Thesen spekulativ zu behandeln. Es gehört aber für einen solchen Naturforscher eine große Beherrschung dazu, wenn es sich um rein empirisch zu lösende Fragen handelt, strenge in den Bahnen der Erfahrung zu bleiben und den Kantschen Ausspruch sich stets vor Augen zu halten: „Alles Wissen stammt aus der Erfahrung.“ Daß es unter den Naturforschern Männer gibt, welche bei jeder ihrer Arbeiten stets strenge zu scheiden wissen zwischen Naturwissenschaft und Naturphilosophie, dafür ist Reinke ein treffendes Beispiel. Wie viele rein exakt naturwissenschaftliche Untersuchungen verdanken wir ihm und doch steht er gegenwärtig als Naturphilosoph in der vordersten Reihe.

Wird die Naturphilosophie von einem Philosophen sehr stark betrieben, so läuft die Naturwissenschaft keine Gefahr, durch ein Übermaß von Spekulation bedrängt zu werden. Das zeigt ja die Nach-Schellingsche Periode, in welcher die Naturphilosophie nicht ausgestorben war, sondern in der Philosophie weiterlebte. Was sie gutes erzeugt, ist für den weiterblickenden Naturforscher nicht verloren, und kann

* R. Eucken, „Was können uns große Denker sein.“ Österreichische Rundschau 1908, Band XIV., S. 13 ff.

der Naturforschung zugute kommen, wenn er sich der spekulativ errungenen Erkenntnisfrüchte mit Vorsicht und kritischem Blicke bedient. Im Bereiche der Physik und Chemie hat der Naturforscher aus der Philosophie eigentlich keinen Nutzen gezogen. Man muß Dühring beistimmen, wenn er sagt: „Die Gesamtgeschichte der Philosophie läßt nicht ein einziges Beispiel mit voller Sicherheit erkennen, in welchem die Philosophie eine epochemachende naturwissenschaftliche Entdeckung hervorgebracht hätte.“ Es scheint, daß die verwickelten Verhältnisse, welche der lebende Organismus uns darbietet, von philosophischer Seite eine fruchtbarere Durchleuchtung erfahren dürfte. Ich will dies durch ein einfaches Beispiel erläutern. Die außerordentliche Wichtigkeit der Anpassung des Organismus an die gegebenen äußeren Existenzbedingungen ist seit Darwin von zahlreichen Biologen dargelegt worden. Um es kurz zu sagen, versteht man unter Anpassung die Fähigkeit des Organismus sich in Form und Struktur so auszugestalten und als lebendes Wesen sich so zu benehmen, daß der betreffende Organismus unter den gegebenen, beziehungsweise geänderten Lebensbedingungen gedeiht. Wir Naturforscher sind über den tatsächlichen Nachweis der Anpassung fast gar nicht hinaus gekommen. Bei der enormen Weite des Begriffes ist es verständlich, daß man sehr verschiedene Formen der Anpassung anzunehmen sich genötigt sah. Das Wesen der Anpassung ist Darwin und seinen Nachfolgern unbekannt geblieben. Seine und ihre Auffassung, daß die Anpassung eine an sich richtungslose Abänderung sei oder als Folge einer solchen sich darstelle und daß die für den Organismus vorteilhafte Abänderung durch den Kampf ums Dasein durch Selektion vollzogen werde, hat sich nicht nur als zum Teile unrichtig, zum Teile als unzureichend dargestellt, sondern hat allen schärfer Denkenden klar gemacht, daß die verwendete Erklärung keine kausale war und daß Darwins Versuch, durch seine Aufstellung die Teleologie aus der Naturwissenschaft zu verbannen, nicht nur mißlang, vielmehr durch denselben die teleologische Betrachtung in die Biologie erst recht eingeführt wurde. Es gibt allerdings in der zahlreichen Menge von Anpassungen manche Einzelfälle, welche sich als einfache Konsequenz notwendig ablaufender physikalischer Prozesse auffassen lassen.* Die Regel ist aber doch bei den Anpassungen eine unerklärbare Zielstrebigkeit, welche wohl eine teleologische Beurteilung, aber keine kausale Erklärung zuläßt. Reinke hat dies in seinen naturphilosophischen Schriften klargelegt und in einem jüngsthin erschienenen Werke wird in dürren Worten gesagt: Die Anpassung ist ein metaphysischer Begriff**, was natürlich nur für einen Teil der Anpassungsphänomene Geltung haben kann, wie meiner Darstellung zu entnehmen sein wird. In seiner Erklärung der Anpassung sprach Darwin als Naturphilosoph. Er hat sich geirrt. Die spätere naturphilosophische Behandlung des Anpassungsproblems hat den Naturforschern aber doch ein Licht aufgesteckt; zum mindesten lehrte sie, daß wir noch weit davon entfernt sind, das Wesen der Anpassung zu begreifen. Die enorme Weite des Begriffs der Anpassung und die schon früher hervorgehobene Tatsache, daß einzelne Anpassungserscheinungen kausal zu erklären sind, andere dieser Erklärung sich vollständig entziehen und nur teleologisch begriffen werden können, bieten uns neue Anhaltspunkte dar, um zwischen Anpassung und Anpassung gründlicher zu unterscheiden, als es bisher geschehen ist.

* Wiesner, Biologie, 2. Auflage. S. 11.

** A. Dippe, Naturphilosophie, München 1907.

Aus diesem Beispiel, dem man manches andere, nicht minder lehrreiche anfügen könnte, ist zu ersehen, daß die naturphilosophische Betrachtung nicht so nutzlos ist, wie von vielen Naturforschern angegeben wird, daß uns vielmehr manche Anregungen zu empirischen Forschungen durch sie geboten werden. Und darin liegt nach meinem Dafürhalten die Bedeutung der Naturphilosophie für die Naturwissenschaft.

Die naturphilosophischen Probleme, welche in der neuen Zeit auftauchen, betreffen fast durchwegs uralte Fragen der denkenden Menschheit, z. B. die Urzeugung, die Transmutation und die Deszendenz der Organismen. Niemals hat man diese Probleme so gepflegt wie heute. Gelöst wurden diese Probleme nicht. Das Urzeugungsproblem erscheint schon zahlreichen Naturforschern als unlösbar. Auch das Transmutations- und Deszendenzproblem wird von manchem Naturforscher für unlösbar gehalten; da aber im engbegrenzten Gebiete eine Umgestaltung von Organismen beobachtet wurde — nämlich die Entstehung von Varietäten und Rassen — so werden von der überwiegenden Mehrzahl der Biologen diese Probleme für lösbar gehalten. Wie wenig diese Hoffnung, durch tatsächliche Nachweise — also rein naturwissenschaftlich — die einschlägigen Fragen zu lösen, begründet ist, habe ich hier nur angedeutet, aber früher schon ausführlicher dargelegt.*

Naturphilosophisch sind diese Probleme auch nicht zu lösen, wenigstens nicht in einer unseren Verstand befriedigenden Weise. Um dies nur für den einfachsten Fall zu verdeutlichen, führe ich einen Satz von Reinke an, in welchem er rücksichtlich der Urzeugung die naturwissenschaftliche Auffassung der naturphilosophischen gegenüberstellt.

Dieser Satz lautet: „Als Naturforscher sage ich, die lebende Substanz ist gegeben**, als Naturphilosoph sage ich, sie ist geschaffen.“ Indem der Naturforscher die lebende Substanz als „gegeben“ bezeichnet, verzichtet er darauf, das Problem der Entstehung des Lebens weiter zu verfolgen. Wenn aber der Naturphilosoph die Lebewesen oder auch nur die einfachsten, aus denen dann durch Naturprozesse die heutige Welt der Pflanzen und Tiere hervorgegangen sein soll, als „geschaffen“ hinstellt, so befriedigt er damit auch nicht unseren Verstand.

Von vielen Naturforschern wird das Deszendenzproblem als ein rein naturwissenschaftliches aufgefaßt, welches nach dem Stande unserer bisherigen Erfahrung lösbar ist. Man muß aber Reinke zustimmen, wenn er bezüglich dieser und verwandter Fragen sagt: „Zu der naturphilosopischen Spekulation ist der Darwinismus in allen seinen Schattierungen zu rechnen. Sofern er ein Gesamtbild vom Zusammenhange der Organismen zu geben strebt, geht er weit über die unmittelbare einwandfreie Erfahrung hinaus: Schon die bloße Deszendenzlehre ist spekulativ und durchbricht die Grenzen des empirisch Erkennbaren.“***

Die spekulativ gewonnenen Elemente der Deszendenzlehren von Lamarck und Darwin haben sich nicht bewährt. Sie teilen überhaupt das Schicksal aller früheren und späteren analogen Aufstellungen. Sie teilen überhaupt das Schicksal aller philo-

* Lieben-Festschrift. Leipzig, Winter 1906.

** Siehe hierüber Wiesner, Rektoratsrede.

*** Einleitung in die theoretische Biologie. Berlin 1905, S. 6.

sophischen Spekulationen, im günstigsten Falle zu Möglichkeiten oder Antinomien zu führen. Denn in allem kann nur die Erfahrung zu — menschlich genommen — Sicherheiten führen. Und so führt im besten Falle die Naturphilosophie zu neuen Wegen der Induktion und der empirischen Forschung überhaupt. Das hat ja der Darwinismus gelehrt; aber die durch ihn neubelebte Spekulation im Gebiete der organischen Naturwissenschaft läßt zum mindesten für die Biologie eine Überwucherung der naturwissenschaftlichen Elemente durch das naturphilosophische befürchten. Nicht nur daß an allen Ecken und Enden innerhalb der Biologie sich die Spekulation breitmacht und die Fragen der empirischen Naturwissenschaft verdunkelt, sehen wir auch von seiten mancher Philosophen Wege eingeschlagen, welche uns der alten Schellingschen oder einer Neuauflage derselben entgegenzuführen drohen. Ist es nicht ein Zeichen der Zeit, daß soeben die Schriften Schellings in neuer Auflage erscheinen? Wenn nun auch nicht eine vollständige Sammlung dieser Schriften vorliegt, so enthält die neue Ausgabe doch alles, was für die Naturwissenschaft so gefahrdrohend war: die Ideen zu einer Philosophie der Natur und die Einleitung zu einer Philosophie der Natur. Es fehlt auch nicht die „allgemeine Deduktion des dynamischen Prozesses". Damit man aber nicht glaube, diese Neuausgabe der Schellingschen Werke habe nur den Zweck, den Leser historisch mit einer überwundenen Philosophie bekannt zu machen, sei bemerkt, daß sich der Herausgeber dahin ausspricht: Kant wäre überwunden und nun gehe es über Fichte zurück zu Schelling.

In solchen Behauptungen liegt eine starke Warnung zum mindesten für den Naturforscher, den Flug seiner Philosophie zu mäßigen und uns doch immer gegenwärtig zu halten, daß das Gedankenspiel der spekulativen Philosophie uns manche Anregung zum Forschen geben kann, daß aber ein gesundes, kräftiges Fortschreiten in bezug auf Wissen und Kultur nur durch die Tatsachenwissenschaften, in erster Linie durch die Naturwissenschaft in dem von uns definierten Sinn erfolgt.

Die Naturphilosophie vermeint, dem großen Rätsel der Natur Herr zu werden. Das ist aber eine falsche Hoffnung. Sie kann uns nur durch gute Anregungen einige Impulse geben, auf der Bahn des Erfahrungswissens vorwärts zu schreiten. Die Lösung über Dinge der Natur könne für den menschlichen Verstand nur auf dieser Bahn gefunden werden. Die einsichtsreicheren Naturphilosophen werden dies auch zugestehen.

Aber es gibt gerade unter den Naturphilosophen ausschweifende Geister, welche sich die Kraft zutrauen, die großen Rätsel der Natur, z. B. die Entstehung des Lebens und die Weiterentwicklung der niedersten Organismen zu den höchsten Lebensformen, zu den höchsten Pflanzen und Tieren und schließlich zum Menschen zu lösen. Vermeint doch Haeckel diese großen Fragen fast vollständig gelöst zu haben. Ich aber halte schon aus oft angeführten Gründen mit einer sich steigernden Zahl von Naturforschern die Frage der Entstehung des Lebens für eine unlösbare und ich glaube auch, daß die Frage der Deszendenz empirisch nicht gelöst werden wird, weil die Kulturepochen der Menschheit zu kurz sind, um eine empirische Lösung zuzulassen.

Wenn aber diese hoffnungsreichen Naturphilosophen den Naturforschern zurufen sollten: wenn ihr diese großen, uns Menschen am meisten interessierenden

Fragen nicht löst, was leistet ihr denn? Dann können wir doch mit nicht unberechtigtem Stolze darauf hinweisen, was die Naturwissenschaft bisher dem Leben geleistet hat. Und wir können weiter sagen: die in langsamen aber sicheren Schritten vorwärts gehende Naturwissenschaft hat Rätsel gelöst, welche aufzustellen der kühnsten Phantasie abstrakter Philosophen nicht geglückt ist. Ich habe dafür ja schon oben einige Beispiele gegeben.

Was ich in diesen flüchtigen Zeilen niedergelegt, scheint mir nicht unzeitgemäß. Manches, was ich vorbrachte, ist ja auch schon von anderer Seite, wenn auch zumeist in anderen Zusammenhängen, gesagt worden. Ich habe die hier entwickelten Gedanken im Laufe der Jahre oft im engeren Kreise meiner Schüler geäußert. Ihrem oft geäußerten Wunsche, diese Gedanken zusammenzufassen, komme ich hiermit in der Hoffnung nach, daß dieses kleine Essay, welches seinem innersten Kerne nach vor der gegenwärtig sich äußernden Überspekulation auf naturwissenschaftlichem Gebiete warnt, auch einem weiteren Leserkreis einiges Interesse bieten könnte.

Wien, 2. März 1908.

Der Lebenstraum.

Von Privatdozent Dr. Hermann Swoboda.

Auf die Frage, was man denn eigentlich vom Leben habe, gibt das Verhalten der Menschen eine zweifache Antwort. Man hat nämlich nicht das, was einem geboten wird, sondern was man sich nimmt. Gewöhnlich meint man, die Menschen kämen alle mit denselben Wünschen auf die Welt und der Glücksunterschied beginne erst bei der Güterverteilung. Indessen gibt es zwei Menschentypen, die von Anbeginn an das Leben völlig entgegengesetzte Ansprüche stellen. Die einen haben von der Welt einen unmittelbaren Genuß; ihre Umgebung — Dinge, Personen, Verhältnisse — bereitet ihnen Lust. Für die anderen ist die Welt mit all den Eindrücken, die sie erweckt, ein Nahrungsmittel. Das sind die Menschen mit einem vorbestimmten Schicksal, die auf der Welt nur das finden, was sie zu ihrer Entwicklung brauchen und die durch nichts glücklich zu machen sind als durch förderliche Eindrücke.

Vorstellung nennt man in der Psychologie das, was von einem Erlebnis übrig bleibt. Es gibt aber auch eine Vorstellung, die dem Erlebnis vorangeht, das ist die Vorstellung, die sich jemand von seiner Zukunft macht und die man als Lebenstraum bezeichnen kann, weil sie mit den Träumen das dichterisch-unwirkliche gemein hat. Nicht jedermann ist imstande, sich seine Zukunft auszumalen. Das trifft nur derjenige, welcher wirklich eine einzige Zukunft hat. In solchen Menschen wird das Künftige in einer mehr oder weniger deutlichen Vorstellung, wie in einem keimenden Organismus, angelegt. Sie haben jederzeit eine bestimmte Entwicklungsrichtung; es kann nicht dies oder jenes, sondern nur etwas ganz Bestimmtes aus ihnen werden. Diese Menschen haben natürlich kein größeres Interesse als sich zu dem zu entwickeln, wozu sie geboren sind. Es müssen das nicht gerade bedeutende, schöpferische Menschen sein. Auch unter denen, deren Leben fast unbeachtet verfließt, findet man häufig Naturen, für welche die Welt keinen Genußwert, sondern

lediglich Nährwert hat. Für solche Menschen hat die Einteilung der Erfahrungen in angenehme und unangenehme gar keinen Sinn. Sie bevorzugen gelegentlich, zum Erstaunen ihrer Mitmenschen und oft auch zum eigenen, die schmerzlichsten Erfahrungen, sie fügen sich anscheinend ganz unsinnige, unnütze Leiden zu, bloß weil sie dadurch in ihrer Entwicklung gefördert werden. Die Behauptung, daß der Mensch von Natur aus zum Eudämonismus neige, hat nur für die eine Hälfte der Menschheit — allerdings die größere Hälfte — Geltung. Für diese bemißt sich die Annehmlichkeit nach dem Gegenstand. Die anderen finden nur angenehm, was sie ihrem Lebensziel näher bringt, was zur Ausgestaltung ihres Lebenstraumes taugt; das müssen aber keineswegs wohlige Erlebnisse sein.

Den Unterschied zwischen den zwei erwähnten Menschentypen kann man auf mancherlei Art festlegen. Der Sinnesmensch, der Genußmensch lebt, der Geistesmensch erlebt. Die Fähigkeit zu erleben ist es, welche die Menschen am meisten voneinander unterscheidet. Erleben heißt sich durch Leben etwas aneignen, durch erwerben. Für den Sinnesmenschen sind die Dinge so lange da, als sie ihn reizen, der Geistesmensch gewinnt sie erst zu eigen, wenn sie fort sind, aber freilich nur diejenigen, auf welche er seiner Natur entsprechend Appetit hat. Der Sinnesmensch ist wie ein physikalischer Apparat: es macht alles auf ihn Eindruck, er kann sich den Eindrücken gar nicht verschließen und wird durch sie befriedigt oder beleidigt, wogegen der Geistesmensch eine strenge Auswahl trifft und im äußersten Fall gegen alles, was für ihn keinen Nährwert hat, blind und taub ist. Gerade das Seelenleben der seelenvollsten Menschen fängt nicht mit dem Sinnesleben an, weil die Tätigkeit der Sinne von einer höheren Instanz geleitet und geregelt wird.

Zum Erlebnis gehört zweierlei: Ein äußerlicher Anlaß und ein Mensch, der nur darauf wartet. Es gibt Seelen, die mit einem Lebensschema auf die Welt kommen und keine ernstere Angelegenheit kennen, als dieses Schema entsprechend auszufüllen. Darin besteht das Erleben. Leute, welche mit der Fähigkeit zu erleben ausgestattet sind, finden das Leben überhaupt nicht lebenswert, wenn sie nicht zum Erleben kommen. Sie sterben ab, wenn sie bloß leben.

Nur wer erlebt, hat ein Innenleben, nicht das geräuschvolle, dem Markttreiben vergleichbare, sondern das stillemsige. Dieses Innenleben ist ein beständiges Träumen; in allerlei Bildern und Gestalten wird dem Geistesmenschen sein eigenes Wesen kund. Das Innenleben ist ein beständiges Wachstum des Ich. Daher die Freude dran.

Es gibt niemand mit Innenleben, der nicht in seine Tagträumereien verliebt wäre. Die glänzendsten äußeren Errungenschaften vermögen nicht das Glück einer still wachsenden Seele wett zu machen. Höchstens die Freude der Eltern an ihren Kindern läßt sich damit vergleichen. Der Mensch mit vorbestimmtem Schicksal ist eigentlich beständig mit sich selber in der Hoffnung; daher seine mütterliche Versonnenheit und das unauslöschliche Hoffnungsfeuer, welches ihn sicherer erhält als die günstigsten äußeren Lebensbedingungen.

Der Mensch mit Innenleben kann nie etwas Besseres erreichen als sich selber. Er strebt auch gar nichts anderes an. Alles, was er tut und treibt, bewußt oder unbewußt, ist nur Mittel zu diesem einen höchsten Zweck. Daher die Gleichgültigkeit dieser Menschenart gegen äußere Erfolge. Der Sinnesmensch ist ein Nimmer-

satt. Sein Dasein ist eine fortlaufende Reihe von zusammenhangslosen Eindrücken. Der Innerliche dagegen nimmt von der Welt nur, was und wie viel er braucht, um sein Ich zu nähren. Und wenn er satt ist, so zieht er sich von der Welt zurück.

Für den Innerlichen ist die Berührung mit der Welt wie eine Mahlzeit. Danach sucht er die Einsamkeit auf und macht sich die Eindrücke erst zu eigen.

Der Wechsel zwischen Erlebnisdrang und Weltflucht vollzieht sich auf mannigfache Weise. Bei manchen nur in zwei Phasen. Diese leben bis in die Mitte ihres Daseins oft so toll und unmäßig, nicht zu unterscheiden vom Sinnesmenschen; aber eines Tages merkt man, daß sie nicht gelebt, sondern erlebt haben. Sie haben nur Nahrung aus der Welt gesogen und ziehen sich auf einmal zurück, um in aller Stille ihrer Bestimmung entgegenzureifen. Der richtige Lebemann dagegen geht nie in sich. Es bleibt in ihm nichts haften, die Welt dringt nicht durch seine Sinne ein, sondern sie zieht nur an seinen Sinnen vorüber.

Häufiger ist es, daß sich der Wechsel zwischen Reizbedürfnis und Weltsattheit im Leben sehr oft wiederholt.

Von dem Grad der Innerlichkeit hängt es ab, wie viel jemand von der Welt braucht, um sich zu nähren. Manchen genügt eine so flüchtige Berührung, daß der Unkundige glaubt, dieser Mensch könne doch unmöglich Erfahrung haben. Aber es kommt nicht darauf an, mit wie viel Welt jemand in Berührung kommt, sondern wie viel ihm haften bleibt. Der Sinnesmensch ist überhaupt zu Erfahrungen ungeeignet. Erfahrungen macht nur jemand mit eindeutigem Schicksal; und er verdankt diese Erfahrungen vielmehr seiner suchenden und findigen Seele als der Außenwelt, wenn sie ihn auch mit Eindrücken bestürmt.

Der Mensch mit Innenleben ist der einzige, bei dem der Fatalismus berechtigt ist. Er mag zusammenkommen, womit er will, er nimmt doch nur, was er braucht. Sein Schicksal ist nur durch ihn selbst bestimmt und durch die Eindrücke ebenso wenig als die körperliche Gestalt durch die umgebende Welt. Verunstaltet, verstümmelt kann ein solcher Mensch wohl von außen werden, aber nicht zu etwas anderem bestimmt.

Es haben nicht alle Leute ein Fatum. Der Sinnesmensch kann werden, was er will, freilich ohne sich über das eine recht zu freuen oder unter dem anderen recht zu leiden. Es gibt ganz richtungslose Seelen, die nie im Geleise und nie aus dem Geleise sind.

Dem Unterschied von Sinnesmensch und Geistesmensch, von Äußerlichkeit und Innerlichkeit entspricht der von Ereignis und Erlebnis. Das Ereignis stößt zu. Dem Innerlichen kann nichts zustoßen. Es gibt für ihn nur zweierlei Dinge: solche, die er in sich aufnimmt und solche, die er kaum merkt. Die Dinge kommen nicht zu ihm, sondern er zieht sie an sich, wenn er sie braucht. Er ist oft lange von einem Ding umgeben und sieht es nicht, da er gerade keinen Bedarf hat, bis er es eines Tages zur eigenen Verwunderung entdeckt.

Das Innenleben ist Arbeit am Ich; von dem, was man gemeiniglich als Seelenleben bezeichnet, macht dieses Innenleben nur einen Teil aus. Je bedeutender jemand ist, um so mehr wird dann sein gesamtes Seelenleben zu einem Schaffen am Ich. Der Innerliche ist ein Selbstgestalter. Da er sich entwickelt, ist

ihm Planlosigkeit und Unordnung ein Greuel. Das wahre Innenleben ist nicht ein buntes Durcheinander von Vorstellungen, Gefühlen und Begehrungen, wie es oft bezeichnet wird, sondern ein vielgestaltes aber einheitliches, weil organisches Ganzes. Daher macht ein ungestörtes Innenleben auf den Selbstbeschauer immer einen künstlerischen Eindruck. Das Vergnügen am eigenen Ich ist ein ästhetisches. So wie es zwei Arten zu sehen gibt, eine zergliedernde und eine zusammenfassende, so gibt es auch zwei Arten der Selbstbeobachtung, eine sezierende und eine gestaltende. Der Mensch mit Innenleben strebt immer auf die Bildwirkung seines Inneren hin. Er scheidet Unpassendes aus — es ist das eine höchst achtenswerte Art des Vergessens — er dichtet anderes hinzu, ohne sich deshalb an der Wirklichkeit zu vergehen. Denn was er wegphantasiert, das hat nicht zu ihm gehört, und was er dazuphantasiert, ist sein Ich. Eine höhere Wirklichkeit als sein Ich kennt er aber nicht. An der Wirklichkeit, die die anderen meinen, kann er sich nicht versündigen, weil sie ihm ebenso wesenlos ist, wie den anderen sein Ich.

Jeder, der erlebt, hat an sich selber ein künstlerisches Interesse. Dies zeigt sich vor allem darin, daß ihm ziemlich gleichgültig ist, was er erlebt. Es muß nur vollkommen, rein erlebt sein. So wie eine schmutzige Dorfstraße zum Gegenstand eines besseren Bildes gemacht werden kann als eine prächtige Avenue, kann auch ein wahres Lumpenleben den, der es führt, und verständige Zuschauer mit größerer Befriedigung erfüllen als ein herausgeputztes nichtiges Leben. Der Gehalt und die Einheit sind im Leben und im Kunstwerk alles. Die Leute, welche gelegentlich nicht begreifen, „wie man ein solches Leben ertragen könne", sind die nämlichen, die sich anderen Tags entsetzen, „wie man so etwas malen könne".

Das Wesen jeder Weltanschauung besteht darin, daß sie die bunte Erscheinungswelt in eine einheitliche, übersichtliche Ordnung bringt. Es gibt eine Ich-Anschauung, die ganz das nämliche mit den Erscheinungen des Innenlebens bezweckt. Jeder, der überhaupt ein Innenleben führt, hat ein ausgesprochenes Ordnungsbedürfnis. Nichts ist ihm widerwärtiger als sinnlose Mannigfaltigkeit, Durcheinander. Er muß allabendlich, allwöchentlich, je nach Anlage, aufräumen. Dies geschieht häufig in der Form des Tagebuches. Das Tagebuch bezweckt Selbstverdeutlichung. Das Erlebnis soll aus allem störenden Beiwerk herausgelöst und zu eindringlicher Klarheit gebracht werden.

Eigentlich ist jedes Innenleben schon ein Roman; nicht ein Schundroman, wo sich Ereignis an Ereignis reiht, sondern ein guter Roman, mit einer Idee, die durch eine Reihe zusammenhängender Begebenheiten in die Erscheinung tritt. Im Kunstwerk soll nichts zufällig sein; im Leben eines innerlichen Menschen kann nichts zufällig sein. Denn nur das Notwendige nimmt er in sich auf, während ihn das Zufällige nur obenhin berührt.

Der Mensch mit Innenleben erfährt an sich selber, was zu einem Kunstwerk notwendig ist. Ob er zum Künstler wird, hängt von einer bösen und einer guten Bedingung ab; von einer bösen: er muß in seiner regelrechten Entwicklung gestört werden; von einer guten: er muß die Kraft besitzen, die Störung in Gedanken zu überwinden. Alle Werke entstehen wie die Perle: durch eine Störung. Jeder Innerliche hat das Bedürfnis nach einem harmonischen Leben; aber das Bedürfnis nach Festhaltung des Ideales erwacht erst, wenn seine Verwirklichung irgendwie

satt. Sein Dasein ist eine fortlaufende Reihe von zusammenhangslosen Eindrücken. Der Innerliche dagegen nimmt von der Welt nur, was und wie viel er braucht, um sein Ich zu nähren. Und wenn er satt ist, so zieht er sich von der Welt zurück.

Für den Innerlichen ist die Berührung mit der Welt wie eine Mahlzeit. Danach sucht er die Einsamkeit auf und macht sich die Eindrücke erst zu eigen.

Der Wechsel zwischen Erlebnisdrang und Weltflucht vollzieht sich auf mannigfache Weise. Bei manchen nur in zwei Phasen. Diese leben bis in die Mitte ihres Daseins oft so toll und unmäßig, nicht zu unterscheiden vom Sinnesmenschen; aber eines Tages merkt man, daß sie nicht gelebt, sondern erlebt haben. Sie haben nur Nahrung aus der Welt gesogen und ziehen sich auf einmal zurück, um in aller Stille ihrer Bestimmung entgegenzureifen. Der richtige Lebemann dagegen geht nie in sich. Es bleibt in ihm nichts haften, die Welt dringt nicht durch seine Sinne ein, sondern sie zieht nur an seinen Sinnen vorüber.

Häufiger ist es, daß sich der Wechsel zwischen Reizbedürfnis und Weltsattheit im Leben sehr oft wiederholt.

Von dem Grad der Innerlichkeit hängt es ab, wie viel jemand von der Welt braucht, um sich zu nähren. Manchen genügt eine so flüchtige Berührung, daß der Unkundige glaubt, dieser Mensch könne doch unmöglich Erfahrung haben. Aber es kommt nicht darauf an, mit wie viel Welt jemand in Berührung kommt, sondern wie viel ihm haften bleibt. Der Sinnesmensch ist überhaupt zu Erfahrungen ungeeignet. Erfahrungen macht nur jemand mit eindeutigem Schicksal; und er verdankt diese Erfahrungen vielmehr seiner suchenden und findigen Seele als der Außenwelt, wenn sie ihn auch mit Eindrücken bestürmt.

Der Mensch mit Innenleben ist der einzige, bei dem der Fatalismus berechtigt ist. Er mag zusammenkommen, womit er will, er nimmt doch nur, was er braucht. Sein Schicksal ist nur durch ihn selbst bestimmt und durch die Eindrücke ebenso wenig als die körperliche Gestalt durch die umgebende Welt. Verunstaltet, verstümmelt kann ein solcher Mensch wohl von außen werden, aber nicht zu etwas anderem bestimmt.

Es haben nicht alle Leute ein Fatum. Der Sinnesmensch kann werden, was er will, freilich ohne sich über das eine recht zu freuen oder unter dem anderen recht zu leiden. Es gibt ganz richtungslose Seelen, die nie im Geleise und nie aus dem Geleise sind.

Dem Unterschied von Sinnesmensch und Geistesmensch, von Äußerlichkeit und Innerlichkeit entspricht der von **Ereignis** und **Erlebnis**. Das Ereignis stößt zu. Dem Innerlichen kann nichts zustoßen. Es gibt für ihn nur zweierlei Dinge: solche, die er in sich aufnimmt und solche, die er kaum merkt. Die Dinge kommen nicht zu ihm, sondern er zieht sie an sich, wenn er sie braucht. Er ist oft lange von einem Ding umgeben und sieht es nicht, da er gerade keinen Bedarf hat, bis er es eines Tages zur eigenen Verwunderung entdeckt.

Das Innenleben ist Arbeit am Ich; von dem, was man gemeiniglich als Seelenleben bezeichnet, macht dieses Innenleben nur einen Teil aus. Je bedeutender jemand ist, um so mehr wird dann sein gesamtes Seelenleben zu einem Schaffen am Ich. Der Innerliche ist ein Selbstgestalter. Da er sich entwickelt, ist

gehemmt wird. Ein goldenes Zeitalter wäre kein goldenes Zeitalter der Kunst. Zum Bewußtsein dessen, was man will — zu jenem Bewußtsein, das Voraussetzung jeder Schöpfung ist — kommt man erst, wenn der Wille an eine Schranke anstößt. Wie dem Hungernden die verlockendsten Gerichte mit größter Deutlichkeit vor die Sinne treten, so werden die gestörten Lebensträume am Ende so wirklich, daß sie als Werk in die Erscheinung treten. Die Störung selber darf im Werk nicht merkbar sein. Das Unschöne, Häßliche, Sinnlose, Ungereimte darf nichts weiter bewirken als eine übermäßige Verstärkung des Schönen und Sinnvollen.

Die Störung, das ist die große Gefahr für den Innerlichen. Der sinnliche Mensch hat im schlimmsten Fall von seiner Umgebung nichts. Er kann nichts verlieren; denn er kennt nur Augenblicksbesitz. Der Innerliche dagegen, der Mensch mit eigenem Schicksal und ausgesprochenen Bedürfnissen, wird durch alles, was nicht zu ihm stimmt, gestört. Gegen diese Störungen gibt es eine eigene Empfindlichkeit, von der viel die Rede sein sollte. Jeder Mensch mit einem Lebenstraum wehrt davon alles Feindselige ab, wie eine Mutter von ihren Kindern; viele, durch die äußeren Umstände kaum erklärliche Rücksichtslosigkeit findet ihre Rechtfertigung darin, daß jemand mit seinem Lebenstraum seine ganze Persönlichkeit bewahrt und damit die einzige Glücksmöglichkeit. Wer ein Schicksal hat, kann nur auf eine einzige Art glücklich werden. Viele, die erreicht haben, was nur immer auf Erden zu erreichen ist, gehen mit verdrossener Miene umher: sie sind ihrem Lebenstraum untreu geworden. Sie haben sich von der Welt verkrüppeln lassen; oder haben im Kampfe gegen übergewaltige Widrigkeiten die Kraft der Selbstformung verloren. Manche sind glückselig, niemand weiß recht anzugeben, warum: Sie haben ihre vollkommene innere Gestalt; sie sind ganz sie selbst, unverdrückt, unverkümmert.

Das Glück des Sinnesmenschen hängt davon ab, was die Welt ihm bietet, das Glück des Innerlichen davon, wie sie ihn fördert. Jener braucht Gutes, dieser nichts als sich selber. Jener hat nie genug, dieser leicht zu viel.

Der Sinnesmensch ist der Realist, der Innerliche der Idealist. Als Idealisten bezeichnet man in der Regel Leute, die Unerreichbares anstreben. Gewiß ist das, was der Idealist anstrebt, äußerlich nicht zu verwirklichen. Aber das will der richtige Idealist auch gar nicht. Idealist ist derjenige, welcher an Gedankendingen eine größere Freude hat als an greifbaren. Die falsche Gegenüberstellung von Realist und Idealist kommt daher, daß man für alle Menschen einerlei Wirklichkeit annimmt. Für den Innerlichen haben seine Träume mehr Realität und höheren Wert als Gold und Edelsteine. Der Idealist ist ein Mensch mit innerer Realität. Es gibt zwei Arten von Realität, eine äußere und eine innere und demgemäß zwei Arten von Realisten.

Der Idealist ist an seinem Ziel, sobald er etwas *rein* gedacht hat, d. h. sobald es ihm gelungen ist, alles störende Beiwerk wegzudenken. Wollte er noch einen Schritt weiter gehen und den reinen Gedanken äußerlich verwirklichen, so würde er ihn alsbald wieder verunreinigen. Denn außer in Gedanken gibt es überhaupt nichts Vollkommenes. Es ist keine wehmütige Resignation, wenn es jemand beim schönen Gedanken, beim frommen Wunsch bewenden läßt, sondern eine in der Natur der Dinge tief begründete Weisheit. Und außerdem eine Kunst. Es ist nicht so einfach, einen vollkommenen Wunsch zu haben. Ein vollkommener

Wunsch ist eigentlich schon ein Kunstwerk. Die reine Anschauung des Notwendigen, des Natur- und Sinngemäßen ist eine seltene Gabe. Die meisten werden in ihrem Begehren verwirrt und verwildert.

Der Wunsch — nicht das einfache, gefühlsmäßige Begehren, sondern die schön ausgestattete und ausgestaltete Vorstellung — ist ein geistiges Gebilde mit Selbstzweck. Man trifft so viele Leute mit lebhaften Wünschen, die gar nichts zur Erfüllung ihrer Wünsche unternehmen. Die Traumseligkeit, in der sie dahin leben, ist eben durch gar keine Erfüllung zu überbieten. Um aus ihrer vielgeschmähten Untätigkeit herausgerissen zu werden, dazu fehlt ihnen der Stachel der Entbehrung, der die anderen zum äußerlichen Erwerb treibt. Wer im Reiche der Gedanken zu Hause ist, der entbehrt höchstens die Ruhe, aber nie die Wirklichkeit.

Es gibt zwei Arten zu leben und dementsprechend zwei Arten von Lebenskunst. Die einen halten es für die höchste Lebenskunst, wenn sie ihr Dasein behaglich und genußvoll einrichten. Die Lebenskunst der anderen besteht darin, aus ihrem Leben ein Kunstwerk zu machen; es soll für sie selber anschauenswert sein, ein Gegenstand unablässiger Erbauung und Erquickung. In dem Leben dieser Menschen spielt die Erinnerung eine große Rolle. Denn zur Anschauung eines Ganzen kommt man nur dadurch, daß man alle Teile aufeinander bezieht. Der Sinnesmensch vergißt nichts, was ihm einmal Lust bereitet hat; der Innerliche bewahrt nur, was zu seinem Ich in Beziehung gestanden ist, alles andere fällt von ihm nach kurzer Zeit ab. Man sagt, daß beim Künstler die Idee unter den vorhandenen Vorstellungen eine Auslese trifft, daß sie nur das organisch Verwertbare an sich zieht. Ebenso ist es beim Menschen mit Innenleben; sein Ich wirkt auslesend. Die vielen Rätsel des Erinnerns und Vergessens finden eine einfache Lösung durch die Unterscheidung zwischen Leben und Erleben.

Der Innerliche, das ist der Unpraktische. Dem Träumer fehlt der Blick für die äußere Wirklichkeit. Der Innerliche weiß Dinge und Verhältnisse nicht zu gestalten. Er hat auch gar kein Interesse daran. Wenn er mit der Welt gut auskommt, so ist das nie sein Verdienst.

Die Kunst, sagt man, verschönere das Leben. Für einen Menschen mit Innerkeit ist die Kunst nur eine Nachhülfe. Die Kunst hat im Ich ihren Ursprung. Jede Persönlichkeit schafft an sich selber; die Ordnung und Verklärung des Lebens, wie sie zum Wesen der Kunst gehört, wird schon von der sich entwickelnden Persönlichkeit besorgt. Nicht ein durch die Kunst ausgeschmücktes Leben ist als Ideal zu betrachten, sondern ein Leben, das die Kunst entbehrlich macht. Über die Freude an einer regen und reinen Innerlichkeit geht nichts.

Ungedruckte Briefe Friedrich Nietzsches.

Eingeleitet und mitgeteilt von Bernard Scharlitt.

„Meine ‚Zukunft' ist mir die dunkelste Sache von der Welt, da ich aber noch viel fertig zu machen habe, sollte ich auch nur an dieses ‚Fertigmachen' als meine Zukunft denken und alles Übrige Dir und den Göttern überlassen." So schrieb Friedrich Nietzsche um die Zeit, als er seinen „Zarathustra" schuf, voll Ahnung an seine

Schwester Frau Elisabeth Förster-Nietzsche. Wenige Jahre später hat sich diese in einer Weise erfüllt, wie es der unglückliche Denker wohl nie gehofft.

Als jene entsetzliche Stunde gekommen war, in der „sein Geist vom hohen Ziel, vom Fluge ohne Schranken“ in die Nacht des Wahnsinns versank, da schien es, als sollte durch diese Katastrophe zugleich auch das ganze gigantische Lebenswerk des Sehers von Sils Maria für immer verloren gehen. Denn es gab unter den vielen seiner „Freunde“ keinen, der es als heilige Pflicht erachtet hätte, die Handschriften des Philosophen, dieses kostbare Vermächtnis eines gewaltigen Geistes zu hüten und es den Zeitgenossen zu vermitteln. Was damals unterlassen wurde, hat Nietzsches Schwester ausgeführt: sie hat nicht nur die Handschriften ihres Bruders mühsam gerettet, sie hat auch im Verein mit einigen wenigen, von ihr selbst gewählten Mitarbeitern, die Herausgabe der Gesamtwerke Nietzsches besorgt. und seine „Zukunft“ durch Gründung des Nietzsche-Archivs in Weimar für alle Zeit gesichert.

Und nun da Frau Förster-Nietzsche ihre Lebensaufgabe erfüllt hat, wird ihr Verdienst unter dem Vorwand der Freundschaft für den Denker von jenen, die nicht gesät, zu schmälern versucht.

In dem Kampfe gegen sie wurden auch auf „Abschriften von Briefen Nietzsches“ hingewiesen, durch welche man den Nachweis zu erbringen versuchte, daß der Philosoph seine Schwester nicht leiden konnte und ihr jedes Verständnis für seine Schriften abgesprochen habe, sie demnach nicht berechtigt sei, das Nietzsche-Archiv zu leiten!

Diesen „Briefabschriften“ sind wir nun in der Lage, Originalbriefe Nietzsches an seine Schwester entgegenzustellen, die wir hier, mit Ausnahme der notwendigsten Fußnoten, ohne weiteren Kommentar zum Abdrucke bringen.

* * *

1.

[Sils-Maria, Anfang Juli 1883.]

Meine liebe Schwester,

nun bin ich auch im Besitz Deines Briefes, wie ich schon längst im Besitz und Genuß Deiner Baseler Sendung bin, und ich wünschte, Etwas zu haben, das ich Dir entgegen senden könnte, um nicht bloß mit Worten der Dankende zu sein. Aber Sils-Maria ist eine Art Ende der Welt; in Naumburg ist man „der Welt“ viel näher; leider, wie ich aus Deinem Briefe mit Betrübniß entnehme, auch „der bösen Welt“. Mach Dir doch ja um meinetwillen keine neuen Sorgen und Aufregungen; ich weiß es so schon gar nicht wieder gut zu machen, daß ich Dir in den letzten 12 Monaten der Störenfried Deines Lebens werden mußte*.

Es war gut, daß wir in Rom zusammen waren; und wenn ich auch zu den schweigsameren Menschen gehöre, so wirst Du doch genug gehört und errathen haben, um zu wissen, wie es mit mir steht. — Das, was der Mensch sein Ziel

* Bezieht sich, wie ein großer Teil dieser Briefserie, auf die Affäre Salomé. Frl. Salomé war Nietzsche von seiner Freundin Frl. Maysenbug als „Jüngerin“ empfohlen, wurde jedoch bald von Frau Förster-Nietzsche als eine Feindin des Philosophen entlarvt. Während Frl. Salomé Nietzsche gegenüber die ergebene „Freundin“ spielte, diskredierte sie ihn hinter seinem Rücken im Verein mit ihrem Freunde Dr. Rée. Nietzsche, der durch Zufall der Sache auf die Spur gekommen war, hat die Beiden sogleich abgeschüttelt und das Vorgehen seiner Schwester ihnen gegenüber als berechtigt anerkannt.

nennt (das, woran er im Grunde bei Tag und Nacht denkt): das legt eine wahre Eselshaut um sein Wesen, so daß man ihn beinahe todtschlagen kann — er überwindet's und geht, als der alte Esel, mit dem alten J—A seinen alten Weg. So steht's jetzt mit mir. —

Hier habe ich mich auf 3 Monate eingemiethet: in der That; ich bin der größte Thor, wenn ich mir durch italiänische Luft den Muth nehmen lasse. Hier und da taucht der Gedanke in mir auf: was geschieht nachher? (Schreibe mir doch einmal über den Eindruck, den Lugano auf Dich gemacht hat.) Meine „Zukunft" ist mir die dunkelste Sache von der Welt; da ich aber noch viel fertig zu machen habe, sollte ich auch nur an dieses Fertig-machen als meine Zukunft denken und alles Übrige Dir und den Göttern überlassen. — —

Die Gegenwart verlangt übrigens — Würste und Schinken: alle übersandten Fressalia habe ich mit dem größten Danke gegen die Geberin aufgespeist, ingleichen mit dem besten Appetite: mein Magen ist ganz in Ordnung.

Sollte Dein Geburtstag in der Nähe sein? Ich habe nicht die geringste Ahnung mehr, ob es Juni oder Juli ist: so leben die Philosophen — ohne Zeit. — Für den genannten Fall habe ich unserer guten Mutter einen Wink gegeben, der hoffentlich nicht zu spät gekommen ist. Unter allen Umständen bin ich Dein getreuer Bruder und habe die allerherzlichsten Wünsche für Dich jederzeit bei mir.

Dein F.

2.

[Sils-Maria, 6. Juli 1883.]

Soeben, mein liebes Lama*, sagt man mir, daß wir den 6. Juli haben; so lasse ich schnell noch ein Brief-Täubchen abfliegen, das Dir zur angemessenen Stunde meine allerschönsten Gratulationen überbringen mag.

Burckhardt's „Cicerone", dessen neueste Auflage zu besitzen Du einmal den Wunsch geäußert hast, soll in meinem Auftrage auf Deinem Geburtstags-Tische liegen; es ist wirklich eines der besitzenswürdigsten Bücher und beinahe belehrender als ein Aufenthalt in Rom: für uns Beide soll dieses Buch aber ein Erinnerungszeichen sein an das vielerlei Gute, was wir dort zusammen gesehn (und nicht gesehn) haben — eingerechnet die Genüsse anderer Art, z. B. in den trattorien.

An letztere werde ich eben durch meine öde langweilige Leguminosen-Suppe erinnert: zu der bin ich aber heute verurtheilt, weil mein Magen infolge eines äußerst schmerzhaften zweitägigen Anfalls ganz geschwächt ist. Es geht mir eigentlich nicht gut; denn ich mache jede Veränderung des Wetters mit durch; namentlich hat mir bisher jede Bedeckung des Himmels meinen Kopfschmerz gebracht; — gemäß der Nähe der Wolken bin ich sogar hier in diesem Punkte noch empfindlicher als in Genua. Die Moral meiner Gesundheit heißt nach wie vor: „wo es jährlich 200 bewölkte Tage giebt, bist Du 200 Tage unwohl und leidest: wo es 40 bewölkte Tage giebt, hast Du für 320 gute Chancen — um nicht mehr zu sagen".

Zudem: es ist hier ein Winterchen fortwährend: ich bin äußerst dankbar für den Besitz des Fußsacks (sage das unserer lieben Mutter, insgleichen meinen herzlichsten Dank für ihren zweiten Brief!)

* „Lama" war ein Kosename, den Nietzsche seiner Schwester noch in ihrer Kindheit beigelegt hat.

Das Zimmer habe ich dunkel mir tapezieren lassen, aber es ist und bleibt kalt und sehr niedrig! — — —

Aber das sind Allotria; jetzt, meine liebe Schwester, eine Hauptsache, eine ganz ernsthafte Bitte an Dich! Du sollst Schmeitznern* die bestimmte Erklärung abnöthigen, mündlich oder schriftlich wie Du es am besten vermagst, daß er den 2. Theil Zarathustra unverzüglich in Druck giebt, sobald das Manuskript in seine Hände kommt. Ich will damit zu Ende kommen und von dieser Expansion des Gefühls erlöst sein, die solche Produktionen mit sich führen: es ist mir öfter der Gedanke gekommen, daß ich an so Etwas plötzlich sterbe. Er soll es in der Hand haben, wann er diesen zweiten Theil (genau vom Umfange des ersten) ausgeben will: aber ich will den Druck hinter mir haben und muß dies verlangen: es ist eine Gesundheitssache ersten Ranges. Dieses Frühjahr bin ich durch die nichtswürdige Bummelei des Herrn Teubner** 4 Wochen länger krank gewesen, als ich hätte sein müssen. Dafür will ich Schmeitznern versprechen, daß nächstes Jahr von mir nichts zu drucken ist: meine Absicht ist nun, Vorträge auszudenken und auszuarbeiten, und den „Text" für meine Vorträge aus meinem Zarathustra selbst zu nehmen. —

Aus Allem wirst Du errathen, daß besagter zweiter Theil wirklich existiert: Du kannst Dir von der Vehemenz solcher Entstehungen nicht leicht einen zu großen Begriff machen. Darin aber liegt ihre Gefahr. — Um des Himmels willen, bringe dies mit Schmeitzner in's Reine; ich selber bin jetzt zu reizbar gestimmt. Ach, wie schön, daß ich Dir so Etwas schreiben kann. —

Ganz von Herzen

Dein Bruder.

3.

[Sils-Maria, 10. Juli 1883.]

Mein liebes Lama, also so weit ist meine Zarathustra-Angelegenheit vorwärts gerückt, daß ich Ende dieser Woche bereit bin zur Absendung des druckfertigen Manuscriptes.

Ah, ich kann nicht ausdrücken, wie groß die Genugthuung ist, welche ich bei diesen Worten empfinde. Damit, daß ich diesen zweiten Theil gemacht habe, ist das ganze Jahr schon gerechtfertigt, insbesondere die Reise nach dem Engadin; und sogar auch die Reise nach Rom bekommt nun eine neue Bedeutung; es war ein tiefes Ausruhen in diesem römischen Aufenthalt; und gerade auch in der Zerstreuung und dem Lärm meiner Wohnung lag etwas Nützliches, ebenso in dem Klumpfuß auf der Eisenbahn und dem vielen verdorbenen Magen und schlechten Nächten. Alles hinderte mich zu arbeiten und nachzudenken; und es ist kaum zu sagen, wie schwer es ist, mich von mir selber wegzuziehn. — Von dieser negativen Wohlthätigkeit Rom's könnte ich nun noch zur positiven übergehen, — aber meine Augen sind übel dran, und ich habe noch Anderes zu schreiben.

Unter allen Umständen muß jetzt unverzüglich der Druck losgehen: oder ich breche mit Schmeitzner (wozu ich allen Grund habe. — —).

* Erster Verleger Nietzsches.

** Kompagnon Schmeitzners.

Solange er glaubt, daß seine Agitation* eine wichtigere Angelegenheit sei, als die Verbreitung meiner Bücher und Gedanken: ist es für mich die äußerste Geduldsprobe meines Stolzes, mit ihm zu verkehren. —

Im letzten Winter habe ich Alles so eingerichtet, daß der erste Theil Zarathustra Ostern in den Händen meiner Leser sein konnte: und habe den höchsten Fleiß nötig gehabt, um es so einzurichten. Ein verlorenes halbes Jahr der Wirkung meiner Gedanken kommt recht sehr in Betracht, namentlich in Hinsicht auf die Dauer meines eignen Lebens. —

Der Brief an Frau Rée** ist, litterarisch betrachtet, Deine beste Leistung bisher; gebe der Himmel, daß es nie wieder zu solchen Anlässen kommt, Dich litterarisch auszuzeichnen! Übrigens kann ich schwören, daß die mir in Deinem Briefe zugesprochene Denk- und Handlungsweise mit der Wahrheit übereinstimmt und nicht nur eine „schöne Farbe“ ist. Mein Mitleid hatte über meinen Stolz gesiegt, und die Absicht zu helfen über die Absicht mir zu nützen — (in der „Fröhlichen Wissenschaft“ steht zu lesen: „Wo liegen deine größten Gefahren? — Im Mitleiden.“).

Rée habe ich auch in dieser Sache viel zu gut behandelt: und ungefähr zehn Briefe an ihn nicht abgeschickt (vielmehr an Stelle eines jeden einen neuen geschrieben, — ich fürchtete immer, er könnte sich das Leben nehmen. Zuletzt hat er über seinen verrückten Freund wohl nur gelacht!).

Bitte, bringe die Sache mit Schmeitzner-Teubner in Ordnung. Sobald Du das Jawort hast, telegraphiere mir „Ja“.

Dir und unsrer lieben Mutter das Herzlichste!

Dein F.

4.

[Sils-Maria, Ende Juli 1883.]

Meine liebe Schwester,

Dein Brief hat mir gut gethan — etwas, das jetzt selten ein Brief bei mir hervorbringt. Was Herrn Schmeitzner betrifft, so wird Deine Vermuthung berechtigt sein. Alles erwogen, war er in einer greulichen Klemme und mußte schon nolens volens den zweiten Zarathustra sofort acceptiren; er hat auf einer Karte gemeldet, daß das Ms. sofort an die Druckerei abgeht. Es ist beinahe zum Lachen, wie jemand gezwungen werden kann, gerade Das zu thun, was er am wenigsten thun möchte (nämlich: noch etwas drucken und seine Schulden vermehren). Auf die Dauer freilich bin ich Der, welcher am schlimmsten dabei fährt: denn, ich sehe es deutlich kommen — eines Tages ist der gute excentrische Bursche banquerott, und meine Ersparnisse sind dahin (in Wahrheit: verwendet zum Besten der antisemitischen Agitation — was wieder der Humor an der Sache ist!). Übrigens hat er auch als Politiker Unglück, und ich verstehe seinen Stoßseufzer in dem Briefe an Dich nur gar zu gut! — Ich gratuliere aufrichtig dem Dr. Förster***, daß er noch zur rechten Zeit Europa und die Judenfrage hinter sich gelassen hat.

* Schmeitzner hat die antisemitische Bewegung in Deutschland durch Geldmittel unterstützt.

** Mutter des Dr. Rée.

*** Gatte der Schwester Nietzsches, der an der antisemitischen Bewegung in Deutschland lebhaften Anteil nahm.

Ich war dieser Tage etwas verstimmt über Frau Overbeck, welche mir, gewiß in der „wohlmeinendsten“ Absicht, aber doch ungeschickt und unbescheiden bis zum Exzeß, einen kleinen moralischen Brief geschrieben hat über „Schwäche“, „Närrisch-sein“, Allzumenschliches usw. und mit der Versicherung, „ich kann mich noch immer nicht überzeugen, daß ich an Ihnen ernstlich irre zu werden hätte“: nebst der Belehrung, daß „man nur durch Fehler und Schwächen zu seinen höchsten Tugenden komme“. Man kann gar nichts Dümmeres thun als klagen: man discreditirt sich bei seinen Freunden und discreditirt sich seine Freunde.

Ich habe mir diese Sache ad notam genommen — aber sehr artig geantwortet, wie sich von selbst versteht (auch mit der Bemerkung, daß wir [Du und ich] „jetzt sehr gute Freunde seien, vielleicht bessere als je, und daß Du, wenn Du erreichtest, daß Frl. S. nach Rußland zurückgeschafft würde, wahrscheinlich mehr Nutzen stiftetest, als ich mit meinem Asketismus, der auf alle Vergeltung verzichten wollte“).*

Inzwischen gab es einen Höllen-Tag, infolge dessen ich ein paar Tage krank war. Ich hatte eben zu Mittag gegessen, da meldet mir der Wirt meines Hôtels „um 3 Uhr kommt Familie Rée, 8 Personen“. Ich kann nicht beschreiben, was die nächste Stunde mir Alles durch den Kopf gieng; ich lief zur Post, es war strömendes Regenwetter, ich bestellte für den nächsten Morgen mir einen Platz, ich wollte nach Basel, endlich mußte ich zu Bett: und wahrhaftig, ich zitterte bei jedem Geräusch im Hause. Ich bin ganz und gar nicht gemacht zur Feindschaft. — Zuletzt ergab sich, daß ein Mißverständniß, ein ähnlich klingender Name an Allem schuld war. Aber ich habe doch infolge dieses Tages meinen Brief an Georg Rée abgesandt. —

Es ist hier, seit Wochen!, äußerst kalt, die Berge bis tief herab beschneit, die Fremden unzufrieden. Ich selber bin sehr arbeitsam; wenn ich aus meiner Arbeit zu mir komme, bin ich aber die Beute der Melancholie — das ist nicht zu ändern! Ich sehe und weiß, wie groß meine Vereinsamung ist: und diese unheilvolle Geschichte trennt immer mehr Menschen von mir ab. — Es gab in diesem Frühjahr auch von Overbecks ** Seite einen Brief, den ich mir hinter die Ohren geschrieben habe: er demonstrierte, ich hätte als Schriftsteller jedes erlaubte Maß dessen überschritten, was die Leser sich gefallen lassen könnten und dürfe mich gar nicht wundern, wenn man sich gegen mich wende (nebst Bemerkungen darüber, daß meine Aphorismen-Form auch die beste Geduld zuletzt zur Verzweiflung bringe: ungefähr war dies der Sinn). Früher würde er sich das Alles nicht erlaubt haben zu sagen, aber nach dieser Geschichte darf man's!

Nächstens schreibe ich auch unsrer guten Mutter, deren Brief von gestern mich wahrhaft gerührt hat. Aber bis Mitte September bin ich hier fest gemiethet und will weiter arbeiten.

Dein Bruder F.

* Bezieht sich auf Vorwürfe Nietzsches gegen seine Schwester wegen ihres Verhaltens gegen Frl. Salomé.

** Franz Overbeck, Universitätsprofessor in Basel, durch dessen „Erinnerungen an Nietzsche“ der Kampf gegen Frau Förster-Nietzsche einleiteten.

5.

[Sils-Maria, Juli 1883.

Mein liebes, liebes Lama,

eben habe ich, in einem Briefe an Georg Rée,* den ich in Leipzig kennen gelernt habe, meine Beziehungen zu Paul Rée abgebrochen.

Stelle Dir vor! Der Übelstand bei dieser ganzen Sache war für mich, daß ich den besten Theil der facta nicht wußte: während sie Dir wahrscheinlich allzugegenwärtig waren, da Du jenen Scenen beigewohnt hast — ich aber nicht! — Mit Rée hätte ich ja unter keinen Umständen wieder verkehren können, wenn das Bild, welches Frl. Salomé von mir entwarf, in Wahrheit auf ihn zurückgeht. Deine beiden letzten Briefe haben mir erst Lichter angezündet! Ich wußte auch das Stärkste von dem nicht, was sie über Rée selber geurteilt hat. Welche Hülfe wäre das mir in diesem Winter gewesen! —

Seit diese Sache wieder losgelassen ist, leide ich daran wie an einem Wahnsinn und habe bei Tag und Nacht keine Ruhe. Ich meinte, es sei genug, daß ich diesen Winter fünf Mal mehr darum ausgestanden habe als genügt, einen normalen Menschen zum Selbstmord zu bringen. Und nun erst sind wir in das sanglante Stadium der Sache getreten! Es ist ein Ehrenhandel in bester Form geworden.

Ich merkte der Sache in den ersten fünf Minuten ihren lebensgefährlichen Charakter an; und als ich von Tautenburg fortgieng, war ich äußerst glücklich, einer solchen Sache durch sehr viel Selbst-Überwindung eine leidlich harmlose Wendung gegeben zu haben (auf meine Unkosten natürlich; was ich aber nicht gar zu schwer taxirte). Was liegt daran, daß man einem Manne Etwas als Schwäche gegen ein Mädchen auslegt! — in diesem Punkte nehmen es Männer und Frauen nicht gar so streng. Es schien mir aber meiner sehr würdig, statt auf Rache und Vergeltung, auf den Nutzen der Person hinzuarbeiten, welche sich schlecht gegen mich benommen hatte.

Schließlich, schließlich, mein liebes Lama, blieb ich als der Einzige übrig, „der sich schlecht benommen hatte"! — seit Deinem Schritte, aus dem geschlossen wurde, daß meine nächsten Angehörigen nicht an meine „Idealität" in dieser Sache glaubten, wendete sich Alles zu meinen Ungunsten. —

Pardon! Es soll das letzte Wort in der Sache zwischen uns sein, deren Consequenzen ich nunmehr stillschweigend über mich ergehn lassen will.

Schmeitzner telegraphirte mir Dienstag Nachmittag: woraus ich schließe, daß ich doch erst Dein zweiter Brief war, der ihn zur Raison gebracht hat. Es ist mir ganz unschätzbar, daß ich jetzt noch diese Drucksache abmachen kann; ich bin wie Einer, der keine Zeit mehr hat. Also nochmals meinen allerinnigsten Dank für diese Wohlthat! —

Was meine Lebensweise betrifft: so erzähle ich Dir als Curiosum, daß ich, seit wir uns nicht gesehn haben, Mittag für Mittag (außer wenn ich krank war) Dasselbe gegessen habe (es giebt einfach um diese Stunde nichts Anderes): nämlich: reine Bouillon (2 Teller), ein Beefsteak mit Piselli. (Das kostet zusammen 2 fr. 50 cs. — was Dir einen Begriff von den hiesigen Preisen geben mag!)

* Bruder des Dr. Rée.

Deutschland ist mir unsäglich verleidet. Vielleicht gehe ich den Winter nach San Remo, wo es viel mehr heitere Tage giebt, als in der Umgebung Genua's. Und es ist doch nur ein Katzensprung weiter. — Bevor ich den dritten und letzten Teil Zarathustra nicht fertig habe, ist das Leben für mich noch unerlöst. Dies privatissime!

In Treue Dein Bruder.

6.

[Sils-Maria, Anfang August 1883.]

Meine liebe Schwester.

Aber natürlich! ich habe sehr „ziemlich" und artig geantwortet — das schrieb ich Dir schon. Gräßlich ist mir ihr Geschwätz über Lou*. Rée hatte Recht, daß Niemand ungeeigneter als Frau Overbeck gewesen ist, um Lou über mich „aufzuklären". Nun gibt sie sich die größte Mühe, andern Leuten die Schuld aufzubürden, vorzüglich Dir. Mit ihrem verkleinernden Auge sieht sie Alles falsch; Gutes und Böses, Alles kleinlich und säuerlich. Ihre Ermahnungen waren, von aller Unbescheidenheit abgesehen, einfach lächerlich: als ob man den alten Laokoon auffordere, er möge doch seine Schlangen überwinden. Übrigens ist es wohl Frauenart, überall Liebesgeschichten zu wittern und deshalb von Lou's „Einfluß" zu fabeln. Wie wohl that mir Dein Brief in dieser Hinsicht. Du hast begriffen, wie fürchterlich das Erlebnis mit Rée ist, — ungleich schlimmer als die Lou-Affäre. Über einen Menschen, mit dem man jahrelang Liebe und Vertrauen gemein hatte, den ich für einen meiner besten Freunde hielt, umlernen zu müssen — das kann ich nie überwinden. Deshalb leide ich Höllenqualen Tag und Nacht und weiß nicht, wo ich Trost finden soll.

Und doch glaube ich, daß es besser gewesen wäre, Du hättest es mich früher wissen lassen. Du bist in Tautenburg zu schonend gegen mich gewesen. Gewißheit war besser, als dieses Mißtrauen, mit welchem ich mich während meines langen Aufenthaltes in Leipzig gequält habe. Ich glaubte, Rée damit Unrecht zu tun, und litt unter diesem immer neu auftauchenden Mißtrauen. Du glaubst ja heute noch nicht an Rée's Schuld und machst Lou allein für all die Widerlichkeiten verantwortlich: aber er hatte in Leipzig so ganz die Miene des schlechten Gewissens, wenn ich allein mit ihm sprach. Ich kann mir jetzt so Manches erklären: widerliche Dinge, die Jedermann verborgen bleiben sollen, die ich mir selbst am liebsten verbergen möchte. Wäre es nur möglich! Rée hat mich schamlos belogen, in jeder Hinsicht! vor Allem über Lou. Und nun weiß ich mich vor Ekel nicht zu fassen, daß ich durch solchen Schlamm waten muß! Gerade ich, der ich nur in einer Atmosphäre extremer Reinheit und Lauterkeit existieren kann. Ich komme um! ich leide unbeschreiblich! Das Dasein ist mir verleidet!

Aber ich habe ein Ziel, welches mich nötigt, noch zu leben, und dessentwegen ich auch mit den schmerzhaften Dingen fertig werden muß: ohne diesen Zwang, der über mir steht, würde ich es leichter nehmen — nämlich längst nicht mehr leben. Und nicht nur hätte ein Jeder, der in diesem Winter meinen Zustand aus der Nähe gesehen und begriffen hätte, sagen dürfen: mach Dir's leichter! Stirb!, sondern auch schon in der furchtbaren Zeit 1879/80 stand es so mit mir. Selbst noch meine Genueser Jahre — Genesungs-Jahre — sind eine lange Kette von

* Frl. Lou Salomé.

Selbst-Überwindungen und nicht im Geschmacke irgend eines Menschen, den ich kenne. Also, meine liebe Schwester, der Tyrann in mir, der unerbittliche, wird mich auch diesmal triumphieren lassen und mich zum Siege führen. Und wie meine Denkweise ist, so verlangt sie sogar einen absoluten Sieg: nämlich die Wandlung der Erlebnisse in Gold und Nutzen höchsten Ranges. Das versteht Niemand, am wenigsten meine Freunde, z. B. Overbecks.

Verzeih, meine liebe Schwester, daß ich immer wieder von diesen alten Geschichten anfange: aber wem soll ich sonst klagen? Du sahst aus meinem letzten Briefe, wie mir es schadet, wenn ich es andern Leuten gegenüber thue: dann fallen sie mit Ermahnungen über mich her und lassen ihr Machtgefühl an mir aus*. Nimm meine Klagen, bitte, nicht als Vorwürfe! Du konntest nicht anders handeln als Du gehandelt hast, Du wolltest ein Duell verhindern, das nun doch wohl noch kommt. Bei Alledem bin ich jetzt auch noch fleißig gewesen und habe diesem kalten sonnenlosen Sommer hier oben merkwürdig viel abgerungen.

Aber heute nichts mehr. Dein Fritz.

7.

Sils, Aug. 1883.

Meine liebe Schwester,

ich schreibe unmittelbar nach Empfang Deines Briefes, der mir wieder Deine für mich wohlwollenden Absichten recht zum Bewußtsein bringt. Es geht in meinem Kopfe drunter und drüber, ich thue wahrscheinlich eine Ungerechtigkeit nach der andern, richte eine Teufelei nach der andern [an], erreiche unter allen Umständen, daß ich selber dabei zehn Mal mehr leide als irgend Jemand — und wünsche täglich auf irgend eine Weise erlöst zu sein. Ich bin sehr froh, daß ich einige Briefe an Dich — Nachtgeburten zerrissen habe: aber doch ist mir ein Brief an unsere Mutter entschlüpft, der noch in dieselbe Gattung gehört. Das Schlimme ist, ganz wie letzten Winter, ein mir persönlich im höchsten Grade nachtheiliges Ausnahme-Wetter: ich bin im buchstäblichen Sinne bei bedecktem Himmel und heranziehenden Wolken ein anderer Mensch, schwarzgallig und sehr bösartig gegen mich, mitunter auch gegen Andre. (Zarathustra I und II sind Licht- und heiterer-Himmel-Ausgeburten, ebenso der Sanctus Januarius. Wer mich nach solchen Dingen beurtheilt, beurtheilt mich hundertmal zu günstig, à la Gast)**. Mein eigentliches Recept heißt deshalb immer noch das Thal von Oaxaca in Mexiko, welches im Jahre ca. 33 betrübte Tage hat, im Übrigen Tag und Nacht reines wolkenloses Engadiner Himmels-Wetter*** (die Höhe ist die gleiche wie hier, es ist eine Schweizer Kolonie, die Preise außerordentlich billig.

Andererseits thäte mir ein Bischen Dociren sehr gut: nur habe ich eine gräßliche Erinnerung speziell an die Leipziger Universität — ich bin diesen Emp-

* In einem Briefe an Frau Overbeck hatte Nietzsche die Salomé-Affaire mit folgenden Worten charakterisiert: „Man hat mich in fürchterlicher Weise belogen, mißbraucht, verhöhnt, in der Ehre beeinträchtigt — dies ist kein Zweifel. Wenn sich meine Schwester darüber empört und eine Genugtuung an den Übeltätern sucht, so ist das in Ordnung: dies nenne ich das gute Recht meiner Schwester. Da überhaupt in dieser Sache wieder gehandelt wird, so bin ich gezwungen mit meiner Schwester zu handeln!"

** Peter Gast, Nietzsches Freund.

*** ca. 200! während Sils im Jahre 80 heitere Tage hat. (Anmerkung Nietzsches.)

findungs- und Urtheils-Maßstäben auf eine fast lächerliche Art entwachsen — oder wie Du's nennen willst. Die Zukunft der Menschheit — daran zu denken ist mein einziges Labsal, das Gegenwärtige will ich nicht mehr sehn und hören, es erstickt, drückt quält mich, es macht mich arm und kleinmüthig — — Am wenigsten aber könnte ich jetzt Vorlesungen aus den Ärmeln schütteln, alte noch weniger als neue. Mein allgemeinster Gesichtspunkt ist, daß ich nächstes Jahr hier oben meinen Zarathustra-Schluß mache — der Gedanke daran, wie er mir vorschwebt, macht mich fast schwindeln, die Aufgabe ist ungeheuer schwer und einstweilen weit über das Maß meiner Kräfte gehend. Daraufhin will ich diesen Winter leben, mich recht hell und ruhig und fest machen und abwarten, ob ich's leisten kann.

Den September will ich mich von hier fortmachen; und wenn Ihr mich sehr lockt, so komme ich doch noch nach Naumburg. (Versprechen möchte ich's nicht das hängt von meiner bösen Gesundheit, respective vom Wetter ab.) Ich muß heitre Menschen um mich haben, in Ermangelung des heitern Himmels. Und ein Bischen geehrt werden und nicht beschimpft und verdächtigt.

Herzlich dankend

Dein F.

Ich will meine Bücher für nächsten Sommer gleich hier oben in meinem Zimmer lassen.

8.

Anfang September 1883.

„Meine liebe Schwester,

„Es ist heute, wie schon seit drei Tagen, ein vollkommen reines Wetter — und ich überschaue mit Heiterkeit und Sicherheit, was ich bisher erreicht und nicht erreicht habe und was ich von mir noch will. Du weißt es nicht; und deshalb darf ich es Dir nicht verübeln, wenn Du mich gerne auf einem anderen Boden und gesicherter, geschützter sähest. Dein Brief an * * * gab mir zu denken, und noch mehr Deine gelegentliche Bemerkung, mein Zustand in Basel sei doch wohl der beste bisher gewesen. Ich hingegen urtheile so: der ganze Sinn der furchtbaren physischen Schmerzen, denen ich ausgesetzt war, liegt darin, daß ich durch sie allein aus einer falschen, nämlich hundertmal zu niedrigen Auffassung meiner Lebens-Aufgabe herausgerissen worden bin. Und da ich zu den bescheidenen Menschen von Natur gehöre, so bedarf es der gewaltsamsten Mittel, um mich zu mir selber zurückzurufen. Auch die Lehrmeister, die meine Jugend gehabt hat, sind wahrscheinlich, im Verhältnis zu dem, was ich zu thun habe, nur geringere und vorübergehende Kräfte; daß ich über ihnen ihr Ideal geschaut habe, über all diesen Schopenhauer's und Wagner's — das hat mir sie ganz entbehrlich gemacht, und ich könnte mich jetzt gar nicht unbilliger beurtheilen, als wenn ich mich nach diesen, von mir in jedem Sinne überwundenen Zeitgenossen beurtheilte. Jedes Wort meines Zarathustra ist ja siegreicher Hohn und mehr als Hohn über die Ideale dieser Zeit: und fast hinter jedem Wort steht ein persönliches Erlebniß, eine Selbst-Überwindung ersten Ranges. Es ist ganz nothwendig, daß ich mißverstanden werde; mehr noch, ich muß es dahin bringen, schlimm verstanden und verachtet zu werden. Daß meine ‚Nächsten'* damit

* Bezieht sich auf Salomé, Rée und Overbeck. Bezüglich des Letztgenannten vergleiche man den 4. Brief.

anfangen mußten, begriff ich vorigen Sommer und Herbst, und hatte das herrliche Bewußtsein, eben damit auf meiner Bahn zu sein. Dies Gefühl steht auch im Zarathustra überall zu lesen. Der schlimme Winter und meine unterliegende Gesundheit haben mich davon entfernt und muthlos gemacht; und ebenso haben die Dinge, welche seit einigen Wochen über mich herstürzen, mir wieder die größte Gefahr gebracht — nämlich meinen Weg zu verlassen. Sobald ich jetzt sagen muß: ‚ich halte die Einsamkeit nicht mehr aus', so empfinde ich eine unsägliche Erniedrigung vor mir selber — so bin ich dem Höchsten, das in mir ist, abtrünnig geworden.

„Was liegt an diesen Rée's und Lou's! Wie kann ich ihr Feind sein! Und wenn sie mir Schaden gethan haben — ich habe genug Nutzen von ihnen gehabt und gerade darin, daß es so ganz verschiedene Arten Menschen sind als ich bin: darin liegt für mich eine reichliche Compensation, ja eine Aufforderung zur Dankbarkeit gegen die Beiden. Es schienen beides originale Menschen zu sein und keine Copien: deshalb hielt ich es mit ihnen aus, so sehr sie mir gegen den Geschmack giengen. In Betreff der ‚Freundschaft' habe ich bis jetzt überhaupt Entbehrung geübt (und Schmeitzner z. B. behauptet, ich hätte gar keine Freunde, ‚ich sei zehn Jahre lang vollkommen in Stich gelassen worden'). Was die ganze Richtung meiner Natur betrifft: so habe ich keine Genossen, niemand hat eine Ahnung davon, wann mir ein Trost, eine Ermuthigung, ein Händedruck noth thut; dies war z. B. im höchsten Grade voriges Jahr der Fall, nach meinem Aufenthalte in Tautenburg und Leipzig. Und wenn ich klage, dann glaubt alle Welt ein Recht zu haben, ein Bißchen Machtgefühl an mir als einem Leidenden auszulassen; man nennt's Zuspruch, Mitleiden, guten Rat u. s. w.

„Aber so gieng es immer solchen Menschen, wie ich bin; mein ganz persönlicher Übelstand ist die schwankende Gesundheit, welche als Erniedrigung meines eigenen Kraftgefühls, als Mißtrauen gegen mich selber sich geltend macht: und da ich unter diesem europäischen Himmel mindestens zwei Drittel des Jahres leidend und schwermütig bin, so gehört ein unglaubliches Glück dazu, daß ich's noch länger aushalte. Glück nenne ich hier nur das Ausbleiben solcher Unglücksfälle, wie der letztjährigen — also daß keine Steine in mein Uhrwerk gerathen. Ich kann nämlich an kleinen Steinchen zu Grunde gehen, weil das Uhrwerk jetzt im höchsten Grade compliziert ist, und die Verantwortlichkeit in den allerhöchsten Fragen der Erkenntniß auf mir lastet. — In summa um doch eine praktische Consequenz aus diesen Allgemeinheiten zu ziehen: meine liebe, liebe Schwester, erinnere mich mit keinem Wort, weder mündlich noch schriftlich, an die Dinge, welche mich um mein Selbst-Vertrauen, ja fast um das Resultat meines Lebensweges bringen wollten! Rechne es auf meine Gesundheit, daß sie so sehr auf mich wirken und gewirkt haben! Schaffe Vergessen und irgend etwas Neues und ganz Verschiedenes davon, daß ich über den Verlust solcher „Freunde" lachen lerne! Und denke daran, daß einem Menschen, wie ich bin, niemals die Gegenwart gerecht werden darf, und daß jeder Compromiß zu Ehren des „guten Rufs" meiner nicht würdig ist.

„Geschrieben bei einem reinen Himmel, mit hellem Kopfe, gutem Magen und in früher Morgenstunde.

Von Herzen Dein Bruder."

9.

[Sils-Maria, Sonntag, 2. Sept. 1883.]

Mein liebes Lama.

Ich las Deinen Brief unterwegs und brach in lautes Lachen aus. Das erste befreiende Lachen seit Mailand! Auch ich hatte gestern ähnliche Nachrichten und meinen ganzen Sommer bereits in die von uns so beliebten Verse gebracht. Also die ganze Sache verläuft im Sande und alle tragischen Attitüden erscheinen nachträglich etwas lächerlich. Übrigens bin ich nicht verblendet und sehe jetzt deutlich das Wirrsal dieser letzten Monate. Erst klage ich über meine Freunde, daß mich alle im Stich gelassen hätten; darauf schreibt das tapfere Lama den guten Brief an Frau Rée (ein Frauenzimmer-Meisterstück!) und schickt mir die Copie. Zu gleicher Zeit kommen die Mitteilungen von Malwida*. Ich hörte soviel Neues und Schlimmes — stürzte mich wild in den Kampf — und verdarb dem armen Lama den ganzeu Feldzugsplan.** Du hattest, wie ich nun sehe, nichts weniger als meine Antheilnahme an dem Kampf gewünscht. Immerhin ist das Resultat nicht nutzlos. Ich machte gleich zu meinen gestrigen Versen noch einen vorletzten hinzu. Der Schluß heißt nun so:

Der fröhliche Krieg.

Das Lama wollt' besiegen
In frischen fröhlichen Kriegen
Der gift'gen Schlangen Brut.***
Da wollt' ich selbst dreinschlagen, —
Doch that dies Seel' und Magen
Und auch dem Streit nicht gut.

Ergebung in Gott.

Laß nur das Lama schnauben!
Es wächst aus sauren Trauben
Zuletzt doch süßer Wein.
Der Liebe Unterpfänder
Sind kleine Mißverständer
Und große obendrein!

Wir hätten mit oder ohne Malwida den Sommer bei einander bleiben sollen, das wäre viel vernünftiger gewesen. Wenn das Lama mit fröhlichen Gebärden erscheint, fliehen alle Nachtgespenster und sonstiges Gelichter, das uns entzweien will. Es giebt mehr dergleichen, als Du ahnst. Nun aber, meine liebe Schwester, giebt's kein Zögern mehr. Nächsten Mittwoch reise ich von hier ab und will nunmehr, falls es Euch recht ist, eine kleine Zeit in Naumburg zubringen. Ich habe einige Dinge in Deutschland abzumachen. Vorerst aber bedarf ich im höchsten Grade: der Heiterkeit, schönen Obstes und alles dessen, was sonst der Seele wohlthut. Nicht wahr, ich brauche nicht zu erinnern, welche Art

* Malvida von Meysenbug.

** Frau Förster-Nietzsche hatte die Absicht ohne Wissen ihres Bruders, dem sie die furchtbare Enttäuschung mit seinen „Freunden“ eben ersparen wollte, die Salomé-Affaire zu erledigen. Durch einen Brief von Frl. Meysenbug, der an Friedrich Nietzsche adressiert, jedoch an seine Schwester gerichtet war, gelangte die Sache aber doch zur Kenntnis des Philosophen, der nun mit seiner Schwester zusammen gegen Frl. Salomé und Dr. Rée auftrat.

*** Die historische Wahrheit erforderte in der dritten Zeile etwas Singulares, z. B. „das gift'ge Schlangentier“, aber der Reim paßte nicht. Entschuldige! Dichter lügen so viel! (Nietzsches Worte.)

von Gesprächen unsrer lieben Mutter und mir nicht zuträglich sind? Bitte beschwöre sie in dieser Beziehung mich zu schonen.

Mit dem Gedanken, in Leipzig über griechische Cultur Vorlesungen zu halten, ist es lange vorbei, und ich bin froh, von einer neuen Halbheit so schnell erlöst worden zu sein. Heinze* schrieb mir mit der dankenswertesten Offenheit, daß mein Gesuch in Leipzig jedenfalls scheitern werde und daß die Fakultät es nicht wagen könne, mich dem Ministerium zu empfehlen, in Hinsicht auf jene Ansichten, die nun einmal mit meinem Namen verknüpft sind.

Meine Bücher will ich einstweilen hier oben lassen. Nun sieh zu, meine Liebe Gute, daß es hübsch heiter und hell um mich ist. Ich habe noch Viel zu tun und muß sogar in den nächsten Jahren gerade mein Schwerstes thun: darnach sollte sich Alles ordnen und einrichten. Grüße unsre liebe Mutter mit innigem Dank für den letzten Brief.

Mit den herzlichsten Wünschen

Dein Fritz.

Ich weiß noch nicht, wann ich ankomme.

Herodias.

Nach dem Französischen des Stéphane Mallarmé (1842 bis 1898) von Richard Schaukal**.

Die Amme: Bist du es, Fürstin? Träumt mir? Ach, erlaube,
die Ringe dir zu küssen, daß ich's glaube:
nicht mehr im Unbetretnen . . .

Herodias: Fort! Die Flut,
die blonde, meiner Haare, macht mein Blut
erstarren, wenn sie mir das Fleisch besprüht,
und meine Haare, die das Licht durchglüht,
sind sterblich nicht wie du! Dein Kuß ist Mord,
wär' Schönheit nicht schon Tod . . . Was zog mich fort,
was für ein banger bleicher Morgenschein,
durch Nebelferne dämmernd, lud mich ein?
Du, Winter meiner Amme, sahst mich gehn
in das Verließ der Löwen, lässig stehn
im dumpfen Duft der königlichen Mähnen,
der hundertjährigen, doch kannst du wähnen,
wie's mich durchschauerte? Fern im Exil
verweilt mein Traum, wie vor der Wasser Spiel
zerpflück ich meine bleichen Lilien alle,
und ihrem Schweben, ihrem Flockenfalle
folgen gebannt die Löwen durch mein Schweigen,

* Max Heinze, Professor der Philosophie in Leipzig.

** Meinen in Nr. 8 (August) der „Neuen deutschen Rundschau" vom Jahre 1903 veröffentlichten frühern Versuch einer Nachdichtung dieses lyrischen Dialogs habe ich seither völlig verwerfen zu müssen mich überzeugt. Er ist bei aller (stilwidrigen) Breite undeutlich, ja mißdeutend. Auch die vorliegende ganz neue Fassung (1906/07) betrachte ich nicht als die endgültige. R. Sch.

dem Saum des Kleides näher schleichend, neigen
sie meinen Füßen sich, die wohl das Branden
der Meereswogen stillten, leise landen
die wilden hießen. Also still auch du
des greisen Fleisches Lüste, da, sieh zu,
hilf mir mein wildes Haar — muß dich doch quälen
die Mähnenmiene — vor dem Spiegel strählen.

Die Amme: Soll ich dem Haar die heitre Myrrhe spenden?
Soll ich der welken Rosen Saft verwenden,
den düsterroten, den sie rühmen?

Herodias: Laß!
Du weißt es doch, daß ich sie nur mit Haß
betrachten kann, die duftenden Gefäße!
Willst du, daß mich die Trunkenheit besäße,
die ihrem Hals enthaucht? Den Blumen mag
mein Haar nicht gleichen, die den trüben Tag
der Menschen buhlend heitern, — es ist Gold,
jungfräulich reines: ob es funkelnd rollt
oder in matter Blässe kühl sich schmiegt,
nie sei von weichlichem Geruch besiegt
das trotzige Metall, das blank und glatt
Geschmeide, Waffen nur gespiegelt hat!

Die Amme: Geh nicht mit grauen Jahren ins Gericht:
mein alter Kopf vergaß Gebot und Pflicht —

Herodias: Genug davon! Den Spiegel halte mir . . .
Wie oft, von Träumen matt, kam ich zu dir
und spähte, Spiegel, wieder ins erfrorne
gerahmte Wasser, suchte das Verlorne,
die toten Blätter der Erinnerungen
tief unterm Eis, und hab dich nie bezwungen,
nur meinen Schatten sah ich in der Ferne . . .
Doch manchmal aus der schweigenden Zisterne
nackt stieg mein Traum empor und schreckte mich . . .
Sag, Amme, bin ich schön?

Die Amme: Wie preis ich dich,
du Stern! Doch da, die Flechte fällt . . .

Herodias: Hinweg!
Wag solchen Frevel nicht! Der jähe Schreck
vor der Gebärde nur läßt jede Welle
des Bluts erstarren bis hinauf zur Quelle!
Fluch dieser lästerlichen Hand! Verkünde,
was für ein Dämon treibt dich so zur Sünde?
Der Kuß zuerst, die Salben, nun die Hand! —
Ich schaudre! Dieser Tag — o, ich empfand
es ahnend! — birgt im Schoß noch mehr!

Die Amme: Verhüt's der Himmel gnädig! Freilich sehr
verwunderlich ist diese Zeit . . . So schattenhaft
einsam schweift ihr durch eure Leidenschaft,
seht euch entsetzt in früher Reife blühen,
anbetungswürdig doch, in diesem Glühen
kindlicher Schönheit . . .!

Herodias: Wagst es einmal noch

Die Amme: Wär' ich, wem ihr bestimmt seid!

Herodias: Schweige doch!

Die Amme: Und wird er kommen?

Herodias: Lisch, du keusches Licht!

Die Amme: Wie sollte, Süße, dich Bestürzung nicht
bei dem Gedanken an den Gott ergreifen,
dem keiner wehrt, dem sie entgegenreifen,
die bangen Reize, die dich blendend schmücken?
Und wem denn wahrt ihr bebend das Entzücken,
das lockende Geheimnis eures Leibes?

Herodias: Mir!

Die Amme: Ach, was für eine blasse Blume ihr
dann wäret, einsam wachsend und bewegt
vom eignen Schatten kaum im Wasser!

Herodias: Hegt
dein Herz nur schnödes Mitleid oder Hohn?
Geh!

Die Amme: Geh! Glaube, Kind, mir, kommen seh ich schon
den Tag, dem dieser Trotz erliegt!

Herodias: O, wer
vermöchte mich wohl zu berühren, der
Löwen sich neigen! Und ich will auch nie
an Menschlichem ein Teil, und wenn du, wie
schon oft, mich sahst mit starrem Blick, ein Stein,
dastehn, o Amme, war es, weil ich dein,
der Milch gedachte, die mich nährte.

Die Amme: Klage
erfüllt mich um das Opfer, dem ich sage:
schattend schon wölkt dein Schicksal über dir!

Herodias: Mir will ich blühen, ewig, einzig mir!
Ihr wißt es alle, schweigende Gefährten:
ihr, ohne Wind, versunkne große Gärten
von Amethyst, du Gold, versteckt im Dunkeln
des brachen Bodens, ihr, im keuschen Funkeln,
erlauchte Steine, deren klares Licht
mein Auge wahrt, und die ihr Glanz, Gewicht
und Grauen meinem jungen Haar gabt, Erze!
Doch du, in deren zeitverderbtem Herzen

die Bosheit der Sibyllen grinst, daß dich
von einem Sterblichen mir lästerlich
zu sprechen lüstet, die du schauernd, bleich
aus den Gewändern schon, die Kelchen gleich
entblättert sinken, gleiten siehst die spröde
duftende Blüte meine Schönheit, Schnöde,
gestehe, daß, wenn mich der laue Wind
des Sommers, dem die Frauen willig sind,
sich zu entschleiern, säh in meiner herben
sternkühlen Nacktheit, ich auch schon zu sterben
nicht zögerte! Denn meiner Jungfernschaft
starres Geheimnis lieb ich, lieb die Haft,
die hüllend mich umwallende der Haare,
und diesen Schauder, wenn die frierend klare,
die keusche Nacht in meine Kammer steigt
und ihre Kälte meinen Leib umschweigt,
den, makellos, auch keiner brauchen wird!
O du, von eisigem Panzer hell umklirrt,
glühend in Reinheit, ewige Schwester Nacht,
mein Traum hat sich geflügelt aufgemacht
und schwebt empor zu dir: ich bin allein
in meiner öden Heimat, ich bin dein,
und alles ringsherum ist wie das Dienen
von stummen Spiegeln, und es scheint aus ihnen
in diamantner Stille nur mein Bild!
O Stille, die von Einsamkeiten schwillt!

Die Amme: So wollt ihr sterben?

Herodias: Mütterchen, noch nicht.
Beruhige dich und geh jetzt, denk: sie spricht
aus ihrem harten Herzen, und verzeih —.
Vorher jedoch magst du die Laden schließen: sei
die so verhaßte Bläue mir erspart,
die buhlend sich dem Widerscheine paart
im feilen Fenster . . . Wellen wiegen sich . . .
Kennst du kein Land, sag, irgendwo da drüben
— denn in ein solches Land verlangte mich —,
in dessen Himmel sich die Spuren grüben
vom still im Laub erglühten Abendstern? —
Nun zünde noch — ich lausche gar zu gern
dem leisen Tropfen, wenn die schlanke Flamme
das Wachs in goldner Fessel schmilzt — mir, Amme
die Fackeln an — du magst es töricht schelten —
und . . .

Die Amme: Nun?

Herodias: Leb wohl . . .

Ihr, meine Lippen, gelten
denn alle diese Worte? Nein, ihr lügt!
Mir ahnt ein Unbekanntes . . . Oder trügt
ihr nicht, und sind's, euch selbst geheimnisvoll,
der Kindheit Seufzer, die schon scheiden soll,
ist es kein Traum nur, wenn daß ich manchmal meine,
fremd glitten mir vom Leib die kalten Steine?

Moderne Bestrebungen im Landhausbau.

Von Elsa Brockhausen.

Der Sinn für ein praktisches, materialechtes, in die Gegend hineinpassendes, nicht aber sie störendes Landhaus schien verloren gegangen: wohl ein sehr in die Augen fallendes Symptom einer allgemein kunst- und kulturarmen Epoche.

Zwar bemühen sich seit mehr als 15 Jahren modern denkende Männer im Deutschen Reiche, eine Besserung der privaten Wohn- und Baukunst anzubahnen: Gehen doch die unter dem Titel „Abhandlungen aus dem Gebiete der Architektur" gesammelten Vorträge und Aufsätze Henricis von 1905 bis auf 1891 zurück. Auf das große Publikum hat wohl von allen Schriften, die zu neuer volkstümlicher Bauweise aufmunterten, Lichtwarks „Palastfenster und Flügeltür" am frühesten gewirkt. Daneben laufen Bestrebungen, die englische Hauskunst zum Vorbilde zu erheben, zum Teil beeinflußt durch die 1893 neubegründete Zeitschrift: „The Studio". Schon 1888 machte uns Dohme und neuestens Muthesius näher mit dem modernen englischen Wohnen bekannt. Und nun begann man zu sammeln und vorzuführen, was als Resultat der neuen Bewegung aufzuzeigen war: 1904 erschien bei Bruckmann in München ein anonymes Bilderbuch „Das moderne Landhaus und seine innere Ausstattung" und fast gleichzeitig ebendort ein ganz ähnliches von Muthesius; beide zeigen uns im Bilde, wie man in Deutschland, England, Amerika, Österreich und Finnland neuzeitlich baute. Jetzt häufen sich die Publikationen: Schultze-Naumburg läßt einen Zyklus unter dem Namen Kulturarbeiten erscheinen, dessen erster Band dem Hausbau, dessen fünfter, eben erschienener, den Kleinbürgerhäusern gewidmet ist. Haenel und H. Tschermann liefern ein beifällig aufgenommenes Buch: „Das Einzelwohnhaus der Neuzeit" und Muthesius ein neues über „Landhaus und Garten".

Wie wenig hat all diese recht gute Literatur, der sich nur ganz vereinzelte österreichische Arbeiten zur Seite stellen lassen, in unserer Heimat gefruchtet, wo man einem Landhause gleich zurufen kann: Du bist eine „Villa", denn du paßt nicht in die Gegend! Wir sehen bei uns auf dem Lande entweder die schablonenhaften Erzeugnisse aus spekulativen Maurermeisterwerkstätten, die ohne Rücksicht auf die Gegend Pläne verfassen und sie damit brutalisieren, als billigsten und wohl auch scheußlichsten Typ; oder wir finden Schöpfungen des reichen Genres, überladen mit einem Übermaß von „schönen Architekturformen", wie sie in Bauhandbüchern und Prospekten für billige, fabriksmäßige Baumaterialien enthalten sind; oder endlich werden an neuzeitlichen Produkten, die mehr oder weniger mißverstandenen „sezessionistischen" Zier-

formen angewendet. Überdies existieren vereinzelt Villen, die von Künstlern individuell komponiert, deren eigenen, leider allzu individualistischen Geschmacksstempel tragen, so daß auch sie nicht mustergültig für größere Kreise werden können. Kaum je aber finden wir das dem Charakter der Gegend völlig angepaßte Landhaus, von dessen alleiniger Berechtigung uns die erwähnte Literatur überzeugt hat.

Während wir also in Österreich noch recht weit von einer Verwirklichung gesunder Wohnkunst entfernt sind, ist Deutschland eben jetzt im Begriffe, einen gewaltigen Schritt nach vorwärts zu machen; nach einer langen Periode, in der die theoretischen und literarischen Erörterungen im Vordergrund standen, scheint der Moment gekommen, da die Praxis sich der Frage bemächtigt. Vor allem sind auf Grund einer Konkurrenzausschreibung der „Woche" gegen 1500 für ganz bestimmte Gegenden gedachte Projekte von Landhäusern zu 5000, 7500, 10.000 und 20.000 Mark entworfen worden. Sie zeigen uns, was junge deutsche Architekten durch jene Literatur gelernt haben, nämlich billige, formenschöne, der Landschaft sich anpassende Landhäuser zu komponieren. Von 40 besonders geeigneten Projekten wurden Modelle ausgeführt und auf die Wanderung durch alle großen deutschen Städte geschickt, um zum Bauen in dieser Richtung anzuregen und der geschmacklosen Protzenvilla, sowie dem öden Schablonenbau erfolgreiche Konkurrenz zu machen. Auch nach Wien, Prag, Brünn, Reichenberg, Troppau und Bozen soll diese Modellausstellung kommen.

Diese Konkurrenz wurde im Herbst 1906 ausgeschrieben und ihre Resultate im Mai 1907 unter dem Titel „Sommer- und Ferienhäuser" in einem Sonderhefte der „Woche" veröffentlicht, zu welchem im Oktober 1907 eine „Neue Folge" erschien. Trotzdem wir es hier mit dem künstlerischen Nebenprodukte eines literarischen Engrosbetriebes zu tun haben, sind die Resultate ebenso erstaunlich wie erfreulich. Da die beteiligten Konkurrenten noch meist junge Leute sind, so ist diese Konkurrenz, zu der anderthalb Tausend Entwürfe eingelangt sind, ein gutes Omen für die künstlerische Entwicklung, deren sich Deutschland auf diesem Gebiete in Zukunft erfreuen dürfte.

Von diesen Entwürfen wurden die preisgekrönten und angekauften in zwei Heften reproduziert. Das erste enthält neben den 21 preisgekrönten die 40 nächstbesten Arbeiten; das zweite bringt 60 wohl etwas schwächere Entwürfe, dafür aber jene 40 Modelle, welche die Wanderausstellung bilden, die im September im Berliner Kunstgewerbemuseum begann und den kolossalen Zuspruch von 34.000 Besuchern hatte. Beweist dies mehr die Vorzüge dieser Miniaturausstellung oder die Sehnsucht des Berliners nach einem poetischen, ländlichen Heim? Vielleicht ist dort die Bewegung, ein eigenes Haus auf dem Lande zu besitzen, stärker als bei uns, weil Berlin eine um so viel prosaischere, geschäftsmäßig-nüchternere und auch ausgedehntere Stadt ist als Wien; so wie ja London, die noch größere Geschäftsstadt, diese Bewegung entsprechend früher und intensiver gezeitigt hat; so sehr, daß es schon zur Errichtung mehrerer Gartenstädte in England gekommen ist. Vielleicht auch, weil der Berliner häufiger reist und ihm weniger Landwohnungen zur Verfügung stehen, überwiegt bei ihm der Wunsch nach still im behaglichen eigenen Neste verbrachten Sommern, wo der eigene Haushalt an Stelle der Ungemütlichkeit des

Hotellebens tritt, ein regerer als beim Wiener. Bei uns hingegen ist bislang wenigstens das „Aufs Land ziehen" in eine gemietete, eingerichtete Wohnung das weitaus üblichere gewesen, und erst langsam entschließt sich auch das Gros der Österreicher, Sommerreisen zu machen. Vielleicht muß Wien auch erst zur ganz großen Geschäftsstadt anwachsen und die Wiener Bevölkerung erst wieder reisemüde werden, ehe hier die gleiche Sehnsucht wie in Berlin erwacht.

Aber die Berliner sind nicht dabei stehen geblieben, eine Preiskonkurrenz auf dem Papier zu veranstalten und bloße Modelle zu konstruieren: Um alles ganz anzupacken und für eine wertvolle Sache auch eine geschäftsmännische Propaganda zu machen, werden bereits zwei kleine Villenkolonien aus solchen Einzelhäusern in Berlins Umgebung gebaut. Dort entstehen 10 Sommerhäuschen genau so wie sie aus jener Preisausschreibung hervorgingen, jedoch wegen der Nähe der Großstadt mit einem Lokalzuschlag von 33⅓% zum Preise; ferner etwas abweichend von den Plänen, in stärkerer Ausführung 8 Jahreswohnhäuser, mit der dadurch sich ergebenden Preiserhöhung. Der Umstand, daß zwei finanzielle Unternehmen: eine Eisenbahn-Baugesellschaft und eine Bank diese Koloniengründungen in eigene Regie übernommen haben, bürgt wohl dafür, daß wir es hier weder mit einer idealistisch-utopistischen Laune, noch ausschließlich mit einem Reklame-Unternehmen der Firma Scherl zu tun haben. Diese von Architekt Heinz Lassen erbauten Häuser werden, sobald sie vom Direktor des Berliner Kunstgewerbemuseums Bruno Paul eingerichtet sind, im Frühjahr 1908 als Sonderausstellung der „Woche" dienen. Später sollen sie verkauft werden und den Kern neuer Kolonien bilden.

Es wird diese Ausstellung ein Gegenstück zu jener der Darmstädter Künstlerkolonie auf Mathildenhöh im Sommer 1901; nur werden ihre Objekte viel zweckentsprechender und ruhiger sein und sich dadurch günstig von jenen etwas marktschreierisch behandelten unterscheiden. Sie sind gleich weit entfernt von den Produkten des schablonenhaften Bauhandwerkes, wie von den phantastischen Erzeugnissen allzu selbstherrlicher Künstler.

Das Preisrichterkollegium bestand aus Männern ersten Ranges: Aus Geheimrat Muthesius und den Professoren Theodor Fischer, Richard Riemerschmied und Schultze-Naumburg. Muthesius versah das erste Heft mit einem längeren Geleitworte, in welchem er die Zwecke der Preisausschreibung darlegt und mit Freude konstatiert, daß die weitaus überwiegende Zahl der eingesandten Projekte den in der Ausschreibung geforderten Grundsätzen entsprachen.

Kehren wir nach dieser Schilderung des äußeren Erfolges zu unserem Thema zurück. Was wollte die Ausschreibung? Ihr galt es, Einzelwohnhäuser zu schaffen, in denen der besser situierte Mittelstand seine Sommerferien und eventuell, wie es in England schon üblich ist, die Sonn- und Festtage des Arbeitsjahres verbringen kann. Es wurden, wie gesagt, 4 Kategorien von Projekten aufgestellt: solche zu 5000 Mark, zu 7500, 10.000 und 20.000 Mark; die Preise selbstverständlich ohne Baugrund, Garten und Wohnungseinrichtung gedacht. Das größte Gewicht wurde bei der Preisverteilung auf die billigste Gruppe gelegt und hier war trotz der großen Schwierigkeit, für 5000 Mark ein behagliches, für mehrere Personen gut bewohnbares, zweckmäßig disponiertes Haus zu schaffen, die Beteiligung die weitaus

größte; gewiß auch deshalb, weil ein eigener Reiz an der Bewältigung gerade jener Schwierigkeiten haftet. Jedes dieser kleinsten Heime hat sein Bad und einen eigenen Kleiderablegeraum mit Waschvorrichtung: also Kultur im engsten Rahmen. Daß die Veranda eine Hauptrolle spielt, ist selbstverständlich. Da sich bei wärmerem Wetter das Familienleben auf ihr konzentriert, ist sie durchwegs von stattlichen Dimensionen; hingegen muß sich der Besitzer meist mit nur einem Wohnzimmer begnügen, dem in der Regel ein kleiner Nebenraum, erker- oder alkovenartig angegliedert ist für Bibliothek, Schreibtisch und ein Ruhebett; dorthin kann ein einzelnes Familienmitglied sich zurückziehen. Oft beginnt die Stiege in dem Wohnzimmer, was selten seine malerische und gemütliche Wirkung verfehlt; nirgends aber findet sich, auch bei den teueren Objekten eine völlige Ausbildung des Stiegenraumes zur „Halle", jenem durch zwei Geschosse gehenden als Wohnraum dienenden Treppenhause, dessen Gebrauch von England kommend, noch in den Darmstädter Künstlervillen oft sehr zum Nachteile der dadurch räumlich verkürzten übrigen Zimmer dominierte. Man hat sich also hierin mit Glück von der deplacierten Engländerkopie frei gemacht und es wurde, wie es ja bei der Preisausschreibung gefordert ward, der landesübliche Charakter zum Ausdruck gebracht. Dies gelang den Projektanten, ohne daß sie deshalb in die Imitation von Bauernhäuser verfallen wären. Die Prätentionen der „Villa" sollten vermieden werden und man sollte sich neben den ortsüblichen Bauformen auch der ortsüblichen Materialien bedienen; Bedingungen, die ebenso gesund-vernünftig als praktisch-sparsam sind. So finden wir je nach Landessitte verschindelte, schieferbeschuppte, Riegel- oder Blockwände. Einmal läßt man den Farbton des Materials wirken und ein andermal wird er durch Anstrich hervorgebracht, der sich aber fern hält von allen Tönen des holzimitierenden Braun.

Weiße Fensterrahmen und grüne Läden geben dem hellverputzten Hause, besonders wenn die Farbe der Dachziegel gut gewählt ist, einen freundlicheren Anstrich, als irgend ein aufgeklebter Decor oder das Bestreben. einen bestimmten Stil zu kopieren. Damit sollten wir überhaupt endlich aufräumen; denn die historischen Stile haben wir bis zum Überdruß durchprobiert und es doch nie vermocht, sie für unser modernes Wohnbedürfnis vollwertig umzumodeln; die Häuser fremder Länder als Aufputz in die Heimat zu verpflanzen, wird wohl auch seinen Reiz verlieren, in einer Zeit, wo man so viel auf Reisen sieht und die Photographie uns zu viel Fremdes vor Augen führt, als daß an den exotischen Häusern die Neuartigkeit uns noch bestechen könnte. Haben wir nun einmal das Fremde in der Fremde kennen gelernt, in seiner eigentlichen Umgebung, für die es geschaffen wurde, so verstehen wir dadurch immer mehr das Unpassende einer Übertragung.

Muthesius widmet diesem Gedanken in seiner Einleitung folgenden Passus: „Die junge heraufkommende Architekten-Generation sucht nicht mehr ihr Heil in Stilmanövern einer wild gewordenen Fassadenkunst und hat Sinn fürs Wohnliche und Sachliche, berücksichtigt praktische Erfordernisse und arbeitet auf Stimmungswerte hin, die in unserer alten Volkskunst verborgen liegen." Und in der Tat, sind diese Häuschen, obwohl durch und durch praktisch, dennoch direkt auf Stimmung komponiert. Ähnlich wie eine moderne Auffassung in der Malerei von einem Bilde verlangt, daß es im Beschauer eine bestimmte Stimmung auslöse, nicht daß es ihm eine Legende erzähle.

Zu den einfachen sinngemäßen Formen, der schlichten würdigen Erscheinung, die nach dem Wunsche der Ausschreibung im Gegensatze stehen sollte zu den „zappligen Gebilden“ kleiner Bauunternehmer, gehört auch das einheitliche große Dach, das den behäbigen, zum Ausruhen einladenden Eindruck macht. Die Vorliebe für dasselbe ist wohl berechtigt, und ich bedauere stets die Vernachlässigung, die sich dieser Bauteil jetzt gefallen lassen muß, da er doch wie kein anderer geeignet ist, den Charakter des ganzen Hauses zu bestimmen. Wie eine gemütliche, warme Haube sitzt das Dach auf so manchem alten Hause. So erfreulich es nun ist, daß das dominierende Dach wieder zu Ehren kommen soll, so möchte ich doch mit Baurat Streit in seinem Artikel über Muthesius' letztes Buch: „Landhaus und Garten“ vor einem Zuviel in dieser neuen Mode warnen. Und hier wurde von Einsendern wirklich oft des Guten zu viel getan. Es geht doch nicht recht an, die gesamten Schlafzimmer der Familie unters Schrägdach zu bringen, in dem manchmal auch nicht ein Giebel zur Aufnahme der Fenster vorhanden ist, so daß diese alle als Dachfenster konstruiert werden müssen, die doch naturgemäß nur klein sein könne; oder gar im Dachraume zwei bewohnte Geschosse auszubilden. In Wien gestattet die geltende Bauordnung die Dachausnutzung prinzipiell nicht und macht hiervon nur bei gewissen Bauerleichterungen eine Ausnahme; der Entwurf zur neuen Bauordnung duldet die Bewohnung des Daches zwar in ländlichen Zonen Wiens, ist aber, was Höhenmaße anlangt, noch immer so rigoros, daß auch sie ein gewaltiger Riegel gegen eine allzu üppige Dachausbildung wäre. Daher möchte ich eben dafür plädieren, daß die neue Bauordnung uns etwas mehr Freiheit gewähre, mindestens so viel, wie die von der Zentralstelle für Wohnungsreform in Österreich beantragten Zusätze fordern; wenigstens sofern wir es mit ländlichen Bauten zu tun haben, wo ja doch die Familie tagsüber das Dachgeschoß kaum benutzt, während man in Zinshäusern völlige Dachwohnungen nicht genug verurteilen kann.

Beachtenswert ist die Forderung der Preisausschreibung, zu der wir nun zurückkehren, daß das Dach nicht mehr zerrissene Formen aufweisen solle, möglichst unkompliziert sei und daß jedes sinnwidrige Türmchen vermieden werde; diese, sowie die engen Erkerchen und die rein dekorativen Säulen, die nur zu putzen, nichts aber zu tragen haben, fehlen daher auch. Hingegen finden wir Säulen, die das Dach tragen und so eine Vorhalle bilden; sie sind jedoch ganz einfach und weit davon entfernt, die klassischen Säulenordnungen zu repräsentieren oder zu persiflieren, wie dies so leicht geschieht; und dann gibt es geräumige, ausgebauchte Erker, denen man schon von außen ansieht, daß sich's bequem in ihnen sitzen läßt.

Ohne Dekor auszukommen und in der Gruppierung die malerische Wirkung zu suchen, war auch ein Postulat der Preisausschreibung; — eine Forderung, die bei uns nur von ganz wenigen, so von Professor Baron Ferstel an seine eigenen Arbeiten und an die seiner Schüler gestellt wird.

Die Wirkung des dominierenden Daches wird noch erhöht durch die niedrigen Geschosse, die sich unter 3 *m*, bis herab auf 2·5 *m* lichter Höhe halten. Mit diesen muß man sich im Landhaus sehr einverstanden erklären, sie machen die Zimmer entschieden gemütlicher, als die bei uns üblichen 3 bis 3·5 *m*.

Unsere Bauordnung schreibt zwar nur für die alten 10 Bezirke Wiens lichte Zimmerhöhen von mindestens 3 *m* vor und in den neuen 11 Bezirken bloß in ein-

zelnen größeren Straßen. Sonst gestattet sie hier 2·6 *m* ebenso wie auf dem Lande, wo sogar bei einzelnen Erleichterungen 2·5 *m* erlaubt sind. In der Praxis wird aber bei uns selbst in Landvillen eine ziemlich große Geschoßhöhe gemacht. In England herrscht ein ganz anderer Brauch; ja es gibt dort Architekten, wie Voysey, die einen Bau nur dann übernehmen, wenn sie nicht über 2·5 *m* hinauszugehen brauchen. Rosegger schreibt gelegentlich, daß selbst in Städten Geschoßhöhen über 3 *m* zu machen, ein Unding sei. Wie aber Schultze-Naumburg es motiviert, warum uns die in Stadtwohnungen üblichen 3·5 bis 4 *m* hohen Zimmer psychologisch so langweilig berühren und wie man die Bauordnungen diesbezüglich reformieren sollte, lese man in seinen „Kulturarbeiten" nach. So kommen englische Architekten als Praktiker, Rosegger als Dichter und Schultze-Naumburg als Ästhetiker alle zu dem gleichen Resultat.

Es wurde verlangt, daß die Häuser nach Himmelsrichtungen disponiert seien und darin ein gutes englisches Prinzip befolgt.

Wenn in der Einleitung zu dem ersten Sonderhefte die gute zeichnerische Darstellung gelobt wird, so kann man dies nur unterschreiben. Sie hält sich gleich weit entfernt von der einst beliebten schematisch-doktrinären Technik, wie von unserer hypermodernen Darstellungsart, wie sie beispielsweise von Georg Aster einerseits und Prof. Josef Hoffmann und seine Schule anderseits gepflegt wird. Nur der einzige angekaufte Entwurf, der von einem Österreicher herrührt, ist nicht frei von der letzteren Methode.

Die geforderten Probezeichnungen der Inneneinrichtung sind nach Muthesius nicht so befriedigend ausgefallen, deshalb finden wir auch nur wenige reproduziert. Der Wunsch bestand, dem Landhaus ein einfaches Mobilar zu geben, etwas an die ortsüblichen Bauernmöbel anlehnend und eventuell sogar vom Dorftischler herstellbar. Diese Heranziehung des ländlichen Gewerbetreibenden ist ein freundlicher Nebengedanke der Preisausschreibung. Beim Garten, dessen Anlage auch skizziert werden mußte, sollte vermieden werden, auf kleinem Raume die dort nur lächerlich wirkende Kopie der Natur in einem sogenannten „natürlichen Garten" zu versuchen. Einfache Rasenflächen in rechteckiger Form, eventuell einige Obstbäume und Gemüsebeete neben kleinem Blumengarten in einfacher regelmäßiger Anordnung wurden gewünscht. Man sieht, der moderne Kampf um landschaftlichen oder geometrischen Garten ist hier im letzteren Sinne entschieden. Wie viel die jungen Künstler von Schultze-Naumburg gelernt haben, sehen wir auch in der Vermeidung jedes Eisen- oder Drahtstakets und aus der vielfachen Verwendung des lebenden Zaunes und der den Garten so intim gestaltenden Mauer, der eine hübsche Tür, die zugleich ein wenig Einblick gewährt, Leben und Physiognomie verleiht. Ja, wenn in Wien nicht auf Grund eines Gemeinderatsbeschlusses jede Einfriedung so gestaltet sein müßte, daß der Einblick in den Garten von der Straße aus erzwungen wird! Der neue Bauordnungsentwurf verwahrt sich ebenfalls gegen Mauern; will jedoch bei einzelnen, architektonisch gestalteten eine Ausnahme machen.

Nun möchte ich noch einige hübsche Typen hervorheben; so das mit der Veranda unter einem Dache vereinigte Haus; wo diese Veranda an allen vier Seiten ums Haus herumgeführt ist, erinnert es lebhaft an gewisse amerikanische Landhäuser. Sind die Räume dadurch auch etwas verdunkelt, so sind sie dafür kühl und man hat stets schattige Verandaplätze, was sie besonders für warme Gegenden geeignet macht.

Vielfache Anwendung findet auch das in die Stütz- oder Futtermauer oder Weg in die Gartenmauer übergehende Haus. Erstere Anordnung setzt ein über dem Straßenniveau liegendes Objekt voraus, ist von besonderem Reiz und an alten Beispielen von Schultze-Naumburg vielfach gezeigt worden. Das Terrain dürfte diese Variante jedoch viel seltener zulassen, als sie in den vorliegenden Entwürfen vertreten ist. Jedenfalls wird eine wesentliche Verteuerung des Baues durch solche Stützmauern bedingt und es ist natürlich billiger, damit auf dem Papier einen malerischen Effekt zu erzielen, als sich die Ausführung stellen würde. Laubengänge auf Spalierlatten bilden ein reizvolles Moment im Garten, ebenso wie säulen- oder pfeilergetragene Pergolen, die natürlich für Weingegenden gedacht sind. Vereinzelt finden sich auch ganz regelmäßige, doppelt-symmetrische Anlagen: so ein Haus auf einer Waldwiese mit quadratischem Grundriß, an jeder Ecke ein Erker und das Ganze unter einem Zeltdach mit dem Schornstein in seiner Spitze. Es bedeutet eine anmutige Bereicherung unserer Dachformen, auf dieses einfache Dach wieder zurückzukommen. Ebenso berührt die sehr häufige Verwendung des Mansardendaches mit Walmen oder Giebel recht angenehm. In den Wohnzimmer-Interieurs finden wir meist eine Bank an zwei Wandseiten herumlaufend mit einem Familientisch davor. Liegt in dieser Anordnung mehr gute altdeutsche Tradition und Behaglichkeit als in der abgewirtschafteten Butzenscheibenromantik der verflossenen Epoche, so ist sie außerdem sehr raumsparend. Auch ist die alte Form der runden Gartenbank rings um einen starken Baum wieder öfters angewandt.

Lauben aus Spalieren oder kleine steinerne Gartenhäuschen auf der Mauerecke vertreten die Stelle der schnell verfallenden, holzbraun gestrichenen, sonst so beliebten Saletteln mit Laubsägedekor oder die ungemütlich kaltwirkenden Gußeisenkioske. Statt schräger Rasenflächen hat man die Gärten meist terrassiert und dadurch in mehrere ebene Felder zerlegt. Die Vorführung guter alter Winzerhäuschen durch Schultze-Naumburg hat wohl zu der modernen Schöpfung ähnlicher Art, dem Weinberghause am Rhein geführt. Fast als Scherz anmutend ist die Villa mit kreisförmigem Grundriß und dennoch in ihrer Lösung gar nicht übel. Die Komposition des Grundrisses in den Kreis ist ein Problem, das wohl seit Palladios Villa Rotonda bei Vicenza schon so manchem Architekten durch den Kopf gegangen ist.

Mehr jedoch als ein bloßer Scherz ist das schwimmende Haus, das einem, freilich bei uns noch nicht vorhandenen Bedürfnisse dienen kann, welches in England längst zur sympathischen Gewohnheit geworden ist: das Wohnen in einem Hausboote auf dem Flusse. Bei uns könnte es leicht einer der vielen schönen Seen sein. Und diese Arche Noë hier kann es in ihrer schlichten Sachlichkeit gewiß mit den besten derer aufnehmen, die auf der Themse verankert liegen.

Was jetzt in Deutschland geschieht, verdient unsere Beachtung nach zwei Richtungen: Erstens sollte dies ein Weckruf für Österreich sein, sich für die modernen deutschen Bestrebungen im Landhausbau zu interessieren; zweitens sollten Architekten wie Laien auf die Mutterliteratur dieser Produkte aufmerksam werden, um zu lernen, wie wir wieder zu einem schönen und echten Hausbau gelangen können, ohne uns von Schlagworten der „Modernen", „Sezessionisten" oder wie man sie nennen will, verblüffen zu lassen, und Künstlervillen, welche vereinzelt auftauchen,

wie jenen Olbrichs oder der Hoffmannschen Häusergruppe auf der Hohen Warte, vorbildlichen Wert einzuräumen. Zu solchem schönen, echten Hausbau können wir nur wieder gelangen, wenn wir es jenen jungen deutschen Künstlern gleichtun, am Volkstümlichen anknüpfen, wo es noch erhalten, jedoch auf Grund der modernen Bedürfnisse und der neuen Materialien ausbauen. Das könnten wir in der Umgebung unserer Stadt ganz gut, denn wir haben selbst noch innerhalb des Wiener Rayons am Altwiener Landhause eine Tradition, die einfach und zweckentsprechend ist. Unser Wohnbedürfnis hat sich auch seit dem Beginne des vorigen Jahrhunderts noch nicht so revolutioniert, daß wir nicht den Empire- und Biedermeierstil modernisieren könnten. Die Zeitschrift „Hohe Warte" hat das Verdienst, auf unsere eigene ältere Bautradition in Wort und Bild aufmerksam zu machen und durch die Photographie manches dem Vergehen geweihte zu erhalten; wenn sie auch daneben allzu sehr Kultus mit jener „Moderne" treibt, deren Schöpfer ein Teil ihrer Herausgeber sind. Noch verdienstlicher ist vielleicht das Unternehmen Gerlachs, die „volkstümliche Kunst" in Photographien zu sammeln. In unserer weiteren Heimat haben wir z. B. die Wachau, Gegenden Tirols, Salzburgs, Istriens mit ausgesprochenen Stileigentümlichkeiten, auf deren Erhaltung man bedacht sein sollte, was gerade durch den Familienhausbau am besten zu erreichen ist. Das Interesse der Bevölkerung am Kultivieren des guten Bodenständigen sollte geweckt werden und sich weiter erstrecken, als auf die staatlich anerkannten, von der „Kommission zur Erhaltung von Kunst und historischen Denkmalen" geschützten Bauprodukte. Das ließe sich am besten erreichen, wenn die Bauschulen statt bloß mit einem abstrakten Formenschatz ferner Länder und Zeiten, auch mit jenem bekannt machten, den wir an heimischen Bauten einer jüngst verflossenen Epoche finden, die neu genug ist, um an ihr den durchrissenen Faden wieder anzuknüpfen. Darum also sollen wir in Österreich nicht blind an den Bestrebungen im Deutschen Reiche vorüber gehen, die uns den Gegensatz aufweisen und zur Nachahmung anspornen können. Da die noch in diesem Mai in Wien stattfindende Jubiläumsbauausstellung ohnedies in weiteren Kreisen Interesse am Baufach erwecken dürfte, so wäre es wünschenswert, daß die Modellausstellung der „Woche" sobald als möglich zu uns gelange, damit die Erinnerung an sie noch frisch genug sei, um Vergleiche anstellen zu können. Unser projektierter Wald- und Wiesengürtel wird ja wohl bald erhöhte Baulust für ländliche Familienhäuser fördern; denn für Cottagegründungen, wie etwa am Cobenzl, wird hierbei vorgesehen werden. Schließlich könnte man dem Villenbau ein weiteres Feld eröffnen, wenn im neuen Baugesetz so manche Einschränkung der flotten Entwicklung dieser, bei unseren Boden- und Materialpreisen ohnedies verteuerten kleinen Objekte wegfiele, und vor allem wenn auch bei uns veränderte Bodensteuergesetze, an denen jetzt in England und Deutschland gearbeitet wird, dem Grundwucher erfolgreich entgegenwirken würden. Sobald also in Wien das Interesse am Familienhaus auf dem Lande geweckt, die Möglichkeit der billigen Befriedigung nicht nur gezeigt, sondern auch durch Gesetze gewährleistet wird, so daß diese anspornend, statt wie bisher hemmend wirken, wenn auf dem Terrain des Wald- und Wiesengürtels oder an seiner Peripherie Cottagegründungen entstehen, die mit der Stadt durch gute Kommunikationen verbunden sind: dann hätten wir in Wien eine ideale gartenreiche Stadt, gegürtet von einem lieblichen Villenkranz!

Feuilleton.

Burgtheater.

(Samstag den 2. Mai: „Die Puppenschule", Schauspiel in 4 Akten von Hans Müller. Buchausgabe bei Egon Fleischel & Co., Berlin 1908; Regie Herr Thimig.)

Herr Hans Müller hat mit seinem „Buch der Abenteuer" nicht bloß in Berlin, sondern auch in Wien die schönsten Hoffnungen erweckt, die bald nicht mehr bloß auf den Erzähler beschränkt blieben. Denn sein Einakterzyklus „Das stärkere Leben" birgt außer einem törichten Salonstück („Die Stimmen des Todes") auch zwei historische Skizzen, die bei allem, was man dagegen einwenden konnte, den triebkräftigen Keim zu einem historischen Dramatiker zu bergen schienen. Aber den Satz, daß das Talent verpflichtet, hat Herr Hans Müller leider aus dem Gedächtnis verloren. Er begann nun Einakter auf Einakter zu verfertigen, die immer unter der Fabriksmarke „Das stärkere Leben" in den theatralischen Handel kamen, so daß aus dem versteckten „tieferen Sinn" dieses Titels nunmehr ein deutlicher Unsinn wurde. Und mit einem raschen Sturz ist er nun in den Niederungen dieser „Puppenschule" angelangt, aus denen er sich nur mit gesammelter Kraft wird emporarbeiten können. Denn sie ist nicht bloß ein mißratenes, sondern sie ist ein falsches Stück. Dem Burgtheater, das sich auch aus seinen Einaktern gerade die schwächsten herausgesucht hat, war es offenbar nur um eine Rolle für Sonnenthal zu tun; und es hat sich darin nicht getäuscht. Von neuen Seiten hat man ihn freilich in dem altväterischen Stück dieses jüngsten unter den österreichischen Dramatikern nicht kennen zu lernen Gelegenheit gehabt. Die alten Szenen aber hat er mit kaum verminderter Kraft zur Geltung gebracht, wobei ihm Herr Hartmann als Vertrauter und Sprecher tapfer zur Seite und Herr Treßler als Gegenspieler auf gleicher Höhe gegenüberstand. Und das war eigentlich das Erfreulichste an dem ganzen Abend: zu sehen, daß im Burgtheater unter den Jungen doch noch Einer da ist, der den großen Alten bis an die Schultern reicht und bei jeder neuen Rolle im Wachsen scheint. Daß der starke Beifall diesen beiden Darstellern und der nicht minder deutliche Widerspruch dem Autor gegolten hat, darüber wird sich Hans Müller wohl selber keiner Täuschung hingeben.

Timotheus Oesterlein tut, was die berühmten Komödianten so selten tun: er zieht sich noch im vollen Besitz des Ruhmes mit 60 Jahren von der Bühne zurück und wird Leiter einer Schauspielschule, in der aber nicht bloß die theatralisch Kunst, sondern auch die Lebenskunst gelehrt wird. Denn der Alte ist der Meinung, daß die Schauspieler auch im Leben ihrem Rollenfach treu bleiben, also nur sich selber spielen sollen. Er scheint in der Kunst und im Leben gleich wenig gelernt zu haben. Denn die tägliche Erfahrung hätte ihm zeigen müssen, daß die Intriganten in der Regel die harmlosesten und die Komiker die traurigsten Leute sind. Wo es sich freilich um die Macht und den Adel der Persönlichkeit handelt, da ist gerade die Kunst, die auf der bloßen Entäußerung der Persönlichkeit zu beruhen scheint, mehr als jede andere dem Leben verpflichtet; aber die Persönlichkeit erlernt man in keiner Schauspielschule und in keiner Lebensschule, man hat sie oder man hat sie nicht. Wenn der alte Theus, wie er genannt wird, ein besserer Lehrer wäre, dann würde er es gerade umgekehrt halten: er würde den Leichtsinnigen zum Bonvivant und den Heuchlerischen zum Franz Moor ausbilden, aber nicht den Bonvivant zum Lebemann und den Franz Moor zum Heuchler erziehen. Und wie ist er denn auf diesen Gemeinplatz, der wie alle Gemeinplätze halb wahr und halb falsch ist, geführt worden? Er hat bei seinem ersten Debut, wie ein anderer berühmter Mime des Burgtheaters, als Mortimer einen Durchfall erlitten; aber vor dem Bühneneingang steht ein junges Mädchen, das ihn von der Verzweiflung abhält und ihm den Gedanken nahe legt, daß er „nur erst selbst ein wenig glücklicher werden müßte, um all die tausend lauschenden Menschen glücklich machen zu können". Und sofort zieht die Liebe in sein bettelarmes Herz ein und schon zwei Tage später spielt er den Romeo unter dem Jubel von tausend Kehlen. Um den Mortimer richtig zu spielen, hätte er dann wahrscheinlich wieder Unglück in der Liebe haben müssen! Der Dichter läßt diesen Gedanken, auf dem des Herrn Timotheus Oesterlein göttliche Puppenschule und sein eigenes Stück beruht, zwar durch den Mund seines Sprechers selbst als eine „vertrackte Narretei" bezeichnen, in der Kunst aber scheint er ihm gleichwohl Recht zu geben. Denn der flotte Ralph, den der Meister beim Heutigen und bei den Weibern zum Bonvivant erzogen hat, hat wirklich Erfolg; und sogar ein schüchterner Stubenhocker und Büchermensch trifft aus Rache und Eifersucht wenigstens eine Szene im Franz Moor. Nur im Leben geht die Sache ganz anders aus, als es sich der Puppenmeister gedacht hat. Er scheint hier noch weniger zu Hause zu sein, als in der Kunst; denn wie könnte ihm sonst der Gedanke kommen, den jungen Ralph, den er selber zum Lebemann erzogen hat und der als Bonvivant nur sich selber spielen soll, seiner Tochter, der geliebten Rose, zum Manne zu bestimmen? Der gelehrte Schüler aber hat längst die Mutter, die junge Frau des alten Meisters, umgarnt und so setzt diesem nun die

eigene Weisheit den Hörnerschmuck auf den kahlen Schädel.

Bis hierher scheint das Stück auf eine satirische Komödie hinauszulaufen. Wenn Herr Treßler einen schülerhaften Franz Moor, Fräulein Retty die Amalia, Herr Muratori den König Philipp zu spielen hat, wenn im Burgtheater vom Burgtheater die Rede ist und Herr Sonnenthal von seinem verunglückten Debut als Mortimer erzählt, dann sollte man doch wirklich meinen, daß hier die Bühne mit sich selber ihren Scherz treibt? Und so wird es der Dichter wohl auch gemeint haben. Eine Komödie aus dem Schauspielerleben wäre es freilich trotzdem nicht geworden; denn nicht ein Schimmer der Theaterwelt ruht auf dem Ganzen und die Bohème ist nie so frostig und langweilig geschildert worden. Unter dem Dutzend von angehenden Schauspielern ist nicht eine einzige Figur von zwingender Lebenswahrheit oder von komischem Typus. „Der Jemand, den ich liebe, ist Ihnen ein unbestimmtes Fürwort geblieben". . . „Aber glauben Sie mir: tausendmal reiner, sich einer Leidenschaft hinschenken, als Wünsche kunstvoll anfachen, um die Flamme am Ende mit der Bettelsuppe der Wohlanständigkeit zu Boden zu schlagen" — so gequält, geschraubt und gekünstelt drückt sich ein Gymnasiast der höheren Jahrgänge, aber kein junger Schauspieler aus. Und auch der alte Oesterlein redet nicht wie ein Künstler, sondern wie ein Schulmeister und ein Pedant: „In der Stunde, da ich an dir zu zweifeln anfinge, hätt' ich an Gott zu glauben aufgehört" — sagt dieser Traumulus der Zweite zu dem Lieblingsschüler, der ihn hinter seinem Rücken betrügt. Es ist recht merkwürdig, daß diese Puppenschüler, die doch ihren Rollen im Leben treu bleiben sollen, gar nie in dem Stil ihres Rollenfaches reden, während die Schauspieler im Leben bekanntlich immer in Zitaten reden. Und diese Namen! Timotheus Oesterlein und Curtius, so heißen Rektoren, aber keine Schauspieler; die würden sich umtaufen.

Mit der Wendung von der satirischen Komödie zum Ernst, vom Traumulus zum Ehebruchsdrama verliert der Dichter immer mehr sich selbst. Wie haltlos er hier hin und her schwankt, das zeigen schon die ganz äußerlichen Änderungen, die er gelegentlich der Aufführung vorgenommen hat; es ist dabei völlig gleichgültig, ob er in der Bühnenbearbeitung etwas Neues angebracht oder, wie er uns versichert, nur auf die alte Fassung zurückgegriffen hat. Wenn es sich in dem Herzen der Ehebrecherin, die zugleich die Rivalin ihrer Tochter ist, auch um den Kampf zwischen der Liebe und den mütterlichen Gefühlen handeln soll und mit Emphase von dem „Adelsnamen Mutter" die Rede ist, dann wird dem Konflikt doch nur die Spitze abgebrochen und der Dialog sinnlos, wenn man aus der echten Mutter die Stiefmutter macht. Und wenn die sündige Frau das eine Mal mit ein paar schönen Phrasen zum Giftbecher greift und das andere Mal stumm aus dem Stück verschwindet, dann hat wohl der Dichter selber von der Notwendigkeit des Ausganges kein sicheres Gefühl. In der Tat ist das ganze Verhältnis der jungen Frau zu dem alten Künstler viel zu unklar behandelt, als daß sich darauf ein Ehebruchsdrama mit gutem oder mit schlechtem Ausgang bauen ließe. Den Leser und den Zuschauer interessiert nur die Puppenschule; und diese ist eben nur einer komischen und satirischen Behandlung fähig. Daß sich ein junger Dichter von entschiedener Begabung in ein solches Herumtasten und Spielen, in ein solches Flicken und Leimen verlieren konnte, das ist das Falsche an dem Stück; es ist aber auch ein Zeichen der Zeit.

J. Minor.

*

Das Berliner Theater im ersten Viertel des Jahres 1908.

Bei Literaten und Ästheten ist eine arge Geringschätzung des Theaters Mode geworden. Nicht ohne Verschulden des Theaters. Die Alltäglichen und das Alltagsstück dominieren. War es in früheren Zeiten besser? Es gab weniger täglich spielende Theater . . . . Für Goethes Musterbühne in Weimar bedeuten die auf 16 Jahre verteilten 410 Vorstellungen Kotzebuescher Stücke auch etwas. Es bestehen doch heute, zumal in Berlin, eine Reihe von Bühnen, die mit mehr Fug als „künstlerisch" angesprochen werden dürfen, denn das alte Weimarer Hoftheater. Wenn nämlich für diesen Titel die literarische Exklusivität des Programms allein in Betracht käme. Doch gerade diese exklusiven Theater leiden an einem sehr wesentlichen Mangel, der zum Teil der Fehler ihres Vorzugs ist: sie haben kein Repertoir. Sie erobern hie und da neues Land, sie pflegen es nicht. Sie erwerben hie und da neuen Besitz und erhalten ihn nicht. Auf ihre Weise führen sie den geschäftlichen Konkurrenzkampf mit den Banalitäts- und Sensationstheatern, indem auch sie die Gier der literarischen Snobs nach dem Neuesten in Kontribution nehmen. In den Salons spricht man nicht mehr von einem Kunstwerk, das vor 10, vor 5, vor 2 Jahren aufgeführt wurde; frisch gebacken wie die Semmel muß das Ding sein, soll es das Pflichtgefühl derer, die immer mit dem Tage, mit der Stunde marschieren, zum Theaterbesuch reizen.

Wie unkünstlerisch dieses Geschäftsprinzip ist, leuchtet ein. Es hat das sogenannte Serienspiel im Gefolge (ein Stück mit starker Mode-Klientel wird ohne Ruhepause zu Tode geritten) und entzügelt einen Wettbewerb, bei dem durchaus nicht die würdigsten Qualitäten von Einfluß sind. Selbst die Renaissance der Shakespeare-

Dramen und anderer klassischer Werke (ihre Wiedergeburt in der Szenenkunst unseres modernen Theaters) ist in Abhängigkeit geraten von diesem journalistischen Zeitgeist der Aktualität. Das Verblüffende um jeden Preis wird aufgerufen, mitunter gegen den Dichter. Hatten die puritanischen Theaterreformer vergessen, was der grundsätzliche Name „Schaubühne" bedeutet, so droht nun der Jahrmarktstrieb aus Kunstwerken blendende Schaustücke zu machen. Die Neuigkeit ist Trumpf; zur Erneuerung der Kunst in ihren jungen Talenten ging der Bühne fast der Mut verloren. Denken wir des frischen Wagens und Kämpfens um die Wende der achtziger und neunziger Jahre, so hat man das Recht, heute von einer Depression zu sprechen. Damals schlug sich ein junger Idealismus furchtlos mit der Überlieferung, der Gewohnheit und der Kritik, und er erzwang allmählich die Gunst der Mode. Mehr als ein Jahrzehnt später brauste wieder Frühlingsluft, als Reinhardt von dort weiterzuschreiten begann, wo Otto Brahm stehen geblieben war, und Jahr für Jahr die Musageten der neuen Romantik um sich versammelte. An die Stelle des kecken Mutes ist jetzt eine ängstliche Vorsicht getreten. Brahm gräbt, um nur ja keinen Mißerfolg zu riskieren, die ältesten Erfolgstücke aus, deren manches („Das Tal des Lebens", „Lumpengesindel") den Staub der Jahre in den Lungen hat, und Reinhardt begnügt sich im Deutschen Theater mit 2 oder 3 Ausstattungs-Klassikern für das ganze Jahr und mit wenig mehr neuen Stücken in den Kammerspielen. Er macht Schillers „Räuber" zu einem Zugstück, indem er sie auf den Stil der „Weber" stimmt; Karl und Franz Moor, länger als ein Jahrhundert die Siegernamen der großen Schauspieler, treten weit zurück hinter die riesige und erschreckend naturalistische Räuberbande; damit hatte der Regisseur das „Lockende und Abschreckende" (aber vor allem das Lockende, wie der Kassenerfolg zeigt) für hysterische Großstadtnerven gefunden. (Nicht zu vergessen: die Kerle kommen ehrlich halbnackt, ohne Trikot, mit behaarten Beinen und Brüsten.)

Reinhardt hat sich als Dependance des Deutschen Theaters das intime Kammerspielhaus gebaut — neben dem neuen Hebbeltheater der vornehmste und stimmungsvollste Theatersaal Berlins — um im Schatten der großen Erfolge stille Schatzgräberarbeit zu tun. Einige wenige Dichter geleitete dort auch heuer seine zarte Führerhand aus dem Traum ins Leben. Einige sehr wenige . . . Ihrer viel mehr blieben berufen, wurden nicht auserwählt. Mit ihnen (darunter Stucken, Eulenberg und andere Hoffenswerte) schloß der Direktor schon vor Jahr und Tag Verträge ab und stellte sich damit vor den Konkurrenten sicher . . . Die Verträge werden prolongiert, die Dichter stehen auf Wartegebühr. Auch in den Kammerspielen preßt der „Herr" den letzten Tropfen der Zitrone aus. Und ist doch dieses Institut gar nicht angelegt auf Geschäftserfolg. Eine kleine Anekdote kennzeichnet nicht zur Unehre der Direktion, die Entsagung: Ein Herr kommt abends zur Kasse. Verlangt ein Billett. „Haben Sie einen Schein?" – fragt der Beamte. — „Nein." – „Dann bitte, bemühen Sie sich ins Direktionsbureau." – Verwundert begibt sich der Herr zum Bureau. – Dort wiederholt sich's. „Haben Sie einen Schein?" – „Nein." — „Bedauere lebhaft, aber ich kann Ihnen nicht dienen," sagt der Beamte, „es ist kein Herr von der Direktion hier." „Was denn!" ruft der Fremde erstaunt und unwillig, „muß denn der Direktor dabei stehen, wenn ich ein Billett kaufe?!" — „Kaufen?" – nun ist auf der anderen Seite die Verblüffung – „Wirklich kaufen wollen Sie ein Billett?! Ja, warum haben Sie denn das nicht gleich gesagt . . .!"

Je ängstlicher und unfruchtbarer die literarischen Theater geworden sind, desto schlechter gingen die Geschäfte. Wenn man hört, es sei der Zug des Publikums nach der Tingeltangel-Dramatik daran schuld, so darf man das nicht ohne genaue Prüfung von Ursache und Wirkung glauben. Sollte nicht eine Art Wechselseitigkeit bestehen? Bessere Taten, und es bessert sich das Publikum. Wenn die modischen Ästheten und Theaterverächter sich gleichsam eine Zisterne vorstellen, deren einer Eimer, die Kunst, niedergehen müsse, wenn der andere, das Theater, hochkomme — dann erinnern wir uns der besseren Zeiten, in denen ein besserer Mut sich mit der besseren Prosperität des Theaters paarte. Und wäre dies nie so gewesen, so bliebe doch nichts anderes übrig, als es anzustreben. Nein, gar nichts anderes bleibt übrig – weil eine dramatische Kunst, die jene Ästhetoiden schlagwörtlich in einen Gegensatz zum Theater stellen wollen, überhaupt nicht entstehen und nicht leben kann ohne das verdammte und ach! geliebte Theater . . .

* * *

Alles ist ein Relativum in unserer unzulänglichen Welt. Und schon gar in der Kunst! Lockere ich die Relation zu der Frist des Vierteljahres, des arbeitreichsten in der Saison; und lockere ich die Relation zu den Ansprüchen: so bleibt mancherlei für freundliche Beachtung. Die drei Monate waren keine „Epoche" freilich nicht. Der und der aber von den Wandersleuten, die da kamen, war ein Dichter.

„Gott grüß' die Kunst!" Es ist etwas an Emil Strauß, dem lieben jungen Meister aus dem Schwabenlande, was wie der alte Gesellenspruch klingt. Etwas Fröhlich-unbesorgtes, Weltfrohes, Marschtüchtiges. So wie die zwei jungen Leute in der quellfrischen Komödie „Hochzeit" (im Kammerspielhaus gegeben) in die Welt hin-

aus laufen, über Stock und Stein und über einen Traualtar, zwei lachende Umstürzer, so kümmert sich das unverfälschte Allemannenblut des Dichters, das seine eigene Kultur hat, nicht um ästhetische Moral und Gesetze des Dramas. Wir sind aber trotz unserer „Vorurteilslosigkeit" noch recht dicke Dogmatiker. Wir — wir Rezensenten — haben es Emil Strauß im Schweiß unseres Angesichts bewiesen, daß sein Stück gar kein Stück, sondern eine Novelle ist — und haben, tief über den Strafakt gebückt, nichts gesehen von dem schönen Sonnenschein des Humors, der hier über den Fluren liegt . . . Bis zur Mitte baut sich übrigens die Komödie ziemlich regelgerecht auf. Eine in väterlicher Hut schlummernde Mädchenseele wird geweckt, als der spekulative Vater die Tochter eben an einen reichen Jugendfreund — des Vaters — verhandelt und verheiratet hat. Es kommt so, daß Dornröschen unmittelbar nach der Trauung die Augen aufschlägt. Denn früher erschien er nicht, der Prinz. Dieses Aufrütteln durch die „gewissenlose" Liebe („Der Handelnde ist immer gewissenlos", sagt Goethe), das mußte uns ein Dichter machen. Dann finden auch wir, wie diese beiden jungen Leute einmal sind, es sehr begreiflich, daß sie ohne zu zögern auf und davon gehen; aus dem Dunstkreis der Spießbürger in eine verborgene Berghöhle, in der sie Hochzeitnacht halten. Der volle ewig junge Zauber der Romantik spukt in dem rauhen Bergloch. Und freie Heiterkeit . . . Mit dem Siege der Natur über die Menschensatzung, die eine unnatürliche Verkuppelung sakrosankt machen wollte, ist das Drama zu Ende. Der Dichter aber bescheidete sich nicht mit dem Abschluß einer Handlung, er konnte sich von dem inneren Schicksal einer Liebe nicht trennen, ehe er über ihre gute Zukunft beruhigt war. Deshalb muß die junge Frau noch einmal schwanken, sich einem Kompromiß mit der Welt zuneigen, die auf den properen Schein was hält. Sie muß, von allerlei Mitleiden beschwert, etwas durchzukämpfen haben für ihre Liebe. Mit diesem Anhang an das Stück wird die Dichtung einer Seele erst voll. Als das liebe Herz dann zum zweiten Male der öffentlichen Achtung entflieht, da ist der Bund genietet. — Vom Frühling am Bodensee fiel ein lichter Abglanz auf die Aufführung. Und Else Heims fand die Übergänge in dem Menschwerden des kleinen Mädchens mit nachtwandlerischer Sicherheit.

In Leo Greiners Bearbeitung und im lebensprühenden Glanz der Reinhardtschen Inszene (Kammerspiele) war die Aufführung von des Aristophanes „Lysistrata" kein archaistisches Experiment. Die grandiose Sexualkomödie wird überhaupt, von ihren antiken Formen entkleidet, nicht altern können, so lange das Ewigtierische im Ewigmenschlichen nicht erstorben ist. Lustbarkeit und Geist heben das Animal empor zur Kunst. Brausende Farben und Töne, ein wahrer Rausch von Sinnenfreuden, berücken den Zuschauer, dessen Moralphilosophie sich hier nicht besser behaupten könnte, als vor irgendeinem primitiven und gewaltigen Zeugungsspiele der hüllenlosen Natur. Weit hinter unserer Kultur der Liebe liegt das seelenlose priapistische Spiel des Hellenen. Aber die höchste Kultur des schönen Scheines hat ihren Mantel um seine Nacktheit gebreitet. Wie diese Hunderte von jungen Frauen (die Verschworenen, die sich ihren Männern und Buhlen entziehen und dann am eigenen Feuer zu verkohlen drohen) die bunten Tücher in die Lüfte schleudern, wie sie jauchzen und wimmern im Takte ihrer gemeinsamen Lust und Not! Und die Korybantenwildheit der Männer, durch den Rhythmus nicht gebändigt, aber geadelt. Oper? Eine Oper nur mit der Musik der Gebärde . . . Ein neuartiges künstlerisches Geschöpf der Bühne. Weiß nicht, ob es leben kann außerhalb von Reinhardts väterlichem Haus.

Dr. Otto Brahm arbeitet an seinem Epitaph. Auf dem lebendigen Ibsen-Denkmal künftiger Zeiten soll sein Name als der des vollkommenen Jüngers und Erfüllers glänzen. In der Tat war die Neuaufführung von „John Gabriel Borkmann" im Lessingtheater in ihrer erhabenen Einfachheit über die ältere Standartaufführung der Ibsenbühne noch hinausgewachsen. Reicher hatte als Bankdirektor die traumverlorene innere Melodie des lahmen Cäsars. Wer von der Else Lehmann (Ella Rentheim) den Klang des stillen Leides gehört hat, verliert nicht mehr das Bild der Harfe mit den zerrissenen Saiten.

Die geschmacklose Abirrung des Lessingtheaters in das Revier des faulen Snobisten-Stückes, die Aufführung von Franz Molnárs „Teufel", ist vielen Ärgers nicht wert. Das geistreichelnde Geschwätz des aus der verschimmelten französischen Komödie gestohlenen Raisonneurs, das hier aufdringlicher als irgendwo als Surrogat für Psychologie und dramatische Entwicklung serviert wird, ist mit der aufgeklebten dämonischen Herkunft des Monsieurs um nichts interessanter. Der Geburtsschein tut's nicht. Ein rechter Dämon braucht keinen Hinkefuß zur Legitimation. Von der magyarischen Verballhornung des Schalks Mephisto bleibt nichts als eine hausbackene Moral: Der Teufel, ihr Damen und Herren, ist es, der die Ehebrüche anzettelt! Der Herr und die Dame des Lustspiels, die sich vom Junker kuppeln lassen, sind wirklich bloße Medien, keine individuellen Menschen. Aber ich halte es mit Bahrs „Meister": „Wenn eine Frau ihren Mann betrügt, so kann das abscheulich und es kann heroisch und es kann auch ganz indifferent sein. Es kommt ganz auf den Mann und auf die Frau und auch noch darauf an, wie eben diese Frau jetzt zu ihrem Manne

steht." Es gibt kein Gesetz — und daher keinen Molnárischen Teufel.

Die Hauptmann-Première ist in jedem Jahre die Hoffnung des Lessingtheaters. Theatertechnisch gesprochen, war's ein Fehlschlag mit „Kaiser Karls Geisel". Die Dichtung siegte am ersten Abend; es war ein Pyrrhus-Sieg. Aber wie sagt Michael Kramer? Ein großes Mißlingen — „viel höher führt es hinauf, viel tiefer hinein, als ein kleines Gelingen". Wäre das Wort nicht so widerlich abgebraucht, man müßte vom Herzblut des Dichters sprechen. Der 73jährige Goethe hat in der „Trilogie der Leidenschaft" das glühendste der Gedichte geschrieben, und als er von Karlsbad geschieden war, warf ihn Liebesraserei in ein schweres Nervenfieber ... Des alternden Frankenhelden späte Liebe zu dem maijungen Mädchen, zur Sündendirne im körperlichen Bilde der heiligen Jungfrau, das ist Hauptmanns Karl-Drama.

„Ich spüre nur, daß in mir etwas ist,
Was mich, von unten auf, durch tausend Röhren,
Wie einen kahlen Baum mit Saft erfüllt."

Die späte Seele hat einen Namen: grenzenloses Leid ... Daß ein Dichter weit über seine eigenen Jahre hinaus Erlebtes zu Durchlebtem wandeln kann, erinnert an das Märchen von dem Träumer: einen kurzen Augenblick glaubt er geschlummert zu haben, und es waren hundert Jahre ... Das Joch der Liebe (nicht etwa bloß der Leidenschaft!), das furchtbare Ringen eines hünenhaften Charakters mit sich selbst, hat schwerlich je einer so zu deuten gewußt, wie Hauptmann in „Kaiser Karls Geisel". Seine Einfühlung erschöpft diese Fülle bis zur Neige. Gewiß konnte aus dem lyrisch-epischen Drang nur eine Zustandsschilderung entstehen. „Zustandsdramen" sind mit geringen Ausnahmen die Schauspiele Hauptmanns insgesamt. Nur daß sich in den anderen aus den Zuständen doch fortschreitende innere Begebenheiten entwickeln, während das Kämpfen und Leiden Kaiser Karls sich in endlosem Kreise dreht und nur durch einen äußeren Eingriff, die wenig motivierte Vergiftung der Dirne Gersuind, zu einem Abschluß gebracht wird. Auch jetzt noch ist dem Dichter-Leide kein Ende gegeben. Kaiser Karl flieht nicht geheilt wie Grillparzers König Alfonso von dem erkalteten Fleisch der Geliebten. Ungesättigte Sehnsucht mündet in uferlosem Entsagen. Die Entsagung zum Lebensnerv eines Dramas machen, heißt dem Drama und seiner Wirkungskraft entsagen. Die Bühne mag heute außerordentlich viel und immer mehr von dem umspannen, was die Dramaturgie ihr früher streng verwehrt hat; lyrische und epische Formen, der Stil der Skizze und des Epigramms bilden kein Hindernis mehr; aber ein bloßes Verharren, ein absolutes Ungeschehen stellt sich zu ihr ungefähr in das gleiche Verhältnis, wie eine rein-symphonische Musik zur Oper. So abgewendet dem Drama war der Kaiser Karl-Dichter, daß er den Akt, in dem Gersuind, das unberührte Weib des liebenden Alten, nackt vor den Knechten in der Schenke tanzt und sich in Lüsten wälzt, ungeschrieben sein ließ; obwohl ein dramatischer Zwang ihm sagen mußte, daß hier der Ausgang war aus dem lyrisch-epischen Gemälde in das Drama der Begebenheiten. Alles Gewalttätige blieb der in sich versunkenen Dichtung fern. Ihre Schönheit hat ein ruhiges Leuchten.

Das „Kleine Theater" brachte zunächst des Franzosen André Gide interessantes Drama „Der König Candaules". Der Sagenstoff von Hebbels „Gyges und sein Ring". Das Drama hat fremdartige Lyrik und den Lapidarstil der Leidenschaft. Die unerhört schwüle Szene im Schlafgemach der Nyssia (Hebbels Rhodope) erregt den Verdacht, daß die Sinne der Zuschauer an der psychologischen Klippe des Stückes vorübertaumeln sollen. Aber wenn schon — nachträglich sagen sie sich doch, daß die Geschichte nicht zu glauben ist.

Das „Kleine Theater" trug übrigens mit „2 × 2 = 5", dem Satirspiel des Dänen Gustav Wied, den einzigen großen Erfolg der Literatur-Theater davon. Ein Stück, vollgepfropft mit Geist und doch so lustig, daß selbst die Geistlosen lachen. Es sprüht Witz, auch wenn das Herz blutet. Dieser Witz hat also Herzblut. Deshalb ist er warm und auch im Spott grundgütig. Gustav Wied und sein Paul Abel (die Lustspielfigur) sind zu klug, es den Menschen zu verargen, daß sie sind wie sie sind. Alle Niedertracht verzeihen sie ihnen mit einer Güte, die ebensowohl Philosophie als Hochmut ist. Er würde die Menschen nicht ändern, meint Herr Abel, wenn er weinte, schrie und sich zerfleischte. Also lacht er. Die Welt, der Abel, ein Schriftsteller, sein bestes Werk geschenkt hat, mißbilligt ihn. Das Gericht sperrt ihn des „unzüchtigen" Buches wegen ins Gefängnis. Ein junger Mensch, dem er unzählige Wohltaten erwiesen, lohnt ihm mit Gemeinheit. Seine Frau, die er lieb hat, verläßt das Haus des „Geächteten". Ja sogar eine kleine Trösterin betrügt ihn mit einem Rennfahrer. Das sind Dinge, aus denen ein halbwegs sentimentaler Dichter ein Trauerspiel gemacht hätte. Der Paul Abel lacht. Er weiß, daß auf dieser Welt 2 × 2 = 5 ist. Sein Lachen klingt, als wäre es ohne Groll. Aber, was der Mann zum Schlusse tut, kommt doch einem tragischen Bankrotte nah: Er, der Revolutionär, verkauft sich an eine konservative Zeitung. Aus Menschenverachtung ... Gegen diesen Nihilismus, gegen diese Niederlage des Paul Abel, der bis dahin das souveräne Recht besaß, die anderen zu verachten, sträubt sich meine Sympathie. Gemacht ist das lustige Stück glänzend und nicht minder glänzend war die Darstellung im „Kleinen

Theater". Solch einen leibhaftigen Doppelgänger wie seinen Namensvetter, den Schauspieler Alfred Abel, findet der Wiedsche Paul Abel nicht wieder.

Auf derselben Bühne wurde Richard Fellingers Schauspiel „Der Unsichere" gegeben, ein braves, solides Stück, ohne viel Glanz und Schönheit. Ein Strolch, der sogar den Tod eines Menschen auf dem Gewissen hat (fahrlässige Tötung bei einem Diebstahl) ist der Strafverfolgung entkommen. Das war vor langen Jahren. Der Mann hat sich seither wunderbar gebessert und ist beim Militär ein allgemein respektierter Musterfeldwebel geworden. Hat auch ein reizendes Frauchen. Da wird eines Tages ein Stromer von der Landstraße als Rekrut eingestellt. Just in des Feldwebels Kompagnie. Das Gespenst der Vergangenheit. . . . Dieser böse Bursch ist der einzige Mitwisser verschollener Taten. Er hat den Feldwebel, seinen Vorgesetzten, in der Hand. Aus dem Pflichtenkonflikt, aus der qualvollen inneren Unfreiheit entflieht der Büßende, als er sich der Militärbehörde stellt. — Der große Fehler des Dramas ist die nicht überbrückte Kluft zwischen Vergangenheit und Gegenwart. Als Gewinn bleibt die Figur des köstlichen Landstreichers, eines schwäbischen Blutsverwandten der bajuvarischen Anzengruberschen Figuren, den aber Fellinger mit eigenen Augen aus dem Gelände geholt hat. Mit Dichteraugen, die auch am Verworfenen die schönen menschlichen Züge sieht, mit einem Herzen, das zwischen Schuld und Schicksal nicht richtet. Alfred Abel, der Darsteller, ist ein Meister solcher verschämter, von Galgenhumor verdeckter Menschlichkeit.

Den Raskolnikow-Gedanken („Und er nahm freiwillig sein Kreuz auf sich . . . .") hat auch das volkstümliche Drama „Meister Josef" von Eberhard König, dem starke theatralische Mittel zu einem vorübergehenden Erfolg im Friedrich Wilhelmstädtischen Schauspielhaus halfen.

Das Friedrich Wilhelmstädtische Schauspielhaus teilt sich mit den älteren Schillertheatern in die soziale Aufgabe, den minder bemittelten Volksklassen gute Theaterkost zu reichen. Aber Ehrgeiz und Wettbewerb drängen auch diese stille Arbeit hie und da aus der Richtung. Ein wenig dankenswertes Unternehmen war es, die Blöße unseres verehrten und geliebten Detlev von Liliencron, des Lyrikers, aufzudecken: sein gräulich talentloses und abgeschmacktes Ritterstück „Die Rantzau und die Pogwisch" aufzuführen. Eine provinziale Adelsstreitigkeit aus der Chronik Holsteins (anno 1459) — ohne einen allgemein-menschlichen Einschlag — füllt fünf jambenschwere, kindisch ungeschickte Akte.

Eine andere Novität dieses Theaters war auch dem Sensationstriebe zuzuschreiben. In der Berliner Affäre des flüchtigen Bankiers Friedberg spielte der Kriminalkommissär Müller eine Rolle. Er war bei den Erhebungen gegen einflußreiche Personen zu wenig schonend vorgegangen, und man hatte seine Nerven für krank erklärt. Die hierauf rasch vom Stapel gelassene Aufführung seines Eisenbahnerschauspiels „Lokomotivführer Claussen" bewies nebst einer gewissen Fähigkeit zur Beobachtung der äußeren Erscheinungen nur, daß der Kommissär (als Dichter heißt er Ernst Erik Eberhart) gesunde Nerven hat; denn er scheint sich sogar in der Langenweile wohl zu fühlen.

Die Schillertheater führten nur ein neues Stück auf, das ich nicht totzuschweigen brauche, aber nicht besprechen kann, weil es zum Teil meine eigene Sünde ist: „Der rote Leutnant", Schauspiel von Eduard Goldbeck und Hermann Kienzl. — Außerdem wurde an dieser Stätte etwas Bedeutsames aus dem Schachte unseres Reichtums ans Tageslicht gefördert: der erste Teil („Cäsars Abfall") von Ibsens historischer Kolossaltragödie: „Kaiser und Galiläer". Mit sehr bescheidenen Mitteln, die sich dem Kerne des dichterischen und theatralischen Problems nur schüchtern näherten. Obwohl das Drama am Ende seiner Hälfte gerade auf dem Höhepunkte abgebrochen wurde, ward ein außerordentlicher Eindruck erzielt. Man hat die Tragödie des Ich- und Gottsuchers Julian des Apostaten eine Geschichtsphilosophie genannt. Die Zusammensetzung des Wortes ist falsch. „Kaiser und Galiläer" ist ein historisches Drama, weil die Vorgänge auf weltgeschichtlichem Prospekt spielen. Es ist aber nicht eine historische Darstellung der philosophischen Entwicklung. Als philosophisches Drama gehört es nicht der Vergangenheit an, ist es unser Ringen und Bluten. Wie der zeitlose Peer Gynt sucht Kaiser Julian sein Ich in der Irre. Unser Zeitalter wie das seine steht an gestürzten Altären. Unserer Gegenwart verwandt ist der problematische Charakter des Helden. Julian ist zu feige, daß er über Pose und Illusion hinaus die sichere Wahrheit seines Wesens finden könnte. Die Gestalt wandelt durch Ibsens Werke. Der Hjalmar der „Wildente" ist ihre vollkommenste Prägung. — Das bringt „Kaiser und Galiläer" uns näher, als es der historische Apparat vermöchte. Die Aufführung ließ auch fühlen, welche dramatische Elementarkraft in den losen Bildern der als Buchdrama verkannten Dichtung wirkt. Die Unvollkommenheit des Versuches war doch ein erster Anfang. Das Werk muß gewonnen werden. . . .!

Das neue Hebbeltheater trat mit einem streng-künstlerischen, fast artistischen Programm auf den Plan. Das Glück muß es sich erst erobern. Die natürlichen Kinderkrankheiten (eine mißlungene Eröffnungsvorstellung mit Hebbels „Maria Magdalena") schreckten ab. Strindberg, der grausame Meister, ist kein lockender Vogelfänger. Ein Theater muß die Frauen für sich haben. Lessings Vorschlag, Vorstellungen für

Männer zu geben, wäre heute nicht zu realisieren und ist, da die weibliche Prüderie ein sagenhaftes Ding geworden ist, auch völlig unnutz. Die Frauen nehmen Wildes „Salome“ und Wedekinds „Erdgeist“ willig auf. Doch Strindberg, der monomane Verächter des Weibes, ist in Ungnade. Das Hebbeltheater, das drei von den elf scharfkantigen Einaktern des bitteren Dichters gab, mußte es büßen.

Auch dem Stildrama „Der Andere“ von Julius Bab war kein guter Stern beschieden. Alle der Renaissance entliehene glühende Farbenpracht des Stückes täuscht nicht über sein eigentliches Wesen: das graue Theorie heißt. Julius Bab, der Dramaturg, erwartet die „Wiedergeburt des Dramas“ (so viele „erwarten“, statt frisch zu gebären!) aus dem Mutterschoß der Sprachkunst. Die Metapher ist die neue Muse. Sein Schauspiel ist recht ein Beispiel dafür, daß ein vorsätzlicher Stil am Ende dem Leben und der inneren Wahrscheinlichkeit sich entfremdet. Aus einem echten Komödienstoff hat der Dichter eine spintisierte Tragödie gemacht.

Noch ein halb Dutzend Schauspielhäuser brachten Novitäten. Sie gehörten dem Tag, und, wenn sie heute noch Kasse machen, doch sicher dem Alltag. Es waren der „Simson“ Henry Bernsteins (Neues Theater), das Lustspiel „Panne“ von Skowronnek (Lustspielhaus), eine unfreiwillige Faustparodie „Meister Mathias“ von Manfred Kyber (Königliches Schauspielhaus), „Der Dummkopf“ von Fulda (Neues Schauspielhaus) und leider auch (im zuletzt genannten Theater) Rudolf Presbers „Dame mit den Lilien“ darunter. Um einen poetischen Keim dieses in einer Wüste von Banalität und Witzlosigkeit versickernden Spieles ist es herzlich schade.

Die Dichter waren es nicht, die den ersten drei Monaten des Kalenderjahres ein besonderes Gepräge gaben. Das taten zwei fremde Schauspieler. Zwei Wiener. Alexander Girardi und die Niese. Spielten beide durch Monate Stücke aus der Erbschaftsmasse der Gehirnweichen. Buchbindersche Blödigkeiten. Und erfochten im raffinierten Berlin Triumphe der unverkünstelten Natur. Ja, die Sehnsucht nach der Einfalt. . . .! Und das süddeutsche Temperament, die österreichische Weichheit und Wärme! Der norddeutsche Boden saugt das feuchte Element gierig ein.

Hermann Kienzl.

*

Wilhelm Busch-Ausstellung in München.

Zum ersten Male steht der große Zeichner und Karikaturist, Wilhelm Busch, als Maler vor dem Publikum. Die reichhaltige Ausstellung in der Galerie Heinemann, enthält unter vielen graphischen, zum größten Teil noch unbekannten Arbeiten, ungefähr 140 Ölbilder und Skizzen. Denn Busch hat selten ausgeführt, nicht „fertig gemalt“, wie es der Laie nennt. Jedes seiner Bilder steht auf der Leinwand, rasch, flott, das Resultat der Eingebung, des Impulses, nicht verquält. Die Gemälde zeigen alle das kleine Format der Niederländer, eines Teniers, Ostade, Breughel 2c. und diese Meister sind es vor allem, die Busch zur Nachahmung gereizt haben. Sie waren ihm die großen Vorbilder, denen er unermüdlich nachstrebte, ohne sie zu erreichen, wie er sich selbst in seiner Künstlererkenntnis und Demut eingestehen mußte. Auch die Diezschule hat ihn stark beeinflußt.

Busch ist als Maler nicht so originell wie als Zeichner. Wer seine Zeichnungen einmal gesehen hat, dem werden sie unvergeßlich bleiben, weil sie so charakteristisch sind — doch als Maler lehnt er sich an. Dieses Bild ist Rembrandt nachempfunden, jenes Teniers und ein anderes gemahnt in seinen braunen Tönen an Lenbach. Immerhin sind einzelne Arbeiten malerisch sehr wertvoll. Mit welcher Liebe, welchem scharfen Erkennen für das Wesentliche, ist so ein Stück Natur erfaßt, herausgeschnitten und in den Rahmen gesetzt. Ein Wirtshaustisch, um den lustige Kumpanen sitzen oder ein in der Sonne schlafender Hund, ein Stück Himmel, schlichte Häuschen, Windmühlen, Kühe und Schafe. Das alles lebt und ist echt deutsch, einfach, klar, gemütlich und ohne jede Pose. Busch hat seine eigene Farbenskala. Ein sattes tiefes Braun, dünn aufgetragen, so daß die Leinwand durchschimmert und neben den Mitteltönen frisch, unmittelbar, blau, grün oder ein sattes, leuchtendes, etwas gewagtes Rot. Besonders gelingt ihm die Luft und der Himmel mit seinen ziehenden Wolken.

Es ist bekannt, daß Busch seine zeichnerische Gabe geringer achtete und ihn malerische Probleme mehr reizten, weil es in der menschlichen Natur überhaupt und in der künstlerischen im speziellen tief begründet liegt, das Unerreichbare mehr zu lieben und zu erstreben, als das Erreichte. Er hat sich als Maler nie selbst genügt und ist darum nie als solcher in die Öffentlichkeit getreten. In strenger Selbstkritik hat er vieles vernichtet. Wilhelm Busch, der Karikaturist und Dichter, bleibt eine einzig dastehende Persönlichkeit, die kein anderes Jahrhundert und keine andere Nation aufzuweisen hat. Der Maler Busch hingegen ist eine interessante, begabte Erscheinung, mit einer zwar stark persönlichen, aber nicht ganz neuen Note. Und vor allem interessiert uns der Maler, weil er uns den Zeichner und Menschen näher bringt und verständlicher macht.

Die Ausstellung hat das Märlein vom leichten, mühelosen Schaffen zerstört, an das alle trägen Kunstjünger so gern glauben. Die Gestalten von Busch sind so selbstverständlich wie das helle Lachen, das uns vom Herzen kommt, wenn wir sie sehen. Und seine knappen Verse treffen stets

das Richtige und schildern eine Situation ganz genau. Seine Menschen sind mit uns durchs Leben gewandert und uns so vertraut wie Freunde. Schon in der Kinderstube haben wir über Max und Moriz gelacht und später die Leiden und Freuden der Zipfelmützenträger und Kleinbürger verfolgt und den grauenvollen Tod der frommen Helene beklagt. Und die Verse zu all den Bildern, die Buschiaden, sind geflügelte Worte geworden, weil sie in alle Situationen des Lebens passen.

Nun sehen wir, indem wir seinen künstlerischen Nachlaß und Werdegang betrachten, wie er unermüdlich danach gerungen hat, die selbstverständliche, klare, einfache Art der Form zu finden. Welch großes Können bergen diese Skizzen der reichhaltigen, graphischen Abteilung und welch eisernen Fleiß! Da sind Skelettstudien in Bleistift, jeder Knochen durchgezeichnet, in allen möglichen Stellungen und Verkürzungen. Blumen, mit so viel Liebe und Vertiefung in das Sujet wiedergegeben, wie die Pflanzenstudien von Dürer. Dann Interieurs, jedes Gerät genau gezeichnet, ohne kleinlich zu wirken, und genau durchgeführte Kopf-, Figur- und Gewandstudien. Bei den Landschaften ist das Geäst und das Laubwerk der Bäume ganz intim gesehen.

Immer wieder sieht man den Forscher, den das Leben in allen seinen Ausdrucksformen interessiert und der an allem das Besondere findet. Und erst die Quintessenz dieses Suchens, des Fleißes und des Ringens, sind die in ihrer Einfachheit so köstlichen Buschiaden.

Außer den Originalen von bekannten Büchern zeigt die Ausstellung viel Neues, das nie im Druck erschienen ist. Kleine, lustige Bildchen, wohl Gelegenheitsskizzen, für den Freundeskreis bestimmt und darunter von der Hand des Meisters die Verse. Wie komisch ist die Geschichte von Peter, der an einem Wintertag ins Eis einbrach und zu einem Eiszapfenstachelschwein zusammenfror. Am elterlichen Ofen aufgetaut und zerflossen, wurden seine irdischen Reste in einem Topf aufbewahrt. Das ist echt Busch! Das Unmöglichste möglich zu machen, ohne unser Gefühl zu verletzen oder geschmacklos zu werden.

Im ersten Saal befindet sich das Bildnis des toten Meisters von Lenbach gemalt. Er stellt ihn im reifen Mannesalter dar. Ein feines, kluges Lächeln des Verständnisses und der Güte spielt um den Mund des Humoristen. Er, der so viel herzliches Lachen entfesselt hat, ist verstummt. Aber sein Geist, sein Humor, werden immer weiter leben. M. Hanel.

*

Unangenehme Besucher bei Friedrich von Gentz.

Am 9. August 1820 war es, als Professor De Wette, der wegen eines Trostschreibens an die Mutter von Karl Ludwig Sand sein Lehramt in Berlin aufzugeben genötigt war, Ludwig Rödiger, Doktor der Philosophie, aus Neukirchen in Rheinbayern, Regierungsdirektor Fernow aus Gumbinnen, der bekannte Buchhändler Georg Reimer und der historische Schriftsteller Förster auf einer Fußreise über Innsbruck in Gastein einlangten. Als Georg Reimer erfuhr, daß sich unter den Kurgästen auch Friedrich von Gentz befinde, suchte er, begleitet von dem Sohne De Wettes, den Meister des politischen Stils auf, der die beiden Fremden am 9. August in seiner Wohnung empfing. Der Name De Wette mochte dem Publizisten und Staatsmann Kotzebues Ermordung in frische Erinnerung gebracht und in ihm die Furcht erregt haben, einem gleichen Schicksal zu unterliegen. Noch unter dem Eindrucke dieses ihm unheimlichen Besuches schilderte er am nächsten Tage in einem uns in Abschrift vorliegenden Briefe an Pilat, den Privatsekretär des Fürsten Metternich und Redakteur des „Österreichischen Beobachters" die ängstliche Stimmung, in die ihn die Anwesenheit der beiden Unholden versetzt hatte. „Gestern" — schrieb Gentz — „hatte ich hier eine seltsame Erscheinung, wovon ich Ihnen Bericht abstatten muß. Zwischen 5 und 6 Uhr Abends meldet man mir den Doktor Reimer aus Berlin, der mit noch einem jungen Manne mir aufzuwarten wünsche. Ich glaubte es sei ein Sohn des bekannten Reimer, und läugne Ihnen nicht, daß sofort alle Sands und Löhnings von Norddeutschland vor meinem Gemüth standen. Da die beiden Menschen schon im Nebenzimmer waren, so blieb Anstandshalber nichts übrig, als sie kommen zu lassen. Hierauf trat ein der berühmte Buchhändler in höchst eigener Person, nebst einem zimlich jungen und sehr häßlichen Dr. De Wette, vermuthlich einem Sohn des berüchtigten Professors. Sie waren auf einer Fußreise zu Mittag hier angelangt, und wollten noch am selben Abend ihren Rückmarsch nach Hofgastein antreten, von wo sie dann über Salzburg, Linz und Prag nach Berlin zurückkehren.

Der Besuch, dessen eigentliches Motiv ich nicht begreifen konnte und noch nicht begreifen kann, setzte mich in einige Verlegenheit, die ich aber unter einer sehr höflichen Aufnahme, so gut als es gehen wollte, verbarg. Sie erzählten mir, sie kämen von München, und hätten das Unglück gehabt, auf einer Wanderung von dort nach dem Kochel-See einen ihrer Reisegefährten einen Mahler Zimmermann aus Berlin, der vor einiger Zeit in Wien gewesen, und dort die Stadionische Familie gemahlt haben soll, zu verlieren. Dieser junge Deutsche hatte sich aus einem Übermuth 5 Meilen dießseits München in einem reissenden Bergstrom (der Loisach) gebadet, und war ohneweiters ertrunken. Seine Gesellschafter gingen also nach München zurück, liessen

wie jenen Olbrichs oder der Hoffmannschen Häusergruppe auf der Hohen Warte, vorbildlichen Wert einzuräumen. Zu solchem schönen, echten Hausbau können wir nur wieder gelangen, wenn wir es jenen jungen deutschen Künstlern gleichtun, am Volkstümlichen anknüpfen, wo es noch erhalten, jedoch auf Grund der modernen Bedürfnisse und der neuen Materialien ausbauen. Das könnten wir in der Umgebung unserer Stadt ganz gut, denn wir haben selbst noch innerhalb des Wiener Rayons am Altwiener Landhause eine Tradition, die einfach und zweckentsprechend ist. Unser Wohnbedürfnis hat sich auch seit dem Beginne des vorigen Jahrhunderts noch nicht so revolutioniert, daß wir nicht den Empire- und Biedermeierstil modernisieren könnten. Die Zeitschrift „Hohe Warte" hat das Verdienst, auf unsere eigene ältere Bautradition in Wort und Bild aufmerksam zu machen und durch die Photographie manches dem Vergehen geweihte zu erhalten; wenn sie auch daneben allzu sehr Kultus mit jener „Moderne" treibt, deren Schöpfer ein Teil ihrer Herausgeber sind. Noch verdienstlicher ist vielleicht das Unternehmen Gerlachs, die „volkstümliche Kunst" in Photographien zu sammeln. In unserer weiteren Heimat haben wir z. B. die Wachau, Gegenden Tirols, Salzburgs, Istriens mit ausgesprochenen Stileigentümlichkeiten, auf deren Erhaltung man bedacht sein sollte, was gerade durch den Familienhausbau am besten zu erreichen ist. Das Interesse der Bevölkerung am Kultivieren des guten Bodenständigen sollte geweckt werden und sich weiter erstrecken, als auf die staatlich anerkannten, von der „Kommission zur Erhaltung von Kunst und historischen Denkmalen" geschützten Bauprodukte. Das ließe sich am besten erreichen, wenn die Bauschulen statt bloß mit einem abstrakten Formenschatz ferner Länder und Zeiten, auch mit jenem bekannt machten, den wir an heimischen Bauten einer jüngst verflossenen Epoche finden, die neu genug ist, um an ihr den durchrissenen Faden wieder anzuknüpfen. Darum also sollen wir in Österreich nicht blind an den Bestrebungen im Deutschen Reiche vorüber gehen, die uns den Gegensatz aufweisen und zur Nachahmung anspornen können. Da die noch in diesem Mai in Wien stattfindende Jubiläumsbauausstellung ohnedies in weiteren Kreisen Interesse am Baufach erwecken dürfte, so wäre es wünschenswert, daß die Modellausstellung der „Woche" sobald als möglich zu uns gelange, damit die Erinnerung an sie noch frisch genug sei, um Vergleiche anstellen zu können. Unser projektierter Wald- und Wiesengürtel wird ja wohl bald erhöhte Baulust für ländliche Familienhäuser fördern; denn für Cottagegründungen, wie etwa am Cobenzl, wird hierbei vorgesehen werden. Schließlich könnte man dem Villenbau ein weiteres Feld eröffnen, wenn im neuen Baugesetz so manche Einschränkung der flotten Entwicklung dieser, bei unseren Boden- und Materialpreisen ohnedies verteuerten kleinen Objekte wegfiele, und vor allem wenn auch bei uns veränderte Bodensteuergesetze, an denen jetzt in England und Deutschland gearbeitet wird, dem Grundwucher erfolgreich entgegenwirken würden. Sobald also in Wien das Interesse am Familienhaus auf dem Lande geweckt, die Möglichkeit der billigen Befriedigung nicht nur gezeigt, sondern auch durch Gesetze gewährleistet wird, so daß diese anspornend, statt wie bisher hemmend wirken, wenn auf dem Terrain des Wald- und Wiesengürtels oder an seiner Peripherie Cottagegründungen entstehen, die mit der Stadt durch gute Kommunikationen verbunden sind: dann hätten wir in Wien eine ideale gartenreiche Stadt, gegürtet von einem lieblichen Villenkranz!

Feuilleton.

Burgtheater.

(Samstag den 2. Mai: „Die Puppenschule", Schauspiel in 4 Akten von Hans Müller. [Buchausgabe bei Egon Fleischel & Co., Berlin 1908.] Regie: Herr Thimig.)

Herr Hans Müller hat mit seinem „Buch der Abenteuer" nicht bloß in Brünn, sondern auch in Wien die schönsten Hoffnungen erweckt, die bald nicht mehr bloß auf den Erzähler beschränkt blieben. Denn sein Einakterzyklus „Das stärkere Leben" birgt außer einem fertigen Salonstück („Die Blumen des Todes") auch zwei historische Skizzen, die bei allem, was man dagegen einwenden konnte, den triebkräftigen Keim zu einem historischen Dramatiker zu bergen schienen. Aber den Satz, daß das Talent verpflichtet, hat Herr Hans Müller leider aus dem Gedächtnis verloren. Er begann nun Einakter auf Einakter zu verfertigen, die immer unter der Fabriksmarke „Das stärkere Leben" in den theatralischen Handel kamen, so daß aus dem versteckten „tieferen Sinn" dieses Titels nunmehr ein deutlicher Unsinn wurde. Und mit einem raschen Sturz ist er nun in den Niederungen dieser „Puppenschule" angelangt, aus denen er sich nur mit gesammelter Kraft wird emporarbeiten können. Denn sie ist nicht bloß ein mißratenes, sondern sie ist ein falsches Stück. Dem Burgtheater, das sich auch aus seinen Einaktern gerade die schwächsten herausgesucht hat, war es offenbar nur um eine Rolle für Sonnenthal zu tun; und es hat sich darin nicht getäuscht. Von neuen Seiten hat man ihn freilich in dem altväterischen Stück dieses jüngsten unter den österreichischen Dramatikern kennen zu lernen Gelegenheit gehabt. Die alten Szenen aber hat er mit kaum verminderter Kraft zur Geltung gebracht, wobei ihm Herr Hartmann als Vertrauter und Sprecher tapfer zur Seite und Herr Treßler als Gegenspieler auf gleicher Höhe gegenüberstand. Und das war eigentlich das Erfreulichste an dem ganzen Abend: zu sehen, daß im Burgtheater unter den Jungen doch noch Einer da ist, der den großen Alten bis an die Schultern reicht und bei jeder neuen Rolle im Wachsen scheint. Daß der starke Beifall diesen beiden Darstellern und der nicht minder deutliche Widerspruch dem Autor gegolten hat, darüber wird sich Hans Müller wohl selber keiner Täuschung hingeben.

Timotheus Oesterlein tut, was die berühmten Komödianten so selten tun: er zieht sich noch im vollen Besitz des Ruhmes mit 60 Jahren von der Bühne zurück und wird Leiter einer Schauspielschule, in der aber nicht bloß die theatralische Kunst, sondern auch die Lebenskunst gelehrt wird. Denn der Alte ist der Meinung, daß die Schauspieler auch im Leben ihrem Rollenfach treu bleiben, also nur sich selber spielen sollen. Er scheint in der Kunst und im Leben gleich wenig gelernt zu haben. Denn die tägliche Erfahrung hätte ihm zeigen müssen, daß die Intriguanten in der Regel die harmlosesten und die Komiker die traurigsten Leute sind. Wo es sich freilich um die Macht und den Adel der Persönlichkeit handelt, da ist gerade die Kunst, die auf der bloßen Entäußerung der Persönlichkeit zu beruhen scheint, mehr als jede andere dem Leben verpflichtet; aber die Persönlichkeit erlernt man in keiner Schauspielschule und in keiner Lebensschule, man hat sie oder man hat sie nicht. Wenn der alte Theus, wie er genannt wird, ein besserer Lehrer wäre, dann würde er es gerade umgekehrt halten: er würde den Leichtsinnigen zum Bonvivant und den Heuchlerischen zum Franz Moor ausbilden, aber nicht den Bonvivant zum Lebemann und den Franz Moor zum Heuchler erziehen. Und wie ist er denn auf diesen Gemeinplatz, der wie alle Gemeinplätze halb wahr und halb falsch ist, geführt worden? Er hat bei seinem ersten Debut, wie ein anderer berühmter Mime des Burgtheaters, als Mortimer einen Durchfall erlitten; aber vor dem Bühneneingang steht ein junges Mädchen, das ihn von der Verzweiflung abhält und ihm den Gedanken nahe legt, daß er „nur erst selbst ein wenig glücklicher werden müßte, um all die tausend lauschenden Menschen glücklich machen zu können". Und sofort zieht die Liebe in sein bettelarmes Herz ein und schon zwei Tage später spielt er den Romeo unter dem Jubel von tausend Kehlen. Um den Mortimer richtig zu spielen, hätte er dann wahrscheinlich wieder Unglück in der Liebe haben müssen! Der Dichter läßt diesen Gedanken, auf dem des Herrn Timotheus Oesterlein göttliche Puppenschule und sein eigenes Stück beruht, zwar durch den Mund seines Sprechers selbst als eine „vertrackte Narretei" bezeichnen, in der Kunst aber scheint er ihm gleichwohl Recht zu geben. Denn der flotte Ralph, den der Meister beim Heutigen und bei den Weibern zum Bonvivant erzogen hat, hat wirklich Erfolg; und sogar ein schüchterner Stubenhocker und Büchermensch trifft aus Rache und Eifersucht wenigstens eine Szene im Franz Moor. Nur im Leben geht die Sache ganz anders aus, als es sich der Puppenmeister gedacht hat. Er scheint hier noch weniger zu Hause zu sein, als in der Kunst; denn wie könnte ihm sonst der Gedanke kommen, den jungen Ralph, den er selber zum Lebemann erzogen hat und der als Bonvivant nur sich selber spielen soll, seiner Tochter, der geliebten Rose, zum Manne zu bestimmen? Der gelehrte Schüler aber hat längst die Mutter, die junge Frau des alten Meisters, umgarnt und so setzt diesem nun die

eigene Weisheit den Hörnerschmuck auf den kahlen Schädel.

Bis hierher scheint das Stück auf eine satirische Komödie hinauszulaufen. Wenn Herr Treßler einen schülerhaften Franz Moor, Fräulein Retty die Amalia, Herr Muratori den König Philipp zu spielen hat, wenn im Burgtheater vom Burgtheater die Rede ist und Herr Sonnenthal von seinem verunglückten Debut als Mortimer erzählt, dann sollte man doch wirklich meinen, daß hier die Bühne mit sich selber ihren Scherz treibt? Und so wird es der Dichter wohl auch gemeint haben. Eine Komödie aus dem Schauspielerleben wäre es freilich trotzdem nicht geworden; denn nicht ein Schimmer der Theaterwelt ruht auf dem Ganzen und die Bohème ist nie so frostig und langweilig geschildert worden. Unter dem Dutzend von angehenden Schauspielern ist nicht eine einzige Figur von zwingender Lebenswahrheit oder von komischem Typus. „Der Jemand, den ich liebe, ist Ihnen ein unbestimmtes Fürwort geblieben"... „Aber glauben Sie mir: tausendmal reiner, sich einer Leidenschaft hinschenken, als Wünsche kunstvoll anfachen, um die Flamme am Ende mit der Bettelsuppe der Wohlanständigkeit zu Boden zu schlagen" — so gequält, geschraubt und gekünstelt drückt sich ein Gymnasiast der höheren Jahrgänge, aber kein junger Schauspieler aus. Und auch der alte Oesterlein redet nicht wie ein Künstler, sondern wie ein Schulmeister und ein Pedant: „In der Stunde, da ich an dir zu zweifeln anfinge, hätt' ich an Gott zu glauben aufgehört" — sagt dieser Traumulus der Zweite zu dem Lieblingsschüler, der ihn hinter seinem Rücken betrügt. Es ist recht merkwürdig, daß diese Puppenschüler, die doch ihren Rollen im Leben treu bleiben sollen, gar nie in dem Stil ihres Rollenfaches reden, während die Schauspieler im Leben bekanntlich immer in Zitaten reden. Und diese Namen! Timotheus Oesterlein und Curtius, so heißen Rektoren, aber keine Schauspieler; die würden sich umtaufen.

Mit der Wendung von der satirischen Komödie zum Ernst, vom Traumulus zum Ehebruchsdrama verliert der Dichter immer mehr sich selbst. Wie haltlos er hier hin und her schwankt, das zeigen schon die ganz äußerlichen Änderungen, die er gelegentlich der Aufführung vorgenommen hat; es ist dabei völlig gleichgültig, ob er in der Bühnenbearbeitung etwas Neues angebracht oder, wie er uns versichert, nur auf die alte Fassung zurückgegriffen hat. Wenn es sich in dem Herzen der Ehebrecherin, die zugleich die Rivalin ihrer Tochter ist, auch um den Kampf zwischen der Liebe und den mütterlichen Gefühlen handeln soll und mit Emphase von dem „Adelsnamen Mutter" die Rede ist, dann wird dem Konflikt doch nur die Spitze abgebrochen und der Dialog sinnlos, wenn man aus der echten Mutter die Stiefmutter macht. Und wenn die sündige Frau das eine Mal mit ein paar schönen Phrasen zum Giftbecher greift und das andere Mal stumm aus dem Stück verschwindet, dann hat wohl der Dichter selber von der Notwendigkeit des Ausganges kein sicheres Gefühl. In der Tat ist das ganze Verhältnis der jungen Frau zu dem alten Künstler viel zu unklar behandelt, als daß sich darauf ein Ehebruchsdrama mit gutem oder mit schlechtem Ausgang bauen ließe. Den Leser und den Zuschauer interessiert nur die Puppenschule; und diese ist eben nur einer komischen und satirischen Behandlung fähig. Daß sich ein junger Dichter von entschiedener Begabung in ein solches Herumtasten und Spielen, in ein solches Flicken und Leimen verlieren konnte, das ist das Falsche an dem Stück; es ist aber auch ein Zeichen der Zeit.

J. Minor.

*

Das Berliner Theater im ersten Viertel des Jahres 1908.

Bei Literaten und Ästheten ist eine arge Geringschätzung des Theaters Mode geworden. Nicht ohne Verschulden des Theaters. Die Alltäglichen und das Alltagsstück dominieren. War es in früheren Zeiten besser? Es gab weniger täglich spielende Theater .... Für Goethes Musterbühne in Weimar bedeuten die auf 16 Jahre verteilten 410 Vorstellungen Kotzebuescher Stücke auch etwas. Es bestehen doch heute, zumal in Berlin, eine Reihe von Bühnen, die mit mehr Fug als „künstlerisch" angesprochen werden dürfen, denn das alte Weimarer Hoftheater. Wenn nämlich für diesen Titel die literarische Exklusivität des Programms allein in Betracht käme. Doch gerade diese exklusiven Theater leiden an einem sehr wesentlichen Mangel, der zum Teil der Fehler ihres Vorzugs ist: sie haben kein Repertoir. Sie erobern hie und da neues Land, sie pflegen es nicht. Sie erwerben hie und da neuen Besitz und erhalten ihn nicht. Auf ihre Weise führen sie den geschäftlichen Konkurrenzkampf mit den Banalitäts- und Sensationstheatern, indem auch sie die Gier der literarischen Snobs nach dem Neuesten in Kontribution nehmen. In den Salons spricht man nicht mehr von einem Kunstwerk, das vor 10, vor 5, vor 2 Jahren aufgeführt wurde; frisch gebacken wie die Semmel muß das Ding sein, soll es das Pflichtgefühl derer, die immer mit dem Tage, mit der Stunde marschieren, zum Theaterbesuch reizen.

Wie unkünstlerisch dieses Geschäftsprinzip ist, leuchtet ein. Es hat das sogenannte Serienspiel im Gefolge (ein Stück mit starker Mode-Klientel wird ohne Ruhepause zu Tode geritten) und entzügelt einen Wettbewerb, bei dem durchaus nicht die würdigsten Qualitäten von Einfluß sind. Selbst die Renaissance der Shakespeare-

Dramen und anderer klassischer Werke (ihre Wiedergeburt in der Sinnenkunst unseres modernen Theaters) ist in Abhängigkeit geraten von diesem journalistischen Zeitgeist der Aktualität. Das Verblüffende um jeden Preis wird aufgerufen, mitunter gegen den Dichter. Hatten die puritanischen Theaterreformer vergessen, was der grundsätzliche Name „*Schaubühne*" bedeutet, so droht nun der Jahrmarktstrieb aus Kunstwerken blendende *Schaustücke* zu machen. Die Neuigkeit ist Trumpf; zur Erneuerung der Kunst in ihren jungen Talenten ging der Bühne fast der Mut verloren. Denken wir des frischen Wagens und Kämpfens um die Wende der achtziger und neunziger Jahre, so hat man das Recht, heute von einer Depression zu sprechen. Damals schlug sich ein junger Idealismus furchtlos mit der Überlieferung, der Gewohnheit und der Kritik, und er erzwang allmählich die Gunst der Mode. Mehr als ein Jahrzehnt später brauste wieder Frühlingsluft, als Reinhardt von dort weiterzuschreiten begann, wo Otto Brahm stehen geblieben war, und Jahr für Jahr die Musageten der neuen Romantik um sich versammelte. An die Stelle des kecken Mutes ist jetzt eine ängstliche Vorsicht getreten. Brahm gräbt, um nur ja keinen Mißerfolg zu riskieren, die ältesten Erfolgstücke aus, deren manches („Das Tal des Lebens", „Lumpengesindel") den Staub der Jahre in den Lungen hat, und Reinhardt begnügt sich im Deutschen Theater mit 2 oder 3 Ausstattungs-Klassikern für das ganze Jahr und mit wenig mehr neuen Stücken in den Kammerspielen. Er macht Schillers „*Räuber*" zu einem Zugstück, indem er sie auf den Stil der „Weber" stimmt; Karl und Franz Moor, länger als ein Jahrhundert die Siegernamen der großen Schauspieler, treten weit zurück hinter die riesige und erschreckend naturalistische Räuberbande; damit hatte der Regisseur das „Lockende und Abschreckende" (aber vor allem das Lockende, wie der Kassenerfolg zeigt) für hysterische Großstadtnerven gefunden. (Nicht zu vergessen: die Kerle kommen ehrlich halbnackt, ohne Trikot, mit behaarten Beinen und Brüsten.)

Reinhardt hat sich als Dependance des Deutschen Theaters das intime Kammerspielhaus gebaut — neben dem neuen Hebbeltheater der vornehmste und stimmungsvollste Theatersaal Berlins — um im Schatten der großen Erfolge stille Schatzgräberarbeit zu tun. Einige wenige Dichter geleitete dort auch heuer seine zarte Führerhand aus dem Traum ins Leben. Einige sehr wenige . . . Ihrer viel mehr blieben berufen, wurden nicht auserwählt. Mit ihnen (darunter Stucken, Eulenberg und andere Hoffenswerte) schloß der Direktor schon vor Jahr und Tag Verträge ab und stellte sich damit vor den Konkurrenten sicher . . . Die Verträge werden prolongiert, die Dichter stehen auf Wartegebühr. Auch in den Kammerspielen preßt die „Serie" den letzten Tropfen der Zitrone aus. Und ist doch dieses Institut gar nicht angelegt auf Geschäftserfolg. Eine kleine Anekdote kennzeichnet, nicht zur Unehre der Direktion, die Entsagung: Ein Herr kommt abends zur Kasse. Verlangt ein Billett. „Haben Sie einen Schein?" — frägt der Beamte. — „Nein." — „Dann, bitte, bemühen Sie sich ins Direktionsbureau." — Verwundert begibt sich der Herr zum Bureau. — Dort wiederholt sich's. „Haben Sie einen Schein?" — „Nein." — „Bedauere lebhaft, aber ich kann Ihnen nicht dienen," sagt der Beamte, „es ist kein Herr von der Direktion hier." „Was denn!" — ruft der Fremde erstaunt und unwillig, „muß denn der Direktor dabei stehen, wenn ich ein Billett kaufe?!" — „Kaufen?" — nun ist auf der anderen Seite die Verblüffung — „Wirklich kaufen wollen Sie ein Billett?! Ja, warum haben Sie denn das nicht gleich gesagt . . .!"

Je ängstlicher und unfruchtbarer die literarischen Theater geworden sind, desto schlechter gingen die Geschäfte. Wenn man hört, es sei der Zug des Publikums nach der Tingeltangel-Dramatik daran schuld, so darf man das nicht ohne genaue Prüfung von Ursache und Wirkung glauben. Sollte nicht eine Art Wechselseitigkeit bestehen? Bessere Taten, und es bessert sich das Publikum. Wenn die modischen Ästheten und Theaterverächter sich gleichsam eine Zisterne vorstellen, deren einer Eimer, die Kunst, niedergehen müsse, wenn der andere, das Theater, hochkomme — dann erinnern wir uns der besseren Zeiten, in denen ein besserer Mut sich mit der besseren Prosperität des Theaters paarte. Und wäre dies nie so gewesen, so bliebe doch nichts anderes übrig, als es anzustreben. Nein, gar nichts anderes bleibt übrig — weil eine dramatische Kunst, die jene Ästhetoiden schlagwörtlich in einen Gegensatz zum Theater stellen wollen, überhaupt nicht entstehen und nicht leben kann ohne das verdammte und ach! geliebte Theater . . .

* * *

Alles ist ein Relativum in unserer unzulänglichen Welt. Und schon gar in der Kunst! Lockere ich die Relation zu der Frist des Vierteljahres, des arbeitreichsten in der Saison; und lockere ich die Relation zu den Ansprüchen: so bleibt mancherlei für freundliche Beachtung. Die drei Monate waren keine „Epoche" — freilich nicht. Der und der aber von den Wandersleuten, die da kamen, war ein Dichter.

„Gott grüß' die Kunst!" Es ist etwas an *Emil Strauß*, dem lieben jungen Meister aus dem Schwabenlande, was wie der alte Gesellenspruch klingt. Etwas Fröhlich-unbesorgtes, Weltfrohes, Marschtüchtiges. So wie die zwei jungen Leute in der quellfrischen Komödie „*Hochzeit*" (im Kammerspielhaus gegeben) in die Welt hin-

aus laufen, über Stock und Stein und über einen Traualtar, zwei lachende Umstürzer, so kümmert sich das unverfälschte Alemannenblut des Dichters, das seine eigene Kultur hat, nicht um ästhetische Moral und Gesetze des Dramas. Wir sind aber trotz unserer „Vorurteilslosigkeit" noch recht dicke Dogmatiker. Wir — wir Rezensenten — haben es Emil Strauß im Schweiß unseres Angesichts bewiesen, daß sein Stück gar kein Stück, sondern eine Novelle ist — und haben, tief über den Strafakt gebückt, nichts gesehen von dem schönen Sonnenschein des Humors, der hier über den Fluren liegt . . . Bis zur Mitte baut sich übrigens die Komödie ziemlich regelgerecht auf. Eine in väterlicher Hut schlummernde Mädchenseele wird geweckt, als der spekulative Vater die Tochter eben an einen reichen Jugendfreund — des Vaters — verhandelt und verheiratet hat. Es kommt so, daß Dornröschen unmittelbar nach der Trauung die Augen aufschlägt. Denn früher erschien er nicht, der Prinz. Dieses Aufrütteln durch die „gewissenlose" Liebe („Der Handelnde ist immer gewissenlos", sagt Goethe), das mußte uns ein Dichter machen. Dann finden auch wir, wie diese beiden jungen Leute einmal sind, es sehr begreiflich, daß sie ohne zu zögern auf und davon gehen; aus dem Dunstkreis der Spießbürger in eine verborgene Berghöhle, in der sie Hochzeitnacht halten. Der volle ewig junge Zauber der Romantik spukt in dem rauhen Bergloch. Und freie Heiterkeit ... Mit dem Siege der Natur über die Menschensatzung, die eine unnatürliche Verkuppelung sakrosankt machen wollte, ist das Drama zu Ende. Der Dichter aber bescheidete sich nicht mit dem Abschluß einer Handlung, er konnte sich von dem inneren Schicksal einer Liebe nicht trennen, ehe er über ihre gute Zukunft beruhigt war. Deshalb muß die junge Frau noch einmal schwanken, sich einem Kompromiß mit der Welt zuneigen, die auf den properen Schein was hält. Sie muß, von allerlei Mitleiden beschwert, etwas durchzukämpfen haben für ihre Liebe. Mit diesem Anhang an das Stück wird die Dichtung einer Seele erst voll. Als das liebe Herz dann zum zweiten Male der öffentlichen Achtung entflieht, da ist der Bund genietet. — Vom Frühling am Bodensee fiel ein lichter Abglanz auf die Aufführung. Und Else Heims fand die Übergänge in dem Menschwerden des kleinen Mädchens mit nachtwandlerischer Sicherheit.

In Leo Greiners Bearbeitung und im lebensprühenden Glanz der Reinhardtschen Inszene (Kammerspiele) war die Aufführung von des Aristophanes „Lysistrata" kein archaistisches Experiment. Die grandiose Sexualkomödie wird überhaupt, von ihren antiken Formen entkleidet, nicht altern können, so lange das Ewigtierische im Ewigmenschlichen nicht erstorben ist. Lustbarkeit und Geist heben das Animal empor zur Kunst. Brausende Farben und Töne, ein wahrer Rausch von Sinnenfreuden, berücken den Zuschauer, dessen Moralphilosophie sich hier nicht besser behaupten könnte, als vor irgendeinem primitiven und gewaltigen Zeugungsspiele der hüllenlosen Natur. Weit hinter unserer Kultur der Liebe liegt das seelenlose priapistische Spiel des Hellenen. Aber die höchste Kultur des schönen Scheines hat ihren Mantel um seine Nacktheit gebreitet. Wie diese Hunderte von jungen Frauen (die Verschworenen, die sich ihren Männern und Buhlen entziehen und dann am eigenen Feuer zu verkohlen drohen) die bunten Tücher in die Lüfte schleudern, wie sie jauchzen und wimmern im Takte ihrer gemeinsamen Lust und Not! Und die Korybantenwildheit der Männer, durch den Rhythmus nicht gebändigt, aber geadelt. Oper? Eine Oper nur mit der Musik der Gebärde ... Ein neuartiges künstlerisches Geschöpf der Bühne. Weiß nicht, ob es leben kann außerhalb von Reinhardts väterlichem Haus.

Dr. Otto Brahm arbeitet an seinem Epitaph. Auf dem lebendigen Ibsen-Denkmal künftiger Zeiten soll sein Name als der des vollkommenen Jüngers und Erfüllers glänzen. In der Tat war die Neuaufführung von „John Gabriel Borkmann" im Lessingtheater in ihrer erhabenen Einfachheit über die ältere Standartaufführung der Ibsenbühne noch hinausgewachsen. Reicher hatte als Bankdirektor die traumverlorene innere Melodie des lahmen Cäsars. Wer von der Else Lehmann (Ella Rentheim) den Klang des stillen Leides gehört hat, verliert nicht mehr das Bild der Harfe mit den zerrissenen Saiten.

Die geschmacklose Abirrung des Lessingtheaters in das Revier des faulen Snobisten-Stückes, die Aufführung von Franz Molnárs „Teufel", ist vielen Ärgers nicht wert. Das geistreichelnde Geschwätz des aus der verschimmelten französischen Komödie gestohlenen Raisonneurs, das hier aufdringlicher als irgendwo als Surrogat für Psychologie und dramatische Entwicklung serviert wird, ist mit der aufgeklebten dämonischen Herkunft des Monsieurs um nichts interessanter. Der Geburtsschein tut's nicht. Ein rechter Dämon braucht keinen Hinkefuß zur Legitimation. Von der magyarischen Verballhornung des Schalks Mephisto bleibt nichts als eine hausbackene Moral: Der Teufel, ihr Damen und Herren, ist es, der die Ehebrüche anzettelt! Der Herr und die Dame des Lustspiels, die sich vom Junker kuppeln lassen, sind wirklich bloße Medien, keine individuellen Menschen. Aber ich halte es mit Bahrs „Meister": „Wenn eine Frau ihren Mann betrügt, so kann das abscheulich und es kann heroisch und es kann auch ganz indifferent sein. Es kommt ganz auf den Mann und auf die Frau und auch noch darauf an, wie eben diese Frau jetzt zu ihrem Manne

steht.“ Es gibt kein Gesetz — und daher keinen Molnárschen Teufel.

Die Hauptmann-Première ist in jedem Jahre die Hoffnung des Lessingtheaters. Theatertechnisch gesprochen, war's ein Fehlschlag mit „Kaiser Karls Geisel“. Die Dichtung siegte am ersten Abend; es war ein Pyrrhus-Sieg. Aber wie sagt Michael Kramer? Ein großes Mißlingen — „viel höher führt es hinauf, viel tiefer hinein, als ein kleines Gelingen“. Wäre das Wort nicht so widerlich abgebraucht, man müßte vom Herzblut des Dichters sprechen. Der 73jährige Goethe hat in der „Trilogie der Leidenschaft“ das glühendste der Gedichte geschrieben, und als er von Karlsbad geschieden war, warf ihn Liebesraserei in ein schweres Nervenfieber ... Des alternden Frankenhelden späte Liebe zu dem maijungen Mädchen, zur Sündendirne im körperlichen Bilde der heiligen Jungfrau, das ist Hauptmanns Karl-Drama.

„Ich spüre nur, daß in mir etwas ist.
Was mich, von unten auf, durch tausend Röhren,
Wie einen kahlen Baum mit Saft erfüllt.“

Die späte Seele hat einen Namen: grenzenloses Leid ... Daß ein Dichter weit über seine eigenen Jahre hinaus Erlebtes zu Durchlebtem wandeln kann, erinnert an das Märchen von dem Träumer: einen kurzen Augenblick glaubt er geschlummert zu haben, und es waren hundert Jahre ... Das Joch der Liebe (nicht etwa bloß der Leidenschaft!), das furchtbare Ringen eines hünenhaften Charakters mit sich selbst, hat schwerlich je einer so zu deuten gewußt, wie Hauptmann in „Kaiser Karls Geisel“. Seine Einfühlung erschöpft diese Fülle bis zur Neige. Gewiß konnte aus dem lyrisch-epischen Drang nur eine Zustandsschilderung entstehen. „Zustandsdramen“ sind mit geringen Ausnahmen die Schauspiele Hauptmanns insgesamt. Nur daß sich in den anderen aus den Zuständen doch fortschreitende innere Begebenheiten entwickeln, während das Kämpfen und Leiden Kaiser Karls sich in endlosem Kreise dreht und nur durch einen äußeren Eingriff, die wenig motivierte Vergiftung der Dirne Gersuind, zu einem Abschluß gebracht wird. Auch jetzt noch ist dem Dichter-Leide kein Ende gegeben. Kaiser Karl flieht nicht geheilt wie Grillparzers König Alfonso von dem erkalteten Fleisch der Geliebten. Ungesättigte Sehnsucht mündet in uferlosem Entsagen. Die Entsagung zum Lebensnerv eines Dramas machen, heißt dem Drama und seiner Wirkungskraft entsagen. Die Bühne mag heute außerordentlich viel und immer mehr von dem umspannen, was die Dramaturgie ihr früher streng verwehrt hat; lyrische und epische Formen, der Stil der Skizze und des Epigramms bilden kein Hindernis mehr; aber ein bloßes Verharren, ein absolutes Ungeschehen stellt sich zu ihr ungefähr in das gleiche Verhältnis, wie eine rein-symphonische Musik zur Oper. So abgewendet dem Drama war der Kaiser Karl-Dichter, daß er den Akt, in dem Gersuind, das unberührte Idol des liebenden Alten, nackt vor den Knechten in der Schenke tanzt und sich in Lüften wälzt, ungeschrieben sein ließ; obwohl ein dramatischer Zwang ihm sagen mußte, daß hier der Ausgang war aus dem lyrisch-epischen Gemälde in das Drama der Begebenheiten. Alles Gewalttätige blieb der in sich versunkenen Dichtung fern. Ihre Schönheit hat ein ruhiges Leuchten.

Das „Kleine Theater“ brachte zunächst des Franzosen André Gide interessantes Drama „Der König Candaules“. Der Sagenstoff von Hebbels „Gyges und sein Ring“. Das Drama hat fremdartige Lyrik und den Lapidarstil der Leidenschaft. Die unerhört schwüle Szene im Schlafgemach der Nyssia (Hebbels Rhodope) erregt den Verdacht, daß die Sinne der Zuschauer an der psychologischen Klippe des Stückes vorübertaumeln sollen. Aber wenn schon — nachträglich sagen sie sich doch, daß die Geschichte nicht zu glauben ist.

Das „Kleine Theater“ trug übrigens mit „2 × 2 = 5“, dem Satirspiel des Dänen Gustav Wied, den einzigen großen Erfolg der Literatur-Theater davon. Ein Stück, vollgepfropft mit Geist und doch so lustig, daß selbst die Geistlosen lachen. Es sprüht Witz, auch wenn das Herz blutet. Dieser Witz hat also Herzblut. Deshalb ist er warm und auch im Spott grundgütig. Gustav Wied und sein Paul Abel (die Lustspielfigur) sind zu klug, es den Menschen zu verargen, daß sie sind wie sie sind. Alle Niedertracht verzeihen sie ihnen mit einer Güte, die ebensowohl Philosophie als Hochmut ist. Er würde die Menschen nicht ändern, meint Herr Abel, wenn er weinte, schrie und sich zerfleischte. Also lacht er. Die Welt, der Abel, ein Schriftsteller, sein bestes Werk geschenkt hat, mißbilligt ihn. Das Gericht sperrt ihn des „unzüchtigen“ Buches wegen ins Gefängnis. Ein junger Mensch, dem er unzählige Wohltaten erwiesen, lohnt ihm mit Gemeinheit. Seine Frau, die er lieb hat, verläßt das Haus des „Geächteten“. Ja sogar eine kleine Trösterin betrügt ihn mit einem Rennfahrer. Das sind Dinge, aus denen ein halbwegs sentimentaler Dichter ein Trauerspiel gemacht hätte. Der Paul Abel lacht. Er weiß, daß auf dieser Welt 2 × 2 = 5 ist. Sein Lachen klingt, als wäre es ohne Groll. Aber, was der Mann zum Schlusse tut, kommt doch einem tragischen Bankrotte nah: Er, der Revolutionär, verkauft sich an eine konservative Zeitung. Aus Menschenverachtung ... Gegen diesen Nihilismus, gegen diese Niederlage des Paul Abel, der bis dahin das souveräne Recht besaß, die anderen zu verachten, sträubt sich meine Sympathie. Gemacht ist das lustige Stück glänzend und nicht minder glänzend war die Darstellung im „Kleinen

Theater". Solch einen leibhaftigen Doppelgänger wie seinen Namensvetter, den Schauspieler Alfred Abel, findet der Wiedsche Paul Abel nicht wieder.

Auf derselben Bühne wurde Richard Fellingers Schauspiel „Der Unsichere" gegeben, ein braves, solides Stück, ohne viel Glanz und Schönheit. Ein Strolch, der sogar den Tod eines Menschen auf dem Gewissen hat (fahrlässige Tötung bei einem Diebstahl) ist der Strafverfolgung entkommen. Das war vor langen Jahren. Der Mann hat sich seither wunderbar gebessert und ist beim Militär ein allgemein respektierter Musterfeldwebel geworden. Hat auch ein reizendes Frauchen. Da wird eines Tages ein Stromer von der Landstraße als Rekrut eingestellt. Just in des Feldwebels Kompagnie. Das Gespenst der Vergangenheit. . . . Dieser böse Bursch ist der einzige Mitwisser verschollener Taten. Er hat den Feldwebel, seinen Vorgesetzten, in der Hand. Aus dem Pflichtenkonflikt, aus der qualvollen inneren Unfreiheit entflieht der Büßende, als er sich der Militärbehörde stellt. — Der große Fehler des Dramas ist die nicht überbrückte Kluft zwischen Vergangenheit und Gegenwart. Als Gewinn bleibt die Figur des köstlichen Landstreichers, eines schwäbischen Blutsverwandten der bajuvarischen Anzengruberschen Figuren, den aber Fellinger mit eigenen Augen aus dem Gelände geholt hat. Mit Dichteraugen, die auch am Verworfenen die schönen menschlichen Züge sieht, mit einem Herzen, das zwischen Schuld und Schicksal nicht richtet. Alfred Abel, der Darsteller, ist ein Meister solcher verschämter, von Galgenhumor verdeckter Menschlichkeit.

Den Raskolnikow-Gedanken („Und er nahm freiwillig sein Kreuz auf sich . . . .") hat auch das volkstümliche Drama „Meister Josef" von Eberhard König, dem starke theatralische Mittel zu einem vorübergehenden Erfolg im Friedrich Wilhelmstädtischen Schauspielhaus halfen.

Das Friedrich Wilhelmstädtische Schauspielhaus teilt sich mit den älteren Schillertheatern in die soziale Aufgabe, den minder bemittelten Volksklassen gute Theaterkost zu reichen. Aber Ehrgeiz und Wettbewerb drängen auch diese stille Arbeit hie und da aus der Richtung. Ein wenig dankenswertes Unternehmen war es, die Blöße unseres verehrten und geliebten Detlev von Liliencron, des Lyrikers, aufzudecken: sein gräulich talentloses und abgeschmacktes Ritterstück „Die Rantzau und die Pogwisch" aufzuführen. Eine provinziale Adelsstreitigkeit aus der Chronik Holsteins (anno 1459) — ohne einen allgemein-menschlichen Einschlag — füllt fünf jambenschwere, kindisch ungeschickte Akte.

Eine andere Novität dieses Theaters war auch dem Sensationstriebe zuzuschreiben. In der Berliner Affäre des flüchtigen Bankiers Friedberg spielte der Kriminalkommissär Müller eine Rolle. Er war bei den Erhebungen gegen einflußreiche Personen zu wenig schonend vorgegangen, und man hatte seine Nerven für krank erklärt. Die hierauf rasch vom Stapel gelassene Aufführung seines Eisenbahnerschauspiels „Lokomotivführer Claussen" bewies nebst einer gewissen Fähigkeit zur Beobachtung der äußeren Erscheinungen nur, daß der Kommissär (als Dichter heißt er Ernst Erik Eberhart) gesunde Nerven hat; denn er scheint sich sogar in der Langenweile wohl zu fühlen.

Die Schillertheater führten nur ein neues Stück auf, das ich nicht totzuschweigen brauche, aber nicht besprechen kann, weil es zum Teil meine eigene Sünde ist: „Der rote Leutnant", Schauspiel von Eduard Goldbeck und Hermann Kienzl. — Außerdem wurde an dieser Stätte etwas Bedeutsames aus dem Schachte unseres Reichtums ans Tageslicht gefördert: der erste Teil („Cäsars Abfall") von Ibsens historischer Kolossaltragödie: „Kaiser und Galiläer". Mit sehr bescheidenen Mitteln, die sich dem Kerne des dichterischen und theatralischen Problems nur schüchtern näherten. Obwohl das Drama am Ende seiner Hälfte gerade auf dem Höhepunkte abgebrochen wurde, ward ein außerordentlicher Eindruck erzielt. Man hat die Tragödie des Ich- und Gottsuchers Julian des Apostaten eine Geschichtsphilosophie genannt. Die Zusammensetzung des Wortes ist falsch. „Kaiser und Galiläer" ist ein historisches Drama, weil die Vorgänge auf weltgeschichtlichem Prospekt spielen. Es ist aber nicht eine historische Darstellung der philosophischen Entwicklung. Als philosophisches Drama gehört es nicht der Vergangenheit an, ist es unser Ringen und Bluten. Wie der zeitlose Peer Gynt sucht Kaiser Julian sein Ich in der Irre. Unser Zeitalter wie das seine steht an gestürzten Altären. Unserer Gegenwart verwandt ist der problematische Charakter des Helden. Julian ist zu feige, daß er über Pose und Illusion hinaus die sichere Wahrheit seines Wesens finden könnte. Die Gestalt wandelt durch Ibsens Werke. Der Hjalmar der „Wildente" ist ihre vollkommenste Prägung. — Das bringt „Kaiser und Galiläer" uns näher, als es der historische Apparat vermöchte. Die Aufführung ließ auch fühlen, welche dramatische Elementarkraft in den losen Bildern der als Buchdrama verkannten Dichtung wirkt. Die Unvollkommenheit des Versuches war doch ein erster Anfang. Das Werk muß gewonnen werden. . . .!

Das neue Hebbeltheater trat mit einem streng-künstlerischen, fast artistischen Programm auf den Plan. Das Glück muß es sich erst erobern. Die natürlichen Kinderkrankheiten (eine mißlungene Eröffnungsvorstellung mit Hebbels „Maria Magdalena") schreckten ab. Strindberg, der grausame Meister, ist kein lockender Vogelfänger. Ein Theater muß die Frauen für sich haben. Lessings Vorschlag, Vorstellungen für

Männer zu geben, wäre heute nicht zu realisieren und ist, da die weibliche Prüderie ein sagenhaftes Ding geworden ist, auch völlig unnutz. Die Frauen nehmen Wildes „Salome“ und Wedekinds „Erdgeist“ willig auf. Doch Strindberg, der monomane Verächter des Weibes, ist in Ungnade. Das Hebbeltheater, das drei von den elf scharfkantigen Einaktern des bitteren Dichters gab, mußte es büßen.

Auch dem Stildrama „Der Andere“ von Julius Bab war kein guter Stern beschieden. Alle der Renaissance entliehene glühende Farbenpracht des Stückes täuscht nicht über sein eigentliches Wesen: das graue Theorie heißt. Julius Bab, der Dramaturg, erwartet die „Wiedergeburt des Dramas“ (so viele „erwarten“, statt frisch zu gebären!) aus dem Mutterschoß der Sprachkunst. Die Metapher ist die neue Muse. Sein Schauspiel ist recht ein Beispiel dafür, daß ein vorsätzlicher Stil am Ende dem Leben und der inneren Wahrscheinlichkeit sich entfremdet. Aus einem echten Komödienstoff hat der Dichter eine spintisierte Tragödie gemacht.

Noch ein halb Dutzend Schauspielhäuser brachten Novitäten. Sie gehörten dem Tag, und, wenn sie heute noch Kasse machen, doch sicher dem Alltag. Es waren der „Simson“ Henry Bernsteins (Neues Theater), das Lustspiel „Panne“ von Skowronnek (Lustspielhaus), eine unfreiwillige Faustparodie „Meister Mathias“ von Manfred Kyber (Königliches Schauspielhaus), „Der Dummkopf“ von Fulda (Neues Schauspielhaus) und leider auch (im zuletzt genannten Theater) Rudolf Presbers „Dame mit den Lilien“ darunter. Um einen poetischen Keim dieses in einer Wüste von Banalität und Witzlosigkeit versickernden Spieles ist es herzlich schade.

Die Dichter waren es nicht, die den ersten drei Monaten des Kalenderjahres ein besonderes Gepräge gaben. Das taten zwei fremde Schauspieler. Zwei Wiener. Alexander Girardi und die Niese. Spielten beide durch Monate Stücke aus der Erbschaftsmasse der Gehirnweichen. Buchbindersche Blödigkeiten. Und erfochten im raffinierten Berlin Triumphe der unverkünstelten Natur. Ja, die Sehnsucht nach der Einfalt....! Und das süddeutsche Temperament, die österreichische Weichheit und Wärme! Der norddeutsche Boden saugt das feuchte Element gierig ein.

Hermann Kienzl.

*

Wilhelm Busch-Ausstellung in München.

Zum ersten Male steht der große Zeichner und Karikaturist, Wilhelm Busch, als Maler vor dem Publikum. Die reichhaltige Ausstellung in der Galerie Heinemann, enthält unter vielen graphischen, zum größten Teil noch unbekannten Arbeiten, ungefähr 140 Ölbilder und Skizzen. Denn Busch hat selten ausgeführt, nicht „fertig-gemalt“, wie es der Laie nennt. Jedes seiner Bilder steht auf der Leinwand, rasch, flott, das Resultat der Eingebung, des Impulses, nicht verquält. Die Gemälde zeigen alle das kleine Format der Niederländer, eines Teniers, Ostade, Breughel &c. und diese Meister sind es vor allem, die Busch zur Nachahmung gereizt haben. Sie waren ihm die großen Vorbilder, denen er unermüdlich nachstrebte, ohne sie zu erreichen, wie er sich selbst in seiner Künstlererkenntnis und Demut eingestehen mußte. Auch die Diezschule hat ihn stark beeinflußt.

Busch ist als Maler nicht so originell wie als Zeichner. Wer seine Zeichnungen einmal gesehen hat, dem werden sie unvergeßlich bleiben, weil sie so charakteristisch sind — doch als Maler lehnt er sich an. Dieses Bild ist Rembrandt nachempfunden, jenes Teniers und ein anderes gemahnt in seinen braunen Tönen an Lenbach. Immerhin sind einzelne Arbeiten malerisch sehr wertvoll. Mit welcher Liebe, welchem scharfen Erkennen für das Wesentliche, ist so ein Stück Natur erfaßt, herausgeschnitten und in den Rahmen gesetzt. Ein Wirtshaustisch, um den lustige Kumpanen sitzen oder ein in der Sonne schlafender Hund, ein Stück Himmel, schlichte Häuschen, Windmühlen, Kühe und Schafe. Das alles lebt und ist echt deutsch, einfach, klar, gemütlich und ohne jede Pose. Busch hat seine eigene Farbenskala. Ein sattes tiefes Braun, dünn aufgetragen, so daß die Leinwand durchschimmert und neben den Mitteltönen frisch, unmittelbar, blau, grün oder ein sattes, leuchtendes, etwas gewagtes Rot. Besonders gelingt ihm die Luft und der Himmel mit seinen ziehenden Wolken.

Es ist bekannt, daß Busch seine zeichnerische Gabe geringer achtete und ihn malerische Probleme mehr reizten, weil es in der menschlichen Natur überhaupt und in der künstlerischen im speziellen tief begründet liegt, das Unerreichbare mehr zu lieben und zu erstreben, als das Erreichte. Er hat sich als Maler nie selbst genügt und ist darum nie als solcher in die Öffentlichkeit getreten. In strenger Selbstkritik hat er vieles vernichtet. Wilhelm Busch, der Karikaturist und Dichter, bleibt eine einzig dastehende Persönlichkeit, die kein anderes Jahrhundert und keine andere Nation aufzuweisen hat. Der Maler Busch hingegen ist eine interessante, begabte Erscheinung, mit einer zwar stark persönlichen, aber nicht ganz neuen Note. Und vor allem interessiert uns der Maler, weil er uns den Zeichner und Menschen näher bringt und verständlicher macht.

Die Ausstellung hat das Märlein vom leichten, mühelosen Schaffen zerstört, an das alle trägen Kunstjünger so gern glauben. Die Gestalten von Busch sind so selbstverständlich wie das helle Lachen, das uns vom Herzen kommt, wenn wir sie sehen. Und seine knappen Verse treffen stets

das Richtige und schildern eine Situation ganz genau. Seine Menschen sind mit uns durchs Leben gewandert und uns so vertraut wie Freunde. Schon in der Kinderstube haben wir über Max und Moriz gelacht und später die Leiden und Freuden der Zipfelmützenträger und Kleinbürger verfolgt und den grauenvollen Tod der frommen Helene beklagt. Und die Verse zu all den Bildern, die Buschiaden, sind geflügelte Worte geworden, weil sie in alle Situationen des Lebens passen.

Nun sehen wir, indem wir seinen künstlerischen Nachlaß und Werdegang betrachten, wie er unermüdlich danach gerungen hat, die selbstverständliche, klare, einfache Art der Form zu finden. Welch großes Können bergen diese Skizzen der reichhaltigen, graphischen Abteilung und welch eisernen Fleiß! Da sind Skelettstudien in Bleistift, jeder Knochen durchgezeichnet, in allen möglichen Stellungen und Verkürzungen. Blumen, mit so viel Liebe und Vertiefung in das Sujet wiedergegeben, wie die Pflanzenstudien von Dürer. Dann Interieurs, jedes Gerät genau gezeichnet, ohne kleinlich zu wirken, und genau durchgeführte Kopf-, Figur- und Gewandstudien. Bei den Landschaften ist das Geäst und das Laubwerk der Bäume ganz intim gesehen.

Immer wieder sieht man den Forscher, den das Leben in allen seinen Ausdrucksformen interessiert und der an allem das Besondere findet. Und erst die Quintessenz dieses Suchens, des Fleißes und des Ringens, sind die in ihrer Einfachheit so köstlichen Buschiaden.

Außer den Originalen von bekannten Büchern zeigt die Ausstellung viel Neues, das nie im Druck erschienen ist. Kleine, lustige Bildchen, wohl Gelegenheitsskizzen, für den Freundeskreis bestimmt und darunter von der Hand des Meisters die Verse. Wie komisch ist die Geschichte von Peter, der an einem Wintertag ins Eis einbrach und zu einem Eiszapfenstachelschwein zusammenfror. Am elterlichen Ofen aufgetaut und zerflossen, wurden seine irdischen Reste in einem Topf aufbewahrt. Das ist echt Busch! Das Unmöglichste möglich zu machen, ohne unser Gefühl zu verletzen oder geschmacklos zu werden.

Im ersten Saal befindet sich das Bildnis des toten Meisters von Lenbach gemalt. Er stellt ihn im reifen Mannesalter dar. Ein feines, kluges Lächeln des Verständnisses und der Güte spielt um den Mund des Humoristen. Er, der so viel herzliches Lachen entfesselt hat, ist verstummt. Aber sein Geist, sein Humor, werden immer weiter leben. M. Hanel.

*

Unangenehme Besucher bei Friedrich von Gentz.

Am 9. August 1820 war es, als Professor De Wette, der wegen eines Trostschreibens an die Mutter von Karl Ludwig Sand sein Lehramt in Berlin aufzugeben genötigt war, Ludwig Rödiger, Doktor der Philosophie, aus Neukirchen in Rheinbayern, Regierungsdirektor Fernow aus Gumbinnen, der bekannte Buchhändler Georg Reimer und der historische Schriftsteller Förster auf einer Fußreise über Innsbruck in Gastein einlangten. Als Georg Reimer erfuhr, daß sich unter den Kurgästen auch Friedrich von Gentz befinde, suchte er, begleitet von dem Sohne De Wettes, den Meister des politischen Stils auf, der die beiden Fremden am 9. August in seiner Wohnung empfing. Der Name De Wette mochte dem Publizisten und Staatsmann Kotzebues Ermordung in frische Erinnerung gebracht und in ihm die Furcht erregt haben, einem gleichen Schicksal zu unterliegen. Noch unter dem Eindrucke dieses ihm unheimlichen Besuches schilderte er am nächsten Tage in einem uns in Abschrift vorliegenden Briefe an Pilat, den Privatsekretär des Fürsten Metternich und Redakteur des „Österreichischen Beobachters" die ängstliche Stimmung, in die ihn die Anwesenheit der beiden Unholden versetzt hatte. „Gestern" — schrieb Gentz — „hatte ich hier eine seltsame Erscheinung, wovon ich Ihnen Bericht abstatten muß. Zwischen 5 und 6 Uhr Abends meldet man mir den Doktor Reimer aus Berlin, der mit noch einem jungen Manne mir aufzuwarten wünsche. Ich glaubte es sei ein Sohn des bekannten Reimer, und läugne Ihnen nicht, daß sofort alle Sands und Löhnings von Norddeutschland vor meinem Gemüth standen. Da die beiden Menschen schon im Nebenzimmer waren, so blieb Anstandshalber nichts übrig, als sie kommen zu lassen. Hierauf trat ein der berühmte Buchhändler in höchst eigener Person, nebst einem zimlich jungen und sehr häßlichen Dr. De Wette, vermuthlich einem Sohn des berüchtigten Professors. Sie waren auf einer Fußreise zu Mittag hier angelangt, und wollten noch am selben Abend ihren Rückmarsch nach Hofgastein antreten, von wo sie dann über Salzburg, Linz und Prag nach Berlin zurückkehren.

Der Besuch, dessen eigentliches Motiv ich nicht begreifen konnte und noch nicht begreifen kann, setzte mich in einige Verlegenheit, die ich aber unter einer sehr höflichen Aufnahme, so gut als es gehen wollte, verbarg. Sie erzählten mir, sie kämen von München, und hätten das Unglück gehabt, auf einer Wanderung von dort nach dem Kochel-See einen ihrer Reisegefährten einen Mahler Zimmermann aus Berlin, der vor einiger Zeit in Wien gewesen, und dort die Stadionische Familie gemahlt haben soll, zu verlieren. Dieser junge Deutsche hatte sich aus einem Übermuth 5 Meilen dießseits München in einem reissenden Bergstrom (der Loisach) gebadet, und war ohneweiters ertrunken. Seine Gesellschafter gingen also nach München zurück, liessen

ihn dort begraben, und wanderten nun nach Salzburg und durch den Pinzgau nach Gastein, um hier — etwa 8 oder 9 Stunden zuzubringen. Ich fragte ob ihre Gesellschaft zahlreich sei, und erhielt zur Antwort, sie wären jetzt noch ihrer 7, wobei drei mir genannt, die übrigen vielleicht aus Schonung verschwiegen wurden. Die genannten waren Dr. Jung, Dr. Röder und ein gewisser Hr. v. Förster, der wenn ich nicht sehr irre, einer der Helden und Geschichtsschreiber des Befreiungs-Krieges war. Als ich diese Namen hörte, wurde mir sonderbar zu Muthe.

Indessen nahm ich meine Partie und setzte das Gespräch ruhig fort. Es fiel, ich weiß nicht wie, auf die Handelsverhältniße zwischen den Bundesstaaten, dann auf die Preußische Finanz-Verwaltung und Steuer-System überhaupt. Es dauerte Gottlob nur eine halbe Stunde, jedes Wort, welches die Unholden sprachen, verrieth den inneren Gram gegen alles bestehende und ihre hochmüthigen Projekte alles neu zu schaffen. Von eigentlicher Politik hielt ich sie strenge entfernt und auf die Frage, ob ich keine neuen Nachrichten aus Italien hätte, antwortete ich kurz und trocken mit Nein! — Als sie fort waren, konnte ich mich nicht enthalten, Gott zu danken, daß ich mit dem Leben davon gekommen war, denn mehr als einmal kam mir der Gedanke, sie würden Dolche oder Pistolen aus der Tasche ziehen.

Allen Scherz bei Seite gesetzt, werden Sie wohl begreifen, daß ich, der ich mit dieser Höllenbrut nun so lange in keiner Art von Berührung gewesen bin, auch äußerst unheimlich mit ihnen fühlen mußte, und daß ich lieber noch 4mal, allenfalls auch bei Nacht über alle hängenden Brücken der Klamme und alle Abgründe der Salzach gehen oder fahren, als mit diesen deutschen Carbonari unter einem Dach wohnen wollte; hätte sich die Rotte auch nur auf 3 Tage hier niedergelassen, ich wäre sogleich davon gegangen, und hätte mich in Bockstein oder Hofgastein so lange einquartirt, als bis der Ort rein gewesen wäre. Daß übrigens eine ganze Gesellschaft solcher notorischer Umtriebler, wovon wenigstens die Hälfte noch vor 6 Monaten eingesperrt oder flüchtig war, unsere Provinzen in allen Directionen frei durchstreifen dürfe, scheint mir doch eine bedenkliche Sache, und besonders zu Fuß, wo alle Controlle aufhört, und wo sie in den entlegensten Winkeln der Monarchie treiben können, was ihnen beliebt. Die Leichtigkeit, womit unsere Gesandtschaft in Berlin und Dresden Päße austheilen, hat mich oft schon scandalisirt. Ich würde in unsere Zeiten keinen nur irgend verdächtigen Reisenden einen andern Paß geben, als um auf der Poststraße nach Prag oder nach Wien zu gehen, und hier müßte dann erst entschieden werden, ob er geeignet sei, Beobachtungs-Reisen im Innern des Landes zu machen.

Theilen Sie diesen ganzen Artikel (außer dem Fürsten, wenn sich etwa eine Veranlassung darbiethet) Niemandem mit. Er würde nur unnütze Glossen oder Spöttereien provozieren und beides vermeide ich, wie Sie wissen, gar gerne. . . . Ich stimme zu allem Guten und Rechten, aber zuerst schaffe man mir die Carbonari, die deutschen, französischen, italienischen, englischen, spanischen Carbonari vom Halse; erst Freiheit (d. i. Sicherheit) für das Leben des Staates, dann Freiheit für die Kirche, dann Freiheit für Alle, die sie gebrauchen können."

* * *

Rundschau.

19. April (Ostersonntag). Parteitag der ungarischen sozialdemokratischen Partei in Budapest.

20. Sozialdemokratische Frauenreichskonferenz in Wien. — Protestversammlung gegen Prof. Wahrmund in Brixen.

21. Eröffnung des ersten internationalen Laryngo-Rhinologenkongresses in Wien. — Herrenhausmitglied Sektionschef Prof. Dr. Theodor R. v. Sickel (geb. 1826) in Meran †.

22. Hofrat Prof. Dr. Leopold R. v. Schrötter (geb. 1837) in Wien †.

23. Die Sekundanten des Baron Rauch erklären, daß die Sekundanten des Abg. Medakovics einen Ehrenrat abgelehnt und daß die Duellangelegenheit somit erledigt sei.

24. Der Wahlkreis Oberhollabrunn wählt den christlichsozialen Kandidaten Leopold Diwald in den Reichsrat. — Aus der Landtagsgruppe der Starcevicpartei treten unter Führung von Lukac Starcevic eine Anzahl Mitglieder aus, die sich als neue Fraktion konstituieren.

25. Dr. Balthasar Bogisic (geb. 1836) in Fiume †.

26. In Wien konstituiert sich der Zentralverband österreichischer Kaufleute. — Deutschfreiheitlicher Volkstag in Kalsching. — Alttschechischer Parteitag in Prag.

27. Eröffnung des Tiroler Landtages. — Allgemeiner österreichischer israelitischer Bundestag in Wien. — Kaiser Wilhelm II. besucht vor Korfu die österreichisch-ungarische Eskadre. — Internationaler Positivistenkongreß in Neapel.

28. Der Tiroler Landtag wird vertagt. — 12. Sitzung des Herrenhauses: Die Vorlage betreffend die Organisation und das Budget des Ministeriums für öffentliche Arbeiten wird einer Spezialkommission zugewiesen. Graf Franz Thun und Genossen verlangen in einer Interpellation die Enthebung Prof. Wahrmunds von seiner Professur und drohen, wenn dies nicht geschehe, mit der Verweigerung des Budgets.

29. Die „Wiener Zeitung" veröffentlicht die Ernennung des Geh. Rates Dr. Michael Bobrzynski zum Statthalter in Galizien. — Eröffnung der dritten Session des ungarischen Reichstages. — Die Agramer Universitätsstudenten beschließen als Protest gegen die Pensionierung des Professor Surmin zu streiken.

30. Unter dem Vorsitz des Ministers des Äußern findet in Wien ein gemeinsamer Ministerrat statt. — 64. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Auf Antrag der Deutschradikalen wird der Einlauf wörtlich verlesen. Nach Beantwortung einiger Interpellationen wird die Sitzung geschlossen. — Die „Wiener Zeitung" veröffentlicht eine Verordnung, wodurch der Gebrauch der Guldenwährung verboten wird. — Die Gesellschaft der Musikfreunde in Wien stimmt der Verstaatlichung des Konservatoriums zu.

1. Mai. Minister Franz Peschka (geb. 1856) in Wien †.

2. Die Vorlesungen über Kirchenrecht an der Innsbrucker Universität werden sistiert.

3. General Stephan Türr (geb. 1825) in Budapest †.

4. Abgeordneter Dr. Josef Herold (geb. 1850) in Prag †. — An der tierärztlichen Hochschule in Wien finden Studentendemonstrationen statt, die das Einschreiten von Militär zur Folge haben. — Internationale Telegraphenkonferenz in Lissabon.

5. 65. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Auf Antrag der Deutschradikalen wird der Einlauf wörtlich verlesen. Interpellationsbeantwortungen.

6. Das deutsche Kaiserpaar landet in Pola und begibt sich nach Wien. — Der deutsche Reichstag ermächtigt seinen Präsidenten, dem Kaiser Franz Joseph seine Huldigung auszusprechen. — Im Handelsministerium beginnt eine Expertise über die Projekte für den Donau-Oderkanal und den Donau-Oder-Weichselkanal. — 150jähriges Jubiläum der Witwen- und Waisensozietät des medizinischen Doktorenkollegiums in Wien. — Die „Wiener Zeitung“ veröffentlicht die Ernennung des Landtagsabgeordneten Joh. Nep. Hauser zum Landeshauptmann in Oberösterreich. — Eine Gruppe von 200 kroatischen Studenten aus Agram trifft in Wien ein, zieht vor das Parlament und entsendet eine Deputation zu den südslawischen Abgeordneten, die den Studenten empfehlen, im Kampfe auszuharren und ihnen „jede materielle und moralische Unterstützung seitens der Südslawen in Österreich“ zusagen.

*

Die Huldigung der deutschen Bundesfürsten. Die alte Kaiserstadt, die Stadt des Wiener Kongresses hat seit langem keine so zahlreiche Gesellschaft deutscher Fürsten in ihren Mauern gesehen als am 7. Mai. Die Könige von Sachsen und Württemberg, der Prinzregent von Bayern, die Großherzoge von Baden, Sachsen-Weimar-Eisenach, von Oldenburg, von Mecklenburg-Schwerin, der Herzog von Anhalt, die Fürsten zu Lippe und von Schaumburg-Lippe, sowie der Bürgermeister von Hamburg als Vertreter der freien Hansastädte waren gekommen, um unter Führung des deutschen Kaisers unserm greisen Monarchen zu seinem 60jährigen Regierungsjubiläum zu huldigen. Der Gedanke zu dieser seltenen Feier war von Wilhelm II. ausgegangen, und die Huldigung der deutschen Bundesfürsten gestaltete sich zu einem besonderen Ehrenakt für Franz Joseph I., aber auch zu einer imposanten Manifestation der monarchischen Idee. Ihr kommt nicht nur eine historische, sondern auch eine hochpolitische Bedeutung zu. Die Reden, welche die beiden Kaiser bei dieser Gelegenheit wechselten, drückten die Friedensliebe beider Reiche aus, und bewiesen aufs neue die innigen Bande zwischen Deutschland und Österreich. Sie fanden ihre Ergänzung in der Begrüßungsdepesche des Königs von Italien, die die Festigkeit des Dreibundes zeigte, auf dem die europäische Politik fußt und der seine Aufgabe, den Frieden Europas zu sichern, „bis in die fernste Zukunft“ erfüllen wird. Österreich kann stolz auf diesen feierlichen Akt sein; galt er auch in erster Linie der Person seines allverehrten Herrschers, so gereicht er auch dem Reiche zur Ehre.

—v—

*

Es gibt keine Flaggenfrage in unserer Kriegsmarine! Der sehr geehrte Verfasser des Artikels „Die Flaggenfrage in unserer Kriegsmarine“ ist durch die schmerzliche Enunziation des Herrn Béla Barabbas, nirgends ungarische Flaggen und Abzeichen gesehen zu haben, nach reiflicher Überlegung zur Einsicht gekommen, daß die Hetze der Herren Magyaren gegen die ruhmgekrönte Flagge unserer Kriegsmarine in staatsrechtlicher Beziehung einer gewissen Begründung nicht entbehre — — ja, daß sogar der bloße Anblick derselben dem Magyaren ein gewisses Gefühl der Zurücksetzung seiner Nation vielleicht sogar der Einschätzung derselben als Quantité négligeable hervorrufen müsse, da doch diese Flagge ein ausgesprochen österreichisches Emblem sei — ein meines Erachtens großer Irrtum.

Staatsrechtlich österreichisch können nur die Fahnen des k. u. k. Heeres, welche den Doppeladler auf gelbem, schwarzgelb ausgeschlungenen Grund aufweisen, bezeichnet werden. Dagegen scheint der magyarische Chauvinismus nicht ohne Erfolg angekämpft zu haben, da man angeblich in maßgebenden militärischen Kreisen mit der Eventualität rechnet, bei der k. u. k. Armee Fahnen und Abzeichen einzuführen, welche sowohl den Doppeladler als auch das ungarische Staatswappen aufweisen sollen.

Ob dergleichen staatsrechtliche Versuche einer Armee, wie der österreichisch-ungarischen, welche aus so vielen Nationalitäten zusammengesetzt ist, zum Segen gereichen werden — ob nicht vielmehr dadurch die leidige Politik in ihre Reihen hineingetragen werden wird — mag dahingestellt bleiben.

Es mag begreiflich erscheinen, daß ungarische Politiker großes Interesse für eine derartige Erledigung dieser Angelegenheit an den Tag legen — aber man fragt sich, wozu der plötzliche Lärm über die bisherige Form unserer gemeinsamen Kriegsflagge, die doch keine der vorerwähnten Eigenschaften der derzeitigen Fahnen des k. und k. Heeres aufweist, da sie mit dem Wappen des Erzhauses geziert und nur in dessen Farben gehalten ist, also den persönlichen Emblemen eines Herrschers, der sowohl Kaiser von Österreich als auch apostolischer König von Ungarn ist.

Eine Eigenschaft, welche sie zum Symbol des Doppelstaates an der Donau prädestiniert — einem Symbol, zu dem auch der ungarische Patriot mit voller Genugtuung hinaufzublicken vermag — da das Selbstbewußtsein der ungarischen Nation durch die Farben ihres gekrönten Königs unmöglich verletzt werden kann — eine vernünftige Einsicht, die auch der größte nationale Chauvinismus nicht hinwegzuleugnen vermag!

Im Hinblick auf diese Ausführungen erscheint die Bestimmung des letzten Ausgleichsvertrages zwischen Österreich und Ungarn, welcher beiden Staaten das Recht einräumt, auf den beider-

seitigen Binnenwässern die eigene nationale Flagge zu führen, mehr als bedauerlich, da durch dieselbe die k. u. k. Kriegsflagge für die Fahrzeuge der in Betracht kommenden österreichischen Schiffahrtsgesellschaften als Handelsflagge eingeführt wurde. Es ist zum mindesten ein Mißgriff, der mit einiger Überlegung hätte vermieden werden können, da durch ihn die Magyaren beinahe künstlich zu der in diesem Fall logischen Ansicht gelangen mußten, daß die Ausgestaltung der k. u. k. Kriegsflagge nur dem österreichischen Standpunkte Rechnung trage, ein Irrtum, welcher wohl zur Genüge klar gelegt ist. Zur endgültigen Beseitigung dieses Irrtums wäre es nunmehr Sache der maßgebenden Faktoren, neue Handelsflaggen für die Handelsflotte zu schaffen, bei welchen das staatsrechtliche Verhältnis auf den ersten Blick, selbst für den Laien zum Ausdruck kommt.

In den Binnenwässern hätten österreichische Schiffe den Doppeladler auf gelbem, schwarzgelb ausgeschlungenem Grund zu führen, ungarische dagegen das ungarische Staatswappen in einer diesem entsprechenden Umordnung.

Auf hoher See, wo derzeit eine Flagge im Gebrauch ist, die sich als eine Kombination der Farben und des Wappens des Hauses Habsburg (fälschlich „österreichisch" im staatsrechtlichen Sinne) sowie des ungarischen Staatswappens und dessen Farben darstellt, wäre eine mit dem österreichischen (Doppeladler) und dem ungarischen Staatswappen ausgestattete zu verwenden, oder es wären beide Flaggen zu führen, da ja auch unsere auswärtigen Missionen bei festlichen Anlässen die beiderseitigen Staatsflaggen hissen. Eine Frage, über deren nähere Details sich die beiderseitigen Staatsrechtler nach Belieben ihre Köpfe zerbrechen mögen, unbeschadet unserer Kriegsflagge, welche ein gemeinsames Wahrzeichen ist!

Rudolf Graf Czernin.

*

Brahmsfestlichkeiten. Am 7. Mai d. J. ist das Brahmsdenkmal, das Rudolf Weyr geschaffen hat, enthüllt worden. Wer Brahms je gekannt hat, wer ihn einmal gesehen, ja wer sich von ihm nur ein Bild entworfen hat, wird dieses Denkmal sofort lieb gewinnen. Es ist der schlichte und doch so große Mensch, der von seiner über das Wirrsal des vorbeirauschenden Tages erhöhten Ruhebank aus über den Beschauer hinwegblickt. Das Denkmal steht im Resselpark, an einer Stelle, die Brahms auf seinen täglichen Spaziergängen oft durchmessen hat. Freilich, der Platz ist durch die Wienflußregulierung und die Stadtbahnanlagen längst ein anderer geworden; doch das Denkmal ist so glücklich gestellt, daß jedermann mit einem Schritt aus dem Lärm der Verkehrsstraße heraus zum Beschauen und zur Beschaulichkeit gelangen kann. Mit der Feier der Denkmalsenthüllung hat man auch die Eröffnung einer kleinen, aber sehenswerten Brahmsausstellung in den Räumen der Gesellschaft der Musikfreunde verbunden, veranstaltet von der Brahmsgesellschaft, geordnet und aufgestellt aber von dem Archivar Dr. Eusebius Mandyczewski. Die Gesellschaft der Musikfreunde hat auch ihr Teil dazu beigetragen, das Andenken eines großen Komponisten durch Aufführung seiner Werke zu ehren. Man hat das „Deutsche Requiem" und mehrere in Wien noch nicht aufgeführte Fest- und Gedenksprüche zu hören bekommen. Im Bösendorfersaal folgte dann eine von den Damen Stella Hohenfels und Agnes Bricht-Pyllemann und den Herren Dr. Felix von Kraus und Direktor Ferdinand Löwe bestrittene vollständige Aufführung des Romanzenkranzes von der „schönen Magelone". D. B.

*

Wiener Theater. Jüngst brachte das Deutsche Volkstheater von Bernard Shaw eine Komödie, die er im Jahre 1893 geschrieben hat, als Ibsen in London Mode, d. h. mißverstanden zu werden begann. Im Englischen führt sie den Titel „The Philanderer", im Deutschen „Der Liebhaber". Was sich satirisch gegen Ibsen wendet oder gegen die Art, wie der nordische Dichter in England mißverstanden wurde, bleibt uns ein Buch mit sieben Siegeln und vor den zwei Akten, die in einem Ibsenklub spielen, stehen wir wie vor einem spanischen Dorf. Ratlos bewundern wir ein Fangballspiel mit Schlagworten, von denen keine Brücke zur Sozialethik Ibsens hinüberführt und wir sehen Leute von einem geistigen Sport ergriffen, der weit eher durch fashionable Langweile entstanden sein könnte, als durch die Beschäftigung mit Ibsen. Von den kraus durcheinander wirbelnden Vorgängen, auf deren Wellenkämmen der ironische Witz Shaws sich in allen Farben des Regenbogens bricht, vermögen wir kaum mehr zu erhaschen, als daß eine leidenschaftliche junge Dame einer ihr kühl überlegenen Rivalin den Liebhaber abspenstig macht, ohne ihn deshalb für sich selber erobern zu können. Schließlich reicht sie einem lachenden Dritten die Hand, einem ungeliebten Arzt, der die schmerzliche Enttäuschung erlebt, daß die Leberkrankheit, auf deren Entdeckung er so stolz war, gar nicht existiert.

Wer guten Willens ist, könnte in der durch die Praxis ad absurdum geführten Entdeckung der neuen Leberkrankheit den satirischen Hauptschlag erblicken, den Bernard Shaw gegen die von Ibsen entdeckte Kulturkrankheit führt. Sicher aber ist man bei Shaw nie, das Richtige erraten zu haben. Seine Satire lebt von der Vieldeutigkeit, und das ist das Prickelnde an ihr. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß auch diese gegenständlich veraltete Komödie durch witzige

Ein- und Ausfälle unterhält, und vermißt man auch die süße Reife der „Candida“, so verläßt man doch das Theater mit dem angenehmen Gefühl, einen Abend in Gesellschaft eines geistreichen Mannes verbracht zu haben. Gespielt wird das Werk im Deutschen Volkstheater ganz ausgezeichnet.

Das gleiche Lob muß der Aufführung von Frank Wedekinds Kindertragödie „Frühlingserwachen“ gespendet werden, die auch auf der Bellaria ungewöhnlich großem Interesse begegnete, wiewohl ein Gastspiel von Max Reinhardts Ensemble den Reiz der Neuheit schon vorweg genommen hatte. Das war aber in den letzten Augusttagen des vergangenen Sommers, also in einer Zeit, wo die Mehrheit der Wiener Theatergänger noch Freiluft und Freilicht kneipte. Sie kann nun nachträglich aus eigenem Empfinden für oder gegen die lyrisch-mystisch-groteske Art Partei ergreifen, wie Wedekind die jungen Leiden und Freuden beim ersten Erwachen des Geschlechtsgefühles in einer scheinbar losen Szenenreihe von achtzehn Bildern poetisch darzustellen versuchte. Mag man sich in seiner theatralischen Gewohnheit darüber noch so sehr irritiert fühlen, daß der Vorhang den ganzen Abend über nicht fünf Minuten lang zur Ruhe kommt, eines ist gewiß: gleichgültig kann man an „Frühlingserwachen“ nicht vorüber, und dem Deutschen Volkstheater gebührt jedenfalls Dank für die sorgfältige und eindringliche Darstellung des Werkes, die einen Vergleich mit der durch das Ensemble Reinhardts keineswegs zu scheuen braucht.

Das größte Unglück für das Bürgertheater war der große Erfolg von „Gretchen“. Weil die Pikanterie dieser Groteske nicht mehr überboten werden konnte, hat es sich auf die nackte Sensation geworfen, die die Peripherie der dramatischen Kunst kaum mehr streift. Jetzt ist man in der eingeschlagenen Richtung bei dem Versuch angelangt, die Selbstmordmonomanie, die im Londoner Selbstmörderklub ihren schauerlichsten Ausdruck fand, theatralisch auszuschroten. Wer aber wähnt, man erhalte irgendwelche Aufschlüsse über die Entstehungsmöglichkeit solcher Auswüchse und wer da meint, es würde etwa gezeigt, wie das schnelle Aufkommen der irdischen Reichtümer das soziale und sittliche Gleichgewicht der Engländer derart gestört und in jenes heftige Schwanken gebracht habe, das wie die Seekrankheit zum Lebensüberdruß führt, der irrt gewaltig. In dem sogenannten Sensationsschauspiel „Der Hamptonklub“ handelt es sich lediglich um den Nervenkitzel, Zeuge zu werden von der Todesfurcht eines Selbstmordkandidaten wider Willen. Indes das Stück ist so plump gemacht, daß die erhoffte Sensation ausblieb. Umsonst wurde in Reklamenotizen verbreitet, das Stück wäre aus dem einzigen Grunde beinahe verboten worden, weil man ähnliche Zwischenfälle befürchtete, wie in Paris und New-York, wo nervöse Leute angeblich Ohnmachtsfälle erlitten hätten. In Wien fiel niemand in Ohnmacht und man war mehr erregt über die häßliche Spekulation als über die Verzweiflung des Journalisten, der sich aus Neugierde in den Klub eingeschlichen hat und seine Neugierde mit dem Tode büßen muß. Wer über die seltsame Erscheinung des Selbstmörderklubs unterrichtet sein will, tut besser, den Aufsatz „Der Spleenklub“ nachzulesen, den Ferdinand Kürnberger im Jahre 1866 geschrieben hat und der in der von Daberkow herausgegebenen Sammlung von 50 Feuilletons enthalten ist. Hier findet er das psychologisch Feinste und Tiefste, was je über die sozialen Entartungen in England gesagt worden ist.

Auf den beiden Bühnen Jarnos schwingen Frau Niese und Herr Girardi das Szepter ihrer Laune. Im Prater wurden die Aufführungen der „Försterchristel“ durch einen literarischen Abend unterbrochen, der die Erstaufführung der Komödie „Der Stolz der Stadt“ von Gustav Wied brachte. Die anheimelnde Bagatelle, die das Philisterium der kleinen Städte mit dem stillen Behagen an wunderlichen Originalen verspottet, hätte ein besseres Los verdient, als lieblos abgestoßen zu werden, wie eine lästige Verpflichtung. In der Josefstadt spielt jetzt Girardi eine neue Posse. Sie führt den Titel „Des Sängers Fluch“. Von Heinrich Lee rührt die Vorlage her, die Armin Friedmann für die österreichischen Bühnen bearbeitet hat. Alles in allem: eine brauchbare Handwerksarbeit, die von den billigen Mitteln des Volksstückes anständigen Gebrauch macht, um redliche Bürgergemüter lachen und weinen zu machen. Girardi gibt darin einen verkrachten Opernsänger, der vom Brettel weg in ein Zuckerbäckergeschäft heiratet, und er hat sich für den armen Teufel ein wunderbar geschraubtes Komödiantenpathos zurechtgelegt, das aber, durch drei Akte ununterbrochen festgehalten, schließlich eintönig zu wirken beginnt.

Theodor Antropp.

„Österreichische Rundschau“, XV., 4.
Redaktionsschluß 11. Mai 1908.
Ausgegeben 15. Mai 1908.
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Leopold Freiherr von Chlumecky, Dr. Karl Glossy, Dr. Felix Freiherr von Oppenheimer.
Chefredakteur: Dr. Karl Glossy. Verantwortlicher Redakteur: Karl Junker.

Büchereinlauf.

Austria, Weltbürgerliches Schauspiel in 5 Akten. Von G. Hondrey. Verlagsbuchhandlung Bruno Volger, Leipzig.

Die häusliche Erziehung der Kinder. Von Marianne Gutschreiter. Verlag für Literatur, Kunst und Musik, Leipzig.

Was ich litt und was ich lebte. Gedichte von Otto Henschke. Verlag für Literatur, Kunst und Musik, Leipzig 1907.

Kunst und Liebe. Komödie in einem Aufzuge und einem lyrischen Vorspiel. Von Alfred Rüdiger. Verlag für Literatur, Kunst und Musik, Leipzig 1907.

Warum? Eine Erzählung von M. Reng. Verlag für Literatur, Kunst und Musik, Leipzig 1907.

Der Untergang Kyrnaikas. Historische Tragödie in 5 Akten. Von Th. K. Otto Voigt. Verlag für Literatur, Kunst und Musik, Leipzig 1907.

Kunst und Künstler und anderes. Von Karl Danz. Verlag für Literatur, Kunst und Musik, Leipzig 1907.

Elfriede Gersberg. Von Anica Helmar. Verlag für Literatur, Kunst und Musik, Leipzig 1907.

Hennig Brabant. Historisches Trauerspiel in 5 Akten. Von Karl Welge. Verlag für Literatur, Kunst und Musik, Leipzig 1907.

Lieb Vaterland magst ruhig sein?! Zeitbild von Otto Munschan. Verlag für Literatnr, Kunst und Musik, Leipzig 1907.

Das sechste Gebot. Drama in 4 Aufzügen. Von Arthur Bretschneider. Verlag für Literatur, Kunst und Musik, Leipzig 1907.

Peter Schlemils wundersame Geschichte. Von Adalbert v. Chamisso. Verlaghaus von Weber, München 1907.

2 × 2 = 3. Satirspiel von Gustav Wied. Autorisierte Übersetzung von Ida Anders. Axel Juncker, Berlin, Stuttgart, Leipzig.

Der Weg des Verliebten. Gedichte von Max Brod. Verlag Axel Juncker, Berlin, Stuttgart, Leipzig.

Die Blumenschale. Gedichte vou Hugo Salus. Verlag Albert Langen, München 1908.

Philosophie des Geldes. Von Georg Simmel. Leipzig, Duncker & Humblot, 1907.

Antisemitismus und Nationaljudentum. Ein arischer Beitrag zur Lösung der Judenfrage von Camilla Theimer.

Valerius Brjusoff, die Republik des Südkreuzes. Novellen. München 1908 bei Hans v. Weber.

Die jonische Säule. Von Reinhold Freiherr v. Lichtenberg. Verlag von Rudolf Haupt, Leipzig und New-York 1907.

Fürst Arvanit. Von Nikolaus von Montenegro. Verlag der M. Riegerschen Buchhandlung (A. Himmer) in Augsburg 1906.

Hellas und Rom im Spiegel deutscher Dichtung. Eine Anthologie von † Dr. Karl Zettel, k. Gymnasialprofessor a. D. mit einem erklärenden Namensverzeichnis von Otto Hartlich, Oberlehrer a. d. Fürstenschule in Grimma i. S. Herausgegeben von August Brunner k. Konrektor am Luitpoldgymnasium in München. I. und II. Band. Verlag Erlangen, Palm & Enke (Carl Enke).

Weltenmorgen. Dramatisches Gedicht in 3 Handlungen von Eduard Hlatky, Freiburg im Breisgau, Herdersche Verlagshandlung.

Albert Kalthoff, Das Zeitalter der Reformation. Nachgelassene Predigten mit Vorwort von Friedrich Steudel. Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena 1907.

Fjodor Sallagub. Das Buch der Märchen. München 1908, verlegt bei bei Hans v. Weber.

Die Welt von der man nicht spricht. (Aus den Papieren einer Polizeibeamtin.) Zusammengestellt und bearbeitet von Anna Pappritz. Verlag Felix Dietrich Leipzig, 1908.

Inneres Leben. Von Ludwig v. Schlöser. Zweite, umgearbeitete und vermehrte Auflage. München 1907, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck).

Historischer Rückblick auf die Verpflegung der Armeen im Felde. Verfaßt von Generalmajor Otto Meixner. Wien 1908, Kommissionsverlag von L. W. Seidel & Sohn, k. u. k. Hofbuchhändler. Preis K 7.—

Die hier angezeigten Bücher können durch R. Lechner (Wilhelm Müller), k. u. k. Hof- u. Universitäts-Buchhandlung Wien I. Graben 31, bezogen werden.

Notizen.

Österreichische Berg- und Hüttenwerksgesellschaft. Die Aktien der österreichischen Berg- und Hüttenwerksgesellschaft werden seit dem 18. April d. J. im amtlichen Kursblatt der Wiener Börse notiert. Am Tag ihrer Einführung an der Wiener Börse wurden die auf einen Nominalbetrag von K 400.— lautenden Aktien zum Kurs von K 762.60 gehandelt.

Zwei Jahre Garantie für Photo-Apparate gibt die bekannte Firma Stöckig & Co., Hoflieferanten, Dresden und Bodenbach, für jede bei ihr gekaufte Kamera. Innerhalb dieser Zeit werden alle Schäden, die auf mangelhaftes Material oder fehlerhafte Konstruktion zurückzuführen sind, kostenlos abgestellt. Eine Beilage, welche eine sorgsam getroffene Auswahl guter Apparate enthält, liegt heute unserem Blatte bei. Die von der Firma gewährten kulanten Zahlungsbedingungen sind wohl jedermann bekannt.

Unserer heutigen Gesamtauflage liegt ein Prospekt der Verlagsbuchhandlung Dr. Wedekind in Berlin bei, auf den wir unsere geehrten Leser ganz besonders aufmerksam machen.

Eingesendet.

Redaktion und Administration: Wien I., Brännerstraße 4/6. Telephon 10.817.
Sprechstunde: Dienstag und Mittwoch von 6 bis 7 Uhr abends.
Unverlangte Manuskripte ohne Rückporto werden nicht zurückgestellt.
Verlag: Wien und Leipzig. K. u. k. Hof-Buchdruckerei und Hof-Verlags-Buchhandlung Carl Fromme.
Papier: Schlöglmühl.

Graf Andreas Potocki.

Ein Nachruf von Hofrat Dr. Stanislaw Smolka.

Fünf Jahre sind es her, daß Graf Andreas Potocki zum Statthalter von Galizien ernannt wurde. Um die Zeit als die Publikation seiner Ernennung erfolgte, weilte er zur Kur in Karlsbad. Von dort beantwortete er meine ihm übermittelten Glückwünsche mit dem folgenden Schreiben:

Karlsbad, 27. Mai.

„Herzlichen Dank für den so gütigen Brief und für die Glückwünsche. Ich weiß es selber nicht, ob ich gut getan, nach langem Zögern eine Stellung anzunehmen, die eine überaus schwierige ist. Es heißt eine Sache auf sich nehmen, die man nicht gut kennt, weshalb denn auch in mir Zweifel entstehen, ob ich auch nur in einem gewissen Maße diese Aufgabe zu lösen imstande sein werde. Für eines aber kann ich wohl bürgen: daß ich mit meiner Arbeit nicht kargen und mich nicht schonen werde."

„Sich nicht schonen!" Das war ein Grundsatz, mit welchem Potocki ins Leben trat, als ich ihn vor 28 Jahren kennen lernte. Ich war damals ein junger Professor, er hatte eben seine Universitätsstudien begonnen, die er dann mit einer Promotion sub auspiciis imperatoris beendigte. Diesen Grundsatz hatte er aus den ernsten Mauern des Schlosses von Krzeszowice mitgebracht, wo er ihm von seiner Mutter unter Hinweis auf das Beispiel seines unvergeßlichen Vaters, des Grafen Adam Potocki, eingeflößt worden war, den er als elfjähriger Knabe verlor. Mit diesem Grundsatz auf den Lippen hat die Mutter von dem Sohne auf ihrem Sterbebette Abschied genommen. Es war um die Zeit, als der galizische Landtag über die Wahlreform beriet. Das Fernbleiben des Statthalters von Lemberg hätte auf diese für das Land so überaus wichtige Angelegenheit von schädlicher Wirkung sein können. Dies hat der Mutter genügt, den Sohn, der den Stolz und die Hoffnung ihres Lebens gebildet, zu bewegen, ihren letzten Atemzug nicht abzuwarten, sondern auf den Posten, wohin die Pflicht rief, zurückzukehren.

Solcherart war die Tradition des Schlosses von Krzeszowice, eine Tradition des harten, öffentlichen Dienstes, der Pflichterfüllung ohne Rücksicht auf die eigene Person und die Angehörigen, eine Tradition, der unser großer Dichter Krasinski in den Worten Ausdruck gegeben:

„Vermehre du Dich stets durch Taten, welche leben,
So werden aus dir Einem sich tausend dann ergeben . . ."

Der Dichter und Denker, der durch engste Blutbande mit den Eltern des Grafen Andreas verknüpft gewesen, hat nicht wenig zur Ausbildung des Milieus beigetragen, in welchem sein Neffe heranwuchs. Denn Sigismund Krasinski war

selber ein begeisterter Repräsentant jener Geistesrichtung, die sich in dem Grafen Adam Potocki, dem Vater des Ermordeten, verkörpert hatte.

Ein Magnat, Herr eines gewaltigen Vermögens, der sich als einen Diener seiner Nation betrachtet und sich zu einem um so härteren Dienst verpflichtet fühlt, je reichlicher er von der Vorsehung ausgestattet worden — das ist ein Aristokratentypus, wie er nicht in jeder Gesellschaft zu finden, der aber, wo er vorhanden, jeden Unvoreingenommenen von dem Ideale einer solcherart aufgefaßten Aristokratie überzeugen muß. Bei den Polen nimmt jedoch dieser Typus, unter seinen besten Repräsentanten — bei den einen mehr, bei den anderen weniger — eine ganz besondere, anderen Gesellschaften fremde Färbung an. Diese ist der Ausfluß der Expiationsidee, des Bewußtseins, daß die Gegenwart verpflichtet ist, das von der Vergangenheit Vernachlässigte auszugleichen und daß bei dem Werke der inneren Wiedergeburt einer Nation die schwerste Last auf die Nachkommen jener alten Geschlechter falle, welche in der Vergangenheit Polens eine führende Stellung eingenommen haben und daher in erster Reihe die Verantwortung für die heutige Lage der Nation tragen. Alle guten Traditionen, auf welche die Nation sich in verflossenen Jahrhunderten gestützt und durch sie geglänzt hatte, vor dem Zerfalle zu bewahren, diesen ererbten Besitz zu mehren und das Vermehrte dann den neuen Geschlechtern zu überweisen: das ist des nationalen Dekaloges erstes Gebot, dem unter der Aristokratie nach der Teilung Polens kein zweites Geschlecht so viel Treue bewahrt hat, wie die in Krzeszowice erbgesessene Linie der Potocki.

Die Inspirationen Krasinskis haben sich hier mit jener realistischen Nüchternheit merkwürdig vereinigt, welche das ernste Zeitalter erforderte. Das ist der hervorstechende Zug im Leben des Großvaters, des Vaters und des frühverstorbenen Bruders des Grafen Andreas. Ein Zug, der auf der ganzen Linie, namentlich aber in der politischen Nüchternheit zum Vorschein gelangt, welche so oft den Stein des Anstoßes für die zu Taten so selten, zur Ausdauer noch seltener befähigte nationale Exaltation gebildet hat.

Diese Vereinigung von Ideal und Nüchternheit hat einen Magnatentypus gezeitigt, der seinen Besitz als ein öffentliches Gut, sich selber aber nur als einen Gott und der Nation verantwortlichen Verwalter dieses Gutes betrachtet und der fühlt, daß er für sich davon nur so viel gebrauchen darf, als es die Pflicht erlaubt und erheischt, so viel nur, als er es seiner Stellung nach Außen, nach Innen aber der Vergrößerung der persönlichen Energie eines ersten Faktors der Nation schuldig ist. Von dem Bewußtsein dieser Pflicht war Graf Andreas Potocki im höchsten Maße erfüllt.

Seinen öffentlichen Dienst begann er in der Diplomatie, wiewohl er niemals an eine diplomatische Karrierre gedacht hat. Dieser Dienst sollte eben nur eine Schule, eine Vorbereitung für das öffentliche Leben bilden.

Zum Vergnügen, zum Genießen ist keiner von den Potockis in die weite Welt hinausgezogen. Graf Artur Potocki hat Europa als Adjutant des Fürsten Josef Poniatowski und Napoleons I. durchquert, Graf Adam hat in England seine Bildung genossen und zeitlebens ein freundschaftliches Verhältnis mit den Zelebritäten Frankreichs unterhalten, Graf Andreas ging von der Diplomatie aus, um den europäischen Maßstab an die heimatlichen Verhältnisse anlegen zu lernen.

Nach vier Lehr- und Wanderjahren kehrte er in die Heimat zurück und stellte sich in Reih' und Glied. Dann heiratete er die Gräfin Christine Tyszkiewicz. Was für eine Lebens- und Arbeitsgefährtin er in ihr gefunden, welchen unerschöpflichen Born von Energie sein häusliches Glück für ihn bedeutet hat — das ist weiteren Kreisen erst durch das tragische Ende des Grafen enthüllt worden . . .

Im Laufe von zwölf Jahren stieg Potocki auf den Sprossen fruchtbringenden Dienstes im Bezirke, in der Stadt Krakau, im Landtag und im Reichsrat, zur ersten Stelle im Lande empor. In den Landtag kam er im Jahre 1895/96. Die beiden ersten Reden, die er dort gehalten, von denen die eine mit Vorbedacht gründlich ausgearbeitet, die andere aber eine während der Debatte improvisierte gewesen, beide jedoch von nicht gewöhnlicher Art, schienen anzudeuten, daß das eigentliche Feld seiner Wirksamkeit der parlamentarische Beruf bilden werde. Hierauf übernahm er das Budgetreferat und errang sich sogleich eine hervorragende Stellung unter den Mitgliedern des Landtages. Bald aber erkannte er und alle, die ihm nahestanden, seine besonderen Fähigkeiten auf dem Gebiete der öffentlichen Verwaltung und sein Ziel war auf ein ersprießliches Wirken außerhalb des Parlamentarismus gerichtet. Er bewarb sich zuerst um die Würde des Präsidenten der Stadt Krakau, doch hatte seine Kandidatur keinen Erfolg, wiewohl ihm nur wenige Stimmen fehlten. Im Jahre 1901 zum Landmarschall von Galizien ernannt, gelangte er im Alter von 40 Jahren an die Spitze der autonomen Landesverwaltung, wo er während seiner kurzen Wirksamkeit auf diesem Posten so viel Energie, Fähigkeit und politischen Takt bewies, daß nach seiner zwei Jahre später erfolgten Ernennung zum Statthalter sogar von den ihm nicht Wohlgesinnten zugegeben werden mußte, die Regierung des Landes sei von einem ungewöhnlichen Manne übernommen worden: a right man on the right place.

Popularitätshascherei lag weder in seiner Natur, noch entsprach sie der Tradition seiner Familie; ein tiefwurzelndes Gefühl der Verantwortlichkeit bewahrte ihn davor. Ein hervorragendes Mitglied der sogenannten „Krakauer Partei", deren Charakteristik von einem ihrer vorzüglichsten Repräsentanten vor nicht langer Zeit in diesen Blättern gegeben wurde, hörte Potocki in dem Augenblicke auf Parteimann zu sein, als er zum Landmarschall ernannt wurde. In seiner Überzeugung unerschütterlich, besaß er ein seltenes Empfinden für die Wirklichkeit. Diese stets vor Augen, war er immer, und zwar mit Erfolg bestrebt, die künstlichen, durch persönliche Vorurteile oder Parteileidenschaft verschärften Gegensätze zu mildern. Als Landmarschall noch unpopulär, gewann er als Statthalter mit jedem Jahre an Beliebtheit, auch in jenen Kreisen, die gegen ihn voreingenommen waren.

Ein Muster der Pflichttreue, Tatkraft und administrativer Begabung war er in jeder Beziehung ein Vorbild für seine Untergebenen, eine Arbeitskraft ersten Ranges, ein unerbittlicher Feind alles Protektionswesens, ein Mann, der sich aufopferungsvoll ernster Gefahr kaltblütig aussetzte; niemand aber hat es geahnt, daß er der Kugel eines Meuchelmörders erliegen werde, der wenige Minuten nach der Tat kaltblütig erklärte, die abgeschossenen Kugeln seien nicht gegen Potocki, vielmehr gegen das von ihm vertretene „System" gerichtet gewesen.

Dem deutschen Leser gegenüber muß ich hier auf die Erörterung der Frage verzichten, inwieweit der Meuchelmord durch dies „System" menschlich erklärt werden

könne?* Ich will mich daher beschränken, nur einige Tatsachen streng objektiv festzustellen, ohne deren Kenntnis ein den galizischen Verhältnissen fernstehender Leser sich unmöglich eine klare Vorstellung von dem Wirken und dem Tode des Grafen Andreas Potocki zu bilden vermag.

Die ruthenische Frage hat einen bei weitem mehr sozialen als nationalen Hintergrund. Es genügt in dieser Beziehung auf einige Ziffern hinzuweisen, welche den Ergebnissen der Volkszählung von 1900 entnommen sind. Der eigentliche Kern der ruthenischen Bevölkerung Galiziens besteht in einer halben Million Bauern, zumeist mit überaus geringem Grundbesitz, der durchschnittlich gegen 2 bis 4 *ha* oder noch weniger beträgt; daran reihen sich 1,188.951 besitzloser Landarbeiter. Was Handel und Gewerbe anbelangt, so ist die ruthenische Bevölkerung mit 6210 „selbständigen Unternehmern" (von wenigen Ausnahmen abgerechnet, unbemittelten Handwerkern und Krämern) sowie 674 Angestellten (größtenteils bei polnischen Unternehmern) vertreten, während auf diesem Gebiete die polnische Bevölkerung Galiziens 74.644 Selbständige und 8353 Angestellte aufweist. An Arbeitern im eigentlichen Sinne, Taglöhnern und Dienstboten zählt die ruthenische Bevölkerung 45.223 Individuen beiderlei Geschlechts (gegen 268.108 Polen). An selbständigen Personen, welche eine über die Volksschule hinausgehende Bildung genossen haben — abgesehen von einer verschwindend geringen Anzahl von Individuen, die bereits in den oben angegebenen Ziffern enthalten sind (Gewerbetreibende, Technikern usw.) — zählen die Ruthenen kaum 7000, worunter 6210 der Geistlichkeit**, dem Lehrpersonal und der Beamtenschaft (gegen 34.422 Polen), 145 den sogenannten liberalen Fächern (Advokaten, Ärzte usw. gegen 2138 Polen) angehören. Es gibt in Österreich — so viel mir bekannt ist — nicht mehr als zwei Großgrundbesitzer, die sich zur ruthenischen Nationalität bekennen; der eine, in Galizien ansässig, hält sich fern von der politischen Bewegung; der andere, in

* Was die auf die angebliche „Bedrückung" der Ruthenen bezüglichen Tatsachen betrifft, so darf ich auf das in meiner Schrift „Die Ruthenen und ihre Gönner in Berlin" (Wien, Fr. Doll, 1902) angeführte Tatsachenmaterial verweisen, und dies um so mehr, als meine Schrift sofort eine Entgegnung des Abg. Romańczuk hervorgerufen hat (Die Ruthenen und ihre Gegner in Galizien, Wien, C. W. Stern, 1902), worin einige geringfügige lapsus calami meiner Abhandlung scharf hervorgehoben wurden, aber das wesentliche, worauf sich das objektive Urteil eines deutschen Lesers in bezug auf die Gleichberechtigung der Ruthenen zu stützen vermag, nicht in Abrede gestellt werden konnte. Auf die allerdings sehr verschiedene Auffassung und Beleuchtung der Tatsachen und statistischen Ziffern kommt es bei unleugbarer Beredsamkeit derselben nicht viel an. Ich bin daher in der Lage, einem deutschen Leser, welcher ein Interesse für diese Frage haben könnte, ganz getrost die aufmerksame Lektüre beider Schriften anzuempfehlen, und zwar unter der Voraussetzung, daß er dabei auch die hier angegebenen Ziffern, den sozialen Bau der ruthenischen Nationalität betreffend, im Auge behält. Nur einer Behauptung des Abg. Romańczuk, die jetzigen ruthenischen Volksschulen hätten „einen mehr utraquistischen Charakter" (l. c. S. 20), muß ich im Interesse der Wahrheit aufs entschiedenste widersprechen. Wäre dem so, so müßte man auch feststellen, daß es in Galizien weder polnische noch ruthenische Mittelschulen gibt, sondern nur utraquistische, weil daselbst die deutsche Sprache deutsch vorgetragen wird. Seit dem Erscheinen der beiden Schriften sind allerdings bereits 6 Jahre verflossen, es haben sich inzwischen die Verhältnisse entschieden nicht zu Ungunsten der Ruthenen verändert.

** Die dem Band XX/2 der Berichte des galizischen statistischen Landesbureau beigefügten Tabellen (1905) weisen keine besondere Rubrik für die Geistlichkeit auf, und es ist anzunehmen, daß dieselbe in der Rubrik XXVI (Beamten) enthalten ist.

der Bukowina begütert, ein hervorragender Parteimann, muß sich in öffentlichen ruthenischen Versammlungen der deutschen Sprache bedienen, weil er des Ruthenischen nicht mächtig ist.

Welche Rolle das nationale Element in der ruthenischen Bewegung spielt, wird in äußerst bezeichnender Weise dadurch beleuchtet, daß die beiden ruthenischen Parteien einen erbitterten Kampf untereinander darüber führen, welcher Nationalität sie eigentlich angehören. Während nämlich die heutzutage viel schwächere altruthenische Partei sich entschieden zur kulturellen Einheit mit Rußland bekennt, infolgedessen mit einem tagtäglich vollerem Bewußtsein das Russische als Schriftsprache anerkennt und in Gebrauch einzuführen sucht, dagegen aber die kulturelle Existenzberechtigung des Ruthenischen als eines unausgebildeten Dialektes in Abrede stellt und den mit Recht oder mit Unrecht sogenannten „dialektischen Separatismus" der anderen Partei als Vaterlandsverrat verpönt: nimmt die „ukrainische" Partei die allerdings erst seit kurzem aufgetauchte Bezeichnung der „Ukrainischen Nation" in Anspruch, betrachtet das Russische als Feindessprache, sucht die Volkssprache zu einer Schriftsprache zu entwickeln oder behauptet vielmehr, sie sei bereits zu einer Kultursprache geworden. Ohne auf die verwickelten historischen, linguistischen und ethnographischen Probleme dieser Frage einzugehen, genügt es festzustellen, daß die ruthenische Volkssprache zweifellos einen beträchtlichen Zweig des großen russischen Sprachgebietes bildet; das Russische ist aber für einen Ruthenen ebensowenig verständlich wie für einen Polen, wenn auch anderseits der Abstand zwischen Russisch (Großrussisch) und Ruthenisch (Kleinrussisch) bei weitem nicht so bedeutend wie etwa zwischen Hoch- und Niederdeutsch erscheint. Es muß hierbei bemerkt werden, daß die Kluft zwischen den beiden Parteien und den von ihnen vertretenen nationalen Prinzipien erst in den letzten Jahren besonders prägnant zum Vorschein gekommen ist, seitdem die Altruthenen den nationalen all-russischen Standpunkt offen und unumwunden — wenn auch nur in kultureller Beziehung — zu präzisieren sich entschlossen haben, während es sich früher größtenteils um Gefühlssachen, um Sympathie oder Antipathie Rußland gegenüber gehandelt hat. Dies ist heutzutage nicht mehr der Fall: der Abgeordnete Markow scheute sich nicht mehr, im Einverständnis mit dem altruthenischen Klub russische Reden demonstrativ im Parlament zu halten und russisch geschriebene Interpellationen einzureichen. Was den Polenhaß betrifft, so haben die beiden Parteien jahrelang in dieser Beziehung einander zu überbieten gesucht, von wenigen oder vielmehr von einem einzigen vorübergehenden Augenblick einer gewissen Annäherung von seiten der „Ukrainer" abgesehen (1886), wie heutzutage im Gegenteil die Altruthenen zu derselben vielmehr geneigt erscheinen.

Der Kernpunkt der Frage liegt zweifellos in der Grundursache dieses tief eingewurzelten, unversöhnlichen Polenhasses, welcher in dem sozialen Boden begründet, fortwährend durch sozialen Neid geschürt, zugleich durch vielfache anderweitige Faktoren, größtenteils historischer Natur, unausgesetzt genährt wird. Im Vordergrunde steht die gewiß merkwürdige Assimilierungskraft des polnischen Elements. Das Polentum hat seit fünf Jahrhunderten so viel ruthenisches Element aufgesaugt, daß es sich — wie dies alle seine kulturellen Eigenschaften offenbaren — längst aus dem reinen (ethnologisch reinen) Polentum zu etwas, was eigentlich vielmehr als Ru-

theno-Polonismus bezeichnet werden dürfte, entwickelt hat. Es ist daher nicht zu verwundern, daß die Ruthenen nichts auf der Welt so sehr fürchten, als jene spontane Polonisierung, durch welche in der jahrhundertlangen Vergangenheit so viel Ruthenisches für die ruthenische Sache, wie sie vom nationalen Standpunkte aufgefaßt wird, verloren gegangen ist und trotz der zugespitzten Gegensätze noch immer verloren geht. Sollte man aber geneigt sein zu glauben, daß es eine Art verdammenswürdigen Strebertums ist, wodurch die „unterdrückten" Ruthenen verleitet werden, das nationale Banner zu fliehen und sich dem „herrschenden" Polentum anzuschließen, so muß zu Ehren der Ruthenen festgestellt werden, daß jener Assimilierungsprozeß sich in Galizien vorzugsweise zu einer Zeit betätigt hat, wo der polnische Patriotismus viel leichter nach Brünn auf den Spielberg oder nach Kufstein als zu lukrativen Stellen führte, während die Assimilation gerade seit 1867 entschieden in Abnahme begriffen ist. Sie hat aber trotz der unausgesetzten, gewissenlosen Propaganda des Nationalhasses auch heutzutage nicht aufgehört vereinzelt zum Vorschein zu treten, und die sporadischen Fälle sind noch jetzt nicht so selten, wo in einer und derselben Familie griechisch-katholischen Bekenntnisses neben leidenschaftlichen „Ukrainern" überzeugungstreue polnische Patrioten vorkommen. Infolgedessen wird auf der ruthenischen Seite der erbitterte, unversöhnliche Kampf gegen polnische Mitbürger instinktiv als das beinahe einzige, seit einigen Jahrzehnten bewährte Schutzmittel gegen spontane Entnationalisierung anerkannt. Diesem Zwecke dienen mit unübertroffenem Eifer die „ukrainische" Volks- und Mittelschule, sowie „ukrainische" Studentenverbindungen an den Universitäten, die Tagespresse, die von blutdürstigen Instinkten durchdrungenen Flugschriften- und belletristische Literatur wie auch die immer in weiteren Kreisen verbreitete Organisation der „ukrainischen" Turn- und Feuerwehrvereine. Wäre auf all jenen Gebieten der nationalen Bewegung mehr wahrhafte Begeisterung für das Heimische enthalten, für das Ruthenische, welches in der Tat so viel Liebe und Anhänglichkeit verdient, wäre weniger Polenhaß gepredigt: so würde dadurch gewiß der sicherste Damm gegen die Fortschritte des Russophilismus der Altruthenen geschaffen werden, die in berechtigter Abneigung gegen ein derart leidenschaftliches, geradezu entartendes Treiben sich um so mehr zu den lauteren Idealen eines Gogol, eines Turgenjeff, eines Tolstoi hingezogen fühlen, je weniger die menschliche Natur auf die Dauer durch das verzerrte Ideal der rabies antipolonica befriedigt werden kann. Vor allem steht in Diensten jener gewissenlosen Hetze — und zwar sowohl nach innen wie nach außen — das konsequente System krasser Unwahrheiten, die in Wort und Schrift über die angebliche Bedrückung der Ruthenen verbreitet werden: es wird dadurch zu Hause die heranwachsende Jugend hypnotisiert und zugleich sucht man durch dieses bewährte Mittel dem „Feinde" außerhalb Galiziens den Todesstoß zu versetzen. Jahrelang wurde auf diese Weise das Werk des Ausgleichs, der Versöhnung gehindert, an dem die hervorragendsten Männer unter galizischen Polen mit so viel Ernst und Hingebung mitzuwirken gesucht haben; darauf kam es ja eben an, den Kampf nicht ruhen zu lassen. Seit wenigen Jahren ist eine neue Erscheinung hinzugekommen, auf die ich bereits vor einiger Zeit in meiner Schrift „Die Ruthenen und ihre Gönner in Berlin" hinzuweisen Gelegenheit gehabt hatte. Seitdem die „ukrainische" Bewegung eine immer mehr ins Berlinerblau schillernde Färbung angenommen, seitdem sich so

heterogene Elemente, wie die unerbittlichsten Polenfeinde an der Spree und am Dniester, die Hand gereicht: sind die „Ukrainer" von einer Art Größenwahn befallen worden, indem sich ihnen die Aussicht auf eine Zukunft zu eröffnen schien, die sie wohl früher selber für unerreichbar hielten. An Idealen ist überhaupt der spezifisch „ukrainische" Gesichtskreis nicht reich. Bezeichnend ist es aber jedenfalls, daß gerade in der letzten Zeit dasjenige, was so lange als das politische Postulat der Ruthenen gegolten, die Zweiteilung Galiziens, einem anderem, scheinbar viel leichter zu verwirklichenden „Ideal" gewichen ist: der Forderung, daß baldmöglichst der Statthalterposten in Galizien durch einen in nationaler Beziehung nicht definierbaren Bureaukraten besetzt werden möchte, beider Landessprachen mehr oder weniger kundig, von dem zu erwarten wäre, daß er sich, der erwünschten Ruhe zuliebe, dem „ukrainischen" Terrorismus folgsam erweisen würde. Mit einem Schlage wäre dann das „System", welchem die Kugeln Siczynskis gegolten, vernichtet, dem mißliebigen Treiben der russophilen Altruthenen der Todesstoß versetzt und Galizien könnte auf diese Weise einer Zukunft entgegengeführt werden, welche auch Nichtukrainern — auch außerhalb des Landes und der Monarchie — genehm erscheinen dürfte. Nur müßte urbi et orbi in möglichst auffallender, erschütternder Weise dargetan werden, daß ein „System" gerichtet sei, welches dergleichen „Akte der Verzweiflung", wie die blutige Tat vom 12. April, zum Vorschein gebracht und zur Folge hatte.

Weit entfernt davon, den Ergebnissen der gerichtlichen Untersuchung vorzugreifen, begnüge ich mich zur Beleuchtung eines derartigen oder ähnlichen Gedankenganges nur auf den Jubel hinzuweisen, der unter unmittelbarem Eindruck des verübten Meuchelmordes nicht nur in den Reihen der „ukrainischen" Altersgenossen des Mörders, sondern vorzugsweise unter den politischen Führern der „ukrainischen" Bewegung in einer alle menschlichen Gefühle verletzenden Weise zutage getreten ist: eine um so mehr kennzeichnende Erscheinung, als auch Parteimänner mit politischer Vergangenheit und Erfahrung nach kurzem Schwanken es nicht gescheut haben, vor jenem terroristischen Imperativ eines so aufgefaßten Begriffes der salus publica ihr Haupt zu beugen. Aus den Kreisen der politischen Führer der „ukrainischen" Bewegung ist denn auch kein Wort ernster, aufrichtiger Mißbilligung laut geworden. Das ruthenische Volk, dessen drei Millionen von jedem Anschein der Schuld loszusprechen sind, hat seine Ehrenrettung lediglich seinen drei Kirchenfürsten und der würdigen Haltung der Altruthenen zu verdanken.

So hat denn Graf Potocki, die Kugel im Gehirn, mit vollem Recht die Worte: „Meldet dem Kaiser, daß ich als sein treuer Diener sterbe" — als ein Märtyrer jenes „Systems", ausgerufen, das als kostbares Juwel in der Krone des greisen Monarchen leuchtet, eines der dauernden Werke seiner 60jährigen Regierung. Das „System", für welches der Vater des Ermordeten einst geschwärmt, trotzdem er seinerzeit als Hochverräter betrachtet und behandelt wurde — durch dessen Morgenröte die letzten Lebensjahre des Grafen Adam erleuchtet waren — dieses „System" hat der Krone, dem Herrscherhause und der österreichischen Staatsidee die Herzen und die Gemüter einer dankbaren Nation erobert, welche nichts sehnlicher wünscht, als mit der zweiten Nationalität des Kronlandes in Eintracht zu leben, die natio-

nale Entwicklung und kulturelle — ja kulturelle — Entfaltung derselben auf nationalem Boden vom ganzen Herzen zu fördern. Was für Vorbedingungen es sind, damit das warm ersehnte Werk gedeihen könne, mag sich aus dem Vorgesagten von selbst ergeben; so lange die Herzen bluten, ist es besser dasjenige, worauf es ankommt, nicht näher zu bezeichnen.

Dem Verewigten war es noch beschieden jenes Ziel verwirklicht zu sehen, für dessen Erreichung er selbst am erfolgreichsten tätig gewesen: den Eintritt der galizischen Volkspartei in den Polenklub.

Die von ihm nicht minder heiß erstrebte Aussöhnung der beiden Nationalitäten Galiziens zu erleben, ist ihm durch sein tragisches Geschick verwehrt geblieben. So möge sein Blut die Saat für den baldigen Frieden zwischen Polen und Ruthenen bilden, denn Blut hat schon oft Wunder gewirkt und das Gegenteil von dem erzielt, was Mörderhand erstrebte. Wer das ruthenische Volk und dessen gute Eigenschaften kennt, wird die Hoffnung nicht aufgeben, daß auch das Gewissen der ukrainischen Führer sich regen werde und in Zukunft ein friedliches Zusammenleben der beiden Bruderstämme nicht ausgeschlossen erscheint.

Europa und ein belgisch-holländisches Einverständnis.

Von Dr. A. R. Koernig (Brüssel).

In den letzten Jahren ist oft und viel von allerhand Kriegsgefahren gesprochen worden. Die Marokkofrage gab dem französischen Minister Delcassé Anlaß zu heftigen Ausfällen gegen die Politik des Deutschen Reiches, und wie er damals deutlich auf einen Krieg hinwies, so geschieht dies in einem Teile der französischen Presse heute noch. Die Haltung Italiens und sein Verhältnis zu seinen Bundesgenossen gab ebenfalls Anlaß zur Unruhe. Das englisch-russische Abkommen über Persien, eine sehr wenig verschleierte Teilung des „Sonnenreiches", mußte bei anderen Staaten Unzufriedenheit erregen, die durch englische Übergriffe im Persischen Golfe sich noch steigerte. In Amerika, sowohl in der Union wie in Britisch-Kanada, wurden japanische Arbeiter und Kaufleute mißhandelt, die Presse Japans, die noch in Freude schwelgt über die Siege, die das riesige Rußland so sehr demütigten, erhob ein Kriegsgeschrei gegen die Angloxaronen, das die Amerikaner mit der Anlage eines gewaltigen Kriegshafens in der Subig-Bai auf Manila beantworteten.

Die Türkei machte infolge der Einfälle persischer Kurden in ihr kleinasiatisches Gebiet mehrere Regimenter mobil, da die schwache Regierung des von der Revolution bedrohten Schah Mohammed Ali Khan nicht Ordnung schaffte. Das gab wieder Rußland Anlaß zu Drohungen gegen den Großherrn. Und Österreich-Ungarn? Als es — endlich! — die Absicht ankündigte, seine großen Handelsinteressen auf dem Balkan durch den bereits im Berliner Vertrag bewilligten Ausbau der Mitrovitza-Bahn besser zu verteidigen, da erhob sich in der russischen Presse großer Lärm und auch da fiel das Wort Krieg.

Nachdem von seiten der Großmächte dieses Wort so oft laut wurde, mußte es für die kleinen Staaten an der Zeit erscheinen, einen Schutz ihrer Grenzen

zu erwägen, da Gefahr drohe, in einen Krieg, vor allem in einen Kampf Frankreichs und Deutschlands oder Englands verwickelt zu werden. So ist denn bei uns in den „Niederlanden" — in Belgien, wie in Holland — in den letzten Jahren mehr und mehr der Gedanke eines engen Zusammenschlusses der beiden Länder erwogen worden, die einst die Revolution von 1830 getrennt hatte. Nach häufigen Erörterungen in der Presse beider Staaten kam es zur Gründung eines Vereines, dem die namhaftesten Staatsmänner Belgiens und Hollands, Männer der Wissenschaft, des Handels und der Großindustrie angehören. Seitdem ist das Wort „L'Entente hollando-belge" in der Presse ständig geworden. Die Vereinigung — la commission centrale hollando-belge — tagte am 4. November v. J. in erster Sitzung. Der Jahresschluß brachte Belgien den Tod des Ministerpräsidenten De Trooz, Holland eine Ministerkrisis. Nach längeren Verhandlungen übernahm Herr Schollaert die belgische Regierung und nach Wochen erst kam in Holland das jetzige Ministerium Heemskerk zustande, in das, auf besonderen Wunsch der Königin Wilhelmina, der General Sabron, Gouverneur der Militärakademie, als Kriegsminister eintrat. Begegnete die belgische Regierung in der Kongofrage großen Schwierigkeiten, so hatte eben in Holland die Militärfrage solche veranlaßt, und die Zusammenstellung des Ministeriums sehr verzögert. Diese beiden Fragen nun stehen in naher Beziehung zu den Zielen, die der „Hauptausschuß für das holländisch-belgische Einverständnis" wesentlich verfolgt. Die Arbeiten des Ausschusses erlitten durch jene Ministerkrisen im Beginne des Jahres eine Verzögerung, sind aber — seit Februar — wieder im vollen Gange.

Die Ziele des Vereines deutete sein belgischer Präsident, der greise Staatsminister Beernaert, in einer bedeutsamen Rede an, die deshalb und weil sie die Vorgeschichte des Bundes vom Mittelalter an gibt, von besonderem Interesse ist. Beernaert erinnerte an seine Wirksamkeit beim Friedenskongresse in Haag und sagte:

„Wir haben dort ein Blatt Geschichte geschrieben, das noch unvollständig ist, aber verbessert werden wird. Hier ist unsere Aufgabe kleiner, denn wir befassen uns nicht mit Weltpolitik. Wir wollen die Interessen unserer beiden Völker vertreten und ich sehe in dieser Vereinigung die Erfüllung eines meiner Lebenswünsche. Unsere Völker sind so nahe verwandt, haben gemeinsame Züge, gleiches Streben. Wir haben gemeinsame Einkünfte und Bedürfnisse, Interessen und Gefühle begegnen sich da, und ein unabhängiges Belgien kann man nur verstehen neben einem unabhängigen Holland. Seit Jahrhunderten haben wir um die Freiheit gestritten — Sie in Holland sind früher dazu gelangt, aber auch für uns ist das Ziel erreicht. Man sieht nun, was unsere Völker in der Freiheit geleistet haben. Sie in Holland haben prächtige Kolonien und vielleicht werden auch wir Belgier eine haben. Handel und Gewerbe machen schnelle Fortschritte. In Kunst und Wissenschaft haben wir den Platz der Väter bewahrt. Unsere Staatseinrichtungen sind hochmodern. Wir wohnen am Ausgange Europas. Große Flüsse und große Völker stoßen hier zusammen und ohne eine sehr große Störung des Gleichgewichtes kann keiner unserer Staaten mit seinen Reichtümern in Handel und Gewerbe einem der Nachbarn untertan werden. So ist unser beider Unabhängigkeit ein Weltinteresse und beide, aufeinander gestützt, können so am sichersten unseren Handel ausdehnen."

Beernaerts Rede beantwortete sogleich namens der holländischen Abordnung deren Führer Heemskerk — jetzt Ministerpräsident. Er ist ein Sohn des früheren langjährigen leitenden Ministers und sein Ahnherr war jener gelehrte Seefahrer Heemskerk, der auf seiner Fahrt ins Eismeer die Küsten Sibiriens besuchte und Nowaja Semlja entdeckte. Die Seefahrernatur des Ahnen verleugnete sich in der Ansprache des Nachkommen nicht. Hatte Minister Beernaert, der gewiegte Diplomat, die politische Frage, wenn auch nicht scharf, doch deutlich genug gezeichnet durch den Hinweis auf etwaige Absichten der großen Nachbarn, so betonte Heemskerk vor allem das Interesse des Handels und der Schiffahrt.

Das also sind die Empfindungen, der Grundgedankengang der leitenden Männer jener Bewegung, die auf ein weites holländisch-belgisches Einverständnis abzielt. Während nun die Presse beider Länder das Für und Wider dieser Annäherung weiter erörtert, haben sich aus dem Hauptausschusse sechs Ausschüsse gebildet, deren Arbeit den Weg erkennen läßt, der zunächst beschritten werden soll. Sie werden bearbeiten 1. Einheitstarif für Post, Telegraph, Telephon, Fracht, Zollgebarung; 2. Arbeitergesetzgebung, Ausführung gegenseitiger Urteile auf diesem Gebiete; 3. Geistesrechte: Anerkennung der Diplome; 4. maritime Fragen; 5. Lage des Mittelstandes; 6. Ackerbaufragen.

Die günstige Anschauung der beiden ersten Vertreter der Vereinigung, der Minister Beernaert und Heemskerk, ist bekannt. Bei anderen Politikern, namentlich auf holländischer Seite, macht sich eine größere Zurückhaltung bemerkbar, weil man befürchtet, Holland könnte bei einem Kriege zwischen Frankreich und Deutschland in eine schlimme Lage geraten. Auch in Belgien ist es namentlich eine starke antimilitaristische Strömung und auch hier werden Befürchtungen laut. In Belgien kommt dann noch der Sprachengegensatz hinzu, weil infolge der jahrzehntelangen Unterdrückung der holländischen Sprache durch das Franzosentum, jetzt, wo eine kleine Besserung eingetreten ist, dieses sich bedroht glaubt. Unsere Umfrage bei maßgebenden Politikern ließ über diese beiden Ansichten keinen Zweifel. Der wallonische Senator Magnette, Vertreter für Lüttich, sagte: „Eine engere Verbindung beider Länder könnte man nur mit Vergnügen sehen. Aber, naturgemäß, würde da nur wieder durch näheren Anschluß an Holland das germanische Element gestärkt, das unseligerweise schon übermächtig im Lande wird. Man müßte daher für den Schutz des freien Rechts der Sprachen (heißt der französischen!) ernstlich besorgt sein." Sehr bezeichnend war die Antwort des gebieterischen Führers der katholischen Partei Belgiens, des Staatsministers Woeste. Er verhält sich der Sache gegenüber kühl, aber doch praktisch. „So erwünscht auch mir eine Annäherung beider Staaten ist, so will mich doch bedünken, als ob die Vormänner des Unternehmens einen Weg gehen, der keinen deutlichen Ausgang zeigt. Jeder praktische Plan in dieser Angelegenheit, soll er einen guten Erfolg haben, muß, wenn die Grundlagen geschaffen sind, von den beiden Regierungen behandelt werden. Ein anderer Weg scheint mir ins Blaue zu führen!" Sicherlich hat dieser bedeutende Führer recht, und es ist nur zu begreiflich, daß er, der alte Gegner Beernaerts, niemals bedingungslos eine Unternehmung anerkennen wird, deren erster Mann der frühere Ministerpräsident ist. Die Sozialisten beider Länder wollten in einer Vereinigung vor allem Platz für ihre Ziele, gemeinsame

Arbeitergesetze — und dafür soll ja auch das Möglichste geschehen; die meisten sprachen sich dahin aus, dies Bündnis könnte nur ein militärisches sein und sei deshalb zu verwerfen. In diesem Sinne schrieb das Blatt der belgischen Sozialdemokratie, „Le Peuple": „Wir hätten gegen ein solches Einverständnis nichts einzuwenden, versteckte sich nicht dahinter ein Militärbündnis. In den Kulissen steht die nationalistische Kamarilla. Sie hofft, aus der Verteidigung der gemeinsamen Interessen werde sich eines Tages die Notwendigkeit ergeben, einem unserer gefährlichen Nachbarn die Kraft einer Bevölkerung von zwölf, dreizehn Millionen entgegenzustellen in einem starken Heere und einer starken Flotte, und diese dürften daher nicht vernachlässigt werden usw. Für uns steckt unzweifelhaft in der holländisch-belgischen Kommission so eine militärische Maschine, durch die unsere Sicherheit bedroht werden könnte. Deshalb scheint uns das Ding verdächtig." Der von der französisch-belgischen Presse stets als „Pangermanist" verdächtigte deutschfreundliche Schriftsteller Julius Hoste, Herausgeber der großen Brüsseler holländischen Zeitung „Vlaamsche Gazet" äußerte sich sympathisch, aber auch gleichzeitig antimilitärisch. „Ökonomische Interessen, Verbrüderung, Förderung nnseres gemeinsamen Schrifttums, unserer Kunst, aber nichts von preußischem Militarismus." Dem entgegen nimmt wieder, besonders der Mehrheit seiner Partei gegenüber, der greise Sozialist, Senator Edmond Picard einen freieren Standpunkt ein. Er geht der Militärfrage, die er doch kommen sieht, nicht aus dem Wege. „Schaden kann's keinesfalls. Holland hat das gleiche Interesse wie wir, daß wir beide nicht verschluckt werden. Wir und Holland sind gewissermaßen die breite Nordseeküste Deutschlands. Das zeigt ein Blick auf die Karte. Nun, zu zweien wird man sich doch besser verteidigen können. Die Wallonen sollten das auch erwägen; sie vor allem wollen nicht „teutonisiert" werden. Die Vlaamen wollen's aber auch nicht. Übrigens haben in unserer Zeit des ausgeprägten Individualismus die Wallonen für ihre Sprache nichts zu fürchten." Wie man sieht, ist der sozialistische Senator, einer der bedeutendsten Geister Belgiens, durchaus kein Antimilitarist. Sehr deutlich aber für den Militarismus, geradezu für ein militärisches Schutzbündnis Hollands und Belgiens sprach sich der Kaufherr Th. Verstraete aus, der Vorsitzende der „Union syndicale des travaux et services publics", einer der wichtigsten belgischen Industriegesellschaften. Seine Ausführungen bewegten sich vornehmlich nach militärischen Richtpunkten: „Unser beider Handel erlangt täglich neue Ausbreitung, verlangt aber auch deshalb größeren Schutz. Diesen zu bestellen, haben wir beide verabsäumt. Preußen hat dies vorahnend, nicht vernachlässigt. Durch Napoleon vernichtet, arm an sich, und noch mehr verarmt durch den Krieg, hat es aus der Not eine Tugend gemacht. Es führte die allgemeine Wehrpflicht ein und Adel, Bürger und Knecht wurden dadurch gleich; im strengen Soldatendienste erzogen, lernten sie Ordnung und Pünktlichkeit, Gehorsam, blinde Unterordnung; alle, Offiziere, Unteroffiziere, Soldaten lernten mit dem sehr Wenigen, das sie erhielten, peinlich haushalten, sparen. So schuf sich diese gemeinsame Bürgererziehung zugleich stramme Soldaten und sparsame Verwalter. Dieser durch ein Jahrhundert lang einfach, gründlich, stramm erzogene Staatskörper war deshalb imstande, Siege auf Siege zu gewinnen, und 1870 die deutsche Einheit zu schaffen. Und nun trat er mit einem Male mit ungeahnter Kraft auf den Weltmarkt, um

durch seinen unvergleichlichen Wettbewerb die Welt zu erstaunen. Inzwischen haben unsere Nachbarn Deutschland, Frankreich, England fortwährend ihre Rüstungen verstärkt — wir haben gewiß große gewerbliche Fortschritte zu verzeichnen, aber deren Schutz haben wir vernachlässigt. Als eine solche nötige Vorsichtsmaßregel nach allen Seiten hin halte ich das holländisch-belgische Einvernehmen für brauchbar und wesentlich. Grundlage dafür aber ist eine ordentliche Volksschule und eine tüchtige militärische Ausbildung. Jene fehlt Belgien gar sehr, diese läßt in Holland zu wünschen übrig. Den Kasernendienst könnte man sehr einschränken, wenn die Übungen schon in der Schule beginnen, wie in der Schweiz, die bei geringem Kasernendienst doch ein ganz schlagfertiges Volksheer besitzt. Holland könnte gut 500.000 Mann, Belgien an 700.000 Mann stellen und das gäbe im Notfalle ein gemeinsames Heer von 1,200.000 Mann. Das ist eine Ziffer, die kein feindlicher General verachten darf. Um das zu erreichen, ist aber Opferfreudigkeit des Volkes nötig, zunächst das Gesetz über die allgemeine Wehrpflicht. Preußen-Deutschland hat in hundert Jahren den Beweis erbracht, einen wie großen ökonomischen Wert eine starke Wehrkraft darstellt. Arbeiten wir zunächst alle beide auf ökonomischem Gebiete; auf Grundlage der so entstandenen Verträge wird sich dann das politische Einverständnis aufbauen und eine stille aber sichere Allianz."

Eine Allianz, ein holländisch-belgisches Bündnis — und zwar ein militärisches Bündnis, meint also Herr Verstraete.

Gegen wen würde ein solches holländisch-belgisches Schutzbündnis sich richten?

Gegen alle Nachbarn, denn alle sind beiden Staaten gleichverdächtig!

Das Deutsche Reich hat in Holland und Belgien nicht viele Freunde. Der Deutsche an sich — ich meine damit auch den Deutschösterreicher, der in beiden Staaten wichtige Interessen und größere Siedlungen hat — ist in beiden Staaten sehr beliebt, überall geachtet, als Beamter, Kaufmann, Techniker willkommen. Was bei uns unbeliebt ist, das ist die preußisch-deutsche Politik. Was Holland angeht, so hat Bismarck mehrfache Anbahnungen von alldeutscher Seite, wegen einer engeren Vereinigung mit Hollands Küste, schroff abgelehnt. Richtig wäre es von seinen Nachfolgern gewesen, diese Politik fortzusetzen und noch auszudehnen. Es mag an der in Norddeutschland so häufigen, sehr falschen Einschätzung holländischen Wesens der traurige Umstand mit schuld sein, daß die so nahe verwandte prächtige Sprache der Niederlande im hochdeutschen Lande — und sogar in „Plattdeutschland" so wenig betrieben wird. Man hätte sonst — gerade auf pangermanischer, alldeutscher Seite, längst vorsichtiger werden müssen in der Behandlung der „niederdeutschen Brüder", dieser freiheitstrotzigen Männer, denen man ein Aufgehen in Preußen-Deutschland als einen goldenen Segen pries. Schriften, wie z. B. die der sogenannten „Seestern"-Literatur über phantastische Kriege, die auf niederdeutschem Boden, Antwerpen usf. ausgefochten werden, steigern dann noch die Erbitterung und das Mißtrauen der Holländer. Dieses Mißtrauen ist aber einmal tief eingewurzelt, es zu entwaffnen hat sich die reichsdeutsche Politik wenig bemüht, denn sie ließ alldeutsche, antisemitische und agrarische Blätter ungestört erörtern, wie hübsch es wäre, hätte man auf Neuguinea z. B. auch noch den holländischen Teil samt Timor, Lombok, Flores, Java, Sumatra, Borneo und Celebes usw. Und da Deutsch-

land gegenüber dem rebellischen Venezuela doch eigentlich eines besseren Stützpunktes in Amerika bedürfte, so wäre doch Curaçao 2c. 2c. Man ermesse die Gefühle der Holländer, wenn sie solche Artikel lesen! An diesen mißtrauischen Gefühlen der Holländer hat auch der letzte Besuch des Kaisers Wilhelm auf holländischem Boden nichts geändert.

Die belgische Stimmung ist um nichts besser. Belgien hat das wesentlichste Interesse an der Ausdehnung seines Handels, der seinem riesenhaft anschwellenden Gewerbe dienen soll. Der Hafen von Antwerpen ist dazu großartig geeignet, der Vorhafen der alten Handelsstadt Brügge, Zeebrügge, ist ebenfalls auf ferne Zukunft berechnet. Da hört man nun in deutschen Blättern das künftige Schicksal dieser Häfen behandeln, die, das liest man zwischen den Zeilen, eigentlich hübsch erst dann wären, gehörten sie nicht Belgien, sondern dem Reiche. Muß der Belgier nicht ergrimmen?

In der Kongofrage hat die Reichspolitik auch die Erwartungen ganz enttäuscht, die man in Belgien erhofft hatte. Nachdem im Sudan, in Faschoda, der heldenhafte Versuch des Obersten Marchand mißlungen war, durch Verbindung des französischen Westafrika mit dem Rotenmeerhafen Dschibuti — unter Anlehnung an Abessinien — einen breiten französischen Riegel quer durch Afrika zu legen, einen Riegel gegen ein Kap-Kairo-England, bot sich in Deutsch-Ostafrika dem Reiche eine noch bessere Möglichkeit dazu durch Anlehnung an den Kongostaat. König Leopolds großgedachte Eisenbahnpläne hätten willkommenen Anlaß geboten. Der Anschluß der Ostkongobahn, deren Bau zum Tanganika schnell fortschreitet, an die Bahn quer durch Deutsch-Ostafrika hätte den belgisch-deutschen Querriegel geschaffen. Anstatt diese seltene Gelegenheit schnell zu erfassen, schuf man dem Kongostaate von Berlin aus Grenzschwierigkeiten am Kiwusee, der den Deutschen, so herrlich schön dieser afrikanische Alpensee nebst seinen Ufern ist, — weil dort Deutsche nicht wohnen — nach Bismarcks Worte „Hekuba" sein könnte. Also auch Belgiens Zukunftskolonie gegenüber und den begreiflichen Wünschen des Königs versagte die Berliner Politik.

Frankreich? Es nimmt nicht mehr jene Stellung ein, die die beiden Napoleon ihm geschaffen hatten. Was nun Belgien und Holland angeht, so hegen sie gegen den südlichen Nachbar dieselben Empfindungen „comme feu mon père", wie Kaiser Nikolaus II. in Breslau hinsichtlich des deutschen Nachbarn gesagt hat — ein Kaiserwort, das zwar „versprochen", aber doch wahr geblieben ist. Holland hat die Tage von Waterloo noch nicht vergessen. In der französisch gesinnten Presse Belgiens, die von Paris noch heute wie vor der Revolution 1830 bezahlt ist, wird tagtäglich verkündet, Südbelgien müßte an Frankreich fallen. Der nordbelgische, katholische, niederdeutsche Bauer aber erinnert sich noch — obwohl er nicht lesen kann — durch die kraftvolle Volksüberlieferung der Zeiten der goldenen Sporenschlacht, er denkt an die „spanische Furie", deren Ritter vornehmlich Franzosen waren, denkt an seine Helden Artevelde, Brijdel und Conincf, Marnix van Sint Aldegonde und die Klauwaerts, die die „Franschen" verjagten. Jene Zeiten sind dem vlaamschen Bauern noch heute gleichbedeutend mit „Franzosentid". Mißtrauen und Haß sind daher tief.

England? Auch hier empfinden die beiden naheverwandten Völker der Niederlande denselben Pulsschlag. Das Herz ist auch England feindlich. Holland

mag auf seine große Vergangenheit nicht verzichten. Obwohl 1797 — es war der einzige solche Fall — ihr Admiral de Winter, nach der Schlacht bei Kamperduin, in englische Gefangenschaft geriet, so war selbst diese Niederlage bei dem furchtbaren Verluste der Engländer doch noch eine Überwindung des Feindes, und dessen Pyrrhussieg ist nicht zu vergleichen mit den großartigen Seesiegen eines Admiral de Ruytter, der die englische Flotte vernichtet hatte. In Holland ist zudem, sieben Jahre nach dem Pyrrhussiege der Engländer über das stammverwandte Burenvolk, der bittere Ingrimm über die Untaten des Burenkrieges noch zu lebhaft, als daß auch nur ein einziger Holländer ein englisches Bündnis wünschen könnte. Belgien hat England gegenüber wegen des Kongostaates, den ihm der große nordische Handelsstaat durch jedes Mittel wegzunehmen versucht, tausend Beschwerden. Also auch hier Mißtrauen, Verstimmung, Erbitterung.

Sind jedoch, das ist die entscheidende Frage, Holland und Belgien schon heute imstande, ein wirkliches und wirksames Schutz- und Trutzbündnis zu schließen?

Nein!

Beider Heeresverhältnisse sind zurzeit noch ungenügend. Ein anderes wäre ein plötzlicher Überfall irgend eines der Nachbarn zu irgend welchem Zwecke. In beiden Völkern steckt eine gewaltige, eine urwüchsige Volkskraft. Unter Leitung der genügend vorhandenen militärischen Führer würden beide Völker genau so kräftig wie im Mittelalter in Freischaren sich auf einen äußeren Feind stürzen — verbinden aber dürften sie sich kaum mit einem der Gegner, denn nach dem Kampfe könnte ihr Schicksal sich ganz anders gestalten, als sie erhofften. — Hat doch auch Rußland „aus Dankbarkeit" den bei Plewnas neun Redouten siegreichen Rumänen das reiche Bessarabien entrissen und es mit der wüsten Dobrudscha „belohnt".

Solche Lehren der Geschichte bleiben unvergessen, besonders in Belgien und Holland, welche beide die „französischen Befreier" ebenso gründlich kennen gelernt haben, als wie neuerdings Bulgarien den „russischen Erlöser", und beide hassen England.

Wenn Belgien und Holland sich zu einem engen Bündnisse zusammenschließen, zunächst auf ökonomischer — später vielleicht auch auf militärischer Grundlage — so haben sie dabei keinerlei Angriffsgedanken, sondern sind nur auf ihre Verteidigung bedacht. Weder Feindschaft noch besondere Freundschaft liegt, nach der beiden Staaten bisher von den Nachbarn gezeigten Gesinnung, einem belgisch-holländischen Einverständnisse zugrunde, wohl aber der Gedanke ernsthafter Abwehr aller feindlichen Angriffe.

Slatin Pascha.

Seine Exzellenz Herr Johann Freiherr v. Chlumecky, k. u. k. geheimer Rat und Minister a. D., hatte die Freundlichkeit uns die Veröffentlichung eines kürzlich an ihn gerichteten Briefes des Freiherrn Rudolf Slatin Pascha zu gestatten, nachdem dieser auf eine telegraphische Anfrage seine Zustimmung zu geben die Güte hatte.

Khartoum, 5. April 1908.

Euere Excellenz!

Endlich komme ich dazu Ihren liebenswürdigen Brief vom vorigen Jahre zu beantworten. Ich war auf einer längeren Inspektionstour, die mich über Kassola der abyssinischen Grenze entlang nach dem blauen Nil führte. Über den weißen Nil kehrte ich hierher zurück und — „Aug um Aug" — „Zahn um Zahn" wurde ich hier selbst inspiziert. Sir Eldon Gorst sah sich die Civil-Administration und das egyptische Militär, der Marschall Herzog von Connaught die englische Besatzung an; man war zufrieden — in jeder Beziehung. Cilinder und blauer Bogen sind vorläufig vermieden.

Excellenz sehen aus der Entfernung nur die interessante Seite meines hiesigen Wirkungskreises — aber es gibt auch Schatten: — Klima und kontinuirliche Anstrengungen auf Reisen, wo Communicationen nach europäischen Begriffen erst im Entstehen sind und wo man jährlich noch tausend von Meilen auf Kamelen, Pferden und auch zu Fuß zurücklegen muß, wirken ermüdend und abspannend. Wir haben wohl Eisenbahnverbindungen von Wadi Halfa bis Khartoum, Suakin und Port Sudan am roten Meere und nach Dongola — auch gehen regelmäßig die Dampfer bis Gondokoro, aber alle die östlich und westlich gelegenen Provinzen, des Bahr el Ghazal-Districts und die Länder am Sobat sind noch ohne Verbindung. Man hat von der Größe des englisch-egyptischen Sudan kaum einen Begriff ohne vergleichende Karten zu studiren. Das Land besteht aus 11 Provinzen, von denen eine wie z. B. Kordofan beinahe so groß ist wie ganz Frankreich. Freilich ist die Bevölkerung nach der Mahdistenwirtschaft eine sehr spärliche — war eigentlich nie dicht im Vergleich zur Ausdehnung — aber Gerechtigkeit will auch der einzeln lebende Mensch — kostet es auch Zeit und Mühe, man muß zu ihm gelangen.

Im großen und ganzen genommen haben aber doch Verkehrsverbindungen einen außerordentlich großen Fortschritt gemacht und die Strecke, zu der ich auf meiner Flucht 15 Tage brauchte, mach ich jetzt in 2 Tagen und sogar bequemer — 72 Regierungsdampfer und Lannches verschiedener Größe, abgesehen von denjenigen, die im Besitze von Privatgesellschaften sind, — befahren den Nil südlich von Wadi Holfa, und über 1700 *km* fährt die Eisenbahn. Die Bevölkerung ist im allgemeinen zufrieden und erkennt unsere Gerechtigkeit und den guten Willen, ihre Lage zu verbessern, dankbar an.

Das jetzige Regierungssystem steht zu dem früheren im Gegensatze — in jeder Beziehung und das Land wird nach modernen Anschauungen geleitet. — Der frühere Despotismus ist verschwunden und verglichen mit der Vergangenheit ist die Freiheit der Rede und des Handelns an der Tagesordnung. Es ist jedoch leicht begreiflich, daß unsere neuen Gesetze und Anordnungen oft gegen die Anschauungen und Gewohnheiten der Bevölkerung verstoßen und kaum verstanden würden, brächten

wir sie nicht im Einklange mit den Traditionen und ursprünglichen Rechten des Landes, so weit es eben möglich ist. Wir zeigen den besten Willen, den Gefühlen unserer neuen Unterthanen Rechnung zu tragen und durch rücksichtsvolles Entgegenkommen den oft nur vermeintlichen Ansprüchen gerecht zu werden. Ich glaube, beinahe Jeder hat die Überzeugung, daß wir das ernste Bestreben haben, den Wohlstand der Bevölkerung zu heben und diese durch Belehrung in den Stand zu setzen, ihre eigenen Interessen zu erkennen und zu wahren. Gehen auch manchmal unsere Anordnungen dem Einzelnen „gegen den Strich", so sieht er doch bald ein, dass sie, obwohl vielleicht für ihn persönlich nicht erfreulich — dem Lande aber zur Wohlfahrt gereichen. Nur Einige, die unter der Mahdisten-Herrschaft einflußreiche Stellungen einnahmen und als Emire sich bei der damals herrschenden Willkür bereicherten, wünschen im geheimen die Rückkehr früherer Zustände. — Sie sind aber in verschwindend kleiner Minorität und nicht zu fürchten.

Einen Beweis des Vertrauens in die Regierung gibt die Bevölkerung durch Sendung ihrer Kinder zur Schule, ohne jeden Zwang. Das Gordon College in Khartoum — eine Muster-Lehranstallt — ist überfüllt und der Andrang zu den städtischen Provinzschulen so groß, daß viele Kinder abgewiesen werden müssen. Da sich Excellenz besonders dafür interessiren, werde ich Ihnen nächstens officielle Regierungsberichte über unser Erziehungssystem senden. Wir hüten uns vorläufig „Überbildung" zu produziren — wir wollen keine Überproduction an Intelligenz und Gelehrsamkeit, deren Ansprüche später nicht erfüllt werden könnten und demzufolge dann zu einem unzufriedenen und gefährlichen Elemente würde.

Die finanzielle Lage hat sich im Sudan außerordentlich gebessert — dies beweist das Steuererträgniß — bitte Excellenz lachen Sie nicht — den unsere Steuern sind sehr leicht und werden pünktlich ohne jede Schwierigkeit — ich hätte beinahe gesagt „gerne" bezahlt. Die Einkünfte der Regierung waren im Jahre 1898 £ 30.000 — 1904 £ 580.000, 1906 über 800.000 und in diesem Jahre über £ 1,200.000.

Die Art der Besteuerung ist den Verhältnissen des Landes entsprechend. Nomadisirende Araber bezahlen Tribut, eine Summe, die der Stamm nach partriarchalischem System unter sich selbst aufbringt und wobei die Beteiligung der einzelnen Familien — von Regierungsorganen, so lange keine Klagen einlaufen, nur nominell überwacht wird. Für Länderstrecken, die durch Stauwerke, Schöpfmaschinen 2c. künstlich bewässert und permanent bebaut werden, wird eine jährliche Bodensteuer, die von der Lage und Güte des Terrains abhängt, bezahlt. Von Kultivationen, die von der Regenzeit abhängen und daher nur temporär sind, wird der Zehent eingehoben — hierbei spielt die Thätigkeit des Bebauers und die Quantität des Regens die entscheidende Rolle. Außerdem werden von der festsitzenden Bevölkerung noch Abgaben für das Vieh — wie Kamele, Rinder, Schafe 2c. — geleistet, doch beträgt die Höhe der Steuer nie mehr als 2% des durchschnittlichen Marktpreises. Negerstämme werden noch rücksichtsvoller behandelt und leisten die meisten derselben nur nominelle Beiträge als Beweis ihrer Loyalität. — Wie Sie sehen, sind wir keine Blutsauger!

Was wir brauchen, sind Komunicationen und ein gutes Bewässerungssystem! Dazu braucht man Geld, viel Geld, das leider nicht vorhanden ist, und da

unsere Mittel sehr beschränkt sind, so heißt es auch hier „schön langsam voran!" Was die Bewässerung anbelangt hängen wir von Egypten ab. Wir haben uns vor der Eroberung des Sudans verpflichtet, dem Nil nur so viel Wasser zu entnehmen, als Egypten ohne Schädigung entbehren kann. Vom 15. Juli bis Eude Februar können wir schöpfen und pumpen so viel wir wollen, denn die hier um diese Zeit durchfließenden Wassermassen ergießen sich in das Mittelländische Meer — ist aber die Nilschwelle vorüber und sinkt der Strom zur niedrigsten Gleiche, so darf nur mehr manuelle Bewässerung stattfinden, d. h. nur Sakiebs (durch Ochsen getriebene Schöpfräder) und Schatufs (Schöpfstangen) bleiben in Thätigkeit. Die Zeit vom 15. Juli bis Ende Februar gibt aber nur eine Ernte und ist daher für große Unternehmungen, die die Kosten für Maschinen und Angestellte, das ganze Jahr hindurch hätten, nicht rentabel. Wir trachten nun den Wasserzufluß zu vermehren. Es existirt der Riesenplan, dem oberen weißen Nil einen neuen Lauf zu geben und die Wassermassen, die jetzt ungeheuere Sümpfe bilden und das Klima in den dortigen Regionen zu einem tödlichen machen, direct herunter zu leiten und Dämme und Reservoirs anzulegen.

Hätten wir das nötige Kleingeld und wären wir sicher, Egypten nicht etwas „von seinem Wasser" zu entziehen, so könnten wir einen Kanal durch das Gezireh (das ist das Land zwischen dem blauen und weißen Nil) nördlich von Singa bis Khartoum bauen und wären dadurch im Stande zwischen 3 und 4 Millionen Joch des besten Bodens, die jetzt beinahe ganz brach liegen, zu bewässern. Bitte — bedenken Sie, 3—4 Millionen Joch! — Ja — das Land hat eine enorme Zukunft! Wohl werde ich die Blüthezeit des Sudan nicht mehr erleben — aber das ist ja Nebensache; — darf ich mich doch unter diejenigen zählen, die geholfen haben, den Grundstein zu dem zukünftigen Reichthum des Landes gelegt zu haben und den Sudan einer segensreichen Zukunft zuzuführen. — Nur Lumpe sind bescheiden! —

Die Sicherheit ist im Vergleiche zur Ausdehnung des Landes eine außerordentlich gute, und es kommen Diebstähle oder gar Raub und Mord nur selten vor. — Letzterer hauptsächlich nur in Folge von Eifersucht und auch hier kann man sagen — cherchez la femme — ob weiß oder schwarz — immer dasselbe!

Die durch Mohammed Ahmed, dem sogenannten Mahdi, aufgeregte Bevölkerung hat sich beruhigt, der Fanatismus ist wenigstens aus der Öffentlichkeit verschwunden. Mohammedaner, Christen, Juden und Ungläubige leben hier in Khartoum und anderen großen Städten friedlich neben einander und beinahe nie hört man von Streitigkeiten, die aus religiösen Ursachen entstanden. Trotzdem dürfen wir nie vergessen, daß wir Fremde und Andersgläubige sind, die den Sudan und seine Geschicke leiten. — Man kann es mit dem besten Willen nicht Allen recht machen und einzelne Agitatoren und Fanatiker gibt es ja überall, die nur zu gerne die Fehler der Regierung benützen und derselben Schwierigkeiten bereiten, um dann aus den entstandenen Verwirrungen ihren eigenen Vorteil zu ziehen.

In den beinahe ausschließlich von Mohammedanern bewohnten Districten des Sudans dürfen Missionen und Religions-Gesellschaften wohl ihre kirchlichen Funktionen ausüben und Schulen halten, aber keine religiöse Propaganda machen; nur bei den heidnischen Stämmen — beiläufig vom 10. Breitegrad und südlich steht es den Missionären frei, Bekehrungsversuche zu machen. Hier existieren auch römisch-

katholische, amerikanische und englisch-protestantische Missionen, doch wurde jeder der einzelnen Religions-Gesellschaften ein bestimmter District als Wirkungskreis zugewiesen, den sie nicht überschreiten dürfen. Wir wollen unsere armen Schwarzen nicht in Verlegenheit bringen selbst entscheiden zu müssen, welche von den verschiedenen Missionen das Wahre lehre, und würde das Zusammenwirken der verschiedenen Religionslehrer in einem und demselben Distrikt — trotz der besten Absichten — bei der gänzlich unwissenden Bevölkerung nicht zur Hebung unseres europäischen Prestiges beigetragen haben.

Alle Religions-Gesellschaften wirken nur mehr oder weniger zivilisatorisch. Sie lehren den Leuten Gott und das Gesetz fürchten — Raub, Mord, Diebstahl und Lüge zu lassen, da dieses sowohl hier wie im Jenseits bestraft wird; überdieß halten die katholischen Missionen noch Handwerkerschulen, die sehr populär sind und gut besucht werden. Hat man bis jetzt auch noch keine Christen gemacht, so kann man doch behaupten, daß diese Missionen einen segenbringenden Einfluß ausüben. Wohl haben die Missionäre noch manche Schwierigkeiten zu überwinden, da die im englisch-egyptischen Sudan lebenden Negerstämme besonders konservativer Natur sind. Sie hängen mit bemerkenswerter Ausdauer an ihren alten Sitten und Gebräuchen, die jedoch nicht wie in anderen Teilen Afrikas ein grausamer Fetischdienst sind. Die meisten dieser Stämme glauben an ein höheres Wesen, das die Geschicke der Menschen leitet, hegen für dieses Verehrung und Furcht — fühlen sich bis jetzt aber nicht veranlaßt, die Art und Weise ihrer Anbetung zu ändern und neuen Idealen nachzustreben.

Im Lande herrscht Ruhe, d. h. nicht ganz, denn die alte Gewohnheit, sich gegenseitig zu bekriegen, ist noch nicht vergessen und öfters werden Stämme durch Zufälle erinnert, daß sie noch eine alte Scharte auszuwetzen haben. Wir verhindern natürlich, so viel wir können, derartige Streitigkeiten und bestrafen die Schuldtragenden, doch ist es unmöglich ganz zu verhüten, daß hin und wieder die „sportlichen Instincte“ irgendwo zum Durchbruche kommen.

Vor zwei Jahren hatte ich ein Palower mit den Hauptscheikhs, Scheikhs und Omdehs der den West-Sudan bewohnenden Araberstämme und der Stammesältesten. Der zum Generalredner Gewählte fragte mich unter anderem, warum die Stämme eigentlich Tribut zu entrichten hätten. Die Frage kam mir nicht ganz unerwartet und so erklärte ich der Versammlung in waschechtem arabisch, daß wir den Khalifen besiegten, Ruhe und Ordnung im Lande einführen, den Schwachen gegen den Starken beschützen und dazu eine Macht benöthigen, die uns wieder Kosten verursacht — der Tribut sei ein Beweis der Loyalität und zugleich ein Beitrag um Regierungsauslagen zu decken. Daß wir den Khalifen besiegten, unter dessen Regierung die Stämme viel zu leiden hatten, fanden die Herren ganz nett — darüber waren sie alle gleich einig; aber gegen die immerwährende Ruhe und Ordnung und besonders gegen die Beschützung des Schwachen gegen den Starken wurde lebhaft gesprochen. Letzteres wurde beinahe als Beleidigung aufgenommen — deßwegen braucht man doch keinen Tribut zu bezahlen um beschützt zu werden! Wer ist denn der Schwache? Jeder ist ein Mann und kann sich selbst beschützen — so denkt der freie Araber! Als ich aber, um der Konversation ein Ende zu machen erklärte. daß ich den Tribut verlange, weil ich der Starke bin, weil die starke Re-

gierung den Khalifen besiegte und weil wir die Macht haben, Verordnungen, die uns gerecht erscheinen, zu geben und deren Befolgung zu erzwingen, leuchtete dieses den Herren ein? „Ja", meinte der Groß-Scheikh — „Du bist im Rechte, gerade wie der Löwe sich ein Stück aus der Herde nimmt, weil er der König der Wälder ist, gerade so kannst Du Deinen Tribut verlangen, den wir willig entrichten — aber — Du sollst uns mehr Freiheit gewähren und gestatten, unsere Streitigkeiten nach alter Gewohnheit ohne Einmengung der Regierung zu schlichten. In früheren Jahren" — fuhr der Groß-Scheikh mit lauter Stimme fort, um von allen gehört zu werden — „zog ich mit meinen Männern gegen feindliche Stämme, um deren Übermuth zu dämpfen — um mich zu rächen oder auch zu bereichern. Kam ich als Sieger zurück so wurde ich von den schönsten Weibern meines Stammes empfangen, die singend meine und meiner Männer Tapferkeit priesen; wurde ich besiegt, so dachte ich Kismet und wartete ruhig die Stunde der Vergeltung ab. Du kennst uns ja — hast viele Jahre mit uns gelebt und verstehst, daß für den Mann der Reiz des Lebens in der Gefahr liegt — warum hast Du uns dies alles genommen?" Und nun hatte ich die liebe Mühe den versammelten Streitern zu erklären, daß das Unglück des Landes darin gelegen, daß sich jeder selbst sein Recht zu verschaffen suchte und der Khalife nur in Folge der Streitsucht der einzelnen Stämme im Stande war — sie gegeneinander hetzend sich zum Alleinherrscher aufzuwerfen um sie dann selbst zu berauben. Meine Rede machte einen gewissen Eindruck, als aber von einem Scheikh die Frage aufgeworfen wurde, ob wir uns nicht auch in Europa bekämpfen und ich das eingestehen mußte, meinte er, daß man also auch dort die Leute zwingen sollte, den „langweiligen Frieden" zu halten. Ich machte der Versammlung aber begreiflich, daß europäische Kriege durch sogenannte Staatsraison hervorgerufen würden, die Nationen aber den Krieg im allgemeinen verabscheuen und dieser bei den Einzelnen verhaßt ist. Nach langem Hin- und Herreden gestanden dann doch die Scheikhs der Stämme, daß die jetzigen friedlichen Verhältnisse der früheren Unsicherheit vorzuziehen seien, und als wir uns trennten, sagte der erste Groß-Scheikh, mir die Hand schüttelnd: „Du weißt, daß wir alle loyal und der Regierung treu ergeben sind — wir bezahlen ja auch unseren Tribut — aber" — fügte er wehmütig lächelnd hinzu — „Du hast uns den Reitz des Lebens genommen — wir gleichen jetzt unseren Weibern!" Aufrichtig gesagt, fühle ich etwas wie Sympathie mit meinen alten Freunden, denn es ist viel von einem Menschen verlangt, Tage weit zu reisen und über erlittene Unbill zu klagen, wenn man den Muth und die Kraft in sich fühlt selbst an Ort und Stelle sich sein Recht verschaffen zu können und gewohnt war es so zu thun! Und dann mag es ja auch vorkommen, daß man trotz Klage und dem besten Willen der Regierung nicht immer die erwartete Genugthuung bekommt. Das alles sage ich aber nur Ihnen, liebe Exzellenz!

Auf meiner letzten Reise traf ich meinen alten Freund Seier — den früheren Gefängnisdirector und Vertrauten des Khalifen — dessen Gast ich seiner Zeit gewesen, und da wurde ich an ein Erlebnis erinnert, das Sie interessiren dürfte.

Im Februar 1885 — lang ist's her — lag ich an Hals und Füßen angekettet im Gefängnis des Khalifen. Es war zu der Zeit nur eine Zeriba (dichter Dornenverhau) — noch kein Steinbau wie später. Als Lager diente mir der harte Boden, als Decke der Himmel, ohne Schutz war ich bei Tag der Hitze, bei Nacht

der Kälte ausgesetzt. Das wäre noch leichter zu ertragen gewesen — denn durch mein früheres Leben war ich ans „Freie" gewöhnt — aber das Futter!! Um mich mürbe zu machen, gab man mir schon seit Wochen nur rohe ungekochte Durrah — 3 Hände voll jeden Nachmittag! Dieses Sudan-Getreide ist wohl leicht verdaulich aber hart und geschmacklos. Zum Glück hatte und habe ich gute Zähne und konnte es zermahlen. Von solchen Gerichten ißt man natürlich nur soviel um den Hunger zu stillen und überladet sich nicht den Magen, wie mit den guten Sachen, die im Jockey-Club, Sacher oder Bristol geboten werden — ich machte eine continuirliche Diätcur. Als Wiener kennen Sie ja das Gericht „Graupen-Suppe" — „Gräupperl" nennt es der Volksmund — es soll auch nahrhaft sein. Ich aber haßte und verabscheute dieses Gericht von Kindheit an und nichts konnte mich bewegen von dieser Suppe zu essen. Wenn es dann hieß „Kinder, die keine Suppe essen, bekommen kein Fleisch", so war Fasttag bei mir — alles nur kein Gräupperl! Und diese Durrah, die mir nun täglich verabreicht wurde, glich den Graupen wie ein Aug dem andern, nur war die Durrah ungekocht und daher härter. Als ich nun eines Abends mit meiner Hand voll Getreide am Boden saß und die einzelnen Körnchen mit Mühe zerbiß und verschlang, da fiel mir Graupensuppe seligen Angedenkens ein. — Ach — wie gerne hätte ich jetzt eine ganze Schüssel voll davon ausgelöffelt — ein Königreich für einen Teller Gräupperlsuppe! Unwillkürlich mußte ich über die Idee lachen. In demselben Momente hörte ich die Frage: „Warum lachst du Verrückter?" Es war der Seier — der die liebenswürdige Frage stellte — mein Herr und Chef, der unbemerkt in den Gefängnishof gekommen, vor mir stand. Ich antwortete ihm, daß mir plötzlich ein Ereignis aus der Kindheit in den Sinn kam, das mich so heiter stimmte, das er aber nicht verstehen könne. Er schüttelte den Kopf und meinte: „Sonderbarer Mensch, hier liegst du angekettet und weißt, daß dich der Zorn des Khalifen jeden Augenblick vernichten kann — merkwürdig, daß dich die Dinge zum lachen bringen!" Ich antwortete ihm, daß mir eigentlich gar nicht lächerlich zu Muthe sei, da Quartier und Nahrungsweise für mich noch etwas ungewohntes wären, daß ich aber auf Gott und die Gerechtigkeit des Khalifen vertraue und, da ich mich schuldlos fühle, baldige Begnadigung erhoffe. — — — Und mir einen Anstrich von Tapferkeit zu geben, die halbcivilisirten Menschen immer imponirt, fügte ich hinzu: daß, im Falle ich den Intriguen meiner Feinde geopfert würde, im letzten Momente immer noch Zeit wäre traurig zu sein, — ich aber selbst dann noch trachten würde fröhlich zu erscheinen. Er sah mich an, lächelte und ging.

Als es gegen Mitternacht war, wurde ich leise an den Schultern berührt — ich erwachte und dachte im ersten Momente das Ende vom Lied' sei nun wirklich gekommen — eine leise Stimme gebot mir aber ruhig zu sein, und als sich meine Augen an die Dunkelheit gewöhnten, sah ich einen Gefängniswärter neben mir hocken, der ein Gefäß haltend, mir zuflüsterte: Iß und trink — dies schickt dir der Seier für dein Lachen! Sieh da, auf einem Teller lagen in Butter gebratene kleine Kuchen mit Honig übergossen — eine Speise, die man hier an Festtagen bereitet — und eine Kürbisschale mit etwas Milch! Zu meiner Schande muß ich Ihnen gestehen, daß diese guten Sachen aus Angst meine Leidensgefährten zu wecken, die mir diese Leckerbissen unbarmherzig weggegessen hätten — lautlos, aber mit großem Behagen verschlang — dabei aber dankend des Spenders gedachte.

Nach einigen Tagen passirte der Seier wieder meine Lagerstelle — ich lächelte ihm entgegen, er aber sah mir theilnahmslos in's Gesicht — schüttelte den Kopf und ging weiter. Wahrscheinlich dachte er sich auf arabisch: Ja freilich — für jedes Lachen eine Mehlspeise — da käm' ich weit!

Monate nachher wurde ich vom Khalifen unter der Bedingung begnadigt in seiner nächsten Nähe zu leben — mit Niemandem zu verkehren; ich wurde in seine Leibgarde eingereiht, um von den Getreuesten der Getreuen immer bewacht zu sein.

Zehn Jahre nachher gelang es mir zu entfliehen und am 16. März 1895 Cairo zu erreichen. Ein Jahr darnach war ich als Oberst des Generalstabes unter Kitchener bemüht, dem Mahdi-Reiche ein Ende zu bereiten.

Am 2. September schlugen wir die Schlacht von Omdurman, die von Morgens bis Mittag währte und die dem Khalifen etwa 24.000 Mann an Todten und Verwundeten kostete und seine Macht brach. Früh am Nachmittag marschirten wir in die Stadt ein, die soeben vom Khalifen und seinen Anhängern geräumt wurde. Kitchener und sein Stab befanden sich auf dem riesigen Gebetsplatze vor dem Hause des Khalifen — auch hier gab es Tode und Verwundete, da das Grabmal des Mahdi und das Haus des Khalifen während der Schlacht von den Kanonenboten unter Feuer genommen wurde. Soeben erteilte mir Kitchener den Befehl mit der Kavallerie und den Kamelcorps, die auf der West-Seite außer der Stadt Stellung genommen hatten, den fliehenden Khalifen zu verfolgen, als die Meldung erstattet wurde, daß die Stadt vom Feinde beinahe gänzlich verlassen sei — nur der Seier hätte sich im Gefängnishause verschanzt, die dicken Steinmauern seien mit Schießscharten versehen und er soll 80 bis 100 Gewehre mit genügender Munition und eine große Menge Proviant haben. Er glaube an keinen Pardon und weise denselben zurück, denn er wisse selbst sehr wohl, daß er viele der früheren Regierungsbeamten als Gefangene so schlecht behandelt, daß er keine Gnade erwarten könne. Was war zu machen? Mit Kanonen das Gebäude zu beschießen — dabei gingen alle Gefangenen, die doch internirt waren, mit zu Grunde — den ganzen Häusercomplex cerniren und Tage oder Wochen lang belagern? Ich sagte Kitchener, ich wolle Seier eine Botschaft schicken und zu einem meiner schwarzen Begleiter, die mir früher während meiner Gefangenschaft nahestanden und sich gleich nach der Schlacht wieder um mich sammelten, gewendet, sagte ich: „Geh schnell zum Seier, sag ihm, daß ich, wie er weiß, in hoher leitender Stellung mit der Armee hier angekommen sei, daß die Regierung ihm den Pardon erteile, daß alles, was er gethan, vergeben und vergessen sei. — Ich aber hätte nicht vergessen, daß er mir in dunkler Nacht, als ich hungernd und durstig in Eisen lag, mir gegen den Willen des Khalifen Honigkuchen und Milch gegeben und bei dem „Brod und Salz", das ich von ihm bekommen und gegessen, schwöre ich, daß ihm kein Haar gekrümmt werde. Lauf' — sagte ich zu dem Jungen — und vergiß keines meiner Worte."

Eine Viertelstunde später öffneten sich die Thore des Gefängnisses — der Seier übergab seine Waffen — die Gefangenen, darunter Karl Neufeld, waren befreit — und als ich nach der fruchtlosen Verfolgung des Khalifen später zurückkehrte, feierten der Seier und ich ein „fröhliches Wiedersehen". Seitdem habe ich ihn manchmal getroffen, das letzte Mal diesen Winter und immer erhielt er von mir Süßigkeiten und andere gute Dinge als Beweis meiner Dankbarkeit für den mitternächtlichen Honigkuchen.

Nicht wahr Excellenz, ich habe Recht: kleine Ursachen — große Wirkungen! Weil ich die „Gräuperlsuppe" haßte, wurden Menschenleben gerettet und Blutvergießen verhindert.

So, nun aber Schluß — denn vor mir liegt eine halbe Kamelladung dienstlicher Schriften (wir schätzen hier auf diese Weise unsere Arbeit ab), die erledigt werden muß — da ich nicht nur zu reisen sondern auch Bureaudienst zu verrichten habe. In einigen Tagen gehe ich wieder nach Dongola und Mitte April nach Lado zu den Kongolesen und nach Gondokoro — die Reise wird schön warm werden! Anfangs Juni hoffe ich wieder in Wien zu sein und Excellenz im Jockey-Club zu treffen — dann will ich Ihnen so manches erzählen — denn plaudern geht leichter und schneller als schreiben. — Bitte die Herren im Club einstweilen bestens von mir zu grüßen.

Hoffend, daß sich Excellenz der besten Gesundheit erfreuen und das Erdbeben in Wien nicht Ihre Häuser „wacklich" gemacht hat — bin ich mit den wärmsten Grüßen (wir haben 45 Centrigrad im Schatten)

Ihr stets aufrichtig ergebener
R. Slatin.

Der Brief.

Aus einer Soziologie des Geheimnisses.

Von Georg Simmel.

— — Die Schriftlichkeit hat ein aller Geheimhaltung entgegengesetztes Wesen. Vor dem allgemeinen Gebrauch der Schrift mußte jede noch so einfache rechtliche Transaktion vor Zeugen abgeschlossen werden. Die schriftliche Form ersetzt dies, indem sie eine, zwar nur potentielle, aber dafür unbegrenzte „Öffentlichkeit" einschließt; sie bedeutet, daß nicht nur die Zeugen, sondern überhaupt ein jeder wissen kann, daß dies Geschäft abgeschlossen ist. Unserem Bewußtsein steht hierbei die eigentümliche Form zur Verfügung, die man als „objektiven Geist" bezeichnen kann: Naturgesetz und sittliche Imperative, Begriffe und künstlerische Gestaltungen, die für jeden, der sie ergreifen kann und will, gleichsam bereitliegen, in ihrer zeitlosen Gültigkeit aber davon unabhängig, ob, wann, von wem dieses Ergreifen geschieht. Von dieser unermeßlich bedeutsamen Kategorie ist die Schriftlichkeit ein Symbol oder ein sinnlicher Träger. Der geistige Inhalt, einmal niedergeschrieben, hat damit eine objektive Form erhalten, eine prinzipielle Zeitlosigkeit seines Da-Seins, einer Unbeschränktheit von Reproduktionen im subjektiven Bewußtsein zugängig, ohne aber seine Bedeutung oder Gültigkeit, da sie nun fixiert ist, von dem Kommen oder Ausbleiben der seelischen Realisierung durch Individuen abhängig zu machen. So besitzt das Geschriebene eine objektive Existenz, die auf jede Garantie des Geheimbleibens verzichtet. Aber diese Ungeschütztheit gegen jede beliebige Kenntnisnahme läßt vielleicht die Indiskretion gegen den Brief als etwas ganz besonders Unedles empfinden, so daß für feinere Gefühlsweisen gerade die Wehrlosigkeit des Briefes zu einer Schutzwehr seines Geheimbleibens wird. An diesem Punkte strömen die eigentümlichen Gegensätze zusammen, die überhaupt den Brief als soziologisches Phänomen tragen. Die Form der brieflichen Äußerung bedeutet eine Objektivierung ihres Inhalts, die hier eine besondere Synthese einerseits mit dem Bestimmtsein

für ein einzelnes Individuum bildet, anderseits mit dem Korrelate dieses: der Personalität und Subjektivität, mit der sich der Briefschreiber, im Unterschiede vom Schriftsteller, gibt. Und gerade in der letzteren Hinsicht ist der Brief als Verkehrsform etwas ganz Einzigartiges. Bei unmittelbarer Gegenwärtigkeit gibt jeder Teilnehmer des Verkehrs dem anderen mehr, als den bloßen Inhalt seiner Worte; indem man sein Gegenüber sieht, in die mit Worten gar nicht auszudrückende Stimmungssphäre desselben eintaucht, die tausend Nuancen im Rhythmus und in der Betonung seiner Äußerungen fühlt, erfährt der logische oder der gewollte Inhalt seiner Worte eine Bereicherung und Modifikation, für die der Brief nur äußerst dürftige Analogien bietet; und auch diese werden im ganzen nur aus Erinnerungen des persönlichen Verkehrs erwachsen. Es ist der Vorzug oder Nachteil des Briefes, prinzipiell nur den reinen Sachgehalt unseres momentanen Vorstellungslebens zu geben und das zu verschweigen, was man nicht sagen kann oder will. Und nun ist das Charakteristische, daß der Brief, wenn er sich nicht etwa nur durch seine Ungedrucktheit von einer Abhandlung unterscheidet, dennoch etwas ganz Subjektives, Augenblickliches, nur Persönliches ist, und zwar keineswegs nur, wenn es sich um lyrische Expektorationen, sondern auch wenn es sich um durchaus konkrete Mitteilungen handelt. Diese Objektivierung des Subjektiven, diese Entkleidung des letzteren von allem, was man gerade jetzt von der Sache und von sich selbst nicht offenbaren will, ist nur in Zeiten hoher Kultur möglich, wo man die psychologische Technik hinreichend beherrscht, um den momentanen Stimmungen und Gedanken, die auch nur als momentane, der aktuellen Anforderung und Situation entsprechende, gedacht und aufgenommen werden, dennoch Dauerform zu verleihen. Wo eine innere Produktion den Charakter des „Werkes" hat, ist diese Dauerform durchaus adäquat; im Brief aber liegt ein Widerspruch zwischen dem Charakter des Inhalts und dem der Form, den zu produzieren, zu ertragen und auszunutzen es einer beherrschenden Objektivität und Differenziertheit bedarf.

Diese Synthese findet ihre weitere Analogie in der Mischung von Bestimmtheit und Unbestimmtheit, die der schriftlichen Äußerung, zuhöchst dem Briefe, eigen ist. Es handelt sich nicht einfach um das Mehr oder Weniger, das der eine von sich dem anderen zu erkennen gibt, sondern darum, daß das Gegebene für den Empfänger mehr oder weniger deutlich ist und daß dem Mangel an Deutlichkeit, wie zum Ausgleich, eine proportionale Mehrheit möglicher Deutungen entspricht. Sicher gibt es kein irgend dauernderes Verhältnis zwischen Menschen, in dem nicht die wechselnden Maße der Deutlichkeit und der Deutbarkeit der Äußerungen eine wesentliche Rolle spielen. Die schriftliche Äußerung erscheint zunächst als die sichere, als die einzige, von der sich „kein Jota rauben läßt". Allein diese Prärogative des Geschriebenen ist die bloße Folge eines Mangels: daß ihr die Begleiterscheinungen des Stimmklanges und der Akzentuierung, der Geberde und der Miene fehlen, die für das gesprochene Wort ebenso eine Quelle der Verundeutlichung wie der Verdeutlichung sind. Tatsächlich aber pflegt sich der Empfangende nicht mit dem rein logischen Wortsinn zu begnügen, den der Brief freilich unzweideutiger als die Rede überliefert, ja, unzählige Male *kann* er dies gar nicht, weil, um auch nur den logischen Sinn zu begreifen, es mehr als des logischen Sinnes bedarf. Darum ist der Brief, trotz oder richtiger wegen seiner Deutlichkeit, viel mehr als die Rede der Ort der

Mißverständnisse und der „Deutungen". Entsprechend dem Kulturniveau, auf dem überhaupt eine auf schriftlichen Verkehr gestellte Beziehung möglich ist, sind deren Bestimmungen in scharfer Differenziertheit auseinandergetreten: was an menschlichen Äußerungen ihrem Wesen nach deutlich ist, ist am Brief deutlicher als an der Rede, das, was an ihnen prinzipiell vieldeutig ist, ist dafür am Brief vieldeutiger als an der Rede. Drückt man dies mit den Begriffen der Freiheit und der Gebundenheit aus, die der Empfangende gegenüber der Äußerung besitzt: so ist sein Verständnis in bezug auf ihren logischen Sinn durch den Brief gebundener, in bezug auf ihren tieferen und persönlichen Sinn aber freier als gegenüber der Rede. Man kann sagen, daß die Rede durch alles das, was sie an Sichtbarem, aber nicht Hörbarem und an Imponderabilien des Sprechers selbst umgibt, sein Geheimnis offenbart, der Brief es aber verschweigt. Der Brief ist deshalb deutlicher, wo es auf das Geheimnis des anderen nicht ankommt, undeutlicher und vieldeutiger aber, wo dies der Fall ist. Unter dem Geheimnis des anderen verstehe ich seine logisch nicht ausdrückbaren Stimmungen und Seinsqualitäten, auf die wir doch unzählige Male zurückgreifen, selbst um die eigentliche Bedeutung ganz konkreter Äußerungen zu verstehen. Bei der Rede sind diese Deutungshülfen mit dem Inhalt so verschmolzen, daß sich eine völlige Einheit des Verständnisses ergibt; vielleicht ist dies der entscheidendste Fall der allgemeinen Tatsache, daß der Mensch das, was er wirklich sieht, hört, erfährt, und das, was seine Interpretation durch Zusetzen, Abziehen, Umformen daraus macht, überhaupt nicht auseinanderzuhalten imstande ist. Es gehört zu den geistigen Erfolgen des schriftlichen Verkehrs, daß er aus dieser naiven Einheitlichkeit eines ihrer Elemente — eben den bloßen Sachgehalt der Äußerung — herausdifferenziert und dadurch die Vielheit dieser prinzipiell geschiedenen Faktoren veranschaulicht, die unser scheinbar so einfaches gegenseitiges „Verstehen" ausmachen.

Scharlach.

Von Stefan Zweig.

In der Josefstadt, hatten ihm die Freunde zu Hause gesagt, solle er sich ein Zimmer nehmen, wenn er nach Wien ginge. Das sei nahe der Universität und alle Studenten wohnten dort gerne, weil es ein stiller, ein wenig altväterischer Bezirk sei und dann, weil es schon durch Tradition ihr Hauptquartier geworden war. So hatte er sich also gleich von der Bahn, wo er das Gepäck vorläufig ließ, durchgefragt, war hingegangen durch die vielen fremden lauten Gassen, vorbei an all den hastigen Menschen, die wie gejagt durch den Regen liefen und ihm nur unwillig Auskunft gaben.

Das Herbstwetter war unerbittlich. Unablässig plätscherte ein spitzer nasser Schauer nieder, schwemmte von den falben Bäumen das letzte zitternde Laub, trommelte von allen Traufen und zerriß den melancholischen Himmel in Millionen grauer Fasern. Der Wind warf manchmal den Regen wie ein flatterndes Tuch vor sich her, schleuderte ihn gegen die Wände, daß es nur so prasselte und zerbrach den Leuten die Schirme. Bald waren auf der Straße nur mehr die holpernden schwarzen Wagen mit den dampfenden Pferden zu sehen und hie und da ein paar fliegende Schatten von Vorüberrennenden.

Der junge Student ging von Haus zu Haus, stieg viele Treppen auf und nieder, froh, für ein paar Augenblicke dem bösartigen Regen zu entkommen. Er sah viele Zimmer, aber keines konnte ihm behagen. Daran war vielleicht der Regen schuld und das kalte graue Licht, das alle Räume bedrückt erscheinen ließ und sie anfüllte mit kränklicher gepreßter Luft. Ein leise beengtes Gefühl wurde in ihm wach, als er das Elend und die Unreinlichkeit mancher Quartiere sah, zu denen er auf krummen feuchten Treppen hinaufkroch, irgendwie eine erste Ahnung der großen Traurigkeiten, die hinter der Stirne dieser kleinen gebückten, abgeschabten Vorstadthäuser sich verbergen. Immer mutloser wurde sein Suchen.

Endlich traf er seine Wahl. Es war in der Josefstadt oben, nicht mehr weit vom Gürtel, in einem recht alten aber schwerfällig breiten Hause von altbürgerlicher Behaglichkeit, wo er Quartier nahm. Das Zimmer war einfach und eigentlich kleiner, als er gewünscht hatte, aber die Fenster gingen in einen großen Hof hinaus, in einen jener alten Vorstadthöfe, wo ein paar Bäume standen, jetzt rauschend im Regen und leise fröstelnd. Dieses letzte zage Grün, die ganz verlorene Erinnerung an die Gärten seiner Heimat, lockte ihn an und dann, daß im Vorzimmer, als er die Glocke zog, ein Kanarienvogel in seinem Gehäuse zu trillern anfing und nicht müde wurde seiner Koloraturen, so lang er das Zimmer besah. Das schien ihm ein gutes Vorzeichen, und auch die Vermieterin gefiel ihm, eine ältere verhärmte Frau, Beamtenswitwe, wie sie erzählte. Sie selbst bewohnte nur ein armseliges Kabinett mit ihrer kleinen Tochter, nebenan hatte noch ein anderer Student sein Zimmer, dessen Anwesenheit schon die Visitkarte an der Eingangstür verriet.

In den paar Stunden, die bis Abend blieben, wollte er noch eilig etwas sehen von der fremden, seit tausend Tagen herbeigesehnten Stadt, aber der kalte, vom Wind aufgepeischte Regen vertrieb ihm bald das Gelüst. Er trat in ein Kaffeehaus, sah dann lange gedankenlos zu, wie der weiße Ball am Billardbrett dem roten nachlief, hörte das Gespräch von vielen fremden Menschen rings um sich herum und mühte sich das bittere Gefühl der Enttäuschung niederzuringen, das langsam in seiner Kehle aufquoll und Worte wollte. Noch einmal versuchte er dann über die Straßen zu streifen, aber der Regen war zu hartnäckig. Triefend und durchnäßt ging er in ein Gasthaus, ein Abendbrot rasch und ohne Lust zu nehmen, und dann nach Hause.

Und nun stand er in seinem Zimmer und sah sich darin um. Ein paar Sachen lehnten da beieinander wie vergessen, ohne alle innere Zusammengehörigkeit, ohne Anmut und Lebendigkeit: zwei alte Schränke, vornübergebeugt und aufseufzend, wenn man ihnen nahe trat, ein Bett mit verschossener Decke, eine weiße Lampe, die melancholisch im Dunkel des verdüsterten Zimmers pendelte, ein gebrechlicher Alt-Wiener Ofen. Dazwischen ein paar Farbdrucke und Photographien, bleiche Dinger ohne Beziehungen zueinander, fremde Gesichter, die sich seit Jahren vielleicht hier schon anstarrten, ohne sich zu kennen. Frösteln quoll auf von der unebenen Diele, das eine Fenster schloß schlecht und klapperte unruhig, wenn der Wind den Regen gegen die Scheibe warf.

Ihn fröstelte. Fremd stand er unter diesem Altväterkram. Wer hatte in diesem Bette geschlafen, wer auf diesen Sesseln geruht, wer in diesen Spiegel geblickt, aus dem ihn nun sein eigenes blasses Kindergesicht angstvoll und fast weinerlich ansah?

Nichts erinnerte ihn hier an Vergangenes und Erlebtes, fremd war alles und er fühlte die Kühle bis ins Blut.

Sollte er schon zu Bett gehen? Es war neun Uhr. Zum ersten Male schlief er unter fremdem Dach. Zu Hause saßen sie jetzt wohl freundlich bestrahlt vom goldenen Lampenlicht um den runden Tisch, im ruhigen Gespräch. Nun wußte er, würde Edith, seine blonde Schwester, bald aufstehen und hingehen zum Klavier und noch spielen, eine schwermütige Sonate oder irgend einen lachenden Walzer, ganz wie er sie bat. Aber wo war er heute, der dort sonst am Klavier im Schatten stand und zu den Tönen träumte, bis sie aufstand und ihm herzlich Gute Nacht bot?

Nein, er konnte noch nicht schlafen. Er ging hin und nahm aus dem Koffer, den er inzwischen hatte abholen lassen, seine paar Sachen. Alles war sorglich von den Seinen gepackt und wie er die Ordnung auseinander nahm, mußte er an die Hände denken, die das für ihn in Liebe getan. Zwischen den Büchern fand er, froh erschreckt, eine Überraschung, das Bild seiner Schwester, die es ihm verstohlen hineingelegt, mit einer herzlichen Zeile darauf. Lang sah er es an, dieses helle lächelnde Gesicht und stellte es dann hin auf den Schreibtisch, damit es freundlich auf ihn hinsehe und ihn tröste, den Heimatlosen. Aber es war ihm, als werde das Lächeln immer trüber auf dem Bilde und als würde sie hier, im Dunkel, traurig mit ihm. Kaum wagte er mehr hinzusehen, so dunkel schien es ihm schon.

Sollte er noch einmal hinaus aus diesem trüben trostlosen Gelaß? Wie er ans Fenster trat, sah er den Regen rastlos rinnen. Auf den trüben Scheiben sammelten sich die Tropfen, blieben stehen, bis sie ein anderer mitnahm und rannen dann rasch herab, wie Tränen über glatte Kinderwangen. Immer neue kamen und immer wieder rannen sie herab, von allen Seiten, als weinte da draußen eine ganze Welt ihre Traurigkeit in Millionen Tränen aus. Er blieb stehen, vielleicht eine halbe Stunde lang. Dieses leise murmelnde Spiel voll dumpfen Leides, dieses stete Tropfenrinnen, die unverständliche Musik der klagenden Bäume — tief griff das wunderliche Bild der kollernden Tränen in sein Herz. Eine wilde Traurigkeit fiel ihn an, die nach Tränen schrie.

Er wollte sich aufreißen. Aber war das sein erster Abend in Wien? Wie oft schon hatte er ihn voraus gelebt, im Traum, im Gespräch mit der Schwester und den Freunden. Nichts Deutliches hatte er sich dabei gedacht, aber doch etwas Wildes und Helles, ein Hinstürmen durch die funkelnden Straßen, vorwärts nur vorwärts, als sei morgen all die Pracht nicht mehr da, als wollte schon in der ersten Stunde Unvergeßliches erlebt sein. Im lachenden Gespräch hatte er sich gesehen, singend vor Übermut, den Hut aufwirbelnd und mit klopfendem Herzen. Und nun stand er da, vor einer blinden Scheibe, fröstelnd, allein, und sah zu, wie die Tropfen niederrannen, zwei und jetzt wieder drei und wieder zwei, starrte hin, wie sie sich unsichtbare Gleise schufen, auf denen sie niederrollten und kniff die Lider ein, daß nicht plötzlich auch seine eigenen Tränen herabliefen und hinfielen auf seine kalten Hände. Hatte er das seit Jahren ersehnt?

Wie langsam doch die Zeit verging. Der Zeiger auf dem Holzgehäuse der alten Uhr kroch ganz unmerklich vorwärts. Und immer drohender fühlte er die Abendangst, dieses unerklärliche kindische Bangen vor der Einsamkeit in diesem fremden Zimmer, die wilde Sehnsucht Heimweh, die er nicht mehr verleugnen

konnte. Ganz allein war er in dieser riesigen Stadt, in der Millionen Herzen hämmerten und keiner sprach zu ihm, als dieser plätschernde höhnische Regen, keiner hörte auf ihn oder sah ihn an, der da mit Schluchzen und Tränen rang, der sich schämte zu sein wie ein Kind und doch sich nicht zu retten wußte vor diesem Bangen, das hinter dem Dunkel stand und ihn mit stählernen Augen unerbittlich anstarrte. Nie hatte er sich so nach einem Wort gesehnt wie jetzt.

Da knarrte nebenan eine Tür und fiel sausend ins Schloß. Der Hingekauerte sprang auf und horchte. Eine rauhe und doch geübte Stimme summte nebenan eine abgerissene Strophe aus einem Burschenlied, dann surrte das angeflitzte Zündholz und er hörte das Hantieren mit der offenbar jetzt entzündeten Lampe. Das konnte nur sein Nachbar sein, ein Jurist, wie ihm die Vermieterin erzählt hatte, der vor den letzten Prüfungen stand. Er atmete tief auf, denn er fühlte sein Verlassensein für einen Augenblick beruhigt. Von drinnen knarrten die schweren strammen Tritte des Auf- und Abgehenden auf der Diele, das Lied klang immer deutlicher und plötzlich schämte sich der Lauschende, so zitternd und hinhorchend dazustehen und er schlich geräuschlos zum Tisch zurück, wie in Angst, als könnte ihm der nebenan durch die Wand zusehen.

Jetzt schwieg drin die Stimme und auch das Auf- und Niedergehen verstummte. Offenbar hatte sich sein Nachbar gesetzt. Nun fingen die surrenden Tropfen wieder an, auf ihn einzusprechen und die Einsamkeit mit all ihrer Angst lugte wieder aus dem Dunkel hervor.

Ihm war, als müßte er ersticken in dieser Enge. Nein, er konnte jetzt nicht allein bleiben. Er richtete sich auf, wartete, bis die Wangen nicht mehr gerötet waren vom Daliegen, probierte mit einem Räuspern die Stimme, dann schlich er hinaus und zur Tür des Nachbars hin. Zweimal hielt er an, doch dann klopfte endlich sein Finger zaghaft an die fremde Tür.

Ein offenbar erstauntes Schweigen folgte. Dann klang ein helles „Herein".

Er klinkte die Tür auf. Blauer Rauch quoll ihm entgegen. Das enge Zimmer war ganz vollgedampft und alle Gegenstände verschwammen zuerst in dem dicken, von der Zugluft aufschwankendem Nebel. Sein Nachbar stand hochaufgerichtet und sah erstaunt auf den Eintretenden. Er hatte Weste und Gilet bereits abgelegt, das halboffene Hemd zeigte ungeniert eine breite, behaarte Brust, die Schuhe lagen rechts und links am Boden hingehaut. Er war eine kräftige, bäuerisch derbe Gestalt, einem Arbeiter mehr ähnlich als einem Studenten, wie er da stand, die kurze Shagpfeife im Mund, deren Rauch er jetzt mit einem starken Stoß bis zur Tür hinblies.

Der Eintretende stammelte ein paar Worte. „Ich bin heute hier eingezogen und wollte mich Ihnen als Nachbar vorstellen."

Sein Gegenüber schnellte mechanisch die Beine zusammen. „Sehr erfreut. Jurist Schramek."

Nun nannte auch der Besuchende, hastig, um das Versäumnis zu reparieren, seinen Namen „Bertold Berger".

Schramek überflog ihn mit einem Blick. „Sie sind im ersten Semester?"

Berger bejahte und fügte gleich bei, es sei auch sein erster Tag in Wien.

„Sie studieren natürlich Jus. Alle Leute studieren nur mehr Jus."

„Nein, ich will mich an der medizinischen Fakultät inskribieren lassen."

„So, bravo, endlich einmal Einer . . . Aber bitte, nehmen Sie doch ein bißchen Platz!“

Die Aufforderung war herzlich.

„Sie nehmen doch eine Zigarette, Herr Kollega.“

„Ich danke, ich rauche nicht.“

„Na . . . das wird schon werden. Die Nichtraucher sind im Aussterben begriffen. Also einen Kognak. Einen guten.“

„Danke . . . danke sehr.“

Schramek zog lachend die Schultern hoch: „Sie, lieber Kollege, seien Sie nicht böse, aber ich glaube, Sie sind, was man so sagt, ein Fadian. Kein Kognak, nicht rauchen, das ist sehr verdächtig.“

Berger wurde rot. Er schämte sich, so ungeschickt gewesen zu sein und seine Unbehülflichkeit gleich verraten zu haben, aber er spürte, daß eine verspätete Zusage noch lächerlicher sein müsse. Um etwas zu reden, entschuldigte er nochmals den nächtlichen Besuch. Aber Schramek ließ ihn nicht zu Ende reden, sondern hielt ihn mit ein paar Fragen fest. Sie waren beinahe Landsleute, aus Deutschböhmen der eine, aus Mähren der andere, bald fanden sie auch einen gemeinsamen Bekannten in ihrer Erinnerung. Ihr Gespräch ward bald lebendig. Schramek erzählte von seinen Prüfungen und seiner Verbindung, von all den hundert dummen Dingen, die solchen studentischen Naturen der Sinn dieser paar Jahre zu sein scheinen. Es war eine sehr lebendige Herzlichkeit in seinem Erzählen, eine etwas laute Heiterkeit und eine wohlbewußte, fast eitle Routine. Er freute sich sichtlich, einem Neuling, einem Provinzler zu imponieren. Und das gelang ihm mehr als er wußte. Berger horchte auf alle diese Dinge mit einer unbeschreiblich sehnsüchtigen Neugier, weil sie ihm das neue Leben zu verkünden schienen, das hier in Wien auf ihn wartete, ihm gefiel das forsche Reden, die Art, wie der Schramek beim Rauchen den Dampf in breiten blauen Kegeln von sich stieß. Auf jede Kleinigkeit achtete er, denn es war der erste echte Student, der ihm begegnete und wahllos nahm er ihn als den vollkommensten.

Er hätte ihm gerne auch etwas erzählt, aber all das von Hause kam ihm gegen diese neuen Dinge plötzlich so unwichtig vor, so unscheinbar und platt all die Scherze vom Gymnasium, die Erlebnisse der Provinz, all seine eigenen Gedanken und Worte bisher schienen ihm plötzlich in die Kindheit hinein zu gehören und hier war erst der Beginn aller Mannhaftigkeit. Schramek merkte sein Schweigen gar nicht und freute sich sehr an dem scheu bewundernden Blick des Novizen. Berger fuhr auf sein Verlangen mit vorsichtiger Hand die drei Schmisse nach, die eine scharfe rote Spur über Schrameks kurzgeschorenen Schädel zogen und staunte bei der Erzählung von der Kontrahage und Mensur. Ihm ward ängstlich und doch warm bei dem Gedanken, nun bald auch so Aug in Aug einem Gegner gegenüber zu stehen und er bat den Schramek, ihn für einen Augenblick einen der Säbel nehmen zu lassen, die in der Ecke des Zimmers lagen. Das war dann freilich ein schmerzliches Gefühl, wie er ihn nur mit Mühe aufheben konnte: er merkte erst wieder, wie schwach und kindhaft mager noch seine Arme waren und fühlte den Unterschied zwischen sich und diesem stämmigen robusten Burschen mit einem plötzlichen Neid. Wie etwas ganz Unerhörtes schien es ihm, daß man mit so einem Säbel leicht

durch die Luft wirbeln könne, die Klinge pfeifen lassen, mit aller Kraft die Parade durchschlagen und in ein fremdes Gesicht hineinfetzen. Alle diese alltäglichen Dinge schienen ihm sehr gewaltig und bewundernswert wie große erstrebenswerte Taten, und die scheue Bewunderung, mit der er davon sprach, machte den Schramek nur immer noch redseliger und vertrauter. Er sprach zu ihm wie zu einem Freunde und rollte das grellfarbige Bild seines ganzes Lebens auf, das nie über das studentische Ideal hinausreichte, und auf das Berger wie verzückt hinstarrte. Hier hatte er den Herold seines neuen Lebens gefunden.

Um Mitternacht sagten sie sich endlich „Auf Wiedersehen". Schramek schüttelte Berger herzlich die Hand, schlug ihm auf die Schulter und versicherte mit jenem spontanen Freundschaftsgefühl, wie man es nur in diesen Jahren kennt, er sei „ein lieber Kerl", was den jungen ganz hingerissenen Menschen unendlich beglückte.

Ganz trunken von all diesen Eindrücken kam er in sein Zimmer, das ihm plötzlich nicht mehr so einsam und trübe schien, wenn auch der Regen noch immer am Fenster plätscherte und Kühle aus allen Fugen quoll. Sein Herz war voll von diesen fremden funkelnden Dingen, und er empfand es als unsagbares Glück, gleich am ersten Tage einen Freund gefunden zu haben. Allerdings: eine leise Wehmut mischte sich bald ein, er fühlte, wie schwach, wie kindisch, wie schuljungenhaft er neben diesem Menschen war, der mit beiden Füßen fest im Leben stand. Er war immer der schwächste, verzärteltste, kränklichste seiner Kameraden gewesen, immer zurückgeblieben in Spiel und Übermut, aber heute erst empfand er es schmerzlich. Würde er je werden können wie dieser Schramek: so fest, so stark, so frei? Eine wilde Sehnsucht kam ihn an, so flink und forsch reden zu können, Muskeln zu haben, das Leben fest anpacken zu können und nicht irgendwie mit ihm zu paktieren. Würde er je so werden können? Mißtrauisch sah er im Spiegel auf sein schüchternes schmales bartloses Kindergesicht und es fiel ihm wieder ein, daß er den Säbel kaum hatte heben können mit diesem zarten Arm, an dem kein Muskel aufsprang. Es fiel ihm ein, daß er vor zwei Stunden fast geweint hatte wie ein Kind, nur weil es dunkel war und kalt und er niemanden um sich hatte. Eine Angst beugte sich leise über ihn: Wie würde es mit ihm, dem Schwachen, dem Kindischen werden in dieser fremden Stadt, in diesem neuen Leben, wo man die Kraft brauchte, Mut und Übermut? Nein — er raffte sich mit Gewalt auf — er wollte kämpfen, bis er vollwertig sei, so werden wie sein Freund, stark und gewaltig, alles wollte er ihm ablernen, den schlenkernden Gang, die helle forsche Art des Redens, seine Muskeln wollte er stärken, ein Mann werden wie er. Wehmut und Freude, Hoffnung und Verzagen rannen ineinander, immer mehr verwirrte sich seine Träumerei. Erst als die Lampe qualmte, sah er, daß es spät geworden sei, und ging eiligst zu Bett. Draußen trommelte noch immer der unerbittliche Septemberregen.

Das war Bertold Bergers erster Tag in Wien.

* * *

Und so blieb es auch in nächster Zeit: Wehmut und Freude, Hoffnung und Enttäuschung unablässig mitsammen vermengt, ein unklares Gefühl, aber immer nur Fremdsein und kein Sichgewöhnen. Das Große, Unerwartete, Neue, das er von seiner Unabhängigkeit, von der Studentenzeit, von Wien erwartet hatte, wollte

sich nicht einstellen. Es gab ja einzelne schöne Dinge: Schönbrunn im milden Septemberglanz, die goldenen Alleen, die langsam zur Gloriette hinaufstiegen, und von dort oben dieser schwungvoll ausgreifende Blick über den edlen Garten und das kaiserliche Schloß. Oder die Theater mit ihrem Spiel und dem faszinierenden Beisammensein so vieler schöner Menschen, der Anblick der Eleganz bei den Veranstaltungen und Festen, die Straße manchmal, die so viele schöne und seltsame Gesichter an einem vorbeitrug und die funkelte von tausend Versprechungen und Lockungen. Aber immer war es ein Anblick nur und nie ein Eindringen, immer nur wie das gierige Lesen in einem aufgeschlagenen Buch, nie die Unmittelbarkeit eines Gespräches, eines Erlebnisses.

Einen einzigen Versuch des Eindringens in diese neue Welt machte er gleich in den ersten Tagen. Er hatte Verwandte in Wien, vornehme Leute, die er besuchte und die ihn dann zu Tisch baten. Sie waren sehr liebenswürdig zu ihm, auch seine ungefähr gleichaltrigen Vettern, aber er fühlte doch zu sehr, daß man sich mit der Einladung nur einer Pflicht entledigte, fühlte auf seinem Anzug ihre Blicke mit einem unterdrückt-mitleidigen Lächeln, schämte sich seiner Provinzeleganz, seiner Schüchternheit, die kläglich sein mußte im Vergleich zu dem selbstsicheren Wesen seiner Vettern und war froh, wie er sich empfehlen konnte. Und er ging nie mehr hin.

So drängte ihn alles in die Freundschaft jenes ersten Abends zurück, der er sich mit aller Leidenschaftlichkeit eines halben Kindes hingab. Er vertraute sich ganz diesem starken gesunden Menschen, der willig seine überschwängliche Liebe hinnahm und sie nur mit jener stets bereiten Herzlichkeit innerlich gleichgültiger Menschen erwiderte. Nach paar Tagen schon trug Schramek dem vor Freude errötenden Berger das „Du" an, das dieser noch nach längerer Zeit nur ungeschickt und zaghaft handhabte, so ungemein war der Respekt vor der Überlegenheit seines Freundes. Oft sah er ihn, wenn sie zusammen gingen, von der Seite verstohlen an, um diese weitausgreifende sichere Art des Gehens zu lernen und dann die ungezwungene Weise, wie er jedem hübschen Mädel den Kopf unter die Nase schob; selbst die Unarten gefielen ihm, dieses Fechtwirbeln mit dem Stock auf der Straße, der stete Knastergeruch in den Kleidern, das laute herausfordernde Reden in den Lokalen und die oft stupiden Ulke. Stundenlang konnte er Schramek zuhören, wenn er die belanglosesten Geschichten von Mädeln, Kontrahagen und Partien erzählte, unwillkürlich wurden ihm selbst alle diese Dinge wichtig, die ihn gar nicht berührten, er regte sich daran auf, sie schienen ihm das wirkliche, das eigentliche Leben zu sein und er brannte vor Begier, auch so etwas zu erleben. Im geheimen hoffte er, Schramek werde ihn einmal in ein solches Abenteuer hineinschieben, aber der hatte eine seltsame Art, ihn bei wichtigen Angelegenheiten auszuschalten. Offenbar empfand er das kindliche und bartlose Gesicht als zu wenig repräsentabel, denn er nahm ihn selten mit, wenn er in Couleur ging und sie trafen sich meist nur im Café oder in der Wohnung. Und immer mußte die Initiative von Berger ausgehen.

Das hatte der bald bemerkt und es hing an ihm als geheimer Kummer. In seiner Freundschaft war wie in jeder Freundschaft ganz junger Leute etwas von Liebe: die ungestüme Leidenschaftlichkeit und dann eine leise Eifersucht. Eine Erbitterung, der er freilich nicht Ausdruck zu geben wagte, bemächtigte sich seiner, wenn er merkte, daß Schramek zu ganz einfältigen, gleichgültigen Menschen, die er

eben kennen gelernt hatte, ebenso herzlich war wie zu ihm selbst und oft noch burschikoser. Und dann fühlte er, daß er ihm in den paar Wochen, die er ihn nun schon kannte, um keinen Schritt näher gekommen war als am ersten Abend, so sehr er sich auch ihm hingab. Er ärgerte sich, daß Schramek für alle seine Angelegenheiten nichts von dem Interesse zeigte, das er ihm doch für die seinen so überströmend entgegenbrachte, daß er ihm nie mehr gab, nie weniger als eine herzliche Begrüßung und dann gleich von seinen eigenen Dingen erzählte, kaum hinhörend, wenn Berger etwas von den seinen sprach.

Und dann, das Bitterste: aus jedem Worte fühlte Berger, daß ihn Schramek nicht für voll nahm. Schon wie er ihn nannte! Statt des anfänglichen Bertold sagte er nun immer „Bubi" zu ihm. Das klang lieb und herzlich, tat aber immer wieder weh. Denn es traf ihn gerade an der Stelle, die schon seit Jahren unvernarbt in ihm blutete: daß er immer für ein Kind gehalten wurde. Jahrelang brannte es in ihm, in der Schule war er wie ein Mädel gewesen, so verzärtelt schien er allen und so schüchtern war er auch, und jetzt, da er ein Mann sein sollte, sah er aus wie ein Bub und hatte alle seine Zaghaftigkeiten und nervösen Empfindlichkeiten. Nie wollten es die Leute glauben, daß er schon Student sei. Freilich, er war nicht ganz 18 Jahre alt, aber er mußte noch viel jünger aussehen, um so kindisch zu wirken. Immer mehr befestigte sich in ihm der Verdacht, daß sich Schramek nur um dieser Äußerlichkeit vor den Kameraden mit ihm genierte.

Eines Abends hatte er volle Gewißheit darüber. Er war lange in der Stadt herumgestreift und hatte wieder schmerzlich das absolute Alleinsein in den wogenden Straßen empfunden. So ging er noch zu Schramek hinein auf einen Plausch. Der begrüßte ihn herzlich vom Sofa her, ohne aufzustehen.

Auf dem Tisch lag die Couleurkappe, brennrot, und stach Berger ins Auge. Das war sein liebster, sein geheimster Wunsch, von Schramek in seine Verbindung eingeführt zu werden, dort hätte er ja alles, was er so schmerzlich entbehrte, vertrauten Umgang, ein Heim, dort könnte er so werden, wie er sein wollte, stark, männlich, ein ganzer Kerl. Seit Wochen wartete er auf einen Vorschlag Schrameks, oft schon hatte er ganz heimlich vorsichtige aber offenbar überhörte Anspielungen gemacht. Und jetzt brannte ihm diese Kappe ins Auge; wie eine lebende Flamme schien sie ihm auf dem Tisch zu zucken, sie flimmerte und glühte, sie faszinierte sein ganzes Denken. Er mußte davon reden.

„Gehst du morgen zur Kneipe?"

„Natürlich," sagte Schramek, sofort animiert. „Es wird riesig lustig werden. Drei neue Füchse werden aufgenommen, wirklich ganz famose stramme Kerle. Da muß ich doch dabei sein als Zweitchargierter. Es wird riesig fein werden. Weck mich nur nicht am Donnerstag vor zwei Uhr auf, wir kommen sicher erst in der Früh heim."

„Ja, das stell' ich mir riesig lustig vor," sagte Berger. Er wartete. Schramek sagte nichts. Wozu noch weiter reden? Aber am Tische lockte die Kappe, brennrot, feurig rot . . . wie Blut leuchtete sie.

„Du . . . sag, könntest du mich nicht einmal dort einführen . . . mitnehmen natürlich nur . . . weißt du, ich möchte das einmal gern sehen."

„Aber ja, komm nur einmal. Morgen geht's freilich nicht. Aber einmal schau dir's an, als Gast natürlich. Es wird dir zwar nicht gefallen, Bubi, denn da geht's oft wüst zu, aber wenn du willst . . ."

Berger fühlte etwas in der Kehle aufsteigen. Diese Kappe, dieser rote lockende Traum, wie im Nebel sah er sie plötzlich nur. Waren das Tränen? Wild und schluckend fuhr es heraus:

„Warum soll's mir nicht gefallen? Wofür hältst du mich denn? Bin ich ein Kind?"

Etwas mußte in der Stimme, im Ton gewesen sein, denn Schramek sprang auf. Er kam, jetzt wirklich recht herzlich, zu Berger heran und schlug ihm auf die Schulter.

„Nein, Bubi, du darfst nicht bös sein, so hab ich's nicht gemeint. Aber wie ich dich kenne, glaub' ich, taugst du zu so was nicht recht. Du bist zu fein, zu brav, zu anständig zu so was. Da muß man rabiat sein, ein Kerl, vor dem die anderen Respekt haben und wenn's nur vor dem Trinken ist. Kannst du dich bei einer Sauferei vorstellen oder bei einer Schlägerei, wie sie ja jetzt jeden Augenblick in der Aula sind. Nein, nicht wahr? Es ist ja kein Unglück, aber da paßt du halt nicht hinein."

Nein, er paßte nicht; da, fühlte er, hatte der Schramek recht. Aber wozu paßte er? Wozu brauchte ihn das Leben? Er wußte nicht, sollte er dem Schramek böse oder dankbar sein für die freie Aussprache. Der hatte freilich nach einer Minute wieder daran vergessen und plauschte weiter, aber in dem anderen fraß sich der Gedanke, daß all die ihn für minderwertig nahmen, immer tiefer ein. Die rote Kappe dort am Tisch starrte ihn an wie ein böser Blick. Er blieb nicht mehr lang diesen Abend und ging in sein Zimmer, dort blieb er sitzen, bis spät nach Mitternacht, die Hände auf den Tisch gestützt, reglos in die Lampe starrend.

* * *

Am nächsten Tag beging Bertold Berger eine Dummheit. Er hatte die ganze Nacht nicht geschlafen, so sehr bohrte in ihm der Gedanke, daß ihn Schramek für minderwertig, für feig, für ein Kind hielt. Und da hatte er beschlossen, ihnen zu beweisen, daß es ihm an Mut nicht fehle. Er wollte Händel suchen, ein Duell, um ihm zu zeigen, daß er nicht furchtsam sei.

Das gelang ihm leicht. Im Umgang mit Schramek hatte er aus den Gesprächen gelernt, wie solche Dinge zu beginnen waren. In dem kleinen niederen Zimmer des Vorstadtrestaurants, wo er speiste, saßen gegenüber täglich ein paar Couleurstudenten. Es war nicht schwer, mit ihnen anzubandeln, denn sie sprachen nie von anderen Dingen, ihr ganzes Denken drehte sich um diese sogenannten Ehrverletzungen.

Wie er vorbeiging an ihrem Tisch, streifte er mit Absicht an und warf einen Sessel um. Er ging ruhig weiter, ohne sich zu entschuldigen. Das Herz schlug ihm in der Brust.

Da klang schon hinter ihm, drohend und scharf, eine Stimme. „Können Sie nicht achtgeben?"

„Hofmeistern Sie jemand anderen!"

„So eine Frechheit!"

Da bog er um und verlangte die Karte, gab die seine. Er freute sich, daß seine Hand nicht zitterte dabei. In einer Sekunde war das Ganze geschehen. Wie

er stolz hinausging, hörte er die noch lachen am Tisch und den einen heiter sagen: „So ein Krispinderl!“ Das verdarb ihm den Stolz.

Und dann stürmte er nach Hause. Mit glühenden Wangen, stammelnd vor Freude, überfiel er Schramek, der gerade aufgestanden war, in seinem Zimmer, erzählte ihm alles, die letzte Bemerkung freilich verschweigend und auch, daß er den Sessel mit Absicht umgeworfen habe. Selbstverständlich müsse Schramek sein Sekundant sein.

Er hatte gehofft, Schramek werde ihm auf die Schulter klopfen und beglückwünschen, was er für ein strammer Kerl sei. Aber der sah sich nachdenklich die Visitkarte an, pfiff leise durch die Zähne und sagte ärgerlich: „Daß du dir aber gerade den ausgesucht hast! Das ist ein baumstarker Kerl, einer unserer besten Fechter. Der haut dich zusamm' wie nichts.“

Berger erschrak nicht. Daß er abgeführt werde, war für ihn selbstverständlich, da er noch nie einen Säbel in der Hand gehabt hatte. Er freute sich beinahe auf einen schweren Schmiß im Gesicht: da konnten die anderen ihn nicht mehr fragen, ob er Student sei. Aber was ihn unangenehm berührte, war das Benehmen Schrameks, der, die Karte in der Hand, immer wieder auf und ab ging und murmelte: „Das wird nicht leicht sein. Frechheit hat er gesagt, nicht wahr?“

Schließlich zog sich Schramek ganz an und sagte zu Berger. „Ich geh' gleich zu unserer Verbindung hin und such' dir den zweiten Vertreter. Sei unbesorgt, ich werde die Sache schon richten.“

Berger war wirklich unbesorgt. Er empfand eine wilde und fast überschwengliche Freude, jetzt zum erstenmal offiziell als Student, als Mann behandelt zu sein, auch seine Affaire zu haben. Er spürte plötzlich beinahe Kraft in den Gelenken, und wie er nun den Säbel aufnahm und damit wirbelte, schien es ihm fast eine Lust, fest dreinzuhauen. Den ganzen Nachmittag träumte er, heftig auf und ab gehend, von dem Duell und die Gewißheit, daß er unterliegen werde, tat ihm gar nicht weh. Im Gegenteil, gerade da konnte er dem Schramek und den Anderen zeigen, daß er nicht furchtsam sei, er wollte stehen bleiben, wenn ihm auch das Blut über das Gesicht und die Augen liefe, wollte stehen bleiben, ob sie ihn auch wegzerren wollten. Dann würden sie ihm schon selbst die rote Kappe anbieten.

Sein Blut war ganz warm geworden. Als Schramek um 7 Uhr abends kam, sprang er ihm ganz aufgeregt entgegen! Auch Schramek war sehr heiter.

„Na also, Bubi. Alles ist gut, die Sache ist in Ordnung.“

„Wann steigen wir?“

„Aber Bubi, wir werden dich doch nicht mit dem steigen lassen. Die Sache ist natürlich beigelegt.“

Berger wurde totenblaß, seine Hände zitterten, ein Zorn brach in ihm auf und drängte in den Augen nach Tränen. Er hätte dem Schramek ins Gesicht schlagen können, wie der ihm jetzt sagte: „Leicht war's freilich nicht und nächstens sei vorsichtiger! Das geht nicht immer so gut aus!“

Berger rang vergeblich nach einem Wort. Aber die Enttäuschung war zu furchtbar. Endlich sagte er, am Weinen würgend: „Ich dank' dir jedenfalls schön. Aber einen Gefallen hast du mir damit nicht getan.“ Und ging hinaus.

Schramek sah ihm verblüfft nach. Er schob dieses sonderbare Benehmen auf die Aufregung des Neulings und spekulierte nicht weiter darüber.

* * *

Berger begann sich umzusehen. Sein Leben wollte endlich Grund ertasten. Nun war er schon Wochen da und stand nicht weiter als am ersten Tag. Wie zerflatternde Wolken flog langsam Bild um Bild in die Ferne, die phantasievollen Versprechungen seiner Kindheit wurden blaß und zerrannen in Nebel. War das wirklich Wien, die große Stadt, der Traum der vielen Jahre, herbeigesehnt vielleicht schon seit dem Tag, da er zum erstenmal mit steifen, ungelenken Lettern das Wort Wien auf das Papier hinmalte? Damals hatte er vielleicht nur an viele Häuser gedacht und daß die Karussells größer sein müßten und bunter als das auf ihrem Marktplatz, wenn Kirchmeß war. Und dann hatte er langsam die Farben von den vielen Büchern geborgt, hatte die lockenden begehrenswerten Frauen auf den Straßen kokett hingehen lassen, die Häuser bevölkert mit verwegenen Abenteuern, die Nächte erfüllt mit wilder Kameraderie und all das getaucht in den brausenden Wirbel, der Jugend und Leben hieß.

Und was war nun? Ein Zimmer, eng und kahl, dem er morgens entlief, um ein paar Stunden in schwitzigen Studierstuben zu verbringen; ein Gasthaus, wo er rasch das Essen hinabwürgte; ein Kaffeehaus, wo er die Zeit mit dem Hinstarren auf Zeitungen und Menschen totschlug; ein zielloses Hinwandern auf den lauten Straßen, bis er müde war und wieder heimkam in das enge kahle Zimmer. Ein-, zweimal ging er auch ins Theater, aber es war immer für ihn ein bitteres Erlebnis. Denn wenn er da oben stand auf der Galerie, zwischen viele Menschen gedrängt, die nichts wußten von ihm, sah er unten im Parterre, in den Logen die Herren, elegant und geschmeidig, die Damen verlockend in Schmuck und Entblößung, sah wie sie sich alle begrüßten, lachend und übermütig begegneten. Alle kannten sich, alle gehörten zueinander. Die Bücher hatten nicht gelogen. Hier war die Wirklichkeit aller jener Abenteuer, an denen er oft zweifelte, weil sie ihn nicht erreichten, da war die Welt, die sonst in den stummen Häusern sich verkroch, da war Erlebnis, Abenteuer, Schicksal. Auf vielen Schächten, fühlte er, ging es da in das Gold des Lebens hinab. Aber er stand da, sah zu und konnte nicht hinein. Wirklich, seine Kindheit hatte recht gesehen: hier war das bunte, flirrende Karussell größer als zu Hause, lauter und rauschender seine Musik, wilder, atemraubender der Schwung. Aber er stand nur dabei und fuhr nicht mit.

Das war nicht seine Schüchternheit allein, die ihn abseits hielt. Auch die Armut band ihm die Hände. Daß er von Hause genug bekam, war ihm zu wenig. Es hielt ihn gerade noch über der Klippe der Entbehrung aufrecht, war nur genug für dieses stille, einfache alltägliche Leben, nie hätte es gereicht für einen verschwenderischen Überschwang, der doch der Sinn der Jugend ist. Er hätte Geld nicht zu verwenden gewußt, aber das Bewußtsein machte ihn beschämt, daß ihm all das versagt sei, was er dumpf als sehr schön und berauschend fühlte: in einem Fiaker wild durch den Prater zu sausen oder eine Nacht irgendwo in einem eleganten Lokal mit Frauen und Freunden bei Champagner zu verleben, einmal Geld, ohne zu zählen, hinzuwerfen für eine tolle Laune. Ihn ekelte vor diesen wüsten Studentendrahrereien in rauchigen Bierlokalen und immer wilder wuchs die brennende

Sehnsucht, sich nur einmal in irgend einem Überschwang aus dem öden Trott der Tage zu retten in ein lebendigeres Gefühl, in dem etwas mitschwang vom großen Takt des Lebens, vom unbändigen Rhythmus der Jugend. Aber all das war ihm versagt und aller Tage Ende war diese öde Heimkehr am Abend in das enge verhaßte Zimmer, wo die Schatten breit lagen wie von bösen Händen hingestreut, der Spiegel wie erfroren glänzte, wo er am Abend das Erwachen in den Morgen fürchtete und am Morgen den langen, schläfrigen, öden eintönigen Tag bis zum Abend hin.

In dieser Zeit begann er sich ungemein eifrig, mit einer gewissen Verzweiflung dem Studium hinzugeben. Er war der erste in den Hörsälen und Laboratorien, der kam und der letzte, der ging, er arbeitete mit einer stumpfen Gier, ohne sich um die Kameraden zu kümmern, bei denen er bald unbeliebt wurde. Er suchte in dieser wilden Arbeit seine Sehnsucht nach anderen Dingen niederzuringen und es gelang ihm auch. Abends war er so abgearbeitet, daß er oft kaum mehr Bedürfnis hatte, mit Schramek zu sprechen. Ganz blind arbeitete er vorwärts, ohne jeden Ehrgeiz, nur um sich zu betäuben und nicht an die vielen Dinge zu denken, auf die er verzichten mußte. Er begriff, daß ein wunderbares Geheimnis in diesem Fieber war, mit dem sich viele Leute über die Nutzlosigkeit und Leere ihres ganzen Lebens hinwegtäuschten und hoffte, so auch seinem Leben einen Sinn aufzwingen zu können, freilich vergessend, daß die erste Jugend nicht einen Sinn des Lebens will, sondern das ganze vielfältige Leben selbst.

* * *

Eines Nachmittags, als er etwas früher wie sonst von der Arbeit nach Hause kam, fiel ihm beim Vorübergehen an der Türe seines Freundes ein, daß er ihn jetzt vier Tage nicht gesehen hatte. Er klopfte an. Niemand antwortete ihm. Aber er war das gewöhnt bei Schramek, der oft am Abend noch schlief, wenn er die Nacht mit seinen Freunden verbummelt hatte.

Wie er jetzt die Tür aufmachte, schien ihm das dunkle Zimmer leer. Aber da regte sich plötzlich etwas beim Fauteuil am Fenster, ein großes lachendes Mädel sprang auf, das auf Schrameks Schoß gesessen hatte.

Berger wollte sofort hinaus. Sie hatten offenbar sein Klopfen überhört, und er war sehr geniert. Aber Schramek sprang auf, faßte den Widerstrebenden am Arm und zog ihn heran. „Siehst du, so ist er. Hat Angst vor einem Mädel wie vor einer Spinne. Ah nein, durchbrennen gibt's nicht. So Karla, siehst du, das ist der Bubi, von dem ich dir schon erzählt hab."

„Ich seh gar nix," lachte eine helle, etwas laute Stimme. Wirklich, es war zu dunkel. Berger sah nur undeutlich die weißen Zähne durch die Dämmerung schimmern und ein paar lachende Augen.

„Also: es werde Licht", sagte der Schramek und machte sich an der Lampe zu schaffen. Berger fühlte sich sehr ungemütlich, fühlte sein Herz unruhig pochen, aber da gab es kein Durchbrennen mehr.

Er hatte von dieser Karla schon gehört. Sie war Schrameks Geliebte seit paar Wochen, irgendein Mädel aus einem Geschäft, ein lustiges Ding. Oft hatte er von seinem Zimmer aus die beiden lachen und flüstern gehört, aber er hatte es doch, furchtsam wie er war, einzurichten gewußt, daß er ihr nie begegnete.

Das Licht flammte auf. Jetzt sah er sie dastehen, hoch und hübsch, ein breites starkes, gesundes Mädel mit vollen Formen, brennrotem Haar und großen lachenden Augen. Ein derbes Ding war sie, ein bißchen dienstmädelhaft und auch schlampig in ihrer Kleidung und Frisur; oder hatte die gerade der Schramek in Unordnung gebracht? Es sah fast so aus. Aber hübsch war ihre unbefangene übermütige Art, wie sie jetzt auf ihn zukam, ihm die Hand reichte und ihm „Servus!" sagte.

„No, wie g'fällt er dir?" sagte der Schramek. Es bereitete ihm einen Riesenspaß, den Berger verlegen zu machen.

„Hübscher ist er schon wie du", lachte die Karla. „Ist nur halt gar so viel schad, daß er ein Stummerl ist."

Berger wurde rot und wollte etwas herausbringen, da lachte die Karla und sprang hin zu Schramek. „Du, der wird ja rot, wenn man zu ihm reden tut."

„Laß ihn in Ruh", sagte der Schramek. „Der kann die Mädeln nicht leiden. Er ist halt so schüchtern, aber du wirst ihn schon aufmischen."

„Natürlich, das wär nicht schlecht. Kommen's nur her, ich beiß Ihna ja net."

Sie nahm ihn resolut beim Arm, um ihn zum Sitzen zu nötigen.

„Aber Fräulein . . . .", stammelte der hilflose Berger.

„Hast g'hört? Fräulein hat er g'sagt, Fräulein. Sie, lieber Herr Bubi, mir sagt man net Fräulein, mir sagt man „Karla", ein für allemal."

Sie lachten beide unbändig, Schramek und die Karla. Hilflos mußte er aussehen, das fühlte der Berger und um nicht so kläglich zu erscheinen, lachte er mit.

„Weißt was", sagte der Schramek. „Wir lassen einen Wein holen. Vielleicht ist er dann nicht mehr so schüchtern. Also Bubi, vorwärts, spendier eine Flaschen oder lieber zwei. Willst du?"

„Natürlich", sagte Berger. Er fühlte sich nach und nach sicherer werden, sie hatten ihn nur so überrumpelt, anfangs. Er ging hinaus, rief die Hausfrau und die holte Wein, brachte Gläser und jetzt saßen sie alle drei um den Tisch, plauschten und lachten. Die Karla hatte sich neben Berger gesetzt und trank ihm zu. Er war sichtlich mutiger geworden. Manchmal traute er sich schon, wenn sie zu Schramek hinüber sprach, sie voll anzuschauen. Sie gefiel ihm jetzt besser. Das feuergoldene Haar über dem ganz weißen Nacken gab einen lockenden Kontrast. Und dann fesselte ihn die ungezwungene Lebendigkeit, die wilde, starke, temperamentvolle Kraft und er mußte immer auf ihren roten sinnlichen Mund schauen, der beim Lachen aufsprang und die starken schneeweißen Zähne zeigte.

Einmal erwischte sie ihn, plötzlich mit einer Frage sich zu ihm hinwendend, wie er sie anstarrte. „G'fall ich dir?" lachte sie in ihrem Übermut. „Du g'fallst mir auch!" Ganz arglos sagte sie es, ohne Schmeichelei, aber es gefiel ihm irgendwie, es berauschte ihn fast für eine Sekunde.

Immer lebendiger wurde er. Und allmählich sprang wie eine heiße Quelle all der verschüttete Übermut seiner Gymnasiastenjahre in ihm auf, er begann zu erzählen, Possen zu treiben, vom Wein befeuert, funkelte sein ganzes Reden von einer wilden Jugendlichkeit, die er selbst an sich nie gekannt hatte. Auch Schramek staunte. „Aber, Bubi, was ist denn aus dir geworden? Siehst du, so solltest du immer sein, nicht so ein Fadian!" „Ja", lachte die Karla, „hab' ich dir net gleich gesagt, ich werd' ihm die Würmer aus der Nase ziehn."

Noch einmal mußte die Hausfrau um Wein gehen. Immer lauter wurde die Fröhlichkeit der drei. Berger, der sonst fast nie trank, fühlte sich wunderbar gehoben von dieser ungewohnten Festlichkeit, er lachte und scherzte durcheinander und verlor alle Scheu. Bei der dritten Flasche fing die Karla zu singen an und dann bot sie Berger das „Du" an.

„Nicht wahr, Schram, du erlaubst es. Er ist gar so ein lieber Kerl."

„Aber natürlich. Vorwärts! Den Bruderkuß."

Und ehe der Berger viel überlegen konnte, spürte er ein paar feuchte Lippen auf seinem Mund. Es tat nicht weh und nicht wohl, es verrann irgendwie spurlos in die wilde und schon leise nebelnde Lustigkeit, die ihn auf und nieder schaukelte. Er hatte nur den einen Wunsch, daß das jetzt so fortdauern solle, dieser wilde schöne Wirbel, dieser leise Rausch, der von dem Mädel ausging und vom Wein und von seiner Jugend. Auch die Karla hatte gerötete Wangen und lachte den Schramek manchmal zwinkernd an.

Auf einmal sagte der Schramek zu Berger: „Hast du schon meinen neuen Säbel gesehen?"

Berger war nicht neugierig. Aber der Schramek zog ihn hin. Und wie sie sich niederbeugten, sagte er ihm leise: „So, und jetzt verschwind, Bubi. Jetzt können wir dich nicht mehr brauchen."

Berger starrte ihn einen Moment verdutzt an. Dann verstand er und sagte gute Nacht.

Wie er in seinem Zimmer stand, fühlte er ein leises Schwanken unter seinen Füßen. Oben auf der Stirne hämmerte das Blut und die Müdigkeit warf ihn bald ins Bett. Am nächsten Tag verschlief er zum erstenmal die Vorlesung.

* * *

Immerhin: diese Begegnung, so flüchtig sie auch war, hatte eine leise flimmernde Erregung in sein Blut gestrahlt. Er sann dumpf nach: ob das nicht irgendein Irrtum war, eine geheime Lüge, dieser Durst nach einer Freundschaft. Ob in diesem Hinverlangen aus der Einsamkeit in eine wilde Vertraulichkeit nicht ein anderes mühsam verhülltes Verlangen sich rührte?

Er sann jene Tage mit seiner Schwester zurück. Er dachte an jene blauen Abende, wo sie im abendlich verdunkelten Garten saßen und er nicht mehr ihre Züge sah, nur mehr den weißen Schimmer des Kleides aus der Dämmerung, ganz leise nur, wie oft noch eine Wolke zart leuchtet auf dem schon umnachteten Himmel. Was war es, das ihn damals so beseligte, wenn diese Stimme mit den lieben Worten aus dem Dunkel kam, silbern und leise, oft hell blinkend von Lachen und dann wieder voll Zärtlichkeit, wenn diese Musik anflog an sein Herz wie schmeichelnder Wind oder ein zutraulicher Vogel? War dies wirklich nur geschwisterliches Vertrauen gewesen oder war nicht doch darin — irgendwo ganz am tiefsten Grunde und gefühlt durch begehrungslose Freundschaft — eine Freude verborgen an der Frau, eine zarteste, süßeste Empfindung des Weiblichen? Und war nicht vielleicht alles, was er hier dumpf ersehnte, ein Glanz, eine verirrte Spur von weiblicher Seele über seinem Leben?

Seit jenem Abend wußte er es bestimmt, er sehnte sich sehr nach irgendeiner Frau. Nicht so sehr nach einem Verhältnis, nach einer Liebe, sondern nur nach

irgendeiner leisen Berührung mit den Frauen. War denn nicht all das Unbekannte und Wunderbare, das er erhoffte, mit den Frauen verknüpft, waren sie nicht Hüterinnen aller Geheimnisse, lockend und verheißend, begehrend und begehrt zugleich. Er begann jetzt mehr die Frauen auf der Straße zu beachten. Er sah viele, die jung waren und schön und das funkelnde Licht in den Augen trugen, das so viel verrät. Wem gehörten die, die so wiegend gingen wie in leisem Tanz, die so stolz aufrecht um sich sahen, als seien sie Königinnen, die in den Wagen wie in Wollust ruhten und mit den Blicken lässig hinstreiften auf die, die da staunend standen und sie bewunderten? War in ihnen denn nicht auch Sehnsucht und mußten nicht hinter diesen tausenden Türen, hinter den zahllosen ängstlich verhängten und sehnsüchtig aufgetanen Fenstern der großen Stadt viele Frauen sein, in denen auch ein Verlangen war, ähnlich wie das seine und ihm entgegengebreitet wie mit offenen Armen? War er nicht jung wie sie und war nicht gleiche Sehnsucht in alle gegossen?

Er ging jetzt weniger in die Vorlesungen und streifte öfter die Straßen entlang. Ihm war, als müßte er endlich irgendeiner begegnen, die in den zitternden Zeichen seines Auges lesen könnte, irgendein Zufall müßte ihm helfen, ein Unvermutetes geschehen. Er sah mit Neid und einer wilden Begier, wie knapp vor ihm junge Burschen mit Mädeln bekannt wurden, sah Liebespaare, zärtlich und verschlungen, abends sich hinein in die Parke verlieren und immer drängender wurde in ihm das Verlangen, auch sein Erlebnis zu haben. Freilich, nichts Wildes ersehnte er sich, sondern eine Frau, zart und sanft wie seine Schwester, zärtlich und lind, kindhaft treu und mit dieser wunderbaren leisen Stimme im Abend. Das Bild füllte seine Träume.

Jeden Tag, wenn er mittags durch die Florianigasse nach Hause ging, begegnete er den schwärmenden Zügen junger Mädchen. Fünfzehnjährige, Sechzehnjährige waren es, die von der Schule kamen, in kleinen schwatzenden Trupps, mit jenem hüpfenden Schritt der Mädel in diesen Jahren, unruhig herumspähend, kichernd, die Bücher schlenkernd. Jeden Tag sah er sie von ferne, die frischen lachenden Gesichter, die schlanken Körper in den kurzen Röcken, die leicht sich wiegenden Hüften, sah die unbesorgte, noch kindische Fröhlichkeit mit einer wilden Sehnsucht, von dieser Jugend das Lachen zu lernen und diese klare Heiterkeit. Jeden Tag sah er sie. Und schon kannten sie ihn. Wenn er kam, stießen sie sich in der auffallenden Art der Backfische an, lachten überlaut und sahen ihn mit übermütigen Augen herausfordernd an, der dann immer rasch wegsah und vorübereilte. Wie sie dann seine schüchterne Verwirrtheit merkten und dieses errötende Wegstieben vor ihrem Blick, wurden sie immer verwegener von Tag zu Tag, ohne daß er sich je aufraffen konnte, sie anzusprechen. Waren sie nicht knabenhafter, männlicher als er? War er nicht in seiner schüchternen Blödigkeit wie ein Mädel so verwirrt und kindisch?

Er erinnerte sich an einen Scherz in seiner Heimat, den seine Schwester vor paar Jahren gemacht hatte. Sie hatte ihn heimlich als Mädel angezogen und ihn plötzlich unter ihre Freundinnen geführt, die ihn zuerst nicht erkannten und dann übermütig, mit hundert Scherzen umringten. Er, ein Bub damals noch, war zitternd und errötend dagestanden und hatte kaum gewagt die Augen aufzuschlagen und in den Spiegel zu schauen, den sie ihm brachten. Schon damals war er

schüchtern gewesen und feig, aber da war er noch ein Kind. Jetzt war er ein Mann fast und wußte noch nicht, einen lachenden Blick zu ertragen, wußte nicht stark zu sein und brutal, wie das Leben es verlangte. Warum konnte er nicht so sein wie der Schramek oder all die anderen? War er wirklich minderwertig, wirklich wie ein Kind?

Immer fiel ihm das wieder ein, wie er damals als Mädel verkleidet unter diesen lachenden, übermütigen Dingern stand und nicht aufzuschauen wagte. Was war aus denen seither geworden? Das Küssen kannten sie und die Liebe, sie trugen lange Kleider, manche hatten schon Mann und Kind. Alle waren sie aus dem Zimmer von damals, alle aus der Kindheit hinaus ins Leben gestürmt. Nur er stand noch immer da, Mädel mehr als Mann, ein errötendes Kind im verlassenen Zimmer mit den verwirrt niedergeschlagenen Augen und wagte nicht aufzusehen ...

* * *

Einmal, es war spät im Jänner, ging er wieder zu Schramek hinüber. Er kam jetzt seltener, seit er dem einsamen Umherstreifen auf den Straßen eine leise lockende Wollust abgewonnen hatte. Das Wetter war wüst. Der Schnee der letzten Tage war geschmolzen, aber der Wind blieb scharf und schneidend und verlangte die Straße allein für sich. Wolken hetzten über den grauen Himmel, der niederstarrte wie erblindet. Ein scharfer stechender Regen begann, der sich wie Eisspitzen in die Haut bohrte.

Schramek sagte ihm kaum guten Tag. Er war immer rücksichtslos und grob, wenn in seinen Angelegenheiten etwas nicht ganz in Ordnung war. Unruhig ging er auf und ab, die Pfeife immer wieder anqualmend. Manchmal kehrte er kurz um, als wollte er etwas sagen. „Verfluchte Sache", knurrte er zwischen den Zähnen.

Berger saß still. Er traute sich nicht, ihn zu fragen, was eigentlich vorgehe. Schramek würde schon reden, das wußte er.

Der brach auch endlich los. „So ein Sauwetter! Das hat mir noch gerade gefehlt. Da kann ich jetzt herumrennen wegen die Dummheiten!"

Er rannte wieder zornig auf und ab, hieb mit einem Lineal scharfe pfeifende Striche durch die Luft. Nun fragte erst Berger vorsichtig: „Was ist denn los?"

„Dieser Laff, mein Leibbursch, hat vorgestern zwei Kerle angerempelt. Heute um vier Uhr geht's los und dann morgen wieder. Und ich hab' doch Prüfung in acht Tagen und hätt' mich wirklich um andere Sachen zu kümmern. Dazu hat er sich noch zwei ausgesucht, die ihn sicher abstechen werden, den Tepp, den blöden. Wenn ich jetzt durchfall', dann ist's aus, dann kann ich wieder ein Jahr sitzen und warten, wie die Buben in der Schule. Und da soll man sich nicht giften."

Berger sagte nichts. Es hatte nicht lange gedauert, bis er die Stupidität aller dieser Mensuren hinter dem leichten lockenden Glanz erkannt hatte, der sie vergoldete. Seit er bei einer Kneipe gewesen war und die trunkenen Studenten dann fahl und grau im Frühlicht gesehen hatte nach allen Feierlichkeiten und Zeremonien, seit er draußen in einer engen, schmutzigen Stube einer Mensur beigewohnt hatte, blieb ihm nur mehr ein leises Lächeln für den Ernst, mit dem diese Dinge betrieben wurden, seitdem fehlte ihm jegliches innerliches Interesse an diesen Affären ganz und gar. Freilich, dem Schramek hatte er sich's nie zu sagen getraut, dem ging's bis ins

Blut. Jetzt saßen sie beide schweigsam da, jeder mit seinen Gedanken beschäftigt. Draußen ratterte immer lauter der Wind.

Da ging die Glocke. Und gleich darauf klopfte es an der Tür.

Die Karla kam herein, den Hut schief, nasse Strähnen über dem lachenden Gesicht. „Schön schau ich aus, nicht wahr? Was?“ „Servus.“ Sie ging auf Schramek zu und küßte ihn. Er sah übelgelaunt aus. „Hast Angst, ich werd' dich naß machen mit meiner Jack'n, Blödian?“ Dann bemerkte sie Berger. „Servus Bubi!“

Sie zog die Jacke aus und warf sie auf das Sofa hin. Alle schwiegen. Berger war irgendwie unangenehm berührt. Seit jenem Abend, wo sie Bruderschaft getrunken hatte, war er paarmal mit Karla zusammen gewesen, aber nie mehr fand er die kameradschaftliche freie Unbefangenheit wieder. Die warme erotische Welle, die seit damals über sein Leben gestürzt war, machte ihn unruhig und erregt in der Nähe einer Frau. Er fürchtete sich beinahe vor seiner Leidenschaftlichkeit.

Auch Schramek sprach nichts. Er war übelgelaunt, die Affäre und seine Prüfung gingen ihm nicht aus dem Kopf. Das Schweigen dehnte sich unangenehm lang.

Die Karla schaute jetzt ziemlich böse. „Mir scheint, ich komme dem gnädigen Herrn ungelegen. Dazu hab' ich mich also freig'macht für heute Nachmittag, daß ich zuseh', wie Ihr mit offenen Augen schlaft's. Liebe Leut' seid's, das muß ich schon sagen.“

Schramek stand auf und nahm seinen Winterrock. „Liebes Kind, du kommst mir immer gelegen, das weißt du. Nur grad jetzt nicht. Ich muß weggehen, es ist halb vier und um vier steigt der Fix draußen in Ottakring.“

„G'schieht ihm schon recht, dem Lausbuben, was ist er auch so frech mit alle Leut! — Also weggehen willst du. Was soll nachher mit mir g'schehn. Soll ich am End' bei dem Wetter auf der Gassen umeinanderrennen?“

„Liebes Kind, ich komm erst um sieben Uhr zurück. Du kannst ja dableiben.“

„Was soll ich denn da tun. Schlafen? Dank schön, das hab' ich besorgt von gestern abend um neune bis heut früh. Nimm mich mit. Ich möcht' gern zuschauen, wie man den Fix auf Fetzen haut.“

„Das geht doch nicht, was fällt dir ein.“

„Na, in Gottesnamen, dann bleib' ich halt da und wart' auf dich. Der Bubi bleibt bei mir. Nicht wahr, Bubi?“

Berger wußte keine Antwort. Er war solchen plötzlichen Überfällen gegenüber wehrlos. Er traute sich kaum, sie anzuschauen. Die beiden fingen zu lachen an.

„Natürlich“, sagte der Schramek, jetzt wieder gut gelaunt. „Natürlich, euch zwei soll ich allein lassen. Hast du denn eine Ahnung, was der Bubi für ein Duckmäuser ist?“

„Das ist doch gar kein Bubi. Der ist doch ein Mädi.“

Nun lachten sie wieder beide. Wie sie ihn verachteten, dachte Berger. Warum konnte er jetzt nicht mitlachen, warum war er so tölpisch, kein Wort zu finden, keinen Scherz, nichts, gar nichts. Ein Zorn wuchs in ihm auf.

„Na also, gut ist's“, sagte der Schramek. „Ich will's riskieren. Was tu ich aber, wenn ihr zwei was anstellt's.“

„Dazu gehören doch zwei.“

„Na weißt du . . . du . . . schwören möcht ich doch lieber nicht auf dich."

„Mich hab' ich ja gar net g'meint."

Und jetzt lachten sie wieder beide, mit jenem vollen heiteren Lachen gesunden Lebens, das gar nicht bösartig gemeint war und doch in Berger brannte wie Peitschenhiebe. Weg sein, nur weg sein, tausend, zehntausend Meilen, fühlte er dumpf. Oder schlafen. Oder lustig sein können wie die. Nur nicht so dasitzen ohne ein Wort. Nicht so tölpisch-schüchtern, so kindisch verwirrt sein, sich nicht bemitleiden lassen.

Schramek setzte sich die Kappe auf. „Gut, probieren wir's halt. Aber wehe euch, wenn . . . Um sieben Uhr bin ich wieder da. Bubi, sei brav! Ich seh' dir's an den Augen an, wenn du was angestellt hast. Und langweil mir das arme Mädel nicht. Servus!"

Er faßte die Karla derb um die Hüften, daß sie sich kichernd wand, gab ihr ein paar feste Küsse, winkte Berger mit der Hand und war fort. Draußen fiel die Tür hart ins Schloß.

Nun waren sie allein, der Berger und die Karla. Der Wind tanzte mit dem Regen über die Gasse und manchmal knackte es im Ofen, als bräche etwas entzwei. Immer stiller wurde es im Zimmer, man konnte schon den dünnen Atem der Pendeluhr von nebenan hören. Berger saß da wie schlafend. Ohne aufzusehen, spürte er, daß sie ihn lächelnd anschaute. Er spürte diesen Blick wie ein elektrisches Prickeln, das Haar leise anrührend und dann hinab bis in die Füße. Ihm war, als müßte er ersticken.

Sie saß da, die Beine überschlagen, und wartete. Jetzt beugte sie sich vor. Sie lächelte leise. Und plötzlich sagte sie in die Stille hinein. „Bubi! Hast Angst?"

Wirklich, das war's. Woher wußte sie das? Angst fühlte er, Angst allein, eine dumme kindische Angst. Aber er zwang sich und stieß heraus „Angst? Vor wem denn Angst? Vor dir vielleicht?" Es klang grob, ohne daß er es wollte.

Und wieder zitterte das Schweigen durchs Zimmer. Die Karla stand auf, glättete das Kleid, richtete sich die zerrauften Haare vor dem Spiegel und sah ihre Augen lachen. Dann wandte sie sich halb herum. „Offen g'sagt, du bist grauslich fad, Bubi. Erzähl' mir doch was."

Berger fühlte eine immer wachsende Erbitterung gegen sie und gegen sich selbst, daß er so tölpisch war. Er wollte ihr schon wieder heftig antworten, aber da kam sie zu ihm heran, lieb und zutraulich, setzte sich neben ihn und bettelte wie ein kleines Kind. „Erzähl' mir doch was. Irgend was Gescheites oder Dummes. Ihr lest's doch den ganzen Tag in die Bücher, da müßt's doch was wissen." Sie lehnte sich ganz an ihn. Das war so ihre ungenierte Art, mit allen Leuten vertraulich zu sein. Aber dieser weiche, warme Arm auf dem seinen verwirrte ihn.

„Mir fällt nichts ein."

„Mir scheint, dir fallt nie was G'scheites ein. Was tust denn eigentlich so den langen Tag? Umeinanderrennen, kommt mir vor. Letzthin hab' ich dich auf der Josefstädterstraßen g'sehn, aber du warst pressiert oder du hast mich nicht kennen wollen. Mir scheint gar, du bist grad' einem Mädel nachgestiegen."

Er wollte protestieren.

„No, no, es ist ja nix dabei. Sag, Bubi, hast du eigentlich ein Verhältnis?"

Sie lachte ihn an und freute sich unbändig über seine Verwirrtheit. „Da schaut's her, rot wird er auch. Ich hab's ja gleich gewußt, daß du eins hast, du Duckmäuser. Die möcht' ich mir gern einmal anschauen. Wie sieht sie denn aus?"

In seiner Verzweiflung wußte er nur Eines, immer wieder nur das Eine, um sich zu verstellen. Er wurde grob. „Das ist meine Sache. Was geht's dich an? Kümmer' du dich um deine Verhältnisse."

„Aber Bubi, was schreist denn so, ich hab' ja rein eine Angst vor dir." Sie stellte sich furchtbar erschrocken.

Er sprang auf. „Und dann sag mir nicht immer Bubi. Ich vertrag das nicht."

„Aber der Schramek sagt's dir ja auch."

„Das ist etwas anderes."

Karla lachte. Er gefiel ihr riesig in seinem kindischen Zorn.

„So, jetzt sag' ich's extra. Bubi, Bubi, Bubi, dreimal hab' ich's g'sagt!"

Seine Nasenflügeln zitterten. „Hör auf damit, hab' ich dir g'sagt. Ich vertrag's nicht."

„Aber Bubi — Bubi!"

Er ballte die Fäuste zusammen. Das Blut stieg ihm ins Gesicht. Einen Schritt stand er vor ihr. Sie hörte, wie sein Atem keuchte, sah die Augen drohend funkeln. Unwillkürlich trat sie zurück. Aber dann packte sie wieder der Übermut. Die Hände in die Hüfte gestemmt, lachend, mit blinkenden Zähnen lachend sagte sie wie zu sich selbst. „Na sowas! Jetzt wird das Bubi bösartig."

Da warf er sich auf sie. Das Spottwort traf ihn wie ein Peitschenschlag. Er wollte sie prügeln, schlagen, irgendwie züchtigen, daß sie ihn nicht mehr verhöhnte Aber das starke, feste Mädel nahm seine Fäuste geschickt mit einem Griff und bog sie ihm herab. Schmerzhaft fühlte er seine Handgelenke in ihrer eisernen Umklammerung. Nicht rühren konnte er sich, wie ein Kind, wie ein Spielzeug hielt sie ihn. Einen Schritt entfernt sahen sich die Gesichter an: das seine, verzerrt von Wut, die Augen aufquellend in nahen Tränen, das ihre, überrascht, kraftbewußt, überlegen, fast lächelnd. Eine Minute hielt sie ihn so von sich wie ein schnappendes Hündchen. In der nächsten hätte er, zermartert im Handgelenk, in die Knie brechen müssen. Da ließ sie ihn los und schob ihn sanft weg. „So — jetzt sei wieder brav."

Aber er sprang wieder an. Das machte ihn rasend, daß er so schwächlich unter ihrer Faust gezappelt. Jetzt mußte er sie niederringen, bändigen. Sie durfte nicht lachen über ihn. Jäh faßte er sie an, jetzt mitten um den Leib, um sie hinzuwerfen. Und nun keuchten sie beide Brust an Brust, sie überrascht und belustigt über seinen unbegreiflichen Zorn, er mit fiebernder Erbitterung und eingeknirschten Zähnen. Immer fester preßten sich seine krallenden Hände in ihren miederlosen geschmeidigen Körper, der immer geschickt ausbog, riß an den breiten Hüften, die kraftvoll eingestemmt waren. Sein Gesicht berührte im Ringen ihre Schultern und ihre Brust, er fühlte wirr einen weichen warmen, berauschenden Duft, der seine Arme immer schwächer machte, er hörte manchmal das laute schütterne Stoßen des Herzens und das kollernde Lachen, das tief aus der umpreßten Brust aufquoll und es war ihm, als ob seine Muskeln erstarren würden. Wie an einem Baumstamm rüttelte er an diesem starken bäuerischen Körper, der manchmal leicht nachgab, aber nie gebogen wurde, der immer kraftvoller zu werden schien im Widerstand. Bis ihr

das Spiel zu dumm wurde und sie sich losmachte mit zwei, drei Griffen. Jäh stieß sie ihn zurück, daß er nur so flog. „Jetzt gib' aber Ruh'!" Zornig und fast drohend war ihre Stimme.

Er taumelte nach rückwärts. Sein Gesicht brannte, blutunterlaufen waren die Augen, und rot, brennrot kreiste alles vor seinem Blick. Ein drittesmal noch sprang er an, blind, besinnungslos, mit flügelnden Armen wie ein Trunkener. Und plötzlich war es etwas anderes. Dieser wilde ausstrahlende Duft, dieses Knistern ihres Kleides, die warme Berührung des biegsamen Körpers hatten ihn toll gemacht. Nicht mehr schlagen wollte er oder züchtigen, sondern sich dieser Frau bemächtigen, die seine Sinne aufgestachelt hatte. Er riß sie an sich, verwühlte sich ganz in ihre heißen Formen, griff mit seinen fiebernden Händen um ihre ganze Gestalt, verbiß sich lechzend in ihr Kleid, um sie niederzupressen. Sie lachte noch immer, leise gekitzelt von seinen Berührungen, aber in ihrem Lachen war jetzt ein fremder, heiserer Ton. Ihr ganzes Wesen schien bewegter, unruhig wogte die Brust, ihr Körper preßte den seinen stürmischer an beim Ringen, ihre starken Hände zitterten immer unruhiger. Ihr Haar war aufgegangen und flatterte über die Schulter, schwül duftend und schwer. Immer heißer wurde ihr Gesicht. Beim Ringen riß ihre Bluse ein wenig auf, ein Knopf sprang weg und plötzlich sah der Fiebernde ein unruhiges Blinken von ihrer weißen Brust. Er stöhnte in letzter Anstrengung. Er fühlte, daß sie ihm gar nicht widerstehen wollte, daß sie nur bezwungen sein wollte, hingeworfen, aber selbst dazu reichte nicht seine Kraft. Ohnmächtig rüttelte er an ihr herum. Einen Augenblick war es, als wollte sie selbst zurückfallen. Wollüstig bog sich ihr Kopf zurück, er sah ihre Augen funkeln in einem jähen nie gekannten Licht. Und es war wie eine Zärtlichkeit, ein wilder drängender Seufzer, wie sie jetzt sagte: „Aber, Bubi, Bubi!" Da riß er an ihr und wie er fühlte, daß sie nicht niederstürzte unter seinen mageren zitternden Kinderhänden, da griff er plötzlich gierig in das aufgelöste rote Haar, um sie niederzuziehen mit einem Ruck. Sie schrie auf vor Zorn und Schmerz. Mit einem wilden, wütenden Stoß schleuderte sie den schwachen Körper von sich, daß er wie ein leichter Ballen durchs Zimmer flog.

Berger stolperte im Zurücktaumeln. Und fiel dann klirrend hin in die Ecke, mitten unter die Säbel, die dort lagen. Ein scharfer Riß fuhr über seine Hand hoch in den Arm hinein.

Eine Minute blieb er liegen, wie betäubt. Und da kam sie schon, leise noch zitternd vor Erregung, aber ängstlich besorgt: „Ist dir was g'schehn?"

Er antwortete nicht. Sie half ihm sich aufrichten und streichelte ihn dabei. Es war keinerlei Bösartigkeit in ihr. Mühsam war das Aufstehen. Denn die linke Hand hatte er in die Rocktasche gesteckt, daß sie nicht merken sollte, wie er sich verletzt habe. Er wollte es nicht eingestehen. Wie ein Feuer brannte die Wut in ihm über seine klägliche Schwäche, daß er nicht einmal eine Willige bezwingen konnte. Einen Augenblick war ihm, als müßte er noch einmal anspringen. Und in der Tasche fühlte er, wie heiß und feucht das Blut aus der Wunde strömte.

Er stolperte nach vorwärts, ohne sie anzusehen, die ihm erschreckt helfen wollte. Vor seinen Augen war ein Nebel von Tränen. Kaum sah er die Tür durch diese feuchte Wolke. Alles war in ihm ganz leer, ganz gleichgültig. In der Tasche tröpfelte

das Blut: das fühlte er dumpf, sonst war alles erloschen in ihm. Er tappte nur blind nach vorwärts . . . zur Tür . . . hinaus . . . in sein Zimmer.

Dort fiel er hin auf das Bett. Der verwundete Arm hing über die Kante hinaus. Er blutete noch immer und manchmal klatschte schwer ein Tropfen auf den Boden hinab. Berger achtete nicht darauf. In ihm wogte etwas, als wollte es ihn ersticken. Und endlich brach es heraus, ein ungeheurer Weinkrampf, ein wildes, wehes Schluchzen, das er in die Kissen vergrub. Minutenlang peitschte es seinen kindlichen fiebernden Körper. Dann fühlte er sich freier.

Er horchte hinüber. Drinnen ging die Karla mit absichtlich lautem Schritt. Er regte sich nicht. Jetzt verstummten die Schritte. Und nun klapperte sie an den Schränken, trommelte auf dem Tisch, um sich bemerkbar zu machen. Offenbar wartete sie, daß er zurückkommen werde.

Er lauschte weiter. Sein Herz wurde immer lauter, aber er regte kein Glied.

Sie ging noch eine Weile auf und ab. Dann pfiff sie einen Walzer und trommelte dazu wieder den Takt. Allmählich wurde sie still. Nach einer Weile hörte er draußen die Türe gehen und im Gang schwer zufallen.

(Schluß folgt.)

Mensch und Landschaft in der bildenden Kunst.

Eine kunst- und kulturgeschichtliche Skizze.

Von Prof. Dr. B. Haendcke-Königsberg.

Nichts hätte, sollte man meinen, stets gleichmäßiger zu den Menschen sprechen müssen, als die ewig gleiche, große Natur; und dennoch hat kaum ein anderes Objekt in der bildenden Kunst eine verschiedenartigere Auffassung, als gerade sie, die Eine, Unwandelbare, gefunden.

Wohl war der Zauber eines Sonnenaufganges stets derselbe, immer erglühte der Himmel gleich prächtig, durchströmte das Licht die Morgennebel, erfunkelnd in tausend Farben — der beruhigende Friede einer vom glitzernden Sternengold durchleuchteten Nacht — alles, alles sahen so die Menschen seit Anbeginn der Tage, und doch so außerordentlich abweichend schrieb es sich in Herz und Sinn der Völker ein, die in den verflossenen Jahrhunderten auf den Altar der Kunst ihre Opfergaben niederlegten.

Früher formte das Wort das Wesen der Natur als die Hand des bildenden Künstlers; denn „unter Mythologie, schreibt Müllenhoff, verstehen wir die Summe der Bilder und Dichtungen, in denen ein Volk seine religiös-poetischen Anschauungen von der es umgebenden Natur und den in ihr wirkenden Kräften, die es als persönliche Wesen auffaßte, ausgeprägt hat". Die indogermanischen Völker haben vor allem den Grundgedanken ihrer Mythologie in Gebilden von seltsam wertvoller Schönheit darzustellen verstanden, jenen Kampf der Lichtgötter mit den Dämonen der Finsternis, zwischen Tag und Nacht, Sonne und Gewitterwolke, aus dem sich, wenn auch schwer bedrängt und fast besiegt, doch das Licht immer wieder emporringt. Wie die alten indogermanischen Vorfahren diese Aufgabe gelöst haben, erleben wir noch jeden Tag bei dem Genießen jener prachtvollen Epen und jener

kleinen zierlichen Erzählungen, in denen der Götter und Geister Art und Treiben geschildert wird.

Aber dachte diese Zeit, die bezwingende Großheit und zarten Liebreiz ihren Dichtungen verleihen konnte, je daran, das, was ihre Seele erhob, in eine andere Form als in die des geschmeidigen Wortes zu gießen, es Gestalt im engeren Sinne gewinnen zu lassen? Keiner dieser hohen dichtenden Geister verfiel darauf — dies bot der Welt zuerst die Hand des Griechen. Sein Sinn war erdenfroher, sein Griff fester, selbstgewisser; denn der Grieche war in der Entwicklung der Menschheit für die Stufe herangereift, die jegliches Übersinnliche in sich, d. h. im Menschen sah. Er bevölkerte Himmel und Erde mit menschenähnlichen Individuen, ließ sie fühlen und denken, gleich ihm selbst; vermied aber alles Maß wie Gestaltlose.

Seine „Landschaftsmalerei" konnte nicht von einer unmittelbaren Schilderung der Natur ihren Ausgang nehmen. Die griechischen Künstler mußten Gestalten schaffen, die Art und Wesen der Natur verkörperten, und gleichzeitig erfüllt waren von den Empfindungen, die die Menschen mit den Einzelheiten der landschaftlichen Umgebungen verknüpften: Denn der Mensch war Herr, nicht die Natur. Deshalb wandte der Grieche seine künstlerischen Kräfte ihm zu, und wurde ein Plastiker. Als echter Künstler ließ er aber Wirklichkeit und inneres Erleben innerhalb seiner Phantasiewelt in blutwarmen Schöpfungen wieder erstehen. Und nur ein Volk, das mit einer so großen poetischen Begabung und mit einem so hervorragenden Schönheits- und Formensinn ausgestattet war, konnte die gewaltige Aufgabe lösen, in charakteristischen Wesen, nicht in toten Allegorien, Ideen allgemeiner Art zu verkörpern. — Greifen wir ein Beispiel heraus.

In ähnlicher Weise wie Wald und Flur hatte die Phantasie der Griechen das Meer belebt, mit Tritonen, Meerkentauern, Okeaniden. Diese Wesen, schreibt Brunn, leben nicht nur in diesem Element, sondern sie sind das Element in menschlicher Gestalt, das Bild des Geistes, der in diesem Elemente waltet, oder vielleicht richtiger das Bild der Natur, wie es sich in unserem Geiste spiegelt, das zur Person gewordene landschaftliche Bild.

Vor uns ausgebreitet, im Sonnenlicht erglänzend, liegt etwa die weite Fläche des Meeres; ein leiser Lufthauch berührt es und kräuselt leicht seine Oberfläche; der Wind weht stärker und es heben sich die Wellen, der Sturm bricht los und das wild erregte Element stürzt sich auf die Veste der Erde, als wolle es diese in den Abgrund stürzen und verschlingen. Nie aber, auch wenn der Sturm sich legt, gelangt es zu vollständiger, dauernder Ruhe. Dieser Charakter leichter Erregbarkeit tritt überall hervor, wo dem feuchten Element von Poesie oder Kunst Persönlichkeit geliehen wird. An ihr Element gebannt streben diese Gestalten stets nach Vereinigung mit den Geschöpfen der Erde. Bald mit wehmütiger Klage, bald mit wilder Gewalt suchen sie dieselben zu locken, zu bezwingen, und doch wird ihre Sehnsucht nie auf die Dauer gestillt. Dieses feuchten Elementes, des Wassers, dem jede Erinnerung an den Menschen mangelt, künstlerisch formal Herr zu werden, bot nun sicher die größten Schwierigkeiten. Aber gerade hier hat der Griechengeist in glänzendster Weise ein Zeugnis seines Könnens abgelegt. Denn die seelischen Stimmungen und Formen des Menschen mit den Organisationen im Reiche der Gewässer, seiner Pflanzen und Tiere verbindend, hat er Personifikationen erdacht, denen die

Das Licht flammte auf. Jetzt sah er sie dastehen, hoch und hübsch, ein breites starkes, gesundes Mädel mit vollen Formen, brennrotem Haar und großen lachenden Augen. Ein derbes Ding war sie, ein bißchen dienstmädelhaft und auch schlampig in ihrer Kleidung und Frisur; oder hatte die gerade der Schramek in Unordnung gebracht? Es sah fast so aus. Aber hübsch war ihre unbefangene übermütige Art, wie sie jetzt auf ihn zukam, ihm die Hand reichte und ihm „Servus!" sagte.

„No, wie g'fällt er dir?" sagte der Schramek. Es bereitete ihm einen Riesenspaß, den Berger verlegen zu machen.

„Hübscher ist er schon wie du", lachte die Karla. „Ist nur halt gar so viel schad, daß er ein Stummerl ist."

Berger wurde rot und wollte etwas herausbringen, da lachte die Karla und sprang hin zu Schramek. „Du, der wird ja rot, wenn man zu ihm reden tut."

„Laß ihn in Ruh", sagte der Schramek. „Der kann die Mädeln nicht leiden. Er ist halt so schüchtern, aber du wirst ihn schon aufmischen."

„Natürlich, das wär nicht schlecht. Kommen's nur her, ich beiß Ihna ja net." Sie nahm ihn resolut beim Arm, um ihn zum Sitzen zu nötigen.

„Aber Fräulein . . . .", stammelte der hilflose Berger.

„Hast g'hört? Fräulein hat er g'sagt, Fräulein. Sie, lieber Herr Bubi, mir sagt man net Fräulein, mir sagt man „Karla", ein für allemal."

Sie lachten beide unbändig, Schramek und die Karla. Hilflos mußte er aussehen, das fühlte der Berger und um nicht so kläglich zu erscheinen, lachte er mit.

„Weißt was", sagte der Schramek. „Wir lassen einen Wein holen. Vielleicht ist er dann nicht mehr so schüchtern. Also Bubi, vorwärts, spendier eine Flaschen oder lieber zwei. Willst du?"

„Natürlich", sagte Berger. Er fühlte sich nach und nach sicherer werden, sie hatten ihn nur so überrumpelt, anfangs. Er ging hinaus, rief die Hausfrau und die holte Wein, brachte Gläser und jetzt saßen sie alle drei um den Tisch, plauschten und lachten. Die Karla hatte sich neben Berger gesetzt und trank ihm zu. Er war sichtlich mutiger geworden. Manchmal traute er sich schon, wenn sie zu Schramek hinüber sprach, sie voll anzuschauen. Sie gefiel ihm jetzt besser. Das feuergoldene Haar über dem ganz weißen Nacken gab einen lockenden Kontrast. Und dann fesselte ihn die ungezwungene Lebendigkeit, die wilde, starke, temperamentvolle Kraft und er mußte immer auf ihren roten sinnlichen Mund schauen, der beim Lachen aufsprang und die starken schneeweißen Zähne zeigte.

Einmal erwischte sie ihn, plötzlich mit einer Frage sich zu ihm hinwendend, wie er sie anstarrte. „G'fall ich dir?" lachte sie in ihrem Übermut. „Du g'fallst mir auch!" Ganz arglos sagte sie es, ohne Schmeichelei, aber es gefiel ihm irgendwie, es berauschte ihn fast für eine Sekunde.

Immer lebendiger wurde er. Und allmählich sprang wie eine heiße Quelle all der verschüttete Übermut seiner Gymnasiastenjahre in ihm auf, er begann zu erzählen, Possen zu treiben, vom Wein befeuert, funkelte sein ganzes Reden von einer wilden Jugendlichkeit, die er selbst an sich nie gekannt hatte. Auch Schramek staunte. „Aber, Bubi, was ist denn aus dir geworden? Siehst du, so solltest du immer sein, nicht so ein Fadian!" „Ja", lachte die Karla, „hab' ich dir net gleich gesagt, ich werd' ihm die Würmer aus der Nase ziehn."

Noch einmal mußte die Hausfrau um Wein gehen. Immer lauter wurde die Fröhlichkeit der drei. Berger, der sonst fast nie trank, fühlte sich wunderbar gehoben von dieser ungewohnten Festlichkeit, er lachte und scherzte durcheinander und verlor alle Scheu. Bei der dritten Flasche fing die Karla zu singen an und dann bot sie Berger das „Du" an.

„Nicht wahr, Schram, du erlaubst es. Er ist gar so ein lieber Kerl."

„Aber natürlich. Vorwärts! Den Bruderkuß."

Und ehe der Berger viel überlegen konnte, spürte er ein paar feuchte Lippen auf seinem Mund. Es tat nicht weh und nicht wohl, es verrann irgendwie spurlos in die wilde und schon leise nebelnde Lustigkeit, die ihn auf und nieder schaukelte. Er hatte nur den einen Wunsch, daß das jetzt so fortdauern solle, dieser wilde schöne Wirbel, dieser leise Rausch, der von dem Mädel ausging und vom Wein und von seiner Jugend. Auch die Karla hatte gerötete Wangen und lachte den Schramek manchmal zwinkernd an.

Auf einmal sagte der Schramek zu Berger: „Hast du schon meinen neuen Säbel gesehen?"

Berger war nicht neugierig. Aber der Schramek zog ihn hin. Und wie sie sich niederbeugten, sagte er ihm leise: „So, und jetzt verschwind, Bubi. Jetzt können wir dich nicht mehr brauchen."

Berger starrte ihn einen Moment verdutzt an. Dann verstand er und sagte gute Nacht.

Wie er in seinem Zimmer stand, fühlte er ein leises Schwanken unter seinen Füßen. Oben auf der Stirne hämmerte das Blut und die Müdigkeit warf ihn bald ins Bett. Am nächsten Tag verschlief er zum erstenmal die Vorlesung.

* * *

Immerhin: diese Begegnung, so flüchtig sie auch war, hatte eine leise flimmernde Erregung in sein Blut gestrahlt. Er sann dumpf nach: ob das nicht irgendein Irrtum war, eine geheime Lüge, dieser Durst nach einer Freundschaft. Ob in diesem Hinverlangen aus der Einsamkeit in eine wilde Vertraulichkeit nicht ein anderes mühsam verhülltes Verlangen sich rührte?

Er sann jene Tage mit seiner Schwester zurück. Er dachte an jene blauen Abende, wo sie im abendlich verdunkelten Garten saßen und er nicht mehr ihre Züge sah, nur mehr den weißen Schimmer des Kleides aus der Dämmerung, ganz leise nur, wie oft noch eine Wolke zart leuchtet auf dem schon umnachteten Himmel. Was war es, das ihn damals so beseligte, wenn diese Stimme mit den lieben Worten aus dem Dunkel kam, silbern und leise, oft hell blinkend von Lachen und dann wieder voll Zärtlichkeit, wenn diese Musik anflog an sein Herz wie schmeichelnder Wind oder ein zutraulicher Vogel? War dies wirklich nur geschwisterliches Vertrauen gewesen oder war nicht doch darin — irgendwo ganz am tiefsten Grunde und gekühlt durch begehrungslose Freundschaft — eine Freude verborgen an der Frau, eine zarteste, süßeste Empfindung des Weiblichen? Und war nicht vielleicht alles, was er hier dumpf ersehnte, ein Glanz, eine verirrte Spur von weiblicher Seele über seinem Leben?

Seit jenem Abend wußte er es bestimmt, er sehnte sich sehr nach irgendeiner Frau. Nicht so sehr nach einem Verhältnis, nach einer Liebe, sondern nur nach

irgendeiner leisen Berührung mit den Frauen. War denn nicht all das Unbekannte und Wunderbare, das er erhoffte, mit den Frauen verknüpft, waren sie nicht Hüterinnen aller Geheimnisse, lockend und verheißend, begehrend und begehrt zugleich. Er begann jetzt mehr die Frauen auf der Straße zu beachten. Er sah viele, die jung waren und schön und das funkelnde Licht in den Augen trugen, das so viel verrät. Wem gehörten die, die so wiegend gingen wie in leisem Tanz, die so stolz aufrecht um sich sahen, als seien sie Königinnen, die in den Wagen wie in Wollust ruhten und mit den Blicken lässig hinstreiften auf die, die da staunend standen und sie bewunderten? War in ihnen denn nicht auch Sehnsucht und mußten nicht hinter diesen tausenden Türen, hinter den zahllosen ängstlich verhängten und sehnsüchtig aufgetanen Fenstern der großen Stadt viele Frauen sein, in denen auch ein Verlangen war, ähnlich wie das seine und ihm entgegengebreitet wie mit offenen Armen? War er nicht jung wie sie und war nicht gleiche Sehnsucht in alle gegossen?

Er ging jetzt weniger in die Vorlesungen und streifte öfter die Straßen entlang. Ihm war, als müßte er endlich irgendeiner begegnen, die in den zitternden Zeichen seines Auges lesen könnte, irgendein Zufall müßte ihm helfen, ein Unvermutetes geschehen. Er sah mit Neid und einer wilden Begier, wie knapp vor ihm junge Burschen mit Mädeln bekannt wurden, sah Liebespaare, zärtlich und verschlungen, abends sich hinein in die Parke verlieren und immer drängender wurde in ihm das Verlangen, auch sein Erlebnis zu haben. Freilich, nichts Wildes ersehnte er sich, sondern eine Frau, zart und sanft wie seine Schwester, zärtlich und lind, kindhaft treu und mit dieser wunderbaren leisen Stimme im Abend. Das Bild füllte seine Träume.

Jeden Tag, wenn er mittags durch die Florianigasse nach Hause ging, begegnete er den schwärmenden Zügen junger Mädchen. Fünfzehnjährige, Sechzehnjährige waren es, die von der Schule kamen, in kleinen schwatzenden Trupps, mit jenem hüpfenden Schritt der Mädel in diesen Jahren, unruhig herumspähend, kichernd, die Bücher schlenkernd. Jeden Tag sah er sie von ferne, die frischen lachenden Gesichter, die schlanken Körper in den kurzen Röcken, die leicht sich wiegenden Hüften, sah die unbesorgte, noch kindische Fröhlichkeit mit einer wilden Sehnsucht, von dieser Jugend das Lachen zu lernen und diese klare Heiterkeit. Jeden Tag sah er sie. Und schon kannten sie ihn. Wenn er kam, stießen sie sich in der auffallenden Art der Backfische an, lachten überlaut und sahen ihn mit übermütigen Augen herausfordernd an, der dann immer rasch wegsah und vorübereilte. Wie sie dann seine schüchterne Verwirrtheit merkten und dieses errötende Wegstieben vor ihrem Blick, wurden sie immer verwegener von Tag zu Tag, ohne daß er sich je aufraffen konnte, sie anzusprechen. Waren sie nicht knabenhafter, männlicher als er? War er nicht in seiner schüchternen Blödigkeit wie ein Mädel so verwirrt und kindisch?

Er erinnerte sich an einen Scherz in seiner Heimat, den seine Schwester vor paar Jahren gemacht hatte. Sie hatte ihn heimlich als Mädel angezogen und ihn plötzlich unter ihre Freundinnen geführt, die ihn zuerst nicht erkannten und dann übermütig, mit hundert Scherzen umringten. Er, ein Bub damals noch, war zitternd und errötend dagestanden und hatte kaum gewagt die Augen aufzuschlagen und in den Spiegel zu schauen, den sie ihm brachten. Schon damals war er

schüchtern gewesen und feig, aber da war er noch ein Kind. Jetzt war er ein Mann fast und wußte noch nicht, einen lachenden Blick zu ertragen, wußte nicht stark zu sein und brutal, wie das Leben es verlangte. Warum konnte er nicht so sein wie der Schramek oder all die anderen? War er wirklich minderwertig, wirklich wie ein Kind?

Immer fiel ihm das wieder ein, wie er damals als Mädel verkleidet unter diesen lachenden, übermütigen Dingern stand und nicht aufzuschauen wagte. Was war aus denen seither geworden? Das Küssen kannten sie und die Liebe, sie trugen lange Kleider, manche hatten schon Mann und Kind. Alle waren sie aus dem Zimmer von damals, alle aus der Kindheit hinaus ins Leben gestürmt. Nur er stand noch immer da, Mädel mehr als Mann, ein errötendes Kind im verlassenen Zimmer mit den verwirrt niedergeschlagenen Augen und wagte nicht aufzusehen . . .

* * *

Einmal, es war spät im Jänner, ging er wieder zu Schramek hinüber. Er kam jetzt seltener, seit er dem einsamen Umherstreifen auf den Straßen eine leise lockende Wollust abgewonnen hatte. Das Wetter war wüst. Der Schnee der letzten Tage war geschmolzen, aber der Wind blieb scharf und schneidend und verlangte die Straße allein für sich. Wolken hetzten über den grauen Himmel, der niederstarrte wie erblindet. Ein scharfer stechender Regen begann, der sich wie Eisspitzen in die Haut bohrte.

Schramek sagte ihm kaum guten Tag. Er war immer rücksichtslos und grob, wenn in seinen Angelegenheiten etwas nicht ganz in Ordnung war. Unruhig ging er auf und ab, die Pfeife immer wieder anqualmend. Manchmal kehrte er kurz um, als wollte er etwas sagen. „Verfluchte Sache", knurrte er zwischen den Zähnen.

Berger saß still. Er traute sich nicht, ihn zu fragen, was eigentlich vorgehe. Schramek würde schon reden, das wußte er.

Der brach auch endlich los. „So ein Sauwetter! Das hat mir noch gerade gefehlt. Da kann ich jetzt herumrennen wegen die Dummheiten!"

Er rannte wieder zornig auf und ab, hieb mit einem Lineal scharfe pfeifende Striche durch die Luft. Nun fragte erst Berger vorsichtig: „Was ist denn los?"

„Dieser Laff, mein Leibbursch, hat vorgestern zwei Kerle angerempelt. Heute um vier Uhr geht's los und dann morgen wieder. Und ich hab' doch Prüfung in acht Tagen und hätt' mich wirklich um andere Sachen zu kümmern. Dazu hat er sich noch zwei ausgesucht, die ihn sicher abstechen werden, den Lepp, den blöden. Wenn ich jetzt durchfall', dann ist's aus, dann kann ich wieder ein Jahr sitzen und warten, wie die Buben in der Schule. Und da soll man sich nicht giften."

Berger sagte nichts. Es hatte nicht lange gedauert, bis er die Stupidität aller dieser Mensuren hinter dem leichten lockenden Glanz erkannt hatte, der sie vergoldete. Seit er bei einer Kneipe gewesen war und die trunkenen Studenten dann fahl und grau im Frühlicht gesehen hatte nach allen Feierlichkeiten und Zeremonien, seit er draußen in einer engen, schmutzigen Stube einer Mensur beigewohnt hatte, blieb ihm nur mehr ein leises Lächeln für den Ernst, mit dem diese Dinge betrieben wurden, seitdem fehlte ihm jegliches innerliches Interesse an diesen Affären ganz und gar. Freilich, dem Schramek hatte er sich's nie zu sagen getraut, dem ging's bis ins

Blut. Jetzt saßen sie beide schweigsam da, jeder mit seinen Gedanken beschäftigt, draußen ratterte immer lauter der Wind.

Da ging die Glocke. Und gleich darauf klopfte es an der Tür.

Die Karla kam herein, den Hut schief, nasse Strähnen über dem lachenden Gesicht. „Schön schau ich aus, nicht wahr? Was?“ „Servus.“ Sie ging auf Schramek zu und küßte ihn. Er wich übelgelaunt aus. „Hast Angst, ich werd' dich naß machen mit meiner Jack'n. Blödian? Dann bemerkte sie Berger. „Servus Bubi!“

Sie zog die Jacke aus und warf sie auf das Sofa hin. Alle schwiegen. Berger war irgendwie unangenehm berührt. Seit jenem Abend, wo sie Bruderschaft getrunken hatte, war er paarmal mit Karla zusammen gewesen, aber nie mehr fand er die kameradschaftliche freie Unbefangenheit wieder. Die warme erotische Welle, die seit damals über sein Leben gestürzt war, machte ihn unruhig und erregt in der Nähe einer Frau. Er fürchtete sich beinahe vor seiner Leidenschaftlichkeit.

Auch Schramek sprach nichts. Er war übelgelaunt, die Affäre und seine Prüfung gingen ihm nicht aus dem Kopf. Das Schweigen dehnte sich unangenehm lang.

Die Karla schaute jetzt ziemlich böse. „Mir scheint, ich komme dem gnädigen Herrn ungelegen. Dazu hab' ich mich also freig'macht für heute Nachmittag, daß ich zuseh', wie Ihr mit offenen Augen schlaft's. Liebe Leut' seid's, das muß ich schon sagen.“

Schramek stand auf und nahm seinen Winterrock. „Liebes Kind, du kommst mir immer gelegen, das weißt du. Nur grad jetzt nicht. Ich muß weggehen, es ist halb vier und um vier steigt der Fix draußen in Ottakring.“

„G'schieht ihm schon recht, dem Lausbuben, was ist er auch so frech mit alle Leut! — Also weggehen willst du. Was soll nachher mit mir g'schehn. Soll ich am End' bei dem Wetter auf der Gassen umeinanderrennen?“

„Liebes Kind, ich komm erst um sieben Uhr zurück. Du kannst ja dableiben.“

„Was soll ich denn da tun. Schlafen? Dank schön, das hab' ich besorgt von gestern abend um neune bis heut früh. Nimm mich mit. Ich möcht' gern zuschauen, wie man den Fix auf Fetzen haut.“

„Das geht doch nicht, was fällt dir ein.“

„Na, in Gottesnamen, dann bleib' ich halt da und wart' auf dich. Der Bubi bleibt bei mir. Nicht wahr, Bubi?“

Berger wußte keine Antwort. Er war solchen plötzlichen Überfällen gegenüber wehrlos. Er traute sich kaum, sie anzuschauen. Die beiden fingen zu lachen an.

„Natürlich“, sagte der Schramek, jetzt wieder gut gelaunt. „Natürlich, euch zwei soll ich allein lassen. Hast du denn eine Ahnung, was der Bubi für ein Duckmäuser ist?“

„Das ist doch gar kein Bubi. Der ist doch ein Mädi.“

Nun lachten sie wieder beide. Wie sie ihn verachteten, dachte Berger. Warum konnte er jetzt nicht mitlachen, warum war er so tölpisch, kein Wort zu finden, keinen Scherz, nichts, gar nichts. Ein Zorn wuchs in ihm auf.

„Na also, gut ist's“, sagte der Schramek. „Ich will's riskieren. Was tu ich aber, wenn ihr zwei was anstellt's.“

„Dazu gehören doch zwei.“

„Na weißt du ... du ... schwören möcht ich doch lieber nicht auf dich."

„Mich hab' ich ja gar net g'meint."

Und jetzt lachten sie wieder beide, mit jenem vollen heiteren Lachen gesunden Lebens, das gar nicht bösartig gemeint war und doch in Berger brannte wie Peitschenhiebe. Weg sein, nur weg sein, tausend, zehntausend Meilen, fühlte er dumpf. Oder schlafen. Oder lustig sein können wie die. Nur nicht so dasitzen ohne ein Wort. Nicht so tölpisch-schüchtern, so kindisch verwirrt sein, sich nicht bemitleiden lassen.

Schramek setzte sich die Kappe auf. „Gut, probieren wir's halt. Aber wehe euch, wenn ... Um sieben Uhr bin ich wieder da. Bubi, sei brav! Ich seh' dir's an den Augen an, wenn du was angestellt hast. Und langweil mir das arme Mädel nicht. Servus!"

Er faßte die Karla derb um die Hüften, daß sie sich kichernd wand, gab ihr ein paar feste Küsse, winkte Berger mit der Hand und war fort. Draußen fiel die Tür hart ins Schloß.

Nun waren sie allein, der Berger und die Karla. Der Wind tanzte mit dem Regen über die Gasse und manchmal knackte es im Ofen, als bräche etwas entzwei. Immer stiller wurde es im Zimmer, man konnte schon den dünnen Atem der Pendeluhr von nebenan hören. Berger saß da wie schlafend. Ohne aufzusehen, spürte er, daß sie ihn lächelnd anschaute. Er spürte diesen Blick wie ein elektrisches Prickeln, das Haar leise anrührend und dann hinab bis in die Füße. Ihm war, als müßte er ersticken.

Sie saß da, die Beine überschlagen, und wartete. Jetzt beugte sie sich vor. Sie lächelte leise. Und plötzlich sagte sie in die Stille hinein. „Bubi! Hast Angst?"

Wirklich, das war's. Woher wußte sie das? Angst fühlte er, Angst allein, eine dumme kindische Angst. Aber er zwang sich und stieß heraus „Angst? Vor wem denn Angst? Vor dir vielleicht?" Es klang grob, ohne daß er es wollte.

Und wieder zitterte das Schweigen durchs Zimmer. Die Karla stand auf, glättete das Kleid, richtete sich die zerrauften Haare vor dem Spiegel und sah ihre Augen lachen. Dann wandte sie sich halb herum. „Offen g'sagt, du bist grauslich fad, Bubi. Erzähl' mir doch was."

Berger fühlte eine immer wachsende Erbitterung gegen sie und gegen sich selbst, daß er so tölpisch war. Er wollte ihr schon wieder heftig antworten, aber da kam sie zu ihm heran, lieb und zutraulich, setzte sich neben ihn und bettelte wie ein kleines Kind. „Erzähl' mir doch was. Irgend was Gescheites oder Dummes. Ihr lest's doch den ganzen Tag in die Bücher, da müßt's doch was wissen." Sie lehnte sich ganz an ihn. Das war so ihre ungenierte Art, mit allen Leuten vertraulich zu sein. Aber dieser weiche, warme Arm auf dem seinen verwirrte ihn.

„Mir fällt nichts ein."

„Mir scheint, dir fallt nie was G'scheites ein. Was tust denn eigentlich so den langen Tag? Umeinanderrennen, kommt mir vor. Letzthin hab' ich dich auf der Josefstädterstraßen g'sehn, aber du warst pressiert oder du hast mich nicht kennen wollen. Mir scheint gar, du bist grad' einem Mädel nachgestiegen."

Er wollte protestieren.

„No, no, es ist ja nix dabei. Sag, Bubi, hast du eigentlich ein Verhältnis?"

Sie lachte ihn an und freute sich unbändig über seine Verwirrtheit. „Da schaut's her, rot wird er auch. Ich hab's ja gleich gewußt, daß du eins hast, du Duckmäuser. Die möcht' ich mir gern einmal anschauen. Wie sieht sie denn aus?"

In seiner Verzweiflung wußte er nur Eines, immer wieder nur das Eine, um sich zu verstellen. Er wurde grob. „Das ist meine Sache. Was geht's dich an? Kümmer' du dich um deine Verhältnisse."

„Aber Bubi, was schreist denn so, ich hab' ja rein eine Angst vor dir." Sie stellte sich furchtbar erschrocken.

Er sprang auf. „Und dann sag mir nicht immer Bubi. Ich vertrag das nicht."

„Aber der Schramek sagt's dir ja auch."

„Das ist etwas anderes."

Karla lachte. Er gefiel ihr riesig in seinem kindischen Zorn.

„So, jetzt sag' ich's extra. Bubi, Bubi, Bubi, dreimal hab' ich's g'sagt!"

Seine Nasenflügeln zitterten. „Hör auf damit, hab' ich dir g'sagt. Ich vertrag's nicht."

„Aber Bubi — Bubi!"

Er ballte die Fäuste zusammen. Das Blut stieg ihm ins Gesicht. Einen Schritt stand er vor ihr. Sie hörte, wie sein Atem keuchte, sah die Augen drohend funkeln. Unwillkürlich trat sie zurück. Aber dann packte sie wieder der Übermut. Die Hände in die Hüfte gestemmt, lachend, mit blinkenden Zähnen lachend sagte sie wie zu sich selbst. „Na sowas! Jetzt wird das Bubi bösartig."

Da warf er sich auf sie. Das Spottwort traf ihn wie ein Peitschenschlag. Er wollte sie prügeln, schlagen, irgendwie züchtigen, daß sie ihn nicht mehr verhöhnte Aber das starke, feste Mädel nahm seine Fäuste geschickt mit einem Griff und bog sie ihm herab. Schmerzhaft fühlte er seine Handgelenke in ihrer eisernen Umklammerung. Nicht rühren konnte er sich, wie ein Kind, wie ein Spielzeug hielt sie ihn. Einen Schritt entfernt sahen sich die Gesichter an: das seine, verzerrt von Wut, die Augen aufquellend in nahen Tränen, das ihre, überrascht, kraftbewußt, überlegen, fast lächelnd. Eine Minute hielt sie ihn so von sich wie ein schnappendes Hündchen. In der nächsten hätte er, zermartert im Handgelenk, in die Knie brechen müssen. Da ließ sie ihn los und schob ihn sanft weg. „So — jetzt sei wieder brav."

Aber er sprang wieder an. Das machte ihn rasend, daß er so schwächlich unter ihrer Faust gezappelt. Jetzt mußte er sie niederringen, bändigen. Sie durfte nicht lachen über ihn. Jäh faßte er sie an, jetzt mitten um den Leib, um sie hinzuwerfen. Und nun keuchten sie beide Brust an Brust, sie überrascht und belustigt über seinen unbegreiflichen Zorn, er mit fiebernder Erbitterung und eingeknirschten Zähnen. Immer fester preßten sich seine krallenden Hände in ihren miederlosen geschmeidigen Körper, der immer geschickt ausbog, riß an den breiten Hüften, die kraftvoll eingestemmt waren. Sein Gesicht berührte im Ringen ihre Schultern und ihre Brust, er fühlte wirr einen weichen warmen, berauschenden Duft, der seine Arme immer schwächer machte, er hörte manchmal das laute schütterne Stoßen des Herzens und das kollernde Lachen, das tief aus der umpreßten Brust aufquoll und es war ihm, als ob seine Muskeln erstarren würden. Wie an einem Baumstamm rüttelte er an diesem starken bäuerischen Körper, der manchmal leicht nachgab, aber nie gebogen wurde, der immer kraftvoller zu werden schien im Widerstand. Bis ihr

das Spiel zu dumm wurde und sie sich losmachte mit zwei, drei Griffen. Jäh stieß sie ihn zurück, daß er nur so flog. „Jetzt gib' aber Ruh'!" Zornig und fast drohend war ihre Stimme.

Er taumelte nach rückwärts. Sein Gesicht brannte, blutunterlaufen waren die Augen, und rot, brennrot kreiste alles vor seinem Blick. Ein drittesmal noch sprang er an, blind, besinnungslos, mit flügelnden Armen wie ein Trunkener. Und plötzlich war es etwas anderes. Dieser wilde ausstrahlende Duft, dieses Knistern ihres Kleides, die warme Berührung des biegsamen Körpers hatten ihn toll gemacht. Nicht mehr schlagen wollte er oder züchtigen, sondern sich dieser Frau bemächtigen, die seine Sinne aufgestachelt hatte. Er riß sie an sich, verwühlte sich ganz in ihre heißen Formen, griff mit seinen fiebernden Händen um ihre ganze Gestalt, verbiß sich lechzend in ihr Kleid, um sie niederzupressen. Sie lachte noch immer, leise gekitzelt von seinen Berührungen, aber in ihrem Lachen war jetzt ein fremder, heiserer Ton. Ihr ganzes Wesen schien bewegter, unruhig wogte die Brust, ihr Körper preßte den seinen stürmischer an beim Ringen, ihre starken Hände zitterten immer unruhiger. Ihr Haar war aufgegangen und flatterte über die Schulter, schwül duftend und schwer. Immer heißer wurde ihr Gesicht. Beim Ringen riß ihre Bluse ein wenig auf, ein Knopf sprang weg und plötzlich sah der Fiebernde ein unruhiges Blinken von ihrer weißen Brust. Er stöhnte in letzter Anstrengung. Er fühlte, daß sie ihm gar nicht widerstehen wollte, daß sie nur bezwungen sein wollte, hingeworfen, aber selbst dazu reichte nicht seine Kraft. Ohnmächtig rüttelte er an ihr herum. Einen Augenblick war es, als wollte sie selbst zurückfallen. Wollüstig bog sich ihr Kopf zurück, er sah ihre Augen funkeln in einem jähen nie gekannten Licht. Und es war wie eine Zärtlichkeit, ein wilder drängender Seufzer, wie sie jetzt sagte: „Aber, Bubi, Bubi!" Da riß er an ihr und wie er fühlte, daß sie nicht niederstürzte unter seinen mageren zitternden Kinderhänden, da griff er plötzlich gierig in das aufgelöste rote Haar, um sie niederzuziehen mit einem Ruck. Sie schrie auf vor Zorn und Schmerz. Mit einem wilden, wütenden Stoß schleuderte sie den schwachen Körper von sich, daß er wie ein leichter Ballen durchs Zimmer flog.

Berger stolperte im Zurücktaumeln. Und fiel dann klirrend hin in die Ecke, mitten unter die Säbel, die dort lagen. Ein scharfer Riß fuhr über seine Hand hoch in den Arm hinein.

Eine Minute blieb er liegen, wie betäubt. Und da kam sie schon, leise noch zitternd vor Erregung, aber ängstlich besorgt: „Ist dir was g'schehn?"

Er antwortete nicht. Sie half ihm sich aufrichten und streichelte ihn dabei. Es war keinerlei Bösartigkeit in ihr. Mühsam war das Aufstehen. Denn die linke Hand hatte er in die Rocktasche gesteckt, daß sie nicht merken sollte, wie er sich verletzt habe. Er wollte es nicht eingestehen. Wie ein Feuer brannte die Wut in ihm über seine klägliche Schwäche, daß er nicht einmal eine Willige bezwingen konnte. Einen Augenblick war ihm, als müßte er noch einmal anspringen. Und in der Tasche fühlte er, wie heiß und feucht das Blut aus der Wunde strömte.

Er stolperte nach vorwärts, ohne sie anzusehen, die ihm erschreckt helfen wollte. Vor seinen Augen war ein Nebel von Tränen. Kaum sah er die Tür durch diese feuchte Wolke. Alles war in ihm ganz leer, ganz gleichgültig. In der Tasche tröpfelte

das Blut: das fühlte er dumpf, sonst war alles erloschen in ihm. Er tappte nur blind nach vorwärts . . . zur Tür . . . hinaus . . . in sein Zimmer.

Dort fiel er hin auf das Bett. Der verwundete Arm hing über die Kante hinaus. Er blutete noch immer und manchmal klatschte schwer ein Tropfen auf den Boden hinab. Berger achtete nicht darauf. In ihm wogte etwas, als wollte es ihn ersticken. Und endlich brach es heraus, ein ungeheurer Weinkrampf, ein wildes, wehes Schluchzen, das er in die Kissen vergrub. Minutenlang peitschte es seinen kindlichen fiebernden Körper. Dann fühlte er sich freier.

Er horchte hinüber. Drinnen ging die Karla mit absichtlich lautem Schritt. Er regte sich nicht. Jetzt verstummten die Schritte. Und nun klapperte sie an den Schränken, trommelte auf dem Tisch, um sich bemerkbar zu machen. Offenbar wartete sie, daß er zurückkommen werde.

Er lauschte weiter. Sein Herz wurde immer lauter, aber er regte kein Glied.

Sie ging noch eine Weile auf und ab. Dann pfiff sie einen Walzer und trommelte dazu wieder den Takt. Allmählich wurde sie still. Nach einer Weile hörte er draußen die Türe gehen und im Gang schwer zufallen.

(Schluß folgt.)

Mensch und Landschaft in der bildenden Kunst.

Eine kunst- und kulturgeschichtliche Skizze.

Von Prof. Dr. B. Haendcke-Königsberg.

Nichts hätte, sollte man meinen, stets gleichmäßiger zu den Menschen sprechen müssen, als die ewig gleiche, große Natur; und dennoch hat kaum ein anderes Objekt in der bildenden Kunst eine verschiedenartigere Auffassung, als gerade sie, die Eine, Unwandelbare, gefunden.

Wohl war der Zauber eines Sonnenaufganges stets derselbe, immer erglühte der Himmel gleich prächtig, durchströmte das Licht die Morgennebel, erfunkelnd in tausend Farben — der beruhigende Friede einer vom glitzernden Sternengold durchleuchteten Nacht — alles, alles sahen so die Menschen seit Anbeginn der Tage, und doch so außerordentlich abweichend schrieb es sich in Herz und Sinn der Völker ein, die in den verflossenen Jahrhunderten auf den Altar der Kunst ihre Opfergaben niederlegten.

Früher formte das Wort das Wesen der Natur als die Hand des bildenden Künstlers; denn „unter Mythologie, schreibt Müllenhoff, verstehen wir die Summe der Bilder und Dichtungen, in denen ein Volk seine religiös-poetischen Anschauungen von der es umgebenden Natur und den in ihr wirkenden Kräften, die es als persönliche Wesen auffaßte, ausgeprägt hat". Die indogermanischen Völker haben vor allem den Grundgedanken ihrer Mythologie in Gebilden von seltsam wertvoller Schönheit darzustellen verstanden, jenen Kampf der Lichtgötter mit den Dämonen der Finsternis, zwischen Tag und Nacht, Sonne und Gewitterwolke, aus dem sich, wenn auch schwer bedrängt und fast besiegt, doch das Licht immer wieder emporringt. Wie die alten indogermanischen Vorfahren diese Aufgabe gelöst haben, erleben wir noch jeden Tag bei dem Genießen jener prachtvollen Epen und jener

kleinen zierlichen Erzählungen, in denen der Götter und Geister Art und Treiben geschildert wird.

Aber dachte diese Zeit, die bezwingende Großheit und zarten Liebreiz ihren Dichtungen verleihen konnte, je daran, das, was ihre Seele erhob, in eine andere Form als in die des geschmeidigen Wortes zu gießen, es Gestalt im engeren Sinne gewinnen zu lassen? Keiner dieser hohen dichtenden Geister verfiel darauf — dies bot der Welt zuerst die Hand des Griechen. Sein Sinn war erdenfroher, sein Griff fester, selbstgewisser; denn der Grieche war in der Entwicklung der Menschheit für die Stufe herangereift, die jegliches Übersinnliche in sich, d. h. im Menschen sah. Er bevölkerte Himmel und Erde mit menschenähnlichen Individuen, ließ sie fühlen und denken, gleich ihm selbst; vermied aber alles Maß wie Gestaltlose.

Seine „Landschaftsmalerei" konnte nicht von einer unmittelbaren Schilderung der Natur ihren Ausgang nehmen. Die griechischen Künstler mußten Gestalten schaffen, die Art und Wesen der Natur verkörperten, und gleichzeitig erfüllt waren von den Empfindungen, die die Menschen mit den Einzelheiten der landschaftlichen Umgebungen verknüpften: Denn der Mensch war Herr, nicht die Natur. Deshalb wandte der Grieche seine künstlerischen Kräfte ihm zu, und wurde ein Plastiker. Als echter Künstler ließ er aber Wirklichkeit und inneres Erleben innerhalb seiner Phantasiewelt in blutwarmen Schöpfungen wieder erstehen. Und nur ein Volk, das mit einer so großen poetischen Begabung und mit einem so hervorragenden Schönheits- und Formensinn ausgestattet war, konnte die gewaltige Aufgabe lösen, in charakteristischen Wesen, nicht in toten Allegorien, Ideen allgemeiner Art zu verkörpern. — Greifen wir ein Beispiel heraus.

In ähnlicher Weise wie Wald und Flur hatte die Phantasie der Griechen das Meer belebt, mit Tritonen, Meerkentauern, Okeaniden. Diese Wesen, schreibt Brunn, leben nicht nur in diesem Element, sondern sie sind das Element in menschlicher Gestalt, das Bild des Geistes, der in diesem Elemente waltet, oder vielleicht richtiger das Bild der Natur, wie es sich in unserem Geiste spiegelt, das zur Person gewordene landschaftliche Bild.

Vor uns ausgebreitet, im Sonnenlicht erglänzend, liegt etwa die weite Fläche des Meeres; ein leiser Lufthauch berührt es und kräuselt leicht seine Oberfläche; der Wind weht stärker und es heben sich die Wellen, der Sturm bricht los und das wild erregte Element stürzt sich auf die Veste der Erde, als wolle es diese in den Abgrund stürzen und verschlingen. Nie aber, auch wenn der Sturm sich legt, gelangt es zu vollständiger, dauernder Ruhe. Dieser Charakter leichter Erregbarkeit tritt überall hervor, wo dem feuchten Element von Poesie oder Kunst Persönlichkeit geliehen wird. An ihr Element gebannt streben diese Gestalten stets nach Vereinigung mit den Geschöpfen der Erde. Bald mit wehmütiger Klage, bald mit wilder Gewalt suchen sie dieselben zu locken, zu bezwingen, und doch wird ihre Sehnsucht nie auf die Dauer gestillt. Dieses feuchten Elementes, des Wassers, dem jede Erinnerung an den Menschen mangelt, künstlerisch formal Herr zu werden, bot nun sicher die größten Schwierigkeiten. Aber gerade hier hat der Griechengeist in glänzendster Weise ein Zeugnis seines Könnens abgelegt. Denn die seelischen Stimmungen und Formen des Menschen mit den Organisationen im Reiche der Gewässer, seiner Pflanzen und Tiere verbindend, hat er Personifikationen erdacht, denen die

innerste Wahrheit von der Stirne leuchtet. Wem spricht nicht das weich umrissene Haupt des Tritonjüngling mit dem fließenden, wie feuchten Haupthaar, das matt erglänzende, nicht heiß erwärmte, aber in schwermütiger, von unerfüllbarer Sehnsucht eingesunkene große Auge, der schmerzlich angezogene, müde geöffnete Mund, wem spricht das alles nicht von dem unergründlichen, unaufhörlich sich ändernden Meere, der Welle, die immer an die Erde heranflutet und stets von neuem erfolglos zurücksinkt? — —

So erwuchs die Bildhauerkunst an der Hand der Natur. Denn auch Hera Zeus, Demeter, Apollo usw. sie alle sind ja nur Personifikationen des „Lebens" in der natürlichen Umgebung. Einmal aber Herr der menschlichen Formen, war es naturgemäß, daß der ursprünglichen Leiterin, der „unbelebten" Natur, wie wir heute in jedem Hinblick sehr unberechtigterweise von der Landschaft zu sagen pflegen, vergessen wurde: Der Mensch wurde alleiniger Herr in der bildenden Kunst. Denn, wenn auch in gewissen Grenzen eine Landschaftsmalerei im gewöhnlichen Wortsinne von den antiken Künstlern ausgeübt wurde, gegenüber der Menschenbildnerei muß sie unstreitig weit zurücktreten. Im Menschen stellte der Künstler der alten Zeit die Landschaft ihrem eigensten Wesen nach dar, in ihm bildete er sich und sein Geschlecht, sein Sehnen und sein Wünschen.

Die griechischen Menschenbildner sind Idealisten in doppelter Hinsicht; nach Form und Gestalt. Denn sie verleihen Ideen, seelischen Erlebnissen aller Art, Gestalt, und der formalen Bildung eine Vollkommenheit, die über das individuell-charakteristische Maß hinausgeht. Aus der Fülle edelster formaler Schönheit wählt der Grieche das Herrlichste aus, um einen „schönen und guten" Menschen — im Sinne der Antike seien diese Beiworte gebraucht — zu bilden, wie ihn die Natur nur in seltenen Feiertagsstunden entstehen läßt. Darin beruht ja diese wundersame Harmonie, diese befreiende, erhebende Kraft der griechischen Bildnerei, daß sie der Natur ihre innersten Geheimnisse ablockte und jenseits von einseitiger Naturwirklichkeit in der Menschen Darstellung edelste Naturwahrheit erstrebte und erreichte.

Dies Erbe übernahmen die Römer. Aber gröber in ihrem Wesen, dem praktischen Leben zugewandt, überall nur dem nächst Erreichbaren zugewandt, ist auch der Mensch, den sie darstellen, nur das naturwirkliche Individuum. Auch ein Herr, aber ein Sklavenhalter, der von dem Tag für den Tag sorgt. Der Römer ist deshalb auch der erste Porträtbildner; denn ihn zog das Einzelwesen in seiner Beschränktheit, in seinem persönlichen Wollen und Können an. Innerhalb dieser Grenzen haben die alten Römer oder besser, die alten Toskaner, die Etrusker, hartgefügte Meisterwerke von individueller Kraft geschaffen.

Die landschaftliche Natur interessierte allerdings den alten Italiener; ja, wir erfahren aus Wort und Bild von einer gewissen warmherzigen Anteilnahme an der natürlichen Umgebung, aber sie dringt nicht in die Tiefe. Sie betätigt sich entweder in einer mehr wissenschaftlichen Art, wie in den Arbeiten des Plinius oder sie bleibt bei einem sozusagen animalischen Wohlgefallen an der äußeren Erscheinung stehen. Darüber hinaus gelangten weder Dichter noch Bildner. — Auch in Roms Kunst nahm also die erste Stelle der Mensch ein, ihm wandte sich nahezu allein alles künstlerische Wollen zu, und zwar dem Einzelindividuum, um dies noch einmal zu betonen.

Erbe der Italer waren als Menschenschilderer in erster Linie nicht ein Volk, sondern alle Völker diesseits der Alpen und jenseits der Pyrenäen. Der Träger dieser neuen an der Antike zuerst noch genährten Menschenbildnerei ist weder das eindringende Verständnis der Natur noch die Freude an ihr, auch nicht die begeisterte Hingabe an den Personenkult, sondern eine Religion, die jede Darstellung ihrer höchsten Vorstellungen, Gottes verwarf! Aber der Geist der Kunst war zu mächtig. Er drang trotz alledem auf Nebenwegen überall ein und unterwarf auch die christlichen Ideen seiner formbildenden Kraft.

Das ganze christliche Mittelalter und die Renaissancezeit gehört der Menschenbildnerei, nicht der Naturdarstellung an. Allerdings war der Mensch nicht mehr das höchste, edelste Mittel, um die natürliche Umwelt zu verkörpern, er war nicht mehr das stolze individuelle Objekt, sondern er war in der Hand des bildenden Künstlers nur ein armes, von der Not eingegebenes Werkzeug, um religiösen Ideen und Vorstellungen Ausdruck zu verleihen.

Die alte christliche Kunst begann damit, daß sie vom Leben und Wirken des Heilandes in Symbolen erzählte, daß sie Szenen aus dem Alten Testamente, Handlungen des Erlösers darstellte; bald auch sein Leiden schilderte. So erwuchs die Menschenbildnerei der christlichen Epoche, trotz ihrer Naturgewandtheit, trotz der geringen Bewertung des Mittels, des Menschen, zu immer größerer, am Ende zu echt künstlerischer Vollendung, in der sich die religiösen Ideen und die menschliche Gestalt zu einer neuartigen, aber in sich vollendeten Harmonie verbanden, und die gleichzeitig dem Einzelmenschen gab, was ihm gebührte.

Die ersten Höhenpunkte erreichte diese Schilderung des Menschen in unserer christlichen Ära diesseits der Alpen, in Frankreich und in Deutschland, in der Zeit von etwa 1200 bis 1300.

Wollte man das Leiden und Leben des Heilandes, seine Lehre, soweit dies letztere den Bildhauern überhaupt möglich ist, künstlerisch darstellen, so mußte man das Tun und Treiben des Menschen studieren; noch unmittelbarer regten die Legenden der Heiligen dazu an. Die künstlerischen Ausdrucksmittel boten einerseits das Relief, anderseits die Freiskulptur.

Die christliche Plastik hat von vornherein das Relief in ausgedehntem Maße verwendet; denn es lag den künstlerischen Vorwürfen fast stets ein erzählendes Moment zugrunde. Die erste große künstlerische Arbeit diesseits der Alpen wurde demzufolge auch in Reliefbildern in den berühmten Bronzeplatten der Kirchentüren zu Hildesheim (zirka 1000) geboten. Die Darstellung des Menschen nimmt vollkommen das Auge in Anspruch, sie bestimmt die Komposition; anderseits interessierte allein das Geschehnis, weder das einzelne Individuum noch der Ort, wo das Ereignis sich abspielte.

Das 13. Jahrhundert, das vornehmlich in Frankreich und Deutschland die großen Bildhauer der ersten Blüte der christlichen Skulptur erlebte, bediente sich bereits mit gleicher Vollendung des Reliefs wie der Einzelfigur.

Die gewaltigste Aufgabe für den Reliefbildner dieser Zeiten bestand in der Darstellung des jüngsten Gerichtes; denn es war in diesem Falle zunächst die Fülle der Gestalten zu bewältigen, die unwillkürlich in dieser Zeit zum malerischen Relief drängten, sodann mußte der Künstler in einer von ihm seltener verlangten technischen Durchbildung den ganzen, unbekleideten Körper formen, und endlich über einen

Reichtum an Motiven zur Schilderung der ganzen Skala des Empfindungslebens, von der jubelndsten heiligen Freude bis zur lauten Verzweiflung herab verfügen; mußte den Heiland in seiner furchtbaren Majestät als Richter über Schuldige und Unschuldige und die Engel in ihrer Anmut versinnbildlichen. Wahrlich eine Aufgabe, die an Schwierigkeiten reich war. Aber sie fand ihre Meister! Die Kathedralen von Paris, Amiens, Chartres, Freiberg usw. besitzen Werke dieses Genres von hoher Vollendung. Welch prachtvolle Einzelgestalten aber schuf bereits wieder diese Zeit leidenschaftlichen Christentums! Wer hat je die Madonnen in Amiens, Rheims, die Sybille in Bamberg, die „Kirche" am südlichen Seitenportal in Straßburg gesehen, ohne vor der künstlerischen Weihe, die auf ihnen ruht, aufs tiefste berührt zu sein? Diese wunderbar lieblich-vornehm gütigen Madonnenbilder; diese herrliche, schlanke, feingliedrige Frauengestalt der „Kirche" im dünnen, fein gefälteten Gewand mit der Krone auf dem Haupte, im Antlitz siegenden Stolz, und Güte in den großen Augen, mit denen sie zu der „Synagoge" herüberschaut, die in stiller, verzweifelnder Trauer das Haupt neigt. In allen diesen Gestalten äußert sich bereits so stark das individuelle Leben, daß es kaum noch Wunder nimmt, in der nämlichen Stunde den Einzelmenschen ebenfalls zum Objekt künstlerischen Schaffens geworden zu sehen. Unter dem Schutz der Idealbildnerei ist er in der Kunst trotz christlich-mystischer Weltverachtung von neuem zu seiner individuellen Bedeutung gelangt; er gewinnt schon jetzt den unmittelbaren Platz neben, bald vor jener!

Eine Epoche, die bereits so scharf die Persönlichkeit treffen konnte, wie die Pierre de Chelles, zu Beginn des 13. Jahrhunderts in dem Bildnisse des Königs Ludwigs VIII. von Frankreich, das so lebensvoll diesen Mann mit der klugen, willenskräftigen, fast kastenförmigen Stirn, mit dieser lebensstarken Nase, mit den erregbaren Nasenflügeln, mit diesem schmalen, feinsinnigen, grausamen Mund, um den ein hochmütig-gewährendes Lächeln zuckt, wiedergab — eine solche Periode war wieder bereit dem Herrenmenschen zu dienen. In Deutschland kommt dies individuelle Moment in der Menschenbildnerei allerdings nicht so stark wie in Frankreich zur Geltung; wenngleich damals eine stolze Reihe von Fürstenbildern in einem hohen Chor, in dem zu Naumburg, aufgestellt wurde, so macht sich doch ein gewisser Typus geltend. In echten Grabdenkmälern sogar, wie in einem der edelsten, die je eines deutschen Bildners Hand gemeißelt hat, in dem Ediths und Heinrichs von Braunschweig kämpft noch stark das Typische mit dem Individuellen. Immerhin, auch hier ringt sowohl in dem edel-schönen, echt deutschen Frauenantlitze mit dem frommen Ausdrucke in den feinen Zügen als auch in dem männlich-kräftigen, von einem hochgemuten Charakterzug umleuchteten Kopf des Herzogs der seiner individuellen Kraft sich bewußt werdende Mensch zutage. Man vergesse nicht, daß wir zwar in der „kaiserlosen, der schrecklichen" Zeit, aber gleichzeitig in der Periode leben, in der in ganz Deutschland eine mächtige Expansion der Geister stattfand. Die Städte, die Künste erblühten, wie nie zuvor, und die Deutschen drangen weit in die slawischen Lande und bis an den Südabhang der Alpen vor!

Auch im Lande der alten Römer streckte und dehnte sich der erwachende moderne Geist, blinzelte, geführt von der Antike und der nordischen Kunst in das Licht des neuen Tages, der gerade hier und bald in wunderbar leuchtender Herrlichkeit aufglänzen sollte.

Solange die Plastik die führende Stelle in der bildenden Kunst einnahm, konnte es als verhältnismäßig leicht erklärbar erscheinen, daß der Mensch mit seinen Ansprüchen vorwog. Als jedoch das immer reicher werdende Innenleben nach ständig eingehenderer Charakteristik verlangte, die Malerei von dem bisher innegehabten zweiten Plan der Bildnerei ebenbürtig zur Seite trat, ja ihr allgemach den Vortritt abzwang, wie gestaltet sich nun für unsere Frage das Ergebnis? Durch Jahrhunderte herrscht noch der Mensch, und dient die tote Natur!

Im Zeitalter Giottos, des ersten Menschenmalers kommt es niemandem in den Sinn, der natürlichen Umgebung eine andere, als eine begleitende Stimme zuzuerkennen. Die Handlungen des Menschen nehmen das Auge gefangen. Die Komposition denkt nur an ihn, rückt ihn in den Vordergrund, und läßt nur eine abbreviierte, symbolisch wirkende Darstellung der umgebenden Natur zu. Allmählich gewinnt diese an Wichtigkeit, aber nur, um als stärker wirkender Rahmen zu dienen. Masaccio brachte der natürlichen Umgebung nicht mehr Interesse entgegen als Giotto; aber er sah sie größer, weil die Größe des Menschen vor seinem Künstlerauge gewachsen war. Breit baut sich in der Brancacci-Kapelle zu Florenz die Gruppe der Jünger mit dem Heiland auf, in ihrer gebietenden Erscheinung durch die Bergriesen, deren Häupter sie grüßen, gesteigert, aber nicht beengt.

Immer stärker äußert sich das Mühen der Männer der Renaissance — denn trotz der beiden Geschlechtern gemeinsamen geistigen Erziehung ist diese hochwichtige Periode im Leben der Menschheit eine ausgesprochen männliche geblieben — Herr der Welt zu werden, auch in der Kunst. Man sehe den Ritter St. Georg zu Florenz von der Hand Donatellos gemeißelt an. Wie steht er so stolz und straff in seiner Stahlrüstung, unbedeckten Hauptes, jeder Gefahr gewachsen da, ein dem Leben gebietender junger Mann. Und nun der Gattamelata, der Colleoni, diese Reiterbildnisse Donatellos, Verrocchios, Bilder von Männern dieser von Manneskraft strotzenden Zeit, aus der uns das stählerne, blutgetränkte Wort ins Ohr entgegendröhnt, wo ein Wille, da ist auch ein Weg. Wer denkt hier an die tote Natur? Wohl drängt sie sich und von manchen Orten her in die italienische Kunst dieser Tage ein. Sie kam aus Umbrien, dem Lande der religiösen Schwärmerei, wo Gottes Macht und Herrlichkeit sich den frommen Bekennern auch im süßen blühenden Duft der Blumen und dem klingenden Jubelgesang zarter Vogelkehlen offenbarte; sie kam aus dem Norden, vom wolkenumhangenen grauen Nebellande herab, wo die Menschen sich freuen, wenn warme helle Sonnenstrahlen vom blauen Firmament herabglänzen, um zu zeigen, wie schön die weite Welt ist —. Aber in Rom, da sprach der stolze Toskaner das verächtliche Wort von den Kleinmalereien der landschafternden Maler des Nordens und stellte den Menschen so überwältigend machtvoll in der Kunst hin, wie noch nie zuvor. Hatte der Griechen Meißel der allschaffenden Natur die Wege weisen wollen, wie vollkommen schöne Menschen gebildet werden müssen, so Michelangelo, wie in titanenhaft kraftvoller Schöne der Mensch einherschreiten solle. Unter seiner Hand verschwand der christliche Menschenbildner; nicht mehr die Ideen des Mittelalters suchten im Menschen notgedrungen einen Ausdruck, sondern das hochgesteigerte Individuum machte sich jene Ideen zu eigen, um sich durch sie zu steigern. Der Gott Vater, den Michelangelo zur Eva sprechen ließ, das ist ein an Seele und Körper zur höchsten Majestät des Menschen

emporgestiegenes Individuum. Der ganze innere Reichtum der Renaissancebildung, die das individuelle Wollen und Können des geistigen Lebens zur höchsten Höhe und zur vollkommenen Ausgeglichenheit führen, den Körper zur völligen Entwicklung seiner Kräfte bringen wollte, fand in Michelangelos Bildereien die höchste künstlerische Aussprache. In ihm kämpfte das naiv-gläubige Mittelalter den letzten Kampf, und in seinen Werken erstand den Träumen der Renaissance von dem Herrn der Erde gleichzeitig das überwältigendste Bild. Sein Mosesbildnis, sein Gott Vater haben in der bildenden Kunst der Majestät der Gottähnlichkeit im Menschen Form verliehen! — Wer denkt hier an Berg und Wald?

Auf dieser steilen Höhe der Menschenbildnerei konnte die Kunst nicht stehen bleiben. Sie ging wieder zu Tale. War doch das Gebiet des Menschen auch hier noch groß und weit. Es ersah die Lust. Correggio ließ sie in all ihrer süßen, reinen Schönheit Gestalt gewinnen und wob den Schleier farbenreichen, glanzvollen Lichtes um sie. Immer blieb aber der Mensch noch alleiniger Herr, ob auch ein gewaltiger Menschendarsteller gleichzeitig in der rauhen Schönheit des Friaul die Umwelt zu verherrlichen begann. Ein erstes ernstes Zeichen einer neuen Zeit, dem Tizians-Nachfahrer, Tintoretto, neue Deutung gab! Da kam Hilfe aus dem Norden — Rubens. Zwar nicht der einzige Große, aber der machtvollste unter den Barockmeistern, die noch einmal diesseits und jenseits der Alpen die Herrschaft des Menschen über die natürliche Umgebung festigten. Man betrachte seine Kreuzaufrichtung. Als echter Barockmeister füllt er den ganzen Vordergrund mit gewaltigen Menschenleibern, die Felsen, die Bäume, sie sind zur Rolle des Dienenden verurteilt. Allerdings sind die Menschenbildner, allgemein gesprochen, schon tief heruntergestiegen. In Caravaggios Malereien ist der Mensch belastet mit all den Zügen individueller Erscheinung, in Berninis Werken dient der Mensch wieder der religiösen Idee als Ausdrucksmittel, in Rubens ist er der gesundheitsstrotzende, lebensfreudige, in Murillos Gemälden der von religiösen Gefühlen überwältigte Mensch; in Bildnissen der Niederländer treten uns tüchtige, dem Leben gewachsene Männer, in den Menschen der religiösen Bilder Rembrandt fromme Bürger und Bürgerinnen, in Velasquez' Arbeiten der vornehme Mann entgegen. — Wo aber sind die überragenden Männer eines Masaccio, die Gewaltmenschen eines Donatello, die zeitlosen Geschöpfe eines Michelangelo? In der Tat die Kinder dieser Zeit, des 17. Jahrhunderts, konnten trotz einer langen Reihe bedeutender Menschen nicht mehr fordern, Alleinherrscher im weiten Gebiete der Kunst zu sein. Jetzt durfte man wagen zu träumen von weichen Wiesengründen, vom Spiele der Wolken, von dem leuchtenden Gold der Sonne!

Längst hatte die Landschaftsmalerei vor den Toren gestanden, in allen Landen vernehmlich angeklopft, aber einerseits stellte die ganze psychische Veranlagung des Mittelalters wie der Renaissance schier unübersteigbare Hindernisse entgegen, und anderseits ist die Landschaftsmalerei in ihren Anfangsstadien stark abhängig von unmittelbar gegebenen Verhältnissen.

Ein kurzer Rückblick sei gestattet.

In und mit der Renaissancezeit war das italienische Volk in das Jünglingsalter getreten. Geführt von der lebensfreudigen, bodenständigen, menschlich-religiösen Antike, war es auf neuen Pfaden heftig vorangestürmt, nach Art seines Alters warf

es bisher Verehrtes bei Seite, und genoß schrankenlos die Macht, die in seinem eigenen Ich so lange geruht, die Lust an der Persönlichkeit aus.

Die Früchte dieser Geistesrichtung der Renaissance reiften einzig in Italien; jedoch auch diesseits der Alpen war der Freiheitsdrang zu selbständigem, fruchtreichem Leben erwacht, nur ließen diese Völker sich ehrfürchtig von dem Worte Gottes leiten, nahmen aus der alten Kultur einzig die Bestätigung und Stärkung der in steigendem Maße dem Erdenleben zugewandten Lebensauffassung. Und verstehende Künstleraugen lasen in der Seele ihres Volkes: sie boten ihm die weite lichtumflossene Gotteswelt als Morgengabe einer neuen Zeit.

Aber wie die Epoche der Menschenbildnerei im Mittelalter mithergerufen und mitbestimmt war durch die dem Jenseits zugekehrte Auffassung, so wirkten auch jetzt bestimmende Umstände mit, die entsprechend der allgemein geistigen Entwicklung naturgemäß in der sichtbaren Welt ihre Ursache fanden.

Historisch betrachtet, erblühte eine Landschaftsmalerei zuerst und gleichzeitig im 15., beziehungsweise 16. Jahrhundert in den Niederlanden, in Deutschland, in Umbrien, in Venedig, in Rom; allerdings hat Italiens landschaftliche Schönheiten sowohl die der Formenwelt wie die des Lichtes, ihrem vollen Werte nach erst das Auge des Nordländers entdeckt, das durch den Wechsel ebenso geschärft, wie das des Südländers durch die große Gleichmäßigkeit ungeübt geblieben war. Denn vor Claude Lorrain hat kein Italiener das farbenreiche Licht der Sonne Italiens in voller Pracht gesehen und gemalt, kein Italiener die plastischen Umrisse der Landschaften seines Vaterlandes so sicher wiedergegeben wie Nikolaus Poussin. Dem Italiener war — und ist bis zu einem gewissen Grade — die Landschaft ein schönes Bild, dessen Farben und Formen er ruhevoll bewundert. Ganz andere Bedingungen lagen für den Niederländer, den Deutschen vor. Diese Länder gehören ganz dem gemäßigten Klima an. Das Leben ist weniger leicht, als es unter milderen Himmelsstrichen sein würde; dafür stellt die Natur kräftigende, Körper und Geist anregende Aufgaben. Unser Norden ist ein feuchtes Land und doch ein Land unausgesetzter Witterungswechsel. Die Luft ist dermaßen erfüllt von Feuchtigkeit, daß kaum ein Tag vollkommen trocken genannt werden kann. Und weil der Sommer trotz aller heißen Tage in der Regel feucht ist, so leuchtet das Grün unserer Wälder und Wiesen besonders stark und frisch, ist der Reichtum unserer Quellen und Bäche besonders groß; die Fernen sind fast immer von einem leichten Dunst verhüllt, am Himmel ziehen dichte und leichte Wolken in stetem Wechsel mit dem Himmelsblau.

Dieser Wechsel, ja dieser Kampf mit der Natur hält wach, stählt die Kräfte. Wer mit den Unbilden der Witterung, mit Sturm und Regen, mit Schnee und Nebel zu kämpfen hat, der hat das Auge offen, der hat Sinn für den Glanz der Sonne, für die Großartigkeit der Natur; der lernt sie lieben, spiegelt sich in ihr, weiß zu malen, was ihr tief verborgen im Herzen ruht. Darum, weil der nordische Künstler so innig mit der Natur verwachsen ist, deshalb wurde er der große Entdecker in fremden Landen, erschloß deren Schätze zum Staunen derer, die Jahrhunderte hindurch mit halb blindem Auge ihre Hüter gewesen waren — allerdings erst als die Zeit gekommen war, d. h. in Wahrheit erst im 17. Jahrhundert.

War die Epoche des ersten Ringens mit der natürlichen Umwelt überwunden, dann gehörte den Landschaftsmalern die ganze Welt, vornehmlich wenn die Künstler

über die rein formalen Erscheinungen hinweg das Fühlen ihres eigenen Ichs, des Volkes in der natürlichen Umgebung, einen Spiegel finden lassen konnten. Dies vermochten zuerst die großen Meister des 17. Jahrhunderts in den Niederlanden: vor allen anderen Rembrandt, der große Seelenkünder unter den Menschenmalern und Jakob Ruysdael.

Zu Rembrandts gefeiertsten Landschaften zählt auch heute noch, trotz der reichlich stark bemerkbaren Mitwirkung der „Komposition", eine Radierung, die Landschaft mit den drei Bäumen genannt. Ich verweise auf sie, weil gerade sie die so stark persönliche Auffassung und Behandlung der landschaftlichen Umgebung kenntlich macht, und anderseits den Kampf ersehen läßt, den in dieser Periode, verhüllt und offen, auf dem Gebiete der Kunst der Mensch mit der Natur ausfocht.

Rembrandt stand damals mit verlassener Seele in der Welt. Der vereinsamte Mann, schreibt v. Seidlitz, ballt da sein ganzes überquellendes und auseinanderstiebendes Empfinden zu einer Leistung höchster, von keinem anderen Künstler auch nur annähernd erreichter Kraft zusammen, verleiht der Natur Seele und Leidenschaft, die Gewalten des Himmels sind mit Leben und Persönlichkeit ausgestattet. Die Wolkengebilde wirken und wüten wie bewußte Wesen; und auch die Erde, mit dem reichen Leben, das sie trägt, erscheint wie ein geschlossener Organismus. Das Drama, das hier vorgeführt wird, weist über die gewöhnlichen menschlichen Leidenschaften hinaus; es ist, im Bilde der Natur dargestellt, der Kampf, der sich in des Künstlers eigenem, überreichem und überstarkem Innern abspielt, der alte Kampf zwischen helleuchtenden ewigen Mächten des Lichts und den stets grollenden Gewalten der Finsternis. Hier ist poetische Verklärung der Natur aus jenem Künstlerinstinkt heraus, der sich durch keine Regeln ersetzen läßt, sondern in jedem Falle nach dem besonderen Seelenbilde, um dessen Verkörperung es sich handelt, seine Entscheidung trifft. Die Bäume hätten nur von etwas anderem Verhältnis, der Horizont nur etwas anders gewählt zu sein brauchen, so wäre gerade das Ergebnis, das dieses Blatt mit Fug und Recht so überaus berühmt gemacht hat, nicht denkbar gewesen. Ein wesentliches Verdienst liegt also hier gerade in der Komposition, auf der Rembrandt ein weit größeres Gewicht zu legen pflegte, als man gemeinhin anzunehmen geneigt ist.

Dargestellt ist eine geringe Erhöhung innerhalb einer endlosen Fläche; es ist die beschattete Seite des Hügels, die dem Beschauer zugekehrt ist; eine Fülle von Leben — Menschen, Tiere, Pflanzen — wimmelt in diesem Schatten. Doch der Blick hält sich dabei nicht auf; er ist durch den fahlen, blendenden Lichtschein des Horizonts gebannt, von dem der Hügel, nur um so dunkler erscheinend, sich scharf abhebt. Gegenüber diesem Licht ballen sich auf der anderen Seite des Himmels die Wolken, vom beginnenden Regen bedrängt, zu unheimlichen Massen, bereit, den Kampf mit dem Licht zu bestehen. Die Vögel suchen sich angsterfüllt vor dem Unheil zu retten. Auf der Erde aber, die gefesselt diesem Aufruhr der Elemente über sich ergehen zu lassen hat, steht einsam die Gruppe der drei Bäume da, eine gewaltige in den Himmel hineinragende Masse; die Bäume selbst schmiegen sich aneinander, wie um sich gegenseitig Schutz und Stütze zu leihen.

Durch die geniale Neuerung, wie andere vor ihm mit Linien und Farben, so hier die Komposition mit Hilfe des Gegensatzes der Lichteffekte aufzubauen, vor

allem aber in seinem geheimnisvollen Verkehr mit dem Naturgeist (Bode) bewährt sich Rembrandt als der erste und größte moderne Landschaftsmaler.

Aber es ist der Landschaftsmaler, der wenigstens in diesem Falle, der uns als Beispiel dienen soll, noch seine Herrennatur zutage treten läßt, wie in verwandter Art Claude Lorrain und Nikolas Poussin. Anders geartet sind bereits Seghers, Ruysdael, Hobbema, van der Meer, van Delft usw. Vor allem Ruysdaels Landschaften lassen seine Persönlichkeit hinter der Natur seiner Heimat zurücktreten. Er spricht von sich nur in zurückhaltenden Worten; denn er ist Holländer und in dem tiefen Erfassen der holländischen heimatlichen Landschaft kommt ganz von selbst sein innerstes Wesen mit zur Aussprache, die allerdings gleichzeitig und naturgemäß eine sehr persönliche Färbung erhält. Er zuerst wirft sich mit leidenschaftlicher Liebe und mit all dem feinen und gleichzeitig scharf erkennenden Fühlen einer Liebe der Natur in die Arme, lehnt sein Haupt an ihre Brust, erschauert unter den Schlägen dieses großen reinen Herzens und spricht zu ihr, er, der Melancholiker, leise klagend von dem Leid, das die Welt ihm zugefügt.

Es war die Stunde gekommen, in der Gottes weite Welt dem Herrn der Erde, dem Menschen ebenbürtig zur Seite trat. In den zierlich-lüsternen Schöpfungen Watteaus, etwa in der „Insel der Cythera" schlossen dann beide Mächte als Gleichberechtigte Frieden. Beide hatten von ihrem stolzesten Wollen gelassen; aber in fröhlicher Feiertagsstimmung genossen sie im Menschen das elegante, gewinnende, oberflächliche, jedoch sorgsam erzogene, feingebildete Individuum, den vornehmen Bewohner der Erde, und in der Natur die liebliche, duftende Begleiterin sorgloser Tage.

Aber die Kunst muß ständig zur höchsten Entfaltung ihrer Kräfte streben, gleich dem Menschen, dessen Innerstes sie zu interpretieren berufen ist. Und einzig eine stark betonte Einseitigkeit kann zur vollen Entfaltung alles Könnens voranschreiten.

Deshalb war es durchaus folgerichtig gedacht, oder besser künstlerisch richtig gefühlt als in einer Zeit, in der das deutsche Drama den Weihekuß erhielt, Cornelius die Menschenbildnerei über alle „Fächer" stellte, dem handelnden, kämpfenden, dem in allen Formen denkenden Menschen die einzige, die erste Stelle einräumte. Wie immer man über Maler, wie Cornelius, J. L. David, Rethel usw., urteilen mag, seit langem sind sie wieder die ersten, die Menschen mit hohen Zielen, zu großen Taten begeistert schildern. Von ihnen wurde der umgebenden Natur von neuem eine dienende Rolle zugewiesen. Der Mensch ist wieder Herr der Erde! Jedoch der machtvolle Trieb von innen heraus zur Verherrlichung des Menschen fehlte. In Frankreich ist er allerdings stärker als in Deutschland wirksam; denn dies Land hatte aus den weltumspannenden Ideen der „Revolution" heraus große Geschichte gemacht, verlangte unausgesetzt nach der Persönlichkeit; trotzdem konnte auch hier die Darstellung des individualisierten und des idealisierten Menschen nur eine bedingte Rolle spielen: zu viel Rom, zu viel Tradition, zu wenig echtes Herrenbewußtsein. Und auch in diesem Lande mußte die Menschenbildnerei der natürlichen Umwelt gegenüber zurücktreten.

In Deutschland konnte jenes hochgemute Streben unmöglich von Dauer sein; denn Dolmetscher ist der bildende Künstler dessen, was seines Volkes Seele reich und weit machte. Aber wo sind die großen Gedanken, das himmelstürmende Sollen

der Jahrzehnte des anhebenden 19. Säkulums? Mit heißem mühenden Sehnen erfüllt, konnte man noch nicht mit mächtiger Faust in das Getriebe der Gegenwart greifen, sondern erbat sich Kraft von alter großer Herrlichkeit. Da mußte der Menschenbildner bald den Pinsel, den Meißel sinken lassen, denn in strömenden Massen muß rotes lebendes Blut im Körper der Kunst pulsen, soll anders der Meister schaffen. Da erstarkte die landschaftliche Natur, an deren Größe der Sinn sich erfreute, an deren Schönheit er sich in immer steigendem Maße zu laben begann, je mehr die mühevolle Arbeit des Tages die Menschen ermüdete. Denn all das emsige Schaffen, das reiche Erfinden, das unermüdliche Ergrübeln der Geheimnisse der Natur, ist es nicht dem Leben des Tages geweiht, wo sind die Ideen, die dem Menschen den Flug über die Welt, über sich selbst nehmen lassen sollen? Sie sind heute da, sie sind ahnend zu erkennen, und die Seelen der edelsten Künstler träumen von ihnen, aber klarer und leichter zu erleben ist das Mühen der Gegenwart für die Gegenwart. Und diese erhellen die Künstler durch licht- und farbenreiche stille Schönheit der Natur in all ihrem lieblichen wie großartigen Reichtum. Deshalb herrschte die Landschaftsmalerei bis vor etwa zwei Jahrzehnten fast unbestritten.

Wiederum sei einem historischen Intermezzo eine Minute zugestanden.

Zwei Wege standen den Malern zu Beginn des 19. Jahrhunderts offen, um der Landschaft Herr zu werden, der, wie nochmals betont sein möge, nur ein zweiter Rang zugebilligt wurde. Der eine Pfad führte mittelbar oder unmittelbar aus Erinnerungen an die Antike heraus in die lebende Stunde. Von deutschen Meistern, und sie kommen für uns in diesem Punkte einzig in Betracht, beschritten diesen eine ganze Reihe wie etwa Joseph Anton, Koch, Karl Rottmann, Preller, Böcklin; sie alle haben mit mehr oder weniger Glück jenes Zauberlandes wundersame Früchte zu brechen versucht.

Zum Verständnis dieser Richtung müssen wir aber einen kleinen Umweg über die Darsteller des Menschen machen.

Wie der Dichter das Land der Griechen um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert mit der Seele suchte, so auch der bildende Künstler. J. A. Carstens bannte die Erzählungen des troischen Krieges in knappgehaltene, monumental gedachte und trotz aller Fehler von gewaltigem Leben strotzende Kompositionen. Bonaventura Genelli ging einen Schritt weiter. Nicht den Fußtapfen eines alten Dichters wollte sein hoher Geist folgen, sondern eigene Gedanken selbst zu gebären, danach strebte sein Sinn. Und mit einer dem griechischen Formengefühl verwandten Hand begabt, hochgemuter Sinnesart, gelang es ihm in der Tat Werke zu schaffen, auf die ein Strahl der Sonne gefallen war, die über Athen geleuchtet hatte. In eine fremde, längst versunkene Kultur sich wirklich einzuleben, ist aber selbst dem Geiste eines Künstlers nicht verstattet. Auch er bedarf zum Wirken der nährenden Erde. Preller schlug deshalb einen anderen Weg ein, um in den heiligen Tempel der Parthenos eintreten zu können. Eigenstes Besitztum nordischer Völker ist die bodenstarke Liebe zur Natur. An ihrer Hand und geleitet von dem blinden Dichter der Odyssee unternahm es der Maler suchenden Auges in die Gefilde höchster Kunst einzudringen. Sein Beginnen war von richtigem Empfinden geleitet, und sein Erfolg nicht gering. Zum ersten Male strömte in die marmorenen Glieder der antikisierenden Kunst lebenswarmes Blut. Es bedurfte jetzt nur noch des Mannes, der nicht als Illustrator

fremden Geistes, sondern wurzelnd in der einheimischen Erde, in der Liebe zur Natur, selbsttätig schaffend den Bann der Nachahmung sprengte. Dies tat Arnold Böcklin. Auch er sehnte sich nach dem Land der Griechen gleich der Iphigenie mit der Seele, aber mit seiner deutschen Seele.

Was von den alten Griechen in einzelnen Gestalten kristallisiert, gesondert von der Umgebung künstlerisch geformt wurde, das gibt Böcklin verbunden. Er personifiziert, gleich den Griechen, das geistige Element in der Natur, löst es aber nicht von dem lebenspendenden Boden, sondern verschmilzt, wenn ich so sagen darf, Körper und Geist zu einem. Und wir dürfen mit Fug und Recht sagen, daß hier eine Vermählung des antiken und modernen Geistes eingegangen ist.

Es sei als Beleg für diese Worte an den „panischen Schrecken" Böcklins erinnert. Eine südliche öde Felsenlandschaft liegt versengt in der Glut der Mittagshitze da, spärlich mit Gesträuch und Gebüsch bedeckt. Ein Hirte mit seiner Herde stürzt in sinnlosem Schrecken zu Tale, weil hinter einem Felsblock ein Pan hervorzugucken scheint.

Was war es also, möchte ich mich selbst zitieren, das dem Manne des Verstandes ruhige Überlegung raubte? — Ein Nichts, ein Hirngebilde, und doch war es etwas: es waren die Schrecken der Einsamkeit. Jenes furchtbare Gefühl, das wie ein Unhold plötzlich uns ergreift und, als ob es uns im Nacken säße, zu rasender Flucht antreibt.

Oder: Ein Triton, in der Mitte des sturmgepeitschten Ozeans auf einer Felsklippe sitzend, stößt in sein Muschelhorn, um die anderen Meeresbewohner heranzurufen. Neben ihm ruht eine Nereide rückwärts auf dem Felsgestein und liebkost eine mächtige Schlange, die wahrscheinlich ihre Gespielin auf dem Meeresgrunde ist. Ruhe vor dem Wetter. Bald werden die Wellen ihre weißen Arme dem über ihre Köpfe dahinsausenden Sturme entgegenstrecken, in jauchzender Lust, wetteifernd mit dem Brausen des Windes, von der Höhe in die Tiefe springen, in eilendem Jagen den wilden Sturmgesellen zum Spiele zu erhaschen versuchen. Es herrscht ein wilder Jubel in dieser Szene, man glaubt das Sausen und Wehen des Naturgeistes, das Jauchzen der Elemente im Kampfe der entfesselten Mächte des Meeres und der Lüfte zu vernehmen. Jetzt sind nicht mehr der Triton und seine Gespielin gleichwertig der landschaftlichen Umgebung, sondern sie sind untergeordnet — sie dienen nur dazu, um uns jenes eigentümliche, halb dämonische Frohgefühl greifbar vorzustellen, das nicht darstellbar an sich ist, aber nichtsdestoweniger im Kampfe erregter Naturgewalten unleugbar lebt!

Wurzelt in einer Hinsicht die Landschaftsmalerei zum Beginne unseres Jahrhunderts in der antikisierenden Richtung, so in einem anderen Rückblick in der Romantik. Auch sie pflanzte bereits um 1800 ihr Banner auf.

Es durchzog die Seelen der Menschen damals jenes melancholische Empfinden, das in der Literatur so mannigfachen Ausdruck fand; aber auch der Maler war in Wahrheit zum Dichter in Farben geworden, und wenn Chamisso singt:

„Was mir im Busen schwoll, mir unbewußt,
Ich konnt' es nicht verhindern, ward Gesang,
Zum Liede ward mir jede süße Lust,
Zum Liede jeder Schmerz, mit dem ich rang",

so drängte dem Landschaftsmaler unter dem Pinsel alles hervor, was seine Brust durchwühlte. Mit den Blumen der Natur sprach er es aus. Und im Herzen ein seltsames Gemisch von süßem Sehnen und stillem Entsagen tragend, senkten sich wie zur Abendzeit Schatten still und sanft über Wald und Flur.

Diese Stimmungsmaler, ein Caspar Friedrich, ein Carus, ein Schleich, sie gingen auf Wegen, die denen verwandt waren, die die großen Niederländer beschritten hatten. Sie suchten die Natur in ihrem eigenen Gebiet auf, verlangten darnach, ihr geheimstes Seelenleben zu erforschen und nahmen auch dankbar entgegen, was sie von dem schönen Kleide zu erreichen vermochten: Denn noch war der Sinn der Maler mehr auf das Wesen, wie sie es meinten, zu spüren, als auf die Form gerichtet. Aber es kam auch der Tag, an dem dies geschah. Zuerst wurde jedoch der modernen Landschaftsmalerei ein Dolmetscher geschenkt, der in einer Böcklin verwandten Weise dem Menschen eine der natürlichen Umgebung koordinierte Stellung zuweisen konnte, eine Art Vermittlung zwischen der reinen Menschenbildnerei und der reinen Landschaftsmalerei brachte: Millet. Er setzte in einem nie gekannten Grade den einfachen Menschen mit der ihn umgebenden schlichten Natur in Einklang; er verlieh dem um den Tag ringenden Menschen eine ungeschminkte menschliche Hoheit und der armen Flur eine naturwahre Großheit, die in Wahrheit den Meister zum Hohenpriester des Alltagsmenschen und der Alltagsnatur gemacht hat.

Es ist in gewissen Grenzen berechtigt zu sagen, von der Landschaftsmalerei sei die Gesundung der Malerei des 19. Jahrhunderts ausgegangen; noch lieber würde ich sagen, in der Landschaft ruhte das eigentliche malerische Sollen dieser Zeit, wie etwa das des Quattrocento in der Menschendarstellung. Warum das soeben zur Rüste gegangene Jahrhundert in steigendem Maße in der Schilderung der natürlichen Umgebung seinen adäquaten Ausdruck fand, habe ich bereits kurz skizziert. Es ist eine Tatsache, daß die Künstler und Laien sich vorwiegend auf die Landschaft (neben der gleichfalls das unmittelbare Dasein verherrlichenden Genremalerei) konzentrieren. Die Menschenmaler waren besiegt. Man wollte im Einklange mit dem den Realitäten des Lebens zugewandten Streben selbst nicht mehr von des Naturgeistes geheimnisvollem Walten Kunde geben, sondern nur den schlicht gesehenen, von Luft und Licht umflossenen Naturausschnitt mit anbetendem Fleiße wiedergeben; ein gehorsamer Sohn, nicht ein Herr der natürlichen Umgebung sein. Licht und Luft, diese schnell vorüberhuschenden, zartesten, körperlosesten Kinder der All-Natur, sie mit dem Zauberstabe des Pinsels und des Stiftes, mit all der leuchtenden, schimmernden Pracht ihrer Schmetterlingsflügel auf die Tafeln zu bannen, das erschien des Schweißes der edelsten Künstler wert. Wer dachte noch an den Menschen und seine weltumspannenden Ideen? Kaum daß man sich noch in Porträts mit seiner äußeren Erscheinung und dann für gewöhnlich auch nur im Vorübergehen, im Augenblicksbilde beschäftigte. Einer tiefgründenden Charakteristik schien er nicht wert. Aber es hatte nur den Anschein. Das scheidende 19. Jahrhundert hatte allgemach wieder gelernt, daß man an den Gedanken, die nur dem Tage, der gerade leuchtete, zugewandt waren, sich nicht genügen lassen konnte und durfte. Das Herrenbewußtsein erwachte wieder. Lange im Schlummer gelegene Nationalitätsgefühle erwachten allerorten, neue Völkergrößen entstanden, neue Gebiete der Erde wurden der Allgemeinheit erobert. Immer tiefer durchdachte man des Weltalls

Rätsel, ständig wuchs der geistige Umblick und in ungeahnte Weiten trugen die Flügel des Verstandes. So entstand wieder eine kernstarke Freude, ein tiefwurzelndes Verständnis an und für den Menschen, für ein Schaffen, das nicht nur in der unmittelbaren Gegenwart Entgelt sucht.

Auf Bergesgipfel, nächst der Sonne, wo nur der Aar noch seine breiten Schwingen regen kann, sitzt spendend als Schöpfer der Mensch, weit blickt er über die Erde, der Mensch als Gott in seiner Schaffenskraft — tief schaut aber auch der Mensch in sein Inneres, überdenkt die Mächte in der Welt und sucht mit Verstandesgewalt die Lösung der ewigen Fragen nach dem Woher, Warum, Wohin — erfüllt endlich von der Größe seines Menschengeistes, jedoch erkennend die Beschränkung, ruft er zur Erkenntnis: also formten tiefgrabende Künstlerhände eines Klinger, im „Beethoven", eines Rodin in des „Denkers" und des „Johannis" Gestalten die Ideen, die den Lebenden, die rastlos schaffende Tagesarbeit mit wahrem Leben erfüllen! — Also herrscht wieder uneingeschränkt der Mensch? Nein, er sah zu tief, er fühlte zu sehr die lebenden Kräfte in der „toten" Natur. Und wiederum las das scharfe und feine Auge in der Seele der Völker und gab Antwort.

Max Klinger pries zwar laut in Wort und Bild die Herrlichkeit und Hoheit des Menschen und der Welt, aber als tiefer Denker und weitblickender Seher ersah er das Heil nicht in einem schroffen Entweder — Oder, sondern in einer Verbindung, in der der Mensch zwar der Herr der Erde ist, aber beide einer höheren Macht untertan sind. In seinem Blatte „An die Schönheit" kleidete er in lichtumschimmerte Form, was Herz und Kopf ihm bewegt hatte.

Menschenwerk zerbricht, hatte der Meister in seinem monumentalen Werke „vom Tode" ausgesprochen, unter des Sensenmannes Händen, aber des Menschen Wesen nicht. Des Schöpfers Gebilde können sich wandeln, sie sterben aber nicht: Im Angesichte des unendlichen, stets wechselnden Meeres, umrauscht von den stets sterbenden und stets lebenden Blumen, überglänzt vom ewigen Licht, kniet die Krone der Schöpfung, der Mensch, ein Mann, wie ihn der Schöpfer gebildet. Das Antlitz birgt er geblendet und anbetend in die Hände: Der Herr der Welt, das Gebilde des Schöpfers, der Mensch auf den Knieen vor der ewigen Schönheit, der ewigen Größe! —

Mehr als zweieinhalb Jahrtausende hindurch haben wir die Schilderung, die Interpretation des Menschen und die der natürlichen Umwelt in der bildenden Kunst verfolgt. Heute, wie zur Zeit der Griechen finden diese beiden Mächte gleichzeitig einen vollendeten und starken Ausdruck. Aber im Grunde verschieden. Damals nahm der Mensch sein Bild, ergriff die Natur, und fügte aus ihr ergänzende, erklärende Züge hinzu, wenn er in sich sie und ihre Gewalten schildern wollte. Er war der Herr und die natürliche Umgebung hatte sich zu fügen, während heute beide in Gleichberechtigung nebeneinander treten. Dazwischen liegen die Jahrhunderte der griechischen, der römischen Mannesherrlichkeit, der Herrschaft mittelalterlich-religiöser Ideen, die des Menschen als Mittel zum Zweck sich bedienten; der neuerstehende Kultus der sich Bahn brechenden Individualität, der Menschenkraft des Quattrocento, der dann aus wiederverstandener Erdenschönheit in der weiten Gottesnatur der Rivale erwuchs.

Wer die Geschichte der kulturellen Entwicklung, die der Griechen, der Römer, des christlichen Mittelalters, der Renaissance, der um ihr Gotteswort, um ihre Freiheit

kämpfenden Niederländer, wer das 19. Jahrhundert in den verschiedenen Phasen seines Voranschreitens verfolgen kann und will, der wird sagen müssen, die Schilderung des Menschen und der Natur birgt ein gutes Stück Kulturgeschichte in sich und beweist, wie innig die Kunst mit dem innersten Leben der Völker verknüpft, und wie sehr das Wort berechtigt ist, das die Künstler als die eindringendsten, feinfühligsten Dolmetscher der Völker preist. Deshalb darf auch vorwiegend nur in dieser Weise die Kunstgeschichte mit der kulturellen Entwicklung der Nationen in Verbindung gesetzt werden, nicht mit äußeren Ereignissen dieser oder jener Art; denn dann ergeben sich für den Betrachter die scheinbar so widerstreitenden Tatsachen, daß die Kunst während der Not eines Volkes blüht, wie etwa während des achtzigjährigen Verzweiflungskampfes der Niederländer, oder daß eine Kunstblüte in einer großen erfolgreichen politischen Zeit nicht anhebt, wie etwa in Deutschland nach dem großen französischen Krieg. Denn die Kunst wurzelt im Herzen der Völker, sie ruht erst, wenn sie dort eine Stätte gefunden in deren kämpfenden, schaffenden Händen!

Ein Jubiläumswerk zum Schutze der ersten Kindheit.

Von Dr. Heinrich Reicher.

Ein solches Werk regte „ein Aufruf aus der Feder eines hervorragenden Staatsmannes" im „Fremdenblatt" vom 13. November 1907 und ein Aufsatz von Hofrat Dr. Theodor Escherich in der „Österreichischen Rundschau" (XIV. Heft 1) an. Zweck dieses Jubiläumswerkes sei die Bekämpfung der erschreckenden Säuglingssterblichkeit und das Mittel hierzu, eine rationelle Pflege des Kindes in der Familie.

Mutterschulen sollen errichtet werden, in welchen Frauen und Mädchen auf die schwierigen und verantwortungsvollen Aufgaben in der Familie und Kinderpflege vorbereitet werden.

Jubiläumsasyle seien zu gründen, in denen eine beschränkte Anzahl von Kindern (20 bis 40) bis zum 4. Lebensjahre Aufnahme finden sollen. In diesen Asylen können hilfsbedürftige Kinder aufgenommen werden und hätten das Lehrmaterial für den Anschauungsunterricht zu bilden. In diesen Asylen könnte das Pflegepersonal für Mutterschulen für den Bedarf des Mittelstandes und wohlhabender Kreise gewonnen werden. Diese Asyle seien länderweise in Stadt und Land zu organisieren.

Die Kosten ihrer Errichtung werden auf 200.000 bis 250.000 K veranschlagt. Die Kosten des Unterhaltes der Kinder hätten die unterstützungspflichtigen Behörden zu tragen.

In Wien sei eine Zentrale für Säuglingspflege zu schaffen. Mit den Asylen seien Beratungsstellen für Mütter, welche nicht privatärztliche Hilfe in Anspruch nehmen können, in Verbindung zu bringen. Diese von Ärzten geleiteten Beratungsstellen hätten auf das Selbststillen des Kindes hinzuwirken, wo dieses nicht durchgesetzt werden könne, sei auch die Abgabe einwandfreier Milch von hier aus zu bewerkstelligen, und seien von hier aus geschulte Pflegerinnen in die Wohnung der armen Mütter zu senden.

Mit dem Asyle könnte schließlich auch noch die Überwachung der Kost- und Haltekinder in Verbindung gebracht werden. Den Abschluß des Ganzen hätte die

Zentrale für Säuglingspflege zu bilden, welche außer wissenschaftlicher Forschung auch der praktischen Kinderpflege zu dienen hätte.

Dies die Vorschläge!

Ich finde ja das Bestreben des Mannes der Wissenschaft begreiflich, die Wissenschaft des Kindes auszugestalten, die Kinderforschung zu vertiefen — und glaube, daß der Teil der Vorschläge, welcher auf die Errichtung einer Zentrale für Säuglingspflege abzielt — die Unterstützung weitester Kreise verdient. Die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung kommen gewiß allen Kindern zugute.

Bei aller Hochachtung und Verehrung für den Pionier auf dem Gebiete der Säuglingspflege kann ich meine Bedenken gegen das Jubiläumswerk — insoweit es Mutterschulen und Asyle betrifft — nicht unterdrücken. Und zwar stehe ich in diesem Punkte auf einem grundsätzlich verschiedenen Standpunkt.

Wenn die Bevölkerung zu einem Jubiläumswerke zum Schutze der ersten Kindheit aufgerufen wird, so möchte ich, daß dieses in Gestalt praktischer Jugendfürsorge der ersten Kindheit unmittelbar zugute kommt. Dies ist aber nicht der Fall in den Mutterschulen und bei den Asylen in ungenügender Weise.

Die Jugendfürsorge will den unzulänglichen Familienschutz ergänzen, das körperliche, geistige und sittliche Wohl der Gesamtheit der Kinder fördern, den Anspruch des Kindes auf Pflege und Erziehung sichern, der Verwahrlosung der Jugend vorbeugen und dort, wo diese bereits Platz gegriffen hat, sie beheben.

Wie viel ist nicht auf diesem großen Gebiete bei uns noch zu tun und die Versuchung läge nahe, sich in Reflexionen einzulassen über die bedauerliche Tatsache, daß es an einem zentralen Organe der Jugendfürsorge fehlt, welches den Strom der Wohltätigkeit, den das Jubiläumsjahr eröffnet, auf dieses Brachland geleitet und einen über die Bedürfnisse auf dem Gebiete der Jugendfürsorge aufklärenden und anregenden Einfluß genommen hätte*.

Ich will dieser Versuchung widerstehen und halte mich an das vorgeschlagene Jubiläumswerk zum Schutze der ersten Kindheit.

Ich stimme mit Hofrat Professor Escherich überein, daß die Erziehung in der Familie beginnen muß. Allein dort, wo die Familie von Geburt aus fehlt, wie bei den unehelichen Kindern — kommt schon die Voraussetzung der Mutterschule in Wegfall. Die Säuglingssterblichkeit und die Unehelichkeit der Geburt stehen in einem kausalen Zusammhange. Ich verweise hier auf die statistische Tabelle in meinem Gutachten zum I. Österreichischen Kinderschutzkongresse**.

Diese Tabelle zeigt uns die Reihenfolge der Länder nach der Häufigkeit der unehelichen Geburten. Österreich zuhöchst, Schweden und Norwegen auf einer niederen Stufe!

Aber auch die ehelichen Kinder von Familien in wirtschaftlicher Bedrängnis werden von den Mutterschulen wenig profitieren. Ich meine jene weiten Kreise der Bevölkerung, in denen Mann und Frau — um den Unterhalt der Familie zu ermöglichen — tagsüber dem Erwerbe nachgehen und abends von der Tages-

* Diese Zeilen waren bereits geschrieben als durch den Beschluß des Ministerrates die Anregung zu einem „Jubiläumswerk für das Kind" erfolgte.

** Schriften des I. Österr. Kinderschutzkongresses, Wien 1907. II. Band, S. 90.

arbeit ermüdet heimkehren. Solche Mütter sind ihrem Berufe am häuslichen Herde entfremdet und können sich in der Aufsicht und Pflege der Kinder nicht betätigen.

Bewahranstalten tun hier not, um die Kinder gegen die Gefahren der Aufsichtslosigkeit zu schützen. Da wo es nicht möglich ist, wäre die Mutter durch Stillprämien dem Kinde zu erhalten.

Die Beratungsstellen für Mütter mit Abgabe von einwandfreier Milch, wie solche Hofrat Professor Escherich schon jetzt im Anschlusse an das St. Anna-Kinderspital im Verein Säuglingsschutz und der Kinderarzt Dr. Siegfried Weiß in dem Vereine Säuglingsmilchverteilung vorbildlich organisiert haben, werden den Kindern dieser Bevölkerungskreise außerordentlich wertvolle Dienste leisten.

Hier handelt es sich nur darum, daß die Kinderspitäler anderer Städte diesem — und die Städte dem Vorbilde der Stadt Wien in Förderung dieser Einrichtung folgen.

Für die bäuerliche Bevölkerung kommen Mutterschulen überhaupt nicht in Betracht und die Belehrung kann da nur durch Wandervorträge und zugeteilte Kinderpflegerinnen erfolgen.

Somit bleiben, wie Hofrat Escherich selbst zugibt — die „nicht ganz armen Kreise und der Mittelstand“ auf deren Beteiligung bei den Mutterschulen zu rechnen ist. Das Kind dieser Kreise ist im Vergleiche zu den bisher besprochenen Kindern durch seine Umgebung lange nicht so gefährdet, daß eine Jubiläumsaktion zum Schutze der ersten Kindheit, zunächst bei ihm einzusetzen hätte. In diesen Kreisen treibt die Säuglingssterblichkeit lange nicht so ihr Unwesen als z. B. unter den familienlosen, bei fremden Leuten untergebrachten Kindern. Für die Töchter dieser Kreise würden sich die Mutterschulen als eine Art Fort- und Vorbildungsschule für ihren künftigen Beruf in der Kinderpflege und im Haushalte darstellen.

So wertvoll eine solche Vorbildung wäre — als hauptsächlicher Zweck des Jubiläumswerkes zum Schutze der ersten Kindheit möchte ich sie nicht gelten lassen.

Eine Jubiläumsaktion zum Schutze der ersten Kindheit müßte einen größeren sozialen Zug aufweisen. Diesen sozialen Zug vermisse ich in dem Vorschlage von Mutterschulen. Derselbe kommt in den Vorschlägen des zweiten Teiles der praktischen Durchführung der Fürsorge durch Beratungsstellen, Förderung des Selbststillens, Milchverteilung, Aussendung geschulter Pflegerinnen ꝛc. zum Ausdruck.

Aber alle diese Einrichtungen würden in der Luft schweben, wenn nicht durch eine gut funktionierende Vormundschaft dafür gesorgt wird, daß dem Kinde auch diese Wohltaten zugute kommen. Und in dieser Richtung weist uns die Regierung in dankens- und anerkennenswerter Weise den richtigen Weg.

Die Regierung hat im Reichsrate eine Vorlage eingebracht — eine Novelle zum bürgerlichen Gesetzbuch, welche geeignet ist, die gesetzliche Grundlage für den Schutz der ersten Kindheit und speziell die Ziehkinderaufsicht zu bilden. Der Umstand, daß diese Vorlage in ihren Einzelheiten in der breiten Öffentlichkeit noch wenig bekannt ist, erklärt es wohl auch, daß die darauf bezüglichen Bestimmungen bei dem Vorschlage des Hofrates Escherich nicht berücksichtigt werden konnten.

Die Regierungsvorlage bringt die Ziehkinderaufsicht mit der Organisation des Vormundschaftswesens in Verbindung, vermöge welcher die Gesamtheit der in

Frage kommenden Kinder in das geplante Schutzgebiet des ganzen Reiches einbezogen werden. Damit folgt die Regierung dem im Deutschen Reiche befolgten Vorgange, wo Generalvormundschaft und Ziehkinderaufsicht von allem Anfange in engster Verbindung standen.

Kinderärzte waren die Bahnbrecher der Reformen. Ich brauche nur den Namen des Ziehkinderarztes Dr. Taube in Leipzig zu nennen.

Die Regierung sagt ganz richtig auf Seite 88 des Motivenberichtes, daß die Überwachung des Ziehkinderwesens ohne Generalvormundschaft überhaupt schwer durchführbar ist. Die Novelle will den Vormundschaftsrat in jeder Gemeinde, also im ganzen Reiche einheitlich organisieren (§ 31 bis 34). Diesem Vormundschaftsrat kann die Generalvormundschaft über mittellose Kinder übertragen werden. Mit dieser wird die Ziehkinderaufsicht in Verbindung gebracht. (§ 34). Bei der Regelung der Ziehkinderaufsicht wird auf die notwendige Mitwirkung der in der Jubiläumsaktion vorgeschlagenen Einrichtungen: Beratungsstellen, Mitwirkung der Ärzte und geschulter Pflegerinnen usw. Bedacht zu nehmen sein.

Der Motivenbericht verweist auf die große Sterblichkeit der bei fremden Leuten untergebrachten Kinder. Erwähnt seien hier die Klagen aus den verschiedensten Ländern im I. Gutachtenband der Schriften des Österreichischen Kinderschutzkongresses über die Ursachen der Verwahrlosung, über die geradezu „schaudererregenden" Zustände auf dem Gebiete des Kostkinderwesens. Das Kind sei hier ein „schutzloses Ausbeutungsobjekt" *.

Fast möchte man bei Einsicht in diesen Teil der Kongreßschriften meinen, es handle sich hier um einen behördlicherseits freigegebenen, gewerbsmäßigen Kindermord.

Hier setzt nun die Regierungsvorlage mit einer in Aussicht genommenen Schutzorganisation in dem Kampfe gegen die Säuglingssterblichkeit ein und dieser einheitlichen Schutzorganisation hätten sich die angeregten Jubiläumsstiftungen zur Förderung der Säuglingspflege einzufügen nnd anzugliedern.

Ich übergehe die Einzelheiten der Regierungsvorlage und bemerke hier nur so viel, daß die darin in Aussicht genommene Generalvormundschaft durch den Vormundschaftsrat einer Ergänzung dringend bedarf.

Die Mitglieder des Vormundschaftsrates besitzen in ihren Mitgliedern nicht die Eignung, die technische Seite dieser Ziehkinderaufsicht zu bewältigen. Hierzu bedarf es der Ärzte, respektive geschulter Pflegerinnen unter ärztlicher Leitung. Ausbildungskurse zu diesem Zwecke im Anschluß an die Kinderspitäler, obligatorischer Besuch der Beratungsstellen für die Mütter und Pflegemütter, Milchküchen zur Abgabe einwandfreier Milch müssen zu der Generalvormundschaft des Vormundschaftsrates hinzutreten. Jubiläumsstiftungen könnten die Mittel für diese Einrichtungen beschaffen. Staat, Länder, Gemeinden und die Privatwohltätigkeit könnten hierzu beitragen, die Zentrale für Säuglingspflege hätte auf deren zweckentsprechende Verwendung bestimmenden Einfluß zu nehmen. Auf diese Weise würde das Jubiläumswerk das große Schutzwerk der Regierung unterstützen. Die zur Verfügung ge-

* Schriften des I. österreichischen Kinderschutzkonkresses, Wien 1907, Band I. Seiten 41, 66, 68, 114, 115, 136, 154, 194, 197, 198, 220, 221, 225, 226, 250, 276, 317, 327, 334, 379 und §§ 500, 501.

stellten Mittel würden in grundlegenden und umfassenden Hilfseinrichtungen der schutzbedürftigen Jugend unmittelbar zugute kommen.

Dabei gebe ich mich nicht der Illusion hin, daß dieses Jubiläumswerk die Ursachen des Kinderelendes beheben wird. Hofrat Escherich hat ganz recht: „Die Ursachen des Kinderelendes liegen viel tiefer."

Die Hauptursache liegt in unseren sozialen Verhältnissen, welche die erziehliche Kraft der Familie in weiten Kreisen des Volkes zerstört hat. Ich habe es immer als eine der traurigsten Erscheinungen unseres sozialen Lebens empfunden, daß erwerbarbeitende Eltern, welche — um ihrer Unterhaltspflicht zu genügen — ihre Erziehungspflicht vernachlässigen müssen, vor der Aufsichtslosigkeit und damit vor der drohenden Verwahrlosung ihrer Kinder als einer naturnotwendigen und in Ermanglung von Bewahranstalten unabwendbaren Folge ihrer Erwerbsarbeit stehen.

Benutzen wir daher auch den Anlaß des Jubiläums unseres Kaisers zur sozialen Hilfe nach dieser Richtung, zur Ergänzung des unzulänglichen Familienschutzes dieser aufsichtslosen Kinder.

Schaffen wir mehr Bewahranstalten für die erste Kindheit. Fördern wir das Selbststillen arbeitender Mütter durch Stillkrippen und Stillprämien.

Unterstützen wir die Absichten der Regierung auf Schaffung eines wirksamen Ersatzes des mangelnden Familienschutzes für familienlose Kinder durch die Generalvormundschaft.

Tilgen wir aber auch aus Anlaß des Kaiserjubiläums einen Schandfleck in der Kultur des 20. Jahrhunderts. Die gegenwärtige Lage der familienlosen, in fremder Pflege untergebrachten Kinder bedeutet einen solchen.

Vereinigen wir uns zu diesem Jubiläumswerk zum Schutze der ersten Kindheit, im Sinne des kaiserlichen Wahlspruches: Viribus unitis!

Chronik.

Hochschulen.

Das Unterrichtswesen und namentlich das höhere Unterrichtswesen steht heutzutage in allen modernen Staatswesen im Mittelpunkte des Interesses. Natürlich ist dies in unserem völkerreichen Staate noch mehr als anderswo der Fall; die einzelnen Nationen stehen da rücksichtlich der Ausgestaltung des staatlichen Hochschulwesens in dem intensivsten Wettstreite. Und dieser Wettstreit ist heuer, nachdem es endlich wieder zu einer parlamentarischen Behandlung des Staatsvoranschlages gekommen ist, sofort im Budgetausschusse des Abgeordnetenhauses bei der Beratung des Hochschulkapitels sehr lebhaft zutage getreten. Neben allerlei diese Beratung in einzelnen Stadien sehr erschwerenden Fragen, wie der in den Tagesjournalen seit Monaten besprochenen sogenannten Wahrmundaffäre und dem Anspruche der katholischen Studentenverbindungen auf die vollständige Gleichberechtigung mit den anderen Verbindungen beherrschten dieser Wettstreit und die zahlreichen Wünsche nach Gründung von neuen und nach Ausgestaltung der bestehenden Hochschulen die ganze Diskussion. Die alten Wünsche nach Errichtung zweier nationaler Universitäten in der Markgrafschaft Mähren, nach Errichtung einer ruthenischen Universität in Lemberg, einer italienischen und einer slowenischen Rechtsfakultät wurden nach allen Seiten besprochen und der Regierung in einzelnen Resolutionen an das Herz gelegt.

Freilich werden alle diese Wünsche oder wenigstens ein Teil derselben leider noch einige Zeit auf ihre Erfüllung warten müssen. Einerseits steht die Schwierigkeit der Wahl des Standortes der gewünschten neuen Hochschulen, anderseits, so bei den ruthenischen und slowenischen Hochschulwünschen, der Mangel einiger wichtiger Voraussetzungen für eine Hochschulgründung, so namentlich der des notwendigen Gelehrtenstockes, noch im Wege; außerdem hindern diese vor allem anderen die im Budgetausschusse ebenso energisch laut gewordenen Wünsche nach Ausgestaltung der bestehenden Hochschulen. Es besteht ja kaum irgendwo ein Zweifel darüber,

daß diese letztere Kategorie von Wünschen in beschleunigterem Tempo, als bisher, befriedigt werden muß, und daß schon diese Befriedigung den Staatssäckel sehr in Mitleidenschaft ziehen wird. Hier sind es vor allem die technischen Hochschulen, namentlich jene in Prag und Brünn, deren dringende Wünsche nach Ausstattung mit einzelnen noch fehlenden Fachschulen und mit neuen Instituten die beredteste Vertretung im Budgetausschusse gefunden haben. Auch die zahllosen offenen Baufragen kehrten in allen Erörterungen wieder, so wurde besonders stürmisch die endliche Erledigung der Vorarbeiten wegen Errichtung der neuen Kollegienhäuser für die beiden Prager Universitäten und für die Erweiterungsbauten der Wiener Technischen Hochschule und der Hochschule für Bodenkultur begehrt. In allen diesen Belangen konnte Minister Dr. Marchet beruhigende Erklärungen geben, welche die baldigste Erfüllung der dringendsten Fragen in Aussicht stellte.

Es war übrigens ein glücklicher Zufall, daß die Beratungen des Hochschulkapitels im Budgetausschusse noch vor dem Eintritte der stürmischen Bewegungen, welche seit dem Beginne des laufenden Sommersemesters alle österreichischen Hochschulen ergriffen haben, abgeschlossen werden konnten. Jedenfalls konnte unter dieser Voraussetzung der drohende Generalstreik der Studierenden sämtlicher Hochschulen, welchen dieselben im Verlaufe der Wahrmundaffäre planten, leichter umgangen, und diese peinliche Affäre überhaupt durch ein Kompromiß, das dem Professor Wahrmund die Möglichkeit bietet, auch noch im laufenden Semester ein mit dem eigentlichen Gebiete des Kirchenrechtes in Zusammenhang stehendes Kolleg zu lesen, zu einem vorläufigen und hoffentlich definitiven Abschlusse gebracht werden. Es wäre auch für den Hochschulfreund sehr betrübend gewesen, wenn die Studentenschaft schon zu den gewaltsamen, in Österreich bisher noch unversuchten Mittel einer Inhibierung des gesamten Hochschulbetriebes gegriffen hätte, welches Mittel, soll es nicht seine Wirksamkeit verlieren, wohl nur im äußersten Notfalle, wenn die mit Recht ängstlich gehütete akademische Lehr- und Lernfreiheit tatsächlich gefährdet erschiene, angewendet werden sollte. Auch die an einzelnen Hochschulen noch immer tobenden Kämpfe zwischen den nationalen und klerikalen Studierenden, durch welche diese die Berechtigung, in Farben und mit Schlägern auf akademischem Boden und bei Promotionen zu erscheinen, erweisen wollen, hätten wohl, wenn sie früher eingetreten wären, einen scharfen Widerhall in den Budgetdebatten des Reichsratsausschusses gefunden und dessen Arbeiten sehr aufgehalten. Nicht minder hätten die Unruhen, welche an der Wiener technischen Hochschule wegen der kärglichen Besoldung der Demonstratoren stattfanden und vor allem das Vorgehen der beiden berühmten Frauenkliniker der Wiener Universität, der Professoren Rosthorn und Schauta, welche ihre Vorlesungen an den neuerbauten Wiener Frauenkliniken nicht eher zu beginnen erklärten, bevor alle Vorbedingungen für einen gedeihlichen Unterrichtsbetrieb an derselben durch die Sicherstellung der Bedürfnisse an allen Abteilungen erfüllt sind, aufregendes Material für die Budgetberatungen geliefert.

An zweiter Stelle in der Hochschulen-Chronik müssen — so paradox dies für den ersten Augenblick klingen mag — die erfreulichen Ergebnisse der Ende Jänner im Unterrichtsministerium abgehaltenen Mittelschul-Enquete angeführt werden. Wenn auch die näheren Modalitäten der Einführung eines neuen Mittelschultyps, zu welcher es demnächst ohne Zweifel kommen wird, noch nicht feststehen, so muß doch schon der Tatsache, daß bei der Enquete die Notwendigkeit der Einführung eines solchen neuen Typs von allen Seiten anerkannt wurde und daneben auch der sofort vom Minister Dr. Marchet auf Grund der Ergebnisse der Enquete durchgeführten Modernisierung der Maturitätsprüfung eine große Bedeutung in Rücksicht auf die Hochschulen zugesprochen werden. Für den ganzen Unterrichtsbetrieb an den Hochschulen wird es selbstverständlich sehr wichtig sein, wenn in die, wie von allen Seiten zugegeben wird, etwas verknöcherten österreichischen Mittelschulen, namentlich in die Realschulen, ein modernerer Geist einzieht. Die Berufswahl der angehenden Hochschüler wird erleichtert werden, sobald der neue Mittelschultyp tatsächlich, wie beabsichtigt wird, den Mittelschülern die Freizügigkeit an Universität oder technische Hochschule in vollstem Maße verbürgt. Es wird dann das jetzt so häufige Umsatteln der Hochschüler von Fakultät zu Fakultät, von Hochschule zu Hochschule, das bisher so stark die Lehrerfolge der Hochschulen beeinflußt hat, leichter vermieden werden. Daß die Erleichterung der Maturitätsprüfung auch auf die Frequenz der Mittelschulen und sämtlicher Hochschulen einen starken Einfluß ausüben wird, wer wollte dies bezweifeln?

Und damit rückt die Gefahr der Überfüllung unserer teilweise schlecht untergebrachten Hochschulen in noch greifbarere Nähe als bisher. Schon jetzt steigt die Frequenz aller Hochschulen von Jahr zu Jahr in unheimlicher Weise. Namentlich die philosophischen Fakultäten der Universitäten und die technischen Hochschulen weisen erhebliche Frequenzsteigerungen auf, während die juristischen und medizinischen Fakultäten, jene einen geringeren, diese einen stärkeren Rückgang in ihren Frequenzziffern zeigen. Auch das Frauenstudium, dem man bisher in Hochschulkreisen ziemlich skeptisch gegenüberstand, ist in unaufhaltsamem Aufschwunge begriffen. Wenn

nun noch die Voraussetzung einer Steigerung der Mittelschulfrequenz infolge der oben erörterten Maßnahmen eintrifft, dann wird es gewaltiger Anstrengungen der Regierung bedürfen, um den Kreis der bestehenden Hochschulen einerseits zweckentsprechend zu erweitern und anderseits in der Ausgestaltung aller bestehenden Hochschulen das richtige Tempo einzuhalten.

Eine außerordentlich wichtige Voraussetzung für die weitere günstige Entwicklung der österreichischen Hochschulen ist freilich auch die unentwegte Sorge für die notwendige Ergänzung der Professorenkollegien derselben. In dieser Beziehung ist schon in den letzten Jahren durch zahlreiche Teilungen von erledigten Lehrkanzeln, durch Errichtung vieler Extraordinariate, Supplenturen und Honorardozenturen ꝛc., durch reichliche Gewährung von Dozentenstipendien mancherlei vorgesorgt worden. Aber auch durch das Hintansetzen kleinlicher finanzieller Bedenken bei Berufungen aus dem Auslande oder bei der Verhinderung von Abberufungen von österreichischen Gelehrten nach dem Auslande kann da viel erreicht werden. Denn gerade jetzt, darüber muß man im Klaren sein, stehen namentlich unsere Universitäten rücksichtlich der Besetzung vieler Lehrkanzeln in einem geradezu krisenartigen Zeitpunkte. Zu gleicher Zeit werden viele außerordentlich wichtige Lehrkanzeln frei, nachdem die Inhaber derselben, teilweise noch in voller Arbeitskraft, dem famosen Altersgrenze-Gesetze zum Opfer fallen und zurücktreten müssen. Vor allem trifft dieser Umstand die Universität der Reichshauptstadt in noch ausgedehnterem Maße, als dies schon in den letzten Jahren regelmäßig der Fall war. Gerade heuer ist die Zahl der akademischen Lehrer, welche mit Abschluß des Wintersemesters oder mit Schluß des Studienjahres, meist nach Absolvierung eines Ehrenjahres, aus dem Verbande des Lehrkörpers der Wiener Universität scheiden, eine außergewöhnlich große. So verliert die theologische Fakultät den Ordinarius für alttestamentliche Exegese und semitische Sprachen, Hofrat Dr. Wilhelm Anton Neumann, dessen wissenschaftliche und schriftstellerische Wirksamkeit bekanntlich weit über sein spezielles Fachgebiet hinausgreift. Von der medizinischen Fakultät scheidet, abgesehen von dem Gynäkologen Chrobak, der sich bereits freiwillig vor der erreichten akademischen Altersgrenze in den Ruhestand zurückgezogen hat und durch seinen Schüler, Geh. Medizinalrat Dr. Rosthorn aus Heidelberg ersetzt worden ist, der ausgezeichnete Ohrenarzt Professor Dr. Adam Politzer. Die juristische Fakultät hat den bereits vollzogenen Austritt des Ordinarius für deutsches Recht und österreichische Reichsgeschichte Dr. Otto v. Zallinger, die philosophische sogar den beinahe gleichzeitigen Abgang mehrerer hervorragender Mitglieder, wie der Hofräte Viktor Edler v. Lang, Julius Wiesner, Edmund Weiß und Vatroslav Jagić, zu beklagen. Die Erreichung der Altersgrenze des bei seinen Hörern unendlich beliebten Physikers Lang und des Pflanzenphysiologen Wiesner wurde bereits unter den großartigsten und aufrichtigst gemeinten Ehrenbezeugungen von Seiten der Behörden und der ehemaligen und jetzigen Schüler gefeiert. Der definitive Abschied dieser beiden Gelehrten von ihren lange Zeit hindurch ehrenvoll versehenen Lehrkanzeln wird sich also nicht lange mehr hinausschieben lassen. Die Hofräte Jagić und Weiß wollen, wie es heißt, auf die Absolvierung eines Ehrenjahres überhaupt verzichten und in aller Stille in den Ruhestand übertreten. An den anderen österreichischen Hochschulen wird ebenfalls mancher derartige Verlust zu beklagen sein; so sind, so viel bisher bekannt worden ist, der Kirchenrechtslehrer Friedrich Thaner und — wohl vorzeitig — der Verwaltungrechtslehrer Ludwig Gumplowicz von der Grazer Universität, sowie der Astronom und Geodät Gustav Nießl von Mayendorf von der Brünner deutschen technischen Hochschule von ihren Lehrkanzeln geschieden. Nebenbei soll hier noch angemerkt werden, daß der Professor der Mathematik, der böhmischen technischen Hochschule in Prag, Gabr. Blažek, der langjährige Abgeordnete, infolge seiner Ernennung zum Generaldirektor der böhmischen Hypothekenbank und der Extraordinarius für klassische Philologie an der Wiener Universität August Engelbrecht freiwillig das Lehramt niedergelegt haben.

In einigen Fällen ist es glücklicherweise dem Ministerium oder dem allseitigen Drängen der Universitätsbehörden, Kollegen und Schüler gelungen, weitere infolge von ehrenvollen Berufungen in das Ausland drohende Verluste von unseren Hochschulen und damit eine Vermehrung der augenblicklich tatsächlich sich in außerordentlicher Weise häufenden Abgänge von einzelnen Lehrkanzeln abzuwehren. Hier ist an erster Stelle die erfreuliche Tatsache zu konstatieren, daß es dem einmütigen Vorgehen des Professorenkollegiums der Wiener Universität gelungen ist, einen bedeutenden Verlust, der schon ganz unabwendbar schien, die Abberufung des erst vor wenigen Jahren aus Deutschland hieher berufenen Ordinarius der Pharmakologie, Professor Dr. Hans Horst-Meyer an die Berliner Universität abzuwenden. Das Professorenkollegium der Wiener medizinischen Fakultät hatte sich unter Führung des derzeitigen Rektors Hofrates v. Ebner und des Dekans Professor Paltauf mit einer Adresse an Professor Meyer gewendet, in welcher das dringende Ansuchen gestellt wurde, in Wien zu bleiben. Leider hatte sich Professor Meyer, obwohl bei der Berufung dieses Gelehrten nach Österreich und auch seither alle, selbst die weitgehendsten Wünsche desselben hinsichtlich seiner Stellung,

und der seiner Assistenten sowie hinsichtlich der Unterbringung und Ausstattung der ihm unterstellten Institute von der Unterrichts- und Finanzverwaltung möglichst erfüllt worden waren, bereits zur Annahme der Berufung nach Berlin als Nachfolger von Liebisch verpflichtet. Doch gelang es, nachdem sich Professor Meyer durch den ungewöhnlichen Schritt der Fakultät bewogen gefühlt hatte, seinen Entschluß zu ändern, der direkten Intervention des Ministers Dr. Marchet bei seinem preußischen Kollegen, die Angelegenheit in das gewünschte Geleise zu bringen und Professor Meyer tatsächlich für die Wiener Lehrkanzel zu erhalten. Ebenso wie nach Professor Meyer, der für diese Ablehnung einer ehrenvollen Berufung zum Hofrat ernannt wurde, streckte die preußische Regierung ihre Fangarme nach einer anderen österreichischen Kapazität, nach dem vorzüglichen Mineralogen der Wiener Universität, Professor Friedrich Becke, welchem die Auszeichnung zugedacht war, Kleins Nachfolger an der Berliner Universität zu werden, vergeblich aus. Auch dieser Gelehrte konnte bewogen werden, seinen bisherigen liebgewordenen Wiener Wirkungskreis nicht aufzugeben. Auch zwei andere jüngere Gelehrte haben Berufungen nach Deutschland und in die Schweiz abgelehnt. Professor Erich Tschermak, Extraordinarius für Pflanzenzüchtung an der Hochschule für Bodenkultur in Wien, hat gleichzeitig zwei Berufungen an die landwirtschaftliche Hochschule in Hohenheim im Königreich Württemberg und an das eidgenössische Polytechnikum Zürich, sein Kollege, Dr. Arnold Durig, Ordinarius für Anatomie und Physiologie der Haustiere, eine solche an die tierärztliche Hochschule in Berlin abgelehnt.

So ehrenvoll auch diese zahlreichen Berufungen während eines kurzen Zeitabschnittes für die österreichischen Hochschulen sein mögen, immerhin ist es gerade jetzt, wo, wie gesagt, ohnedem eine Unzahl von wichtigen Lehrkanzeln ihre Inhaber verlieren werden, mit der größten Freude zu begrüßen, daß die Lockrufe ungehört verhallt sind. Mit um so größerer Genugtuung kann man dafür eine überraschende Berufung nach Deutschland verzeichnen, welche einen österreichischen Privatgelehrten, den in Terlago in Südtirol wohnhaften Dr. Richard Zsigmondy, als Extraordinarius für anorganische Chemie und als Nachfolger Tammanns an die Universität Göttingen entführte.

Eine Vergrößerung der augenblicklichen Verlegenheit der Unterrichtsverwaltung rücksichtlich der Besetzung vieler fast gleichzeitig leergewordener oder demnächst leerwerdender Professuren fällt selbstverständlich auch noch auf das niemals fehlende, diesmal auch noch durch den Tod des wohl längst nicht mehr als Hochschullehrer wirkenden Geschichtsforschers und Organisators der österreichischen Institute für Geschichtsforschung in Wien und Rom, des Hofrates Theodor von Sickel, sehr beschwerte Sterbekonto. Den grausamsten Verlust hat in dieser Beziehung zweifellos die Wiener medizinische Fakultät durch den Tod des allerdings bereits an der Altersgrenze angelangten Internisten von Weltruf, des Hofrats Leopold Ritter von Schrötter, des Gründers und rastlosen Förderers der ersten österreichischen Lungenheilanstalt in Alland bei Baden zu beklagen. Aber auch die deutsche technische Hochschule in Prag, welcher fast gleichzeitig neben dem erst seit einigen Jahren im Ruhestand lebenden chemischen Pathologen Hofrat Karl Zulkowski, der Ordinarius für allgemeine Chemie Wilhelm Gintl und der unermüdliche Adlatus desselben, a. o. Professor Otto Gras entrissen wurden, hat damit tatsächlich unersetzliche Verluste erlitten. Mit Professor Gintl, über dessen wissenschaftliche Bedeutung kein Wort verloren werden soll, ist ein wahrer Vater seiner Schüler, der es gleichzeitig in seiner einflußreichen Stellung als Gründer und langjähriger Präsident des Verwaltungsrates der großartigen und mustergültig eingerichteten chemischen Fabrik in Aussig a. d. Elbe verstand, alle seine Schüler möglichst gut zu versorgen, dahingegangen. Der Verstorbene hat daher im Vereine mit seinen beiden genannten in einem Vierteljahre gleichfalls verstorbenen Kollegen die chemische Fachschule an der Prager deutschen Technik zu großer Blüte gebracht. Sehr traurig war übrigens das Ende des armen Gras, welcher sich etwas vorschnell infolge vieler getäuschter Hoffnungen selbst entleibte. An der Hochschule hatte es Gras, der eine sehr gute Privatanstellung aufgegeben hatte, weil er den akademischen Lehrberuf vorzog, wohl schnell verstanden an der Seite Gintls das Arbeitsfeld auszudehnen, in dem er sich alsbald auch tatsächlich Tag und Nacht, mit Aufopferung aller seiner Kräfte betätigte, aber er vermochte keineswegs zu einer entsprechenden Karriere zu gelangen. In einem Alter von 43 Jahren war der stille Arbeiter noch immer lediglich Assistent mit dem Titel eines a. o. Professors und dieses Mißverhältnis hat den fleißigen Chemiker wohl etwas vorzeitig zum Selbstmorde getrieben. Wie die deutsche, so hat auch die böhmische technische Hochschule in Prag in der letzten Zeit schwere Verluste erlitten. Dem vor einigen Monaten verstorbenen Hofrat Karl Zenger, der sich durch seine Wetterprognosen und seine Erdbebentheorie einen internationalen Ruf geschaffen hatte, sind schnell seine Kollegen Kamillo Budil und Christian Peterlik, jener Professor für Maschinenbau, dieser für Wasser- und Tunnelbau, in das Grab gefolgt. So konnte sich die im Budgetausschusse des Abgeordnetenhauses als unerhört bezeichnete Anomalie herausstellen, daß gleichzeitig 6 und nach Peterliks Tod sogar 7 Lehrkanzeln an dieser Hochschule

unbesetzt waren, da die Unterrichtsverwaltung gar nicht schnell genug Ersatz herbeischaffen konnte. Denselben chronischen Zustand der fortdauernden Inkomplettheit des Lehrkörpers hatte seit mehr als Jahresfrist die juristische Fakultät der böhmischen Universität durchzumachen, an welcher allerlei Abgänge infolge von freiwilligen Resignationen auf das Lehramt und einer ganzen Reihe von Todesfällen eintraten. Diese Reihe, welcher vorerst Hofrat Zucker und Freiherr v. Rieger zuzuzählen sind, fand durch den im letzten Sommer erfolgten Tod des Professors für österreichisches Recht, Josef Stupecký hoffentlich für längere Zeit ihren endgültigen Abschluß. Schließlich müssen hier noch der tragische Tod des 39jährigen, eben erst zum Rektor der Universität an Czernowitz erwählten Ordinarius für Dogmatik der griechisch-orientalischen theologischen Fakultät, Basil Gaima, sowie das Ableben der auf Bergpartien verunglückten Professoren, des Innsbrucker Dogmatikers Professor Josef Kern und des Czernowitzer Geographen und Geologen, Ferdinand Löwl. Weiteres haben wir noch des Ablebens des Wiener Professors der Medizin, Hofrat Franz Mracek, des böhmischen Pharmakologen, Professor Anton Belohoubek, des Lemberger Volkswirtschaftslehrers Ladislaus Ochenkowski, des Tierchemikers Karl Storch, Professors der tierärztlichen Hochschule in Wien, und der langjährigen Mitglieder des Lehrkörpers der Wiener medizinischen Fakultät, des Extraordinarius Ferdinand Frühwald und des Privatdozenten Karl Fieber zu gedenken.

Wohin man also auch blicken mag, überall gibt es verlassene Lehrkanzeln in einem Umfange, wie dies bisher nie der Fall war. Daß da die Unterrichtsverwaltung einen schweren Stand hat, wenn sie auch nur den notwendigsten Ersatz beschaffen will, bedarf wohl keiner näheren Erörterung. So hat sie, um nur einiges hervorzuheben, die Professoren Moriz Wellspacher und Johann Voltelini von Innsbruck nach Wien versetzt und den Wiener Extraordinarius Max Layer zum ordentlichen Professor der Verwaltungslehre und des österreichischen Verwaltungsrechtes ernannt, um nur die notwendigste Vorsorge für die Wiener juristische Fakultät zu treffen. Der Extraordinarius an der Wiener technischen Hochschule Friedrich Hasenöhrl und der Grazer Mineraloge Cornelius Doelter mußten für der Lehrstuhl der Physik, beziehungsweise der Mineralogie an der Universität in Wien berufen werden. An der Technischen Hochschule in Wien wurden die a. o. Professoren für altchristliche und mittelalterliche Baukunst und für Textilindustrie Freiherr v. Ferstel und Johann Hauptfleisch, sowie der Architekt Leopold Simony zu Ordinarien, der letztgenannte für Utilitätsbaukunde ernannt. An den beiden Prager Universitäten erfolgte die Ernennung der bisherigen a. o. Professoren: Graf Gleispach (Strafrecht, deutsch), Tilsch, Němec und Polivka (österreichisches Privatrecht, Pflanzenphysiologie, slavische Philologie, böhmisch) zu Ordinarien; überdies gelangte der Wiener Privatdozent und tit. a. o. Professor Richard Kretz als Nachfolger Chiaris auf den Lehrstuhl für pathologische Anatomie an der deutschen Universität, während der bisherige Kollege des Professors Kretz, der Internist Ortner, als Ordinarius an die Innsbrucker Universität abgegangen ist.

Schon diese wenigen Anführungen geben einen Begriff von den zahlreichen wichtigen Entscheidungen, welche die Unterrichtsverwaltung schon in den letzten Monaten behufs Besetzung zahlreicher Lehrkanzeln getroffen hat. Hoffentlich setzt das Ministerium diese energisch begonnene Aktion in gleich tatkräftiger Weise fort und schafft damit eine der wichtigsten Vorbedingungen für die weitere glückliche Entwicklung der österreichischen Hochschulen. Zweifellos ist die Erfüllung dieser Vorbedingung ebenso wichtig, wie etwa die Durchführung der mehrfach erwähnten großen Ausgestaltungs- und Bauaktionen, welche an einzelnen dieser Hochschulen baldmöglichst zu Ende geführt werden müssen.

Dr. Richard Kukula.

Feuilleton.

Eine Enkelin der Kaiserin Maria Theresia.

Die Geschichte der Tage, die Ludwig XVI. mit seiner Familie im Temple zubrachte, ist allgemein bekannt und fast jedermann hat das Los des unglücklichen Königs, der Königin Marie Antoinette und des Dauphins beklagt. Minder bekannt ist und weniger Teilnahme erregt das Schicksal der Tochter dieses Königspaares, Marie Therese Charlotte, späterer Herzogin von Angoulême. Es ist deshalb zu rühmen, daß der französische Gelehrte Lenotre, ein ausgezeichneter Kenner der französischen Revolution, die Geschichte dieser Frau kürzlich erschöpfend und teilweise auf Grund bisher unbekannter Quellen zur Darstellung brachte.*

Wir wollen dem Leser im nachfolgenden Einiges aus diesem schönen Buche mitteilen.

Es war am Abend des 9. Mai 1794. Madame Elisabeth, die Schwester Ludwigs XVI. und Marie Therese Charlotte, seine Tochter, die damals ein kleines, im höchsten Stockwerke des Temple gelegenes Zimmerchen bewohnten, wollten

* Mémoires et souvenirs sur la révolution et l'empire publiés avec des documents inédits par G. Lenotre. La fille de Louis XVI. Marie-Thérèse-Charlotte, duchesse d'Angoulême. Paris. Perrin et Comp.

sich eben zur Ruhe begeben, als an ihre Tür heftig geklopft wurde. Soldaten, Kerkermeister, Kommissäre der Kommune traten ein und forderten Madame Elisabeth auf, ihnen zu folgen. Madame Elisabeth nahm von ihrer geängstigten Nichte Abschied und versicherte, sie werde wiederkehren, aber einer der Komissäre sagte höhnend: „O, nein, niemals mehr wirst du wiederkommen." Die Tür fiel in das Schloß, der Riegel knarrte, die Schritte und Gespräche verloren sich in den Tiefen der Treppe, Madame Royale, die damals erst 15 Jahre zählte, blieb allein in ihrem Zimmerchen. Vor anderthalb Jahren hatte sie gesehen, wie ihr Vater zum Tode geführt wurde, später hatte man die Mutter, dann den Bruder von ihrer Seite gerissen, jetzt wurde ihr die letzte, teuere Gefährtin genommen. Es war die erste Nacht, die sie ganz allein im Temple zubrachte. Ungeduldig erwartete sie das Anbrechen des Morgens und als die Kommissäre vom Dienste, wie täglich, bei ihr erschienen, fragte sie, wo denn ihre Tante sei. — „Sie ging frische Luft zu schöpfen" — erwiderte einer der Beamten. „Nun so führt mich denn zu meiner Mutter!" — schrie Marie Therese auf. „Es wird sich zeigen, was sich tun läßt," — antworteten die Kommissäre. — Marie Antoinette war, ohne daß ihre Tochter hiervon wußte, vor sieben Monaten durch die Guillotine gestorben, das Haupt der Tante — „Elisabeth Capet", wie sie nun genannt wurde, sollte noch an demselben Tage fallen.

Madame Royale fügte sich nach und nach in ihr Schicksal. Einem Robinson nicht unähnlich führte sie in ihrer einsamen Zelle ein an Arbeit und Entsagung reiches Leben. Von Madame Elisabeth hatte sie gelernt, sich ohne fremde Hilfe anzukleiden, sich eigenhändig zu kämmen und zu waschen. Wenn sie damit fertig war, fegte sie die Stube aus und bespritzte, damit die Luft frischer werde, den Fußboden mit Wasser. Die Tochter des Königs von Frankreich und Enkelin der Kaiserin Maria Theresia stopfte ihre Strümpfe, besserte ihre Kleider aus, ja sie flickte, um von dem Kerkermeister ja keine Gnade in Anspruch nehmen zu müssen, sogar ihre Schuhe. Um den Spaziergang in freier Luft zu ersetzen, ging sie, die Uhr in der Hand, eine Stunde in ihrer Zelle auf und nieder.

Dreimal im Tage erschienen die diensthabenden Beamten, um die Gefangenen und das Gefängnis in Augenschein zu nehmen. Einer von ihnen, Harmand, schildert seinen Besuch beiläufig in folgender Weise: Madame saß bei dem einzigen vergitterten Fenster ihrer Zelle, die nur spärliches Licht hatte, und machte den Eindruck, daß sie fror. Sie trug ein graues Leinenkleid und einen Hut, der ebenso abgenutzt war wie ihre Schuhe. Madame strickte, aber ihre Finger waren vor Kälte blau und angeschwollen, so daß ihr diese Beschäftigung sichtlich Mühe verursachte. Es war kalt in der Zelle und im Kamin brannten nur einige kleine Scheiter; man gab der Gefangenen zu wenig Holz. Harmand sah sich in dem Raume um, erblickte ein Piano, das ihm schön zu sein schien, und schlug einige Tasten an, die einen guten Klang gaben. „Es ist das Piano der Königin — erklärte Marie Therese — ich habe es nie berührt und werde niemals darauf spielen." Als Harmand ihr Bett untersuchte, klagte sie, daß sie seit mehreren Wochen keine reine Bettwäsche erhalten habe. In einer Mauernische befanden sich einige Bücher, aber es waren nur Schriften religiösen Inhaltes. „Diese Bücher," bemerkte Harmand, „sind doch nicht geeignet, Sie zu zerstreuen. Wünschen Sie nicht andere?" „Nein," antwortete die Königstochter, „denn gerade diese Bücher entsprechen ganz allein meiner jetzigen Lebenslage."

Seitdem man die Tante von ihr entfernt hatte, lebte Marie Therese ganz allein in ihrem Gemach, ja sie ließ nicht einmal die Diener eintreten, die ihr die Speisen brachten. Trotzdem wendete man ihr mit der Zeit mehr Sorge zu. Aus den Rechnungen des Hausverwalters Liénard ist zu entnehmen, daß im Jänner 1795 folgende Gegenstände für Marie Therese („la fille Capet") angeschafft wurden: 4 paar Strümpfe aus Baumwolle um den Preis von 64 Livres, Zwirn, Nadel, Bänder und 1 Fingerhut um 36 Livres, 1 Pfund Puder um 3 Livres, außerdem Stricknadeln, Tee, Orangenblüten.

Auch die Küchenrechnungen beweisen, daß Marie Therese damals mit mehr Rücksichten behandelt wurde als früher. Es sind darin Hühner, Champignons, Spargeln, Hechte u. dgl. verzeichnet, ja sie erhielt an Fasttagen sogar Fastenspeisen, ein Zugeständnis, zu dem man sich früher trotz der inständigsten Bitten der Prinzessin nicht herbeilassen wollte. Diese zarten Rücksichten verdankte sie dem damaligen Küchenchef des Temple, Meunier, der früher in den Küchen des Königs bedienstet, seinem Herrn in den Temple gefolgt war und nun daselbst, unbekümmert um die Stürme der Zeit, wie einst für den König, für die Gefangenen und ihre Wärter kochte.

In dem Stockwerk unter dem Zimmer der Prinzessin wohnte ihr Bruder, der Dauphin. Sie erhielt hie und da Nachrichten über ihn, aber sie durfte ihn nicht sehen. In den Aufzeichnungen, die sie während ihres Aufenthaltes im Temple machte und die von Lenotre veröffentlicht werden, erzählt sie folgendes:

„Es war eine unerhörte Grausamkeit, dieses arme Kind ganz allein in seiner Stube hinter Schloß und Riegel zu halten. Niemand stand ihm bei, er hatte nur eine alte Glocke zur Verfügung, doch er klingelte niemals, denn er fürchtete seine Bedränger. Er lag in einem Bett, das seit langen Monaten nicht in Ordnung gebracht war, denn es fehlte ihm die Kraft, dies

zu besorgen. Seine Wäsche und sein Körper waren von Wanzen und Flöhen bedeckt. Sein Unrat blieb in seinem Zimmer, das Fenster wurde niemals geöffnet, die Luft war verpestet. Dazu kommt, daß er von Natur träge und schmutzig war. Auch war er sehr furchtsam und man quälte ihn in der Weise, daß man ihm abends kein Licht brachte . . ."

Daß sie dieses so sorgfältig von aller Welt abgeschlossene Kind niemals zu Gesichte bekam, ist eine der vielen Ursachen, warum nicht festgestellt werden kann, ob es tatsächlich der Dauphin oder ein unterschobener fremder Knabe war. Mit dem Tode dieses Kindes (9. Juni 1795) trat eine Wendung in den Geschicken Marie Theresens ein. Der arme Waisenknabe, vor dem die Republik zitterte, weil er ein Anrecht auf Frankreichs Königskrone hatte, war nicht mehr, die Mitglieder der Königsfamilie, die drei Jahre zuvor die Schwellen des Temple betreten hatten, waren tot und ihre Knochen moderten in den Massengräbern. Marie Therese ganz allein war zurückgeblieben, es lag gar keine Veranlassung mehr vor, das arme Mädchen zu quälen oder zu fürchten. In ganz Frankreich erhoben sich Stimmen, es sei nun der Greuel genug, vor dem Nationalkonvent erschienen Abgeordnete zahlreicher Städte, die die Befreiung der Königstochter verlangten. Infolgedessen machte die französische Regierung Österreich den Vorschlag, es möge die seinerzeit von Dumouriez an Österreich ausgelieferten Franzosen, darunter auch den Postmeister von Menechould, Jean Baptiste Drouet, der am 21. Juni 1792 die Gefangennahme Ludwigs XVI. in Varennes veranlaßt hatte, gegen Marie Therese Charlotte auswechseln.

Die Prinzessin mußte zwar noch immer im Temple bleiben, aber sie wurde viel besser behandelt. Die lästigen Besuche der Kommissäre hörten auf, man sorgte dafür, daß sie sich in menschenwürdiger Weise kleiden konnte. Sie erhielt damals unter anderem: „6 Paar färbige Seidenstrümpfe, 6 Paar Schuhe, 2 Dutzend Hemden aus feiner Holländerleinwand, 1 Rock aus grauer Seide." Sie durfte Feder, Tinte und Papier gebrauchen und erhielt aus einer nahe gelegenen Leihbibliothek die neuesten Bücher. Marie Therese litt trotz all der Begünstigungen, die man ihr gewährte, sehr schwer unter den Qualen der jahrelangen Einsamkeit; man bestimmte ihr Frau von Chanterenne zur Gesellschafterin. Diese kam zu ihr wie eine Fee aus alten Märchenzeiten, die in tiefen, langen Schlaf versunkene Prinzessinnen durch den warmen Kuß ihrer Lippen zu neuem Leben erweckt. Das Verhältnis zwischen Marie Therese Charlotte und der Frau von Chanterenne gestaltete sich äußerst freundschaftlich. Auf Antrag der Frau von Chanterenne wurde der Prinzessin gestattet, sich in den Höfen des Temple zu ergehen. Sie, die als Kind alle Herrlichkeiten des Parkes von Versailles erblickt hatte, sah nun nach einer Gefangenschaft von drei und einem halben Jahre wieder Blumen und Bäume, Fenster, die nicht vergittert waren, Häuser, in denen freie Menschen wohnten. Nach und nach wurde ihr gestattet, Personen, die sie von früher kannte oder die ihr eine besondere Teilnahme entgegenbrachten, zu empfangen. Jetzt erst erfuhr sie von all den Gräueln der Revolution. Fast alle Personen, die sie vor Jahren in den Tuillerien und in Versailles gesehen hatte, waren als Opfer der Guillotine gefallen. In wenigen Stunden hörte sie von so viel Leid und Schrecken, daß sie für ihr ganzes Leben genug daran hatte.

Die Freiheit, die ihr zuteil wurde, wurde größer von Tag zu Tag und nicht wie eine Gefangene, sondern wie die Herrin selbst bewegte sie sich in den weitläufigen Gängen und Gemächern des Temple. Sie öffnete und sperrte die schweren eisernen Türen, sie stieg die zahlreichen Wendeltreppen auf und nieder und zeigte ihren Besucherinnen die Kammern, in denen sich ihre Eltern zum Tode vorbereitet hatten. Paris überfloß von freundschaftlichen Empfindungen für die königliche Gefangene. Es wurde zum Brauche, nach den nahe beim Temple gelegenen Häusern zu pilgern, von deren Fenstern man Marie Therese beobachten konnte, wenn sie innerhalb der Mauern des Temple ihre Spaziergänge unternahm. Von einer Ziege und ihrem Lieblingshunde Coco, der einst dem Dauphin gehört hatte, begleitet, schritt sie leicht und anmutig dahin, während das gelöste Haar nachlässig über ihre Schultern fiel. Um sie zu erfreuen, gab man in den Nachbarhäusern Konzerte, ein Maler entwarf mit Hilfe eines Teleskopes ihr Bildnis und in ganz Paris sang man Lieder von ihr, ihrem treuen Hunde Coco und ihrer Ziege. So hieß es in einem: „Es teilt ein armer Hund ihr bittres Leid — Hier, fern von allen Menschen ward Venus zur Hirtin — o kommt ihr kleinen Götter der Liebe und bestreut mit Myrten ihre schweren Fesseln."

Inzwischen gingen die Verhandlungen mit Österreich ihrem Ende entgegen. Die Pariser Regierung trug dafür Sorge, daß die Tochter Ludwigs XVI. mit allem ausgestattet, was ihrer hohen Geburt entsprach, am Wiener Hofe anlange. Die geschicktesten Arbeiterinnen von Paris waren Tag und Nacht mit der Herstellung ihrer Ausstattung beschäftigt. Am 17. Dezember 1795 wurde sie fertig. Madame Royale begab sich in den Garten des Temple und nahm von all den Leuten, die ihr aus den umliegenden Häusern so oft teilnehmend zugeschaut hatten, mit dem Kopfe grüßend, stummen Abschied. Am 18. Dezember 1795 verließ sie, gerade 17 Jahre alt (sie war am 18. Dezember 1778 geboren), von dem französischen Minister Benezech geleitet, den Temple.

In Huningen im Elsaß, wo sie in dem jetzt noch bestehenden Wirtshaus „zum Raben" wohnte, verließ sie den französischen Boden, um die Reise über Basel fortzusetzen, während die fünf französischen Jakobiner von den Österreichern ausgeliefert wurden. Damals sagte man in Huningen: „Wir verlieren einen Engel und erhalten dafür fünf Ungeheuer."

Im Jänner 1796 traf Marie Therese Charlotte in Wien ein. Ihre Lage daselbst war keine angenehme; nach langjähriger Einsamkeit im Temple war sie den Leuten mit großer Liebenswürdigkeit und Herzlichkeit entgegengekommen, am Wiener Hofe wurde sie verschlossen und zurückhaltend. Sie fühlte sich ganz als Französin und betrachtete nicht den Kaiser Franz, sondern ihren Onkel Ludwig, der den Titel eines Königs von Frankreich angenommen hatte und in Verona lebte, als das Oberhaupt ihrer Familie. „Meine Lage ist äußerst schwierig," schreibt sie ihm einmal, „aber ich vertraue auf Gott, der mir so häufig hilfreich beigestanden und mich aus so zahlreichen Gefahren befreit hat. Niemals wird er gestatten, daß ich das edle Blut verleugne, dem ich entstamme. Lieber will ich mit meinen Verwandten im Unglück bleiben als an dem Hofe eine Fürsten leben, der meiner Familie und meinem Vaterland feindlich gesinnt ist."

Ludwig XVIII., dieser König im Exil, verstand recht gut, daß er die Legende von der Waise aus dem Temple für sich und seine Familie ausnutzen müsse. Er hatte sich in Frankreich keiner besonderen Beliebtheit erfreut, die einzige überlebende Tochter des hingerichteten Königspaares, die wie eine Verkörperung der Leiden und Schrecknisse der Revolution in die Gegenwart hineinragte, sollte dazu beitragen, den König und die Bourbonen mit einem Glanz zu umgeben, der ihnen gänzlich abging. Er gab sich deshalb alle erdenkliche Mühe, sie mit seinem Neffen, dem Herzog von Angoulême, zu vermählen.

Kaiser Franz dagegen hatte die Absicht, Marie Therese Charlotte seinem Bruder, dem Erzherzog Karl, zur Ehegattin zu geben. Wie Lenotre erzählt, ging man in Wien von der Anschauung aus, daß durch die französische Revolution alle Gesetze, also auch das salische Thronfolgegesetz, welches die Frauen vom Throne ausschloß, aufgehoben seien, daß also bei Wiedererrichtung des französischen Königtums Marie Therese Ansprüche auf die Krone erheben könnte. Diese Pläne gingen nicht in Erfüllung; die Frankreichs Herrscherin werden sollte, Maria Louise, tummelte sich, damals siebenjährig, in den Kinderstuben der Hofburg herum.

Marie Therese lebte ziemlich zurückgezogen, anfangs in der Hofburg, dann in Schönbrunn und im Belvedere, aber nirgends war sie zufrieden. Im Mai 1799 gestattete ihr Kaiser Franz, daß sie sich zu Ludwig XVIII. begebe, der damals als Gast des Zaren im Schlosse Mitau in Kurland wohnte. Hier traf sie mit dem Herzog von Angoulême zusammen, mit dem sie sich später vermählte.

Als sie nach Frankreich zurückkehrte, enttäuschte sie allgemein. Wenn die Witwen und Waisen der Männer, die zur Zeit der Revolution im Dienste der königlichen Sache den Tod erlitten hatten, zu ihr kamen, um sie um Hilfe anzuflehen oder ein Wort des Trostes und des Dankes zu hören, wandte sie sich schroff von ihnen ab. Tat es ihr weh, an die Greuel der Revolution, der ihre Eltern zum Opfer gefallen waren, erinnert zu werden?

Ihre späteren Schicksale sind bekannt. Als die Julirevolution ausbrach, befand sie sich in einem Bade in Burgund, kehrte verkleidet nach Saint-Cloud zurück, floh mit Karl X. nach England, ging später nach Wien, im Jahre 1832 nach Prag und 1836 nach Görz. Die letzten Lebensjahre brachte sie mit ihrem Neffen, dem Grafen von Chambord, auf ihrem Gute Frohsdorf bei Wiener-Neustadt zu, wo sie am 19. Oktober 1851 starb.

Eine gewisse Unnahbarkeit und Hartherzigkeit hafteten ihr bis an ihr Lebensende an. Napoleon nannte sie „den einzigen Mann der Familie Bourbon". In den Jugendjahren, die für die Entwicklung der Frau von besonderer Bedeutung sind, hatte sie so viel Gräuel gesehen, so viel Leid und eine so schwere Gefangenschaft erduldet, daß ihr Charakter hierdurch nachteilig beeinflußt werden mußte.

Hans Weber-Lutkow.

*

Ein deutsch-ungarischer Volksdichter.

Ein Lustrum ist vergangen, seit einer der originellsten Vertreter des deutsch-ungarischen Schrifttums, der Professor am Gymnasium zu Kesmark in der Zips und später Bibliothekar der ungarischen Akademie der Wissenschaften zu Budapest, Ernst Lindner, im 76. Lebensjahre gestorben ist. Wer einmal bibliographische und literarische Nachweise suchend, brieflich oder persönlich mit Lindner zu tun gehabt hat, wird den alten Herrn, der mit stets hilfsbereiter Liebenswürdigkeit in dem geräumigen Büchersaale des Akademiegebäudes am Donauufer amtierte und denen, die ihm außerdienstlich näher traten, beim Glase feurigen Ungarweines als humorvoller Plauderer und scharfsinniger Kritiker der vielen Halbheiten und kulturellen Widersprüche im schönen Ungarlande sich entpuppte, noch in angenehmer Erinnerung haben. Nur wenigen deutschen Literaturfreunden ist es aber bei der Zurückhaltung und Bescheidenheit Lindners und der isolierten Stellung des deutsch-ungarischen Buchhandels bekannt geworden, daß sich der greise Bibliothekar in jüngeren Jahren mit seinen Gedichten in

Zipser Mundart, die durch ihn literaturfähig wurde, als ein Volksdichter erwiesen hat, dessen Name in keiner Übersicht der mundartlichen deutschen Literatur fehlen sollte. Wer Klaus Groth, Fritz Reuter, Stieler oder Hebel, Stolze und Holtei liebt, dem wird auch die Bekanntschaft mit dem vergessenen Volksdichter in der deutschen Diaspora nicht unwillkommen sein.

Ernst Lindner entstammt dem am Fuße der Hohen Tatra sich dehnenden Komitate der Zips, das im 12. Jahrhundert unter König Geysa II. von deutschen Einwanderern besiedelt wurde. Bildet das germanische Element auch nur etwa den vierten Teil der Bevölkerung mit zirka 40.000 Seelen gegenüber zirka 175.000 Slawen, zumeist Slowaken, so ist es doch stets das kulturtragende gewesen und hat trotz aller magyarisch-slawischen Anstürme bis heute ein festes Bollwerk des Deutschtums in Sprache, Gesinnung und Gesittung gebildet. In sprachlicher Hinsicht hat man zwischen dem mundartlichen Deutsch, das im Zipser Komitate überhaupt gesprochen wird, und der Zipser Mundart im engeren Sinne, nämlich der Sprache der alten deutschen Ansiedelungen vor dem Tartareneinfall, zu unterscheiden. Am schönsten und reinsten hat diese alte Mundart in den deutschen Städten Kesmark und Leutschau sich erhalten. In ihr hat Ernst Lindner, der, wie die Kesmarker ihren Landsmann nennen — Lendners Ernst, seine Gedichte verfaßt, die seit 1854 in Zeitungen und 1863 und 1864 in achtzehn fliegenden Blättern unter dem Titel: „Frischblihndiјer und schainrichchendiјer zepsersсher Liiderpuschen, den verflitzten Jong und verschemten Jongfern vor die Brost gestochen" herauskamen. (100 S. klein 8°.) Im Jahre 1879 erschien eine zweite, verbesserte und vermehrte Auflage nebst einem Glossar (Wort- und Sacherklärungen) in Leutschau und Budapest unter dem Titel: „Fartblihndiјer zepserscher Liederposchen, wos er durch alle derren Stäit tschweschen Gebirich und der Kundert än setten schäin Geroch verbräit, daß Allst derquеckt es und verwundert, en verflitzten Jong und verschemten Jonkfern vor der Brust gestochen von Lendners Ernst von Käisenmark" (Immerblühender zipserischer Liederstrauß, welcher durch alle dürren Städte zwischen dem Gebirge (Hohe Tatra) und der Kundert (Hernadfluß) einen so schönen Geruch verbreitet, daß alles erquickt ist und verwundert, den verflirten Jungen und verschämten Jungfern vor die Brust gesteckt von Lindners Ernst von Kesenmark.)"

Wie man schon aus diesen Titelangaben ersieht, ist die engere Zipser Mundart durch den eigentümlichen starken Gebrauch der Diphthonge äu und ai und den vollständigen Fortfall des Lautes „ä" augenfällig charakterisiert, ferner durch die merkwürdige Partizipium-Präsensendung „endich". Schon diese „fliegenden Blätter", mit denen der Dichter bewußt an die großen Traditionen des deutschen Volksliedes anknüpfte, haben Lindner zu einer in der engeren Heimat sehr populären Persönlichkeit gemacht, ja manche seiner Gedichte sind Volkslieder geworden, die im Munde des einfachsten Landmannes leben und wohl noch lange leben werden. Auch die Kritik nahm die anspruchslosen Blätter freundlich auf. Unter anderen schrieb der bekannte Wiener Literarhistoriker Professor Schröer 1863 in den Sitzungsberichten der philosophisch-historischen Klasse der Wiener Akademie der Wissenschaften in einer gelehrten Untersuchung über deutsche Volksdialekte in Ungarn: „E. Lindner, der für Echtheit mundartlicher Ausdrucksweise und Richtigkeit der Darstellung der Laute ein selten feines Gefühl und große Sicherheit besitzt". In Gedichten, auch in mundartlichen, sucht man freilich vor allen Dingen Poesie, und für deren Mangel kann den Genießenden auch die strengste dialektische Genauigkeit nicht entschädigen. Nun, der Zipser Liederposchen ist nicht nur ein mundartliches Sprachdenkmal und Kuriosum, sondern auch das Erzeugnis eines wirklichen warmblütigen Poeten. Schwerlich wären diese Lieder sonst auch in Volkes Mund übergegangen, sind sie doch aus der Volksseele indirekt herausgesungen, wie Lindners Nachdichtungen von Liedern Petöfis und Burns'.

Die Sammlung von 1879 zerfällt in vier Püschel (Büschel): Erzählungen, Idyllen, Lieder und Balladen. Die Erzählungen kleiden alte Volkssagen in poetisches Gewand.

Die erste, „Der Karfunkelturm", erzählt vom Sohne des Schloßherrn von Kesmark, der aus Liebe zu der schönen Tochter eines Hirten am Tatrasee einen herrlichen Stein vom Karfunkelturme herabschießt, selber aber durch dessen Zauberkraft in den See gezogen wird. „Der fliegende Mönch" macht uns mit einem Klosterbruder bekannt, der das Problem des Menschenfluges zu lösen bestrebt ist und dem mitleidige Engel ein paar Flügel anwachsen lassen, mit denen der Mönch aus der Klosterhaft in die Arme einer schönen Schäferin entweicht. Eine weitere Geschichte vom „Schwarzkünstler" behandelt den in der Weltliteratur weit verbreiteten alten Stoff, daß ein Knecht als Lohn zum Abschiede einen zugebundenen Sack erhält mit der strengen Weisung, denselben erst zu Hause zu öffnen. Der Bursche kann aber der Neugier nicht widerstehen, öffnet den Sack unterwegs und findet nur Unrat, den er erbost wegschüttet. Ein Rest ist im Sacke aber zurückgeblieben und erweist sich zu Hause als pures Gold. Der Bursche läuft nun zurück, sucht aber natürlich vergebens nach den weggeworfenen Schätzen. Ein nicht minder verbreiteter Märchenstoff liegt der Dichtung „Der verschwundene Brunnen" zugrunde. Zwei weitere Erzählungen handeln von den Streichen der Leute von Beel, den Zipser Schildbürgern, die unter anderem den im Flusse sich spiegelnden Mond in Gefahr des

Ertrinkens glauben und mit Stangen herausfischen wollen, unterdes ein pfiffiger Spitzbube, der sie zu diesem Rettungswerke durch seine Hilferufe animiert hat, die silbernen Knöpfe von den am Ufer zurückgelassenen Wämsern und Mänteln abschneidet. In den Idyllen herrscht ein schalkhaft sinnlicher Ton vor, wie er dem bukolischen* Genre von jeher zu eigen war. Da schäkert der feine junge Stadtherr in Wildbad Schmeks mit dem hübschen Erdbeermädchen, der Informator mit dem schmucken Schulmeistertöchterlein am Brunnen; ein Kesmarker Gymnasiast gibt seiner Flamme frei nach Ovid Unterricht in der ars amandi, ein junger Ehemann ruft seine Freude über den ersten Jungen in die Welt hinaus. Der Ton ländlicher Liebeswerbung, naiv kecken Verlangens und mädchenhafter Schämigkeit auf der anderen Seite ist meist glücklich getroffen. Die Bilder sind oft originell und frisch geschaut, z. B. folgende Schilderung eines Kusses zwischen dem bärtigen Schulmeister und der rosigen Dirne:

„Sån lächt der Himmel, venns goldbraune Binnchen
On frischderblichten Råusenknospchen hängt,
Wie itzt an dain frisch Råusenknospen Kinnchen
Main bertich Kinn als durschtje Binn sich drängt."

(So lacht der Himmel, wenn's goldbraune Bienchen
Am frischerblühten Rosenknöspchen hängt,
Wie jetzt an dein frisch Rosenknospen-Kinnchen
Mein bärtig Kinn als durst'ge Bien' sich drängt.)

Recht hübsch ist auch die Schilderung eines von freudiger Erwartung bewegten Mädchens:

„Schaut, schaut, wie er iber die Schėlderchen rollt
Es rėnglige Hoor als wie rieselndich Gold!
Und wie er die Äigelchen blitzen, die blåun,
Als hätten zwai Himmel sich ofgetåun!
Wie es Gėschchen gliht!
Wie es Wänzelchen bliht! . . . ."

(Schaut, schaut, wie ihr über die Schälterchen rollt
Das ringlige Haar als wie rieselndes Gold!
Und wie ihr die Äugelchen blitzen, die blau'n,
Als hätten zwei Himmel sich aufgetan!
Wie das Göschchen glüht!
Wie das Wängelchen blüht! . . . .)

Die „Lieder" sind durchweg im Volkstone gehalten und setzen Liebe und Natur in enge Beziehung; so wenn der Ackersmann, der auf dem gefrorenen Boden sich abquält, die Gegenwart seines Liebchens ersehnt, da bei dessen Anblicke der harte Boden auftaut, im Glauben, der sonnige Lenz sei da. Die beseelt gedachte Natur kommt auch in den Versen vom Rosenstrauche zum Ausdrucke, die hier als Probe der Zipser Lyrik Platz finden mögen. Bei einigen schwierigen Dialektformen habe ich den hochdeutschen Ausdruck in Parenthese gesetzt.

Komm her . . . .

Komm her, du schainer schlanker Råusenstrauch,
Und sog mer: sai ich denk (bin ich denn) der Frihjohrshauch,
Dasst (daß du) zitterst bei main Komm, und emaireng
(ringsumher)
Die råuden (roten) Raislain on der raufferdreng?

Komm her, du schichtern schain Blåuvailchen main,
Und sog mer: sai ich denk der Sonnenschain,
Dasst vor main Bleck dos sanfte Keppchen senkst,
Die schain Blåuaigelain zu Båuden (Boden) lenkst?

O loß mich, stotts (statt) der Sonn, ån Steren (Stern) sein,
Und schaun, Blåuvailchen, en dain Äigelain!
O loß mich, venn ich sai der Frihjohrshauch,
Dain Raislain goßßen (küssen), schainer Råusenstrauch.

Als Probe der Übersetzung Burnsscher Lieder ins Zipserische mag der erste Vers des berühmten „My heart's in the Highlands" — „Der Gebirgshirt in der Fremd" hier folgen:

„Main Herz es en Zepsen, main Herz es nech hie!
Main Herz es en Zepsen bain spillndijen (spielenden) Vieh,
Bain spillndijen Vieh, bai die sprengdijen Rai . . .
(springenden Rehen)
Main Herz es en Zepsen, vuhin ich åuch gai."

Außer diesen mundartlichen Übertragungen hat Lindner Übersetzungen ungarischer Volkslieder und fast sämtlicher Gedichte Petöfis und Aranys ins Hochdeutsche geliefert. Ich weiß nicht genau, wie oft er das Horazische „nonum prematur in annum" dabei berücksichtigt hat; jedenfalls arbeitete und feilte er seit Jahrzehnten an den Versen, die mit minutiösester Genauigkeit unter voller Wahrung des poetischen Gehaltes den Originalen nachgebildet waren. Und obgleich die Freunde drängten, obgleich Ausgabe über Ausgabe von Verdeutschungen Petöfis seitens weniger skrupulöser Übersetzer auf den Markt kam und die Absatzfähigkeit jeder späteren beeinträchtigte, konnte Lindner sich in immer erneuter Feile nicht genug tun und behielt sein Manuskript in der Lade. Sehnlich wünschte er, durch einen ausgedehnten Urlaub und die Unterstützung seitens eines Mäcens in die Lage zu kommen, sorgenfrei und ohne Zwang zum journalistischen Nebenerwerbe, dem er als Vater einer vielköpfigen Familie bei dem bescheidenen Bibliothekarsgehalte obliegen mußte, sich ganz seiner Lieblings- und Lebensarbeit widmen zu können. 1899 schien diese Angelegenheit, dank dem Interesse hervorragender Mitglieder der ungarischen Akademie, eine für Lindner günstige Wendung zu nehmen; aber die Bemühungen, einen großen deutschen Verlag zur Übernahme des sehr umfangreichen Manuskriptes zu gewinnen, waren nicht erfolggekrönt. Langdauernde Krankheit des greisen Dichters kam dann dazu, und so blieb auch ein weiterer Plan, eine stark vermehrte Auflage des völlig vergriffenen

* Der Dichter schrieb mir 1896: „Als ich 1854 zuerst mit Zipser Gedichten (Karfunkelturm, Mond in der Popper) auftrat, beschränkte sich die litterarische Verwendung der Zipser Mundart bloß auf einige Schnadahüpfel und ein 1836 von einem in Wien studierenden evangelischen Theologen Spasses halber verfaßtes „Lob der Zipser". Aber nicht diese Vorgänger waren es, die mich zur poetischen Verwendung der Zipser Mundart bestimmten, auch nicht Hebels alemannische Gedichte, von welchen ich damals bloß die in den Schullesebüchern vorkommenden kannte, sondern die Theokritischen Dichtungen, mit denen ich mich Anfang der fünfziger Jahre stark beschäftigte. Das pseudotheokritische Idyll 'Οαριστός hat sogar gewissermaßen Anstoß zu einem Zipser Idyll „Das Erdbeermädchen" gegeben.

Zepferschen Liederposchen mit gegenüber stehender hochdeutscher Übertragung herauszubringen, leider unausgeführt.

Vielleicht ist es auch jetzt noch nicht zu spät, dem Toten mit der Erfüllung seines Lieblingswunsches durch einen berufenen Herausgeber eine posthume Ehrung zuteil werden zu lassen.

Dr. Heinrich Stümcke.

*

Frauenseelen.

I.

„Guten Morgen, Schatz, gut geschlafen?" mit diesen Worten empfing ihr Mann sie am Frühstückstisch. — „Herrlich, danke! Hast du schon gefrühstückt?" — „Freilich und muß auch gleich fort."

Während er sich Mantel, Hut und Aktentasche holte, saß sie und schnitt, eines nach dem anderen, die für sie eingelaufenen Briefschaften auf. Aus einem offenen Kuvert fiel ihr plötzlich ein Blatt entgegen: „Alfred Freiherr von Reckenfeld und Elsa Fries — Verlobte."

Das Papier zitterte leise in ihrer Hand — fassungslos, nach Atem ringend, starrte sie darauf nieder, bis die Stimme ihres Mannes sie aufschreckte, der, den Kopf eilig durch die Türspalte steckend, ihr lebewohl zurief. Hastig trank sie zwei Schlückchen Tee und lief ihm ins Vorzimmer nach. Beide Arme um seinen Hals gelegt, bot sie ihm die weiß gewordenen Lippen, die er herzlich küßte. „Bis 3 Uhr im Stadtpark also, Herzchen," rief er schon an der Treppe. Sie hörte es nicht mehr. Als hätte sie Ketten an den Füßen, war sie wieder in das Zimmer gewankt, hatte sich auf die Tischplatte gestützt, daß die Gläser leise klirrten, und die Verlobungsanzeige wieder und wieder gelesen — dann sank sie, beide Hände vor das Gesicht schlagend, in den Lehnstuhl . . .

Und sie hatte es ihm doch selbst geraten — von ihm verlangt . . .

— — — — — — — — — — — — — — — —

II.

Heute früh ist sie gerufen worden. Der alte Onkel in der Stadt sei gestorben. Die Nachricht ist ihr unerwartet gekommen. Sie ist doch auch seine einzige Verwandte, freilich eine sehr entfernte — — doch gleichviel . . . . . .

Nachdem sie eine kurze, aber sehr zerstreute Andacht an dem Sterbebette verrichtet hat, geht sie in das Wohnzimmer und nun steht die alte Pflegerin Anna Innerhofer vor ihr. Über das gute, alte, runzelige Gesicht rinnt hie und da eine Träne. Endlich übergibt sie ihr die Schlüssel und öffnet die Türe zum Schreibzimmer. Da steht nun die Frau allein. Sie ist einfach, fast ärmlich gekleidet; mit einer gewissen Hast durchkreuzt sie das Zimmer. Auf ihren Wangen brennen zwei rote, abgegrenzte Flecken und ihre Hände zittern, als sie rasch das Schubfach des Schreibtisches öffnet. Nun findet sie das Gesuchte. Einen Augenblick zögert sie, faltet dann das Papier um so schneller auseinander. Lange steht sie so, unbeweglich, als könne sie es nicht verstehen, was doch so deutlich vor ihr geschrieben steht. In ihrem Kopfe wirbeln die Gedanken durcheinander — — — — „Anna Innerhofer Universalerbin — — — nur ein Legat den Verwandten" — — — Und dann steht ein rotwangiges Mädchen, ein stiller blasser Knabe vor ihren Augen — freilich, keine kräftige Nahrung — ihre karge Witwenpension — — — — ah — — — —

Und ihre Hände raffen die Papiere zusammen, rasch schreitet sie zu dem noch leise knisternden Kaminfeuer — — — — schon hebt sie den Arm, um die Schrift den Flammen zu übergeben — — — Da tritt plötzlich das alte, runzelige, müde Gesicht, dann das ihrer beiden Kinder vor ihre Seele, mit den lieben unschuldigen Kinderaugen — —

Der Frau am Kamin brechen plötzlich die Knie, ihre Hände legen langsam und zitternd die Blätter wieder zusammen — — — lange kniet sie so — — — aber das Feuer ist erloschen.

III.

Ich komme von einem Nachmittagsausfluge zurück und eile durch die menschenerfüllten Straßen der nächsten Stadtbahnstation zu. Über mir wölbt sich der dunstig graublaue Himmel, das untrügliche Zeichen der nahen Großstadt. In den Waggons empfängt mich drückende Stickluft. Mir gegenüber hat eine Person Platz genommen, deren Äußeres und schäbige, aufdringliche Eleganz mir sofort von einem freieren Leben — auf einer der vielen Vorstadtbühnen vielleicht — — — erzählt.

Jedoch gehört sie zu den hübschesten Vertreterinnen ihres Genres.

Dies bemerken auch die beiden Offiziere schräg vis-a-vis, die schläfrig zu ihr hinüber blinzeln. Nach und nach leert sich unser Wagen, bis wir schließlich allein in dem Dunstkreis des flackernden Gasflämmchens sichtbar sind. — — — „Karlsplatz" — —

Auf dem Perron, knapp neben uns, steht ein junger Mann in eifrigem Gespräch mit einer vornehmen, eleganten Frau. Mein Gegenüber ist plötzlich von ihrem Sitze aufgesprungen und beugt sich nun ein wenig aus dem Fenster. Dabei kommt es leise, fast unwillkürlich von ihren Lippen: „Eduard!" Der junge Mann wendet rasch den Kopf, klemmt sein Monocle fester ins Auge und sieht sie einige Sekunden lang gleichgültig musternd an. „Geben Sie mir nicht recht, Graf", spricht die vornehme Frau unten, „wenn ich meinem Manne zurede, nach Biarritz zu gehen, da der Arzt es ihm so angeraten hat?"

Er wendet sich ihr nachlässig wieder zu: „Vollkommen, Baronin, und besonders — — —“

Das Übrige verschlingt das Kreischen des wieder ausfahrenden Zuges. Sie ist auf ihren Sitz zurückgesunken; ihre Nasenflügel beben leise und die kleinen, weißen Zähne graben sich tief in die Unterlippe. Ein Buch ist ihr bei der raschen Bewegung herabgeglitten, ich hebe es auf — sie dankt mir verwirrt und drückt sich dann still in ihre Ecke. „Armes Kind“ muß ich unwillkürlich denken.

An der nächsten Station steigt sie aus. Ich verliere sie einen Augenblick aus den Augen — — — — da — — — — drüben taucht sie wieder auf, am Arme eines jungen Gecken, der eifrig auf sie einspricht — — — und ein silbernes Lachen klingt durch die schwüle Nachtluft — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Marie-Louise Weckbecker.

Rundschau.

6. Mai. Der neue Statthalter von Galizien Dr. Michael Bobrzynski tritt sein Amt in Lemberg an und entwickelt der Beamtenschaft sein Programm. — Der Rektor der Innsbrucker Universität Hofrat Dr. v. Scala gibt seine Demission.

7. Die deutschen Bundesfürsten unter Führung des Kaisers Wilhelm II. beglückwünschen in Schönbrunn Kaiser Franz Joseph I. zu seinem 60jährigen Regierungsjubiläum; auch König Viktor Emanuel begrüßt den Kaiser Franz Joseph telegraphisch „in alter und treuer Freundschaft“. — Die österreichisch-ungarische Bank setzt die Bankrate um ½%, auf 4% herab. — Enthüllung des Johannes Brahms-Denkmales in Wien.

8. Vertreter der freiheitlichen Studenten Wiens und Innsbrucks regen im Abgeordnetenhaus eine gemeinsame Aktion der Universitäten in der Wahrmundaffaire an. — 66. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Graf Kolowrat stellt einen Dringlichkeitsantrag betreffend die Erhöhung des Landwehrrekrutenkontingentes. Der Ministerpräsident hält eine Rede über die politische Lage. — Der Finanzminister begibt 150 Millionen 4%iger österreichischer Kronenrente zum Kurse von 96·25.

9. Professor Dr. August Belohoubek (geb. 1861) in Prag †. — Professor Dr. Ladislaus Ochenkowski (geb. 1840) in Lemberg †. — Der Rektor der Wiener Universität warnt die Studenten, den von ihnen beabsichtigten Streik zu beginnen. — Bei der Grundsteinlegung der neuen Stadt Antivari hält Fürst Nikolaus eine Rede, in der er des Wohlwollens Österreich-Ungarns für Montenegro gedenkt.

10. König Friedrich VIII. von Dänemark trifft in Wien ein. — Der Vollzugsausschuß der deutschfortschrittlichen Partei in Mähren beschließt in Brünn eine neue Parteiorganisation.

11. Der Rektor der Innsbrucker Universität zieht seine Demission zurück. — Der Budgetausschuß beschließt eine Resolution für den Bau der Wasserstraßen und nimmt sodann das Finanzgesetz an.

12. Der Kaiser nimmt die Grundsteinlegung zum Landes-Zentralkinderheim in Gersthof (Wien) vor. — 67. Sitzung des Abgeordnetenhauses.

13. 68. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Nach einer Rede des Landesverteidigungsministers wird mit 280 gegen 136 Stimmen dem Antrag auf Erhöhung des Landwehrrekrutenkontingentes die Dringlichkeit zuerkannt.

14. Der Rektor der Innsbrucker Universität teilt den Studenten mit, daß Professor Wahrmund nach seiner Rückkehr eingeladen werde, im Sommersemester ein im weiteren Rahmen des Kirchenrechts liegendes Kolleg zu lesen. — Eröffnung der Prager Jubiläumsausstellung.

15. 69. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Die Vorlage betreffend die Erhöhung des Landwehrrekrutenkontingentes wird dem Wehrausschuß zugewiesen.

16. An der Wiener und Grazer Universität finden Tumulte statt. In Graz suchen Bauern unter Führung des Reichsratsabgeordneten Hagenhofer gewaltsam in die Universität einzudringen. — Enthüllung der Standbilder der beiden Forstwirte Wessely und Micklitz in Wien. — Der französische Botschafter übermittelt in besonderer Audienz dem Kaiser anläßlich seines Regierungsjubiläums die Glückwünsche des Präsidenten Fallières und der französischen Regierung.

17. Gemeinsamer Ministerrat in Wien. — Die christlichsoziale Vereinigung nimmt in einer Resolution das Vorgehen des Abg. Hagenhofer in Graz in Schutz. Professor Dr. Oswald Seeliger (geb. 1858 in Biala) in Leipzig †.

18. Eröffnung des VIII. internationalen Architektenkongresses in Wien. — 13. Sitzung des Herrenhauses: Der Gesetzentwurf betreffend die Errichtung des Arbeitsministeriums wird angenommen. — 70. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Die Regierungsvorlage betreffend die Unterhaltungsbeiträge für die Familien der zur Waffenübung einrückenden Reservisten wird im Dringlichkeitswege dem Wehrausschuß zugewiesen. — In Prag finden deutschfeindliche Demonstrationen vor dem neuen deutschen Theater statt.

19. Neuerliche Demonstrationen in Prag. Eröffnung der internationalen Baukunstausstellung in Wien. — 71. Sitzung des Abgeordnetenhauses: von den alldeutschen Abgeordneten wird ein die Universitätsvorgänge betreffender Dringlichkeitsantrag eingebracht, der die genügende Unterstützung findet. Die Christlichsozialen bringen einen Dringlichkeitsantrag ein, der sich gegen die Kundmachung des Wiener Rektors anläßlich der Bauerninvasion in die Grazer Universität wendet. Bei Verlesung der Dringlichkeitsanträge kommt es zu lärmenden Zusammenstößen zwischen Deutschradikalen und Christlichsozialen. Abg. Nemec bringt in Form einer Anfrage an den Präsidenten den Überfall der Anhänger des Abg. Klofac auf den sozialdemokratischen Abg. Sveceny in Prag zur Sprache. Hiebei kommt es zu Zusammenstößen zwischen den tschechischen Sozialdemokraten und den Tschechischradikalen. Zwei Sozialdemokraten bedrohen den Abg. Klofac, der zur Abwehr sein Messer zieht, ohne jedoch davon Gebrauch zu machen. Die Vorlage über die Notstandsaktion für den Weinbau wird im Dringlichkeitsweg angenommen.

20. An der Wiener Universität kommt es zu Schlägereien zwischen freiheitlichen und klerikalen Studenten. — 72. Sitzung des Abgeordnetenhauses: Beratung der ruthenischen Dringlichkeitsanträge betreffend die galizischen Verwaltungszustände. — Die deutschnationale Studentenschaft Wiens protestiert in einer massenhaft besuchten Versammlung gegen die Angriffe der Klerikalen auf die Freiheit der Hochschulen. — Der Raimundpreis wird dem Wiener Schriftsteller Kurt Frieberger für dessen Volksstück „Das Glück der Vernünftigen“ verliehen. — Die ungarische Regierung kauft das Porträt der Frau Cean Bermudez von Francisco Goya aus dem Besitz der Galerie Miethke in Wien für das Budapester Museum. — Wiedereröffnung der Agramer Universität.

21. Die Wiener Kinder bringen dem Kaiser eine großartige Huldigung in Schönbrunn dar. — Gemeinsamer Ministerrat in Wien. — 73. Sitzung des Abgeordnetenhauses.

22. Versammlung der Mitglieder der österreichischen Delegation. — Die Minister Freiherr v. Aehrenthal und FZM. Schönaich überreichen dem Kaiser ihre Demission, da es ihnen nicht gelungen sei, den in der Sitzung der österreichischen Delegation vom 12. März gegebenen Zusicherungen in der Offiziersgagenfrage bei der ungarischen Regierung volle Geltung zu verschaffen. — 74. Sitzung des Abgeordnetenhauses.

23. Julius Frommel (geb. 1841), Schriftsteller in Lemberg †. — Eröffnung des internationalen landwirtschaftlichen Instituts in Rom.

*

Hauswirtschaftlicher Unterricht in Deutschland. „Förderung und Ausgestaltung der hauswirtschaftlichen Unterweisung", das heute überall in allen Tonarten erklingende Thema, war in Berlin Verhandlungsgegenstand der Konferenz der Zentralstelle für Volkswohlfahrt. Besonders bemerkenswert war sie durch die ganz entschiedene Stellungnahme für die Einreihung des hauswirtschaftlichen Unterrichtes in den Lehrplan der Volksschule. Eine Frage, der man in Österreich bisher nur wenig nähertrat, die uns überhaupt noch etwas fremd berührt.

Noch vor wenigen Jahren wäre es kaum denkbar gewesen, daß eine Versammlung von mehr als 430 Teilnehmern, von denen eine große Zahl dem Lehrstande angehörte, mit wenigen Ausnahmen darin eines Sinnes war, daß der Beginn der hauswirtschaftlichen Unterweisung sich sehr gut schon in die letzte Volksschulklasse verlegen lasse, ja verlegt werden müsse.

In Deutschland führt heute zu diesem Begehren nicht nur die wenig verläßliche Theorie, sondern sehr günstige praktische Erfahrung und Beobachtung. Nahezu sämtliche Antworten auf die vor der Konferenz an Lehrer und Lehrerinnen versendete Rundfrage äußerten sich in anerkennendster Weise über die erzielten Erfolge. Im Deutschen Reich sind 154 Städte, die hauswirtschaftlichen Unterricht mit praktischen Übungen für schulpflichtige Mädchen durchgeführt haben. Allerdings noch vielfach fakultativ und nicht obligatorisch.

Mit wahrhafter Begeisterung trat der Stadtschulrat Dr. Georg Kerschensteiner aus München in seinem Referat dafür ein. Er schilderte in drastischer Weise die Mängel und Fehler der „Buchvolksschule", die für das Wecken der eigenen Kräfte, selbständigen, praktischen Denkens viel zu wenig sorge. Sein Referat über „Ausbau und Organisation der hauswirtschaftlichen Unterweisung" bildete den eigentlichen Kernpunkt der Verhandlungen, um den sich die übrigen Reden gruppierten.

Auf zwanzigjährige Erfahrung bezüglich des hauswirtschaftlichen Unterrichtes an der Volksschule sah die Referentin Fräulein Auguste Förster, Schulvorsteherin in Cassel, zurück. Sie machte u. a. auch geltend, daß, ihrer persönlichen Beobachtung nach, bei den Eltern der arbeitenden und erwerbenden Klasse die Wertschätzung der Schule steige, wenn die Kinder „nützliche" praktische Belehrungen mit nach Hause brächten und imstande seien, auch ihnen einleuchtende Beweise ihres Lernens zu geben. Und das ist auf anderem Gebiete kaum möglich. Denn auch der Handarbeitunterricht leidet noch immer etwas daran, daß er die Forderungen des täglichen Lebens zu wenig in Betracht zieht.

Als sehr merkwürdig bezeichnet es eine Rednerin, daß trotz des zum Schlagwort gewordenen Berufes der Frau als Hausfrau und Mutter, für ihre Vorbereitung als letztere noch gar nichts geschehe. In dem den Stand der land- und hauswirtschaftlichen Schulen in Deutschland, Österreich, England usw. behandelnden, so außerordentlich reichhaltigen und lehrreichen „Vorbericht"* hätte sie über diesen Punkt nahezu nichts gefunden. Nun wurde vielfach die Meinung laut, daß man auch diesen Gegenstand: Säuglingspflege und leicht faßliche Winke über Kindererziehung — in eng begrenzten Umrissen wenigstens — jedem hauswirtschaftlichen Unterricht angliedern solle. Der Einwand des geringen Verständnisses der Kinder, des raschen Vergessens, der oft gegen die Verlegung solchen Unterrichtes in die oberste Volksschulklasse erhoben wird, wurde mit der treffenden Bemerkung widerlegt, welcher Gegenstand dann überhaupt noch gelehrt werden dürfe, denn wovon wird nicht das Meiste wieder vergessen? Dennoch würde niemand den Wert des Unterrichtes, des Lernens, der sogenannten „allgemeinen Bildung" bezweifeln. Und — unter Beifall von Schulleuten klang das Wort: „Hauswirtschaftlicher Unterricht ist ebenso bildend wie der wissenschaftliche."

Es mag wohl auch sein, daß viele Gegner des Hineinziehens hauswirtschaftlicher Unterweisung in die Volksschule dabei in ihrer Vorstellung mehr an die Kinder aus wohlhabenden Kreisen denken. Die sind gewöhnlich geistig frühreif, während sie dem praktischen Leben gedanken- und darum verständnislos gegenüber stehen. Ihre Anlagen dafür verkümmern. Die Kinder aus dem Volke hingegen sind schon im Alter von 12 bis 13 Jahren, oft früher noch, durch Hausarbeit und Haussorgen, kleine Geschwister usw. so sehr in Mitleidenschaft gezogen, daß es ihnen an Verständnis kaum fehlen dürfte. Und oft werden sie eines Rates, eines Winkes froh sein, der ihnen Schwieriges erleichtert. Werden es dankbar empfinden, wenn es wenigstens einen Lehrgegenstand gibt, in dem Schule und Haus, die sich in ihren Forderungen manchmal direkt feindlich zueinander stellen, nicht vollkommene Gegensätze bilden. Es ist kein Zweifel, daß solcher Unterricht, der durch sein unmittelbares Inslebengreifen Blick und Beobachtung schärft, das Verantwortlichkeitsgefühl hebt, von großem, ja unter Umständen, von größerem Wert fürs ganze Leben sein kann als alles theoretische Wissen. Noch weit mehr aber als bei jedem anderen Lehrgegenstand hängt hier der Erfolg von den Lehrenden ab. Und wenn man da hörte, was von einer solchen Lehrkraft an Vorbildung

* Vorbericht wie Konferenz-Verhandlungen erschienen bei Carl Heymann, Berlin, W. Mauerstraße 43.

und Ausbildung, Kenntnissen und eigenen Können und Verstehen verlangt, vorausgesetzt, erwartet wurde, dann konnte einem zuhörenden Beobachter wohl die Vorstellung kommen, daß es leichter sei, sich für einen Ministerposten vorzubereiten, als für ein derartiges Lehramt.

Von Interesse ist, daß in München auch von jeder wissenschaftlich gebildeten Lehrerin verlangt wird, daß sie ein oder wenigstens ein halbes Jahr praktischen Unterricht in einer Haushaltungschule genoß. Wie denn überhaupt — das Thema wurde wiederholt variiert — kein Beruf das Mädchen, die Frau hindern dürfe, sich zum mindesten die allernotwendigsten hauswirtschaftlichen Kenntnisse anzueignen. Als Idealland nach dieser Richtung schilderte Schulrat Dr. Kerschensteiner Schottland, wo selbst auf der Hochschule inmitten von Laboratorien die Schulküche zu finden ist.

Auch die unendliche Wichtigkeit der eigenen Beobachtung beim naturkundlichen Unterricht betonten er und andere Referenten. Schulausflüge, das Wünschenswerte eines Schulgartens, und wäre er in der Großstadt selbst nur auf einige Beete beschränkt, Tier- und Pflanzenpflege, zur Weckung des Verständnisses und Gefühllebens der Kinder; kurz: so viel und so oft als möglich soll das Leben zur notwendigen Ergänzung der Buchweisheit herangezogen werden.

Zahlreiche Stimmen erhoben sich für die obligatorische Fortbildungsschule, in der dann natürlich die hauswirtschaftliche Unterweisung, nebst Hygiene, Kinderpflege und Erziehungslehre das Hauptfach zu bilden hätte. In Meiningen besteht diese Einrichtung seit 30 Jahren. In Großstädten stößt sie allerdings auf sehr viele Schwierigkeiten. Immerhin zeigt der rege Besuch aller fakultativen Fortbildungsschulen, daß die Erkenntnis des Nutzens solcher Schulen die Schwierigkeiten am besten überwinden helfen wird.

Der Zweig Berlin des „Vaterländischen Frauenvereines", der vor 14 Jahren, auf Anregung der deutschen Kaiserin, die erste hauswirtschaftliche Fortbildungsschule ins Leben rief, hat jetzt 10 solcher Kochschulen. Ihre Gründung ist eine Friedensarbeit des „Roten Kreuzes". Es sind Tagesschulen mit halb- bis einjähriger Unterrichtsdauer. Die größeren sind mit Restaurationen für Arbeiterinnen verbunden. Doch sind Schul- und Restaurationsküche getrennt, von der Erwägung ausgehend, daß der Gasthausbetrieb das richtige Lehren und Lernen unmöglich mache. Merkwürdig ist, daß in dem teueren Berlin der Preis von 35 Pfg., im Abonnement von nur 30 Pfg. per Mahlzeit genügt, daß Restauration wie Schule sich selbst erhalten. Noch überraschender wirkt die Mitteilung des Bürgermeisters von Mannheim, wo der obligatorische Haushaltungsunterricht am längsten besteht, daß er die Kosten einfachen Essens per Mahlzeit und Schülerin mit nur 7 Pfg. veranschlage.

Eigenartig, von einem glücklichen Gedanken ausgehend, ist auch die Einrichtung eines „Ehekurses", der einer Fortbildungsschule des „kaufmännischen Verbandes für weibliche Angestellte" in Berlin angegliedert wurde und bei Bräuten namentlich, die sich für ihren Frauen- und Mutterberuf in vernünftiger Weise vorbereiten wollen, großen Anklang findet.

Zum Besuch einer Fortbildungsschule lockt in den meisten Fällen wohl noch die Hoffnung auf bessere Erwerbsaussichten. Staunen erregt dagegen, speziell in Berlin, der lebhafte Zuspruch, den in Wien die „Haushaltungs-Abendkurse für Arbeiterinnen" von seiten dieser finden. Auch auf dem Gebiete der landwirtschaftlichen Haushaltungs- und Fortbildungsschulen steht Österreich in erster Reihe. Hier sei einer in der Konferenz sehr anerkennend besprochenen Einrichtung in Deutschland gedacht, die in dem Gedanken geschaffen wurde, in einigen Orten derartige Schulen oder Wanderkurse zu ersetzen. Es ist die erst seit wenigen Jahren bestehende, sich trefflich bewährende Schule der „Landpflegerinnen". Mädchen oder Frauen mit der Vorbildung einer Lehrerin, erweitert noch durch eingehende Studien in Kindergarten und Kinderhort, einjährigen Aufenthalt in einer ländlichen Wirtschaftsschule, werden aufs Land entsendet, wo Gemeinde und Grundbesitzer für ihre Unterkunft sorgen und sie anstellen. (Vorläufig noch mit dem Minimalgehalt von 300 Mk.) Sie sind dort lebendige Auskunftsstelle für alles: Krankenpflege, Geselligkeit, hauswirtschaftlichen Unterricht, Handarbeit, Kinderpflege, Erziehungsfragen usw. Natürlich spielt die persönliche Beanlagung bei dieser schwierigen Stellung und ihren Erfolgen eine ganz besondere Rolle. Der in Berlin im Jahre 1907 entstandene „Deutsche Landpflegeverband" beschäftigt sich jetzt mit der Heranbildung solcher Pflegerinnen, die später als Kulturträgerinnen wirken sollen. Und für diese Aufgabe der Kulturpflege sollen die Frauen überhaupt besser vorbereitet und gewappnet werden, als es bisher geschah. Dazu gehört auch, daß die Forderungen des Außenlebens nicht blind und taub für die des Innen- und Kleinlebens machen.

Der Austausch gemachter Erfahrungen ist besonders dann von bleibendem Wert, wenn übereinstimmende Ansichten und Erfolge für das Gute und Nützliche einer Sache den Beweis erbringen und so die eigenen Kräfte zum Festhalten daran, zum Kampfe dafür stärken. Mit solcher Einhelligkeit kam man bei dieser Konferenz stets auf den Haushaltungsunterricht in der Volksschule zurück. Immer wieder wurde betont, daß selbst die durchgeführte obligatorische Fortbildungsschule, das Idealbild der Zukunft, kein

Hindernis sein dürfe, mit solchem Unterricht schon in der Volksschule zu beginnen. So sehr hat eine Institution festen Boden gefaßt und sich bewährt, zu der zuerst mehr Zwang und Not führten. Mit einem hübschen Ausspruch begleitet Auguste Förster ihre persönlichen Erfahrungen und Beobachtungen über den hauswirtschaftlichen Volksschulunterricht: „In wie vielen Lebenslagen haben wir Frauen nur durch die Hände und ihr Wirken die Möglichkeit, unser Innenleben, Empfindungen und Gedanken an den Tag treten zu lassen.“

Und darum soll des Geistes Arbeit nicht die der Hände herabsetzen, verachten lehren oder dazu unfähig machen, sondern sie nur fördern, adeln und beseelen! Helene Migerka.

*

Zum 60. Geburtstag Anton E. Schönbachs. In Graz feierte in aller Stille am 29. Mai der Germanist Anton E. Schönbach seinen 60. Geburtstag. Was der amerikanische Prediger und Dichter Emerson aus dem innigen Kontakt mit der Natur gewonnen, das eröffnete sich dem Gelehrten Schönbach aus den Werken des Mittelalters. Aus der Erkenntnis, daß die lateinische und die deutsche Literatur des Mittelalters eine Einheit bilden, erwuchs für ihn die Notwendigkeit, nicht nur die geistliche, sondern auch die weltliche Dichtung mit der kirchlichen Literatur in Zusammenhang zu bringen. Schönbachs Werke sind monumentale Bruchstücke der ihm einst von Müllenhoff zugewiesenen Lebensarbeit, „die Geschichte des Wesens der deutschen Nation im Mittelalter, wie es sich in der Poesie ausprägt, auch von der Seite des Christentums anzugreifen“. Die Geschichte des germanischen Christentums ist daraus freilich nicht geworden; aber auch Müllenhoffs gewaltige „Altertumskunde“ blieb ein Torso. Schönbach, dem wir so viele Gaben aus dem Gebiete der älteren Literatur verdanken, hat mit gleich lebhaftem Interesse auch den literarischen Erscheinungen der Gegenwart seine Aufmerksamkeit zugewendet. Es dürfte unter den gebildeten Deutschen nur wenige geben, die sein populärstes Werk „Über Lesen und Bildung“ und seine „Gesammelte Aufsätze zur neueren Literatur“ nicht kennen. Was seither an Aufsätzen erschienen ist, hoffen wir wohl recht bald in einem schmucken Bande zu erhalten. Max Pirker.

*

Kunst und Auge. Die jüngst in Wien stattgefundene Goya-Ausstellung, zu der alle Wiener Kunstfreunde pilgerten, hat Anlaß zu der Erörterung eines Themas gegeben, das auf das Interesse weiterer Kreise rechnen kann. Es wurde seitens eines hervorragenden Kunstkritikers die Malweise von Goya mit seiner Schwachsichtigkeit in Verbindung gebracht und darauf hingewiesen, daß die ehrlichsten Vertreter des Impressionismus zu ihrer malerischen Auffassung nur durch ihre Schwachsichtigkeit (Astigmatismus) gelangt seien. Es wäre nun in dieser Beziehung hervorzuheben, daß ein Wiener Arzt Dr. Alfred Adler die Minderwertigkeit des Sehorganes bei den schaffenden Künstlern in sehr geistvoller Weise zur Stütze einer neuen Theorie der Organminderwertigkeit herangezogen hat. Dr. Adler verweist auf den bekannten bolognesischen Maler des 17. Jahrhunderts Guercino, der seinen Namen (der kleine Schieler) erhielt, weil er von Jugend auf schielte. Schon mit 8 Jahren malte er ohne Lehrer eine Madonna. Dr. Adler erinnert ferner an Piero della Francesca, einen bedeutenden Maler des 15. Jahrhunderts, der ein treffliches Buch über Perspektive schrieb, die er in vollkommener, seine Zeitgenossen weit überragender Weise beherrschte. Er soll, wie Vasari erzählt, im Alter erblindet sein, was allerdings von der neueren Kunstwissenschaft bestritten wird. Von neueren mit Sehfehlern behafteten Künstlern werden von Dr. Adler Lenbach, der bekanntlich nur auf einem Auge sah, der ungemein kurzsichtige Mateyko, der Vater des modernen Impressionismus, Eduard Manet, der astigmatisch war, erwähnt. Einer freundlichen Mitteilung von Professor A. F. Seligmann verdanke ich noch einige Namen von anderen Künstlern, die in dieser Beziehung erwähnenswert sind, so den berühmten englischen Landschaftsmaler Turner, der später blaublind wurde, Schönleber, den bekannten deutschen Landschafter, der bloß auf einem Auge sah, und unseren jetzt in der retrospektiven Ausstellung zu neuen Ehren gekommenen Leopold Müller, der besonders kurzsichtig war. Von Lenbach möchte ich hinzufügen, daß ihn seine schon in der Jugend vorhandene Schwachsichtigkeit gerade dazu führte, den väterlichen Beruf des Maurerhandwerks, zu dem er ursprünglich bestimmt war, zu verlassen, weil seine Augen das Plänezeichnen nicht vertrugen. Ferner möchte ich Adolf Menzel zur Diskussion stellen, den Wilhelm Leibl das einzige Malerauge Deutschlands nannte. Hier wäre festzustellen, ob der Meister, dessen forschend blitzende Augen erst jüngst auf der in der Kunsthandlung Heller ausgestellten prachtvollen Radierung von Stauffer-Bern hinter den ungewöhnlich großen Brillengläsern hervorleuchteten, erst im Alter kurzsichtig wurde. An den Kunstschulen sollen, wie Dr. Adler mitteilt, Untersuchungen bei 70% Augenanomalien ergeben haben. Dr. Adler weist ferner auf Gesichtsanomalien bei hervorragenden Dichtern hin, Schiller z. B., der schwache Augen hatte, wiederholt an Augenentzündungen litt und den Kinderfehler des Blinzelns bis zum Mannesalter besaß. Ich möchte noch auf Gustav Freytag hinweisen, der trotz hoher Kurzsichtigkeit sich keiner Brille bediente und der in seinen Erinnerungen erzählt, wie er durch Schwachsichtigkeit in seinem dichterischen Schaffen beeinflußt wurde.

Dr. Adler vertieft nun diese Beispiele dahin, daß Organminderwertigkeit einen Überwindungstrieb auslöst, der gerade in der Besiegung der entgegenstehenden Schwierigkeiten seinen Triumph feiert. Er erinnert an Demosthenes und den feurigen Redner der Revolutionszeit Camille Desmoulins, die beide Stotterer waren und sich trotzdem zur höchsten Stufe der Beredsamkeit aufschwangen. Er verweist auf häufig vorkommende Gehöranomalien bei Musikern, in welcher Beziehung die zur Taubheit führenden Gehörkrankheiten von Beethoven und Robert Franz die bekanntesten Beispiele sind.

Es steht mir nicht zu, über den Wert oder Unwert der Theorie von Dr. Adler, der seine Ansichten in einer Schrift über die Minderwertigkeit der Organe niederlegte und erst vor kurzem in der philosophischen Gesellschaft einen sehr anregenden Vortrag über dieses Thema hielt, ein Urteil abzugeben; es läßt sich ja eine Reihe von ganz Großen in der Kunst anführen, von welchen Sinnesanomalien nicht bekannt sind. Zweck dieser Zeilen ist nur, die Aufmerksamkeit der Kunst- und Literarhistoriker auf dieses bisher fast gänzlich vernachlässigte Gebiet zu lenken, sie anzuregen, den Wechselbeziehungen zwischen Sehorgan und Mal-, respektive Dichtungsweise in exakterer Art, als dies bisher üblich war, nachzugehen. Zu erwähnen wäre noch, daß auf diesem Gebiete auch der Kunstschriftsteller Professor A. F. Seligmann zu einem ähnlichen Resultate kam; der Arzt also auf Grund der wissenschaftlichen Organerforschung, der Schriftsteller, und ausübende Künstler vom Standpunkte der künstlerischen Anschauung.

Kommerzialrat Julius Reich.

*

Wiener Theater. Wenn bei uns die Schlierseer mimen und Gabor Steiner in „Venedig in Wien" seinen theatralischen Großbetrieb eröffnet hat, dann steht die Saison unmittelbar vor ihrem Ende und man darf über seine Abende frei verfügen, ohne erst die Theaterspielpläne befragen zu müssen. Tauchen auch da und dort noch immer Premieren auf, der Verlust ist selten groß, wenn man sie nicht besucht. Mitunter aber findet sich doch auch wieder ein Stück, von dem man sich dann wundert, wie es in den Restenausverkauf hineingekommen sein mag. Ein solches Stück ist Thaddäus Rittners Schauspiel „Das kleine Heim", mit dessen Erstaufführung sich das Deutsche Volkstheater — wieder einmal: ein wenig spät, aber doch! — seiner moralischen Pflicht zur Förderung der heimischen Produktion besonnen hat. Unschwer sind die Vorbilder zum „Kleinen Heim" in Ibsens „Nora" und in Gerhart Hauptmanns „Einsamen Menschen" zu finden. Doch es waltet bei Rittner genug poetisches Eigenleben, so daß man sich aufrichtig der schönen Begabung freuen darf, die sich da dem Theater verheißungsvoll ankündigt. Freilich wurzelt dieses poetische Eigenleben noch tief im nationalen Stammesempfinden Thaddäus Rittners, so tief, daß sie dem deutschen Zuschauer nicht ganz rein in die Erscheinung tritt. Zudem wird im Deutschen Volkstheater das Stück, das an polnisches Milieu gebunden ist, so gegeben, daß dieses nicht sinnfällig wird, sondern jedermann wähnt, das Drama spiele in einer kleinen deutschen Provinzstadt. Dadurch dünkt uns manches Sprunghafte, das im polnischen Nationalcharakter seine natürliche Erklärung findet, als übertrieben oder nicht genügend psychologisch motiviert, wie auch mancher feine lyrisch-schwärmerische Zug befremdet, nur weil er in heterogenen Mischungen erscheint, die unserem nationalen Empfinden ungewohnt sind. Wie in Krakau und in Lemberg, wo diese an poetischen Zügen reiche, im Dialog vornehme, aber, wie gesagt, in ihrer Diktion noch nicht ganz selbständige Doppeltragödie schon früher in polnischer Sprache aufgeführt worden war, erzielte das „Kleine Heim" auch bei seiner deutschen Uraufführung im Deutschen Volkstheater einen schmeichelhaften Aufmunterungserfolg, an dem die vorzügliche Darstellung redlichen Anteil hatte. Es war, als wäre ein frischer künstlerischer Geist in das oft nicht sehr wählerische Musenheim auf der Bellaria eingezogen und in seinem Gefolge begrüßte man Herrn Edthofer als eine junge Kraft, die sich dem bewährten Ensemble gleich bei ihrem Debüt erfolgreich einfügte.

Das Deutsche Volkstheater war in den letzten Tagen auch der Schauplatz einer literarischen Ausgrabung, der man mit berechtigtem Interesse entgegensah. Johann Nestroys verschollene Posse „Die Freiheit in Krähwinkel" wurde, 60 Jahre nach ihrer Entstehung, wieder aufgeführt und wirkte durch die Kraft ihres satirischen Witzes so frisch und zündend und durch die altväterische Führung der Handlung zugleich so anheimelnd, daß man sich auf zwei Stunden zurückversetzt fühlte in jene bewegten Wiener Märztage, denen trotz Barrikaden und Liguorianern der wohlige Lawendelgeruch der guten alten Zeit anhaftet. Die Anregung zu dieser denkwürdigen Wiederaufführung war vom Verein „Freie Volksbühne" ausgegangen, dessen Mitglieder zum ersten Male im Deutschen Volkstheater gastliche Aufnahme fanden und die politische Satire mit lachendem Jubel begrüßten. Nur 36 Aufführungen hatte das Werk im Jahre 1848 erlebt. Dann wurde es verboten und seither ist nur einmal — in den siebziger Jahren — der Versuch unternommen worden, es auf die Bühne zu bringen. Aber ohne Erfolg. Nun die Posse nach 60 Jahren wiedererstanden, fand sie auf der Bellaria, namentlich in den Herren Thaller, Homma, Russeck und Czasta, die rechten

Darsteller, um ihre satirische Schlagkraft aufs neue zu bewähren. Der Name Nestroys ist doch kein leerer Wahn. So wenig wie die Vorstellung von glanzvollen Wiener Theatertagen, die sich an ihn und Ferdinand Raimund knüpft; so wenig wie der romantische Zauber, der auf den alten Ruinen und Burgen der Wachau liegt und dessen man sich wieder zu besinnen beginnt. In eine vom Komitee zur Erhaltung der Kunstdenkmale in Dürnstein veranstaltete Festakademie fiel jüngst ein freundlich schimmernder Strahl dieses holden Zaubers aus dem Sagenspiel „Auf Burg Dürnstein" von Gisela Freiin von Berger, für die Bühne eingerichtet von Alfred Freiherrn von Berger und dargestellt von Hofschauspielern. Wie Blondel König Richard Löwenherz, den zu suchen er mit der Spielmannslaute ausgezogen war, durch die Wundermacht des Liedes auf Dürnstein in Gefangenschaft findet, das bildet den Inhalt des dramatischen Gelegenheitsgedichtes, dessen vornehmlich rhetorische Wirkungen durch die Sprechkunst einiger Hofschauspieler wesentlich erhöht wurden. Frau Hohenfels, die den Blondel gab, hatte wieder Gelegenheit, knabenhafte Treuherzigkeit und Schalkhaftigkeit mit lyrischer Empfindsamkeit zu verbinden, und das ist bei ihr immer von einem süß-innigen Wohllaut, als hörte man Nachtigallen schluchzen, und von einer ungewöhnlichen Anmut, als wäre ein griechischer Götterjüngling vom Olymp herabgestiegen. Neben Herrn Kainz, der die wenigen Verse des Streiters aus dem Heiligen Lande wie eine jauchzende Jubelfanfare in den Saal schmetterte, erfreuten durch ihre Mitwirkung noch die Herren Paulsen und Löwe und Fräulein Mell.

Vor einigen Wochen waren in Berlin zwei holländische Schauspieltruppen zu Gast: im Hebbeltheater die „Nederlandische Tooneelvereiniging" und im Lustspielhaus eine zusammengewürfelte Gesellschaft mit H. de Vries, dem berühmtesten holländischen Charakterdarsteller, an der Spitze. Dieser hat sich nun zu Gastspielzwecken von Hermann Heijermans à la Fregoli einen Gerichtsakt „Der Brandstifter" auf den Leib schreiben lassen, der ihm Gelegenheit gibt, in nicht weniger als sieben voneinander verschiedenen Rollen aufzutreten, als Angeklagter und als Zeugen der Verhandlung. Direktor Jarno, der immer nach dem Neuesten aus ist, hat sich beeilt, diese holländische Sensation für sich zu gewinnen, damit ihm niemand anderer zuvorkomme. So kann man ihn jetzt im Lustspieltheater als Verwandlungskünstler bewundern. Auch wer solchen Virtuosenscherzen abhold ist, wird der Wahrheit die Ehre geben müssen, daß Jarno zum Teile mit Erfolg bemüht ist, durch psychologische Charakterisierungs- und Differenzierungskunst den Einakter über die Darbietungen des Zirkus zu erheben. Den Abend füllen noch drei andere neue Einakter aus, darunter Courtelines zwei satirische Schnurren: „Sein Geldbrief" und „Die Wage". Man hat im Lustspieltheater schon bessere Stücke Courtelines gesehen, noch nie aber eine so widerliche Komödie wie den ebenfalls französischen Schwank „Die gute Wirtin", der am Rande eines offenen Bettes zwischen einer alten Vettel und einem jungen Studenten spielt. Im Bürgertheater hat sich die Tugend zu Tisch gesetzt, nachdem sich das Laster erbrochen. Man ist dort von der Pikanterie und Sensation zum ursprünglichen Programm zurückgekehrt, und die Rückkehr vollzog sich in zwei Stücken, die an bürgerlicher Sittsamkeit und Harmlosigkeit es mit den ältesten Volksstücken und Schwänken aufnehmen können. Läßt man sich von dem christlichen Grundsatz leiten, daß über einen reuigen Sünder mehr Freude zu herrschen habe, als über zehn Gerechte, dann vermag man weder dem Schauspiel „Die Gönner" von Oskar Fronz, noch dem Schwanke „Der rechte Mann" von F. O. Buchner und K. Schönfeld Schlimmes nachzusagen. Wohl auch nichts Gutes. Im Raimundtheater ist man bestrebt, die günstige Konjunktur auszunutzen, die sich ihm heuer in der Schwankfirma Engel und Horst und in dem Gastspiel der Frau Dirkens unvermutet darbot. So ließ man dem erfolgreichen Schwank „Die blaue Maus" unter dem Titel „Seine Kleine" von der gleichen Firma ein ähnliches Lachgasprodukt mit Frau Dirkens in der weiblichen Hauptrolle folgen. Auch darin ist die Lustigkeit von einer Leichtigkeit, die das Gedächtnis nicht beschwert. Nur wenige erinnerten sich, daß derselbe Schwank unter dem Titel „Diskretion" schon vor fünf Jahren im Deutschen Volkstheater aufgeführt worden ist. Sonst waren um diese Zeit im Raimundtheater schon die Schlierseer, heuer spielen sie auf der Währinger Bühne. Es ist immer das gleiche, was sie spielen, und wer kein „heuriger Has'" ist, kann stolz seinen Schiller zitieren: „Die braune Liesel erkenn' ich am Geläute."

Theodor Antropp.

„Österreichische Rundschau", XV., 5.
Redaktionsschluß 27. Mai 1908.
Ausgegeben 1. Juni 1908.
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Leopold Freiherr von Chlumecky, Dr. Karl Glossy, Dr. Felix Freiherr von Oppenheimer.
Chefredakteur: Dr. Karl Glossy. Verantwortlicher Redakteur: Karl Junker.

Notizen.

Am 23. Mai lief zum ersten Male der neue Schraubendampfer „Martha Washington“ der Austro-Americana nach einer Rundfahrt im Golf von Triest nach New-York via Patras und Palermo aus. Der Dampfer ist 140 m lang, 17 m breit und taucht 8·5 m; er faßt 8145 Bruttoregistertonnen und hat ein Deplacement von 14.000 Tonnen, er entwickelt 7500 Pferdekräfte, die ihm eine Geschwindigkeit von 17·5 Meilen oder 32½ km in der Stunde verleihen; er ist somit das größte und mächtigste Schiff der österreichisch-ungarischen Handelsmarine.

Der Dampfer wird den Eildienst zwischen Triest und New-York besorgen. Er besitzt 7 Decks, hat 70 Plätze in der I. und 130 Plätze in der II. Kajüte, während im Zwischendeck 2000 Auswanderer bequeme Unterkunft finden; alle Kajüten sind Außenräume und sämtlich auf Deck gelegen, so daß die größte Sicherheit bei vorzüglicher Lüftung der Räume erzielt worden ist. Alle Räume sind elektrisch beleuchtet und mit elektrischen Ventilatoren ausgestattet.

In keiner Kajüte I. Klasse sind die Betten übereinander gelagert. Dieses unbequeme System wurde bei der „Martha Washington“ total beseitigt. Die Erwärmung der Passagierräume wird mittels des neuen hygienischen Systems „Thermotank“ bewerkstelligt. Drei neueste maritime Vorrichtungen; der „Telomotor“ ein automatischer Antrieb des Steuer-Apparates auf der Kommandobrücke, der akustische Untersee-Signalapparat und das automatische Nebelhorn sind auf diesem Dampfer angebracht. An Bord befindet sich auch eine Telegraphen-Station für drahtlose Telegraphie System Marconi.

*

Büchereinlauf.

Das alte Mädchen. Von Mathilde Stubenberg. Verlag Franz Deuticke Leipzig und Wien, 1908. Preis *K* 4.—.

Der Infanteriekampf in der oberitalienischen Tiefebene. Von einem Generalstabsoffizier. Wien 1907. Verlag von L. W. Seidel & Sohn, k. u. k. Hofbuchhändler.

Kultur und Fortschritt: „Sozialer Fortschritt.“ Hefte für Volkswirtschaft, Sozialpolitik, Frauenfrage, Rechtspflege und Kulturinteressen. Der österreichisch-ungarische Ausgleich von Friedrich Gärtner. — Vereins- und Versammlungsrecht. Von Dr. jur. Alexander Elster. — Das Frauenstimmrecht in den verschiedenen Ländern. Von Adelheid v. Welczek. — Soziales Strafrecht. Von Dr. jur. Siegfried Weinberg. — Die Berufstätigkeit des weiblichen Geschlechts und die Berufswahl der Mädchen. Von Frau Henriette Fürth. — Die Lage und Entwicklung der italienischen Industrie im Vergleich zur deutschen. Von L. Paolett. — Die Wohnungsaufsicht. Von W. v. Kalckstein.

Kunstanalysen aus neunzehn Jahrhunderten. Ein Handbuch für die Betrachtung von Kunstwerken. Von Prof. Dr. Bertold Haendcke. Verlag von Georg Westermann in Braunschweig.

Österreichische Kunsttopographie. Herausgegeben von der k. k. Zentral-Kommission für Kunst und historische Denkmale. Band I. Politischer Bezirk Krems. Wien 1907, in Kommission bei Anton Schroll & Co., Kunstverlag Wien, I.

Jüdische Geschichte. Von Dr. M. Braun. Breslau, Verlag von H. F. Adolf Thalwitzer. Preis *K* —.60. In Glanzleinen *K* —.80.

Morale en Action Porfirio Diaz et son oeuvre par un Soldat de la Vielle Garde. Verlag Mexiko „La Europea“ de J. Aquilar Vera y. Cia S. en C. Calle de Santa Clara num 15 (1907).

Ce que l'Armée peut être pour la Nation. Par A. Fastrez. Verlag Misch et Thron, Bruxelles et Leipzig 1907.

Arbeitermangel und Auswanderung. Von Arthur Friedmann. Referat, erstattet vom Zentralausschuß des „Bund Österreichischer Industrieller“. Wien 1907. Verlag des „Bund Österreichischer Industrieller“.

Aus den Papieren eines Wiener Verlegers 1858 bis 1897; Persönliches, Literarisches, Theatralisches. Herausgegeben von Friedrich Arnold Mayer. Wien und Leipzig 1908. Wilhelm Braumüller, k. u. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler.

Ferdinand Raimund. Bilder aus einem Dichterleben in 4 Akten und einem Vorspiel. Von Ella Hruschka, Berlin-Leipzig. Modernes Verlagsbureau Curt Wigand, 1907.

Anleitung zur praktischen Kaninchenzucht. Von Alfred Russo. Verlag der k. k. Landwirtschafts-Gesellschaft Wien.

Die drahtlose Telegraphie im internen Recht und Völkerrecht. Von Professor Dr. F. Meili. Verlag des Art. Institut Orell Füßli, Zürich.

Wolffs Poetischer Hausschatz des Deutschen Volkes. Völlig erneut durch Dr. Heinrich Fränkel. Mit Geleitwort von Geheimrat Professor Dr. Wilhelm Münch. Verlag von Otto Wigand, Leipzig.

Der Kampf um Rom von Ricarda Huch. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt.

Technisch-volkswirtschaftliche Monographien. Herausgegeben von Dr. Ludwig Sinzheimer. I. Band. Die volkswirtschaftliche Bedeutung des technischen Entwicklung der deutschen Zuckerindustrie. Von Dr. K. Schuckart, dipl. Ingenieur.

II. Band. Die ökonomische Bedeutung der Technik in der Seeschiffahrt. Von Hermann Justus Haarmann, Dr. der Staatswirtschaft. Leipzig 1908, Verlag von Dr. Werner Klinkhardt.

Im Büchsenlicht. Geschichten eines Jägers. Von Friedrich Freiherr v. Gagern. Wien und Leipzig 1908, Verlag von Wilhelm Braumüller, k. u. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler.

Die deutsche Frau um die Jahrhundertwende. Statistische Studie zur Frauenfrage. Von Elisabeth Gnauck-Kühne. Berlin 1907, Verlag von Otto Liebmann, Verlagsbuchhandlung für Rechts- und Staatswissenschaften.

Zwischen Dichtung und Philosophie. Gesammelte Aufsätze von Johannes Volkelt. München 1908, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck).

Die hier angezeigten Bücher können durch R. Lechner (Wilhelm Müller), k. u. k. Hof- u. Universitäts-Buchhandlung, Wien I., Graben 31, bezogen werden.

Redaktion und Administration: Wien I., Brännerstraße 4/6. Telephon 10.817.
Sprechstunde: Dienstag und Mittwoch von 6 bis 7 Uhr abends
Unverlangte Manuskripte ohne Rückporto werden nicht zurückgestellt.
Verlag: Wien und Leipzig. K. u. k. Hof-Buchdruckerei und Hof-Verlags-Buchhandlung Carl Fromme.
Papier: Schlöglmühl.


C. SCHEMB
& SÖH
k. u. k.
Hof-Brückenwaagen-
WIEN
I. Akademiestr

Ziele und Zukunft der Albanesen.

Eine hervorragende, derzeit in Konstantinopel lebende Persönlichkeit albanischer Abstammung hat unserem Mitherausgeber Leopold Freiherrn v. Chlumecky ein politisches Memorandum übersendet, das wir als sehr instruktiven Beitrag über das westbalkanische Problem seinem wesentlichen Inhalte nach wiedergeben.

* * *

Konstantinopel, den 14. April 1908.

Mein Herr!

Den Anlaß zu diesen Zeilen gaben Sie selbst, oder vielmehr Ihr „Österreich und Italien“ *, das mich auf den Gedanken brachte — heute, wo die Balkanpolitik in eine neue Phase ihrer Entwicklung zu treten scheint — Ihnen, und durch Sie vielleicht einem größeren Kreise, über manches eine Aufklärung zu geben.

Es liegt durchaus nicht in meiner Absicht, eine Kritik Ihres vorzüglichen Werkes vorzunehmen, wozu ich mich nicht berufen fühle; ich will in den nachstehenden Zeilen nur ein Bild der physischen, moralischen und politischen Zustände Albaniens geben und die Möglichkeit erwägen, wie diese zu ändern wären. Werde ich mich dazu als Anhaltspunkt besonders eines Kapitels und einiger Stellen Ihres Werkes bedienen müssen, so will ich um so mehr nach Kräften trachten, durch eine unparteiische Einsicht, meinen allzu großen Eifer, der guten Sache — der Wahrheit — dienen zu wollen, Ihre Verzeihung und Ihre Achtung zu gewinnen.

Von Geburt Albanese, habe ich stets mit großem Interesse alles, was den Balkan und speziell Albanien betrifft, verfolgt. Und um so mehr betrübt es mich natürlich, wenn ich über dieses Land und dessen Bewohner Meinungen ausgesprochen finde, die von ihrem Verbreitungsgebiete, Bologna, Cetinje, Belgrad und Athen ausgenommen, anderswo weder geschrieben noch gelesen werden sollten. Ich muß dagegen mit Freuden gestehen, daß in Österreich seit neuester Zeit einige Reisebeschreibungen erschienen sind, die für uns Albanesen besonders in wohltuendster Weise mit den bekannten Journalistenfanfaronaden eines Vico di Montegazza oder Battista Pellegrini kontrastieren. Aber wie wenig zahlreich sind sie, welch unbedeutenden Einfluß können sie auf die öffentliche Meinung und was für uns wichtiger ist, auf jene der maßgebenden Kreise ausüben! Noch immer ist Albanien ein unbekanntes Land und so konnte es geschehen, daß mich vor drei Jahren ein Botschafter verwundert fragte, warum sich die Albanesen Kossovos den Reformen und den Serben gegenüber so widerspenstig zeigten. „Sie sind ja auch Slawen!“ fügte Seine Exzellenz hinzu! — sic! — Zu derselben Zeit erklärte mir

* „Österreich-Ungarn und Italien. Das westbalkanische Problem und Italiens Kampf um die Vorherrschaft in der Adria“. Von Leopold Freiherrn von Chlumecky. 2. Auflage. Wien. Deuticke 1907.

ein italienischer Minister, daß seine Regierung, ihre Rechte „sul' l' altra sponda" energisch zu verteidigen gedenke, da sie dazu durch „di più di 50,000 sudditi Italiani é un millione di latini" berufen sei! Ich kenne leider die statistische Quelle, aus der dieser Herr seine genauen Kenntnisse geschöpft hat, nicht, zweifle aber dessenungeachtet keinen Augenblick, daß er in Italien nicht der Einzige ist, dies zu behaupten. Ich will hier von den historischen Beweisen, die mir ein griechischer Minister — selbst albanesischer Abstammung — von der nahen Verwandtschaft der beiden Völker und ihrer natürlichen Zusammengehörigkeit, sowie von den ethnographischen, die mir ein früherer Ministerpräsident Serbiens von denjenigen der Nordalbanesen mit den Serben klar zu machen versuchten, nicht weiter reden, sie kennen diese Behauptungen vielleicht besser wie ich! Ich finde, daß es für uns Albanesen traurig und entmutigend ist, wenn selbst die wichtigsten Persönlichkeiten jener Staaten und jener Völker, von denen wir einzig und allein eine edle, zivilisatorische Unterstützung erwarten dürfen, in die Fußtapfen der bekannten Zeitungspolemiker zu treten beginnen, die sie, der Humanität zuliebe, strengstens mißbilligen sollten!

Um so mehr hat es mich gefreut, zu bemerken, mit welcher Sicherheit Sie die heikelsten Fragen der Balkanpolitik zu berühren und zu klären verstanden haben, die, weil sie wahre Brennpunkte sind, von den Politikern selten gelüftet, von den parteiischen Schriftstellern dagegen nach ihrer Art verunstaltet worden sind.

Ihre Anschauungen sind, bis auf einige Punkte, die ich mir die Freiheit nehmen werde, näher zu bestimmen, nicht nur für die Monarchie, sondern auch für die Balkanvölker die einzig richtigen! Nur die Art, mit der Sie, besonders in einem Falle, die Durchführung dieser Politik ins Werk setzten, finde ich unzweckmäßig! Denn ich glaube, daß dort, wo die Möglichkeit vorhanden ist, durch eine friedliche, kommerzielle Invasion denselben Zweck zu erreichen, — und zwar leichter als durch eine wahre Exterminationspolitik, man jedenfalls den bequemeren Weg einschlagen wird. Ich wundere mich aber nicht, daß auch Sie der Albanesen in nicht besonders wohlgesinnter Weise gedenken! Der Landeszustände unkundig, haben auch Sie sich durch die parteiischen Ansichten verleiten lassen, gegen das unglücklichste Volk der Balkankonglomeration, einen wahren Vernichtungskrieg für gerecht zu erklären, wo er wirklich am ungerechtesten angebracht wäre!

Ich will im folgenden nicht als Albanese sprechen; ich will mich vielmehr auf Ihren Standpunkt als österreichischer Diplomat stellen und die Aufklärung der Situation versuchen, die falsche Auffassung in Österreich von der albanesischen Politik erklären. Mein Zweck wird kein anderer sein, als die Bestätigung Ihrer Ansichten, über die Mission der Monarchie auf dem Balkan, zu versuchen; es wird sich nur dadurch unterscheiden, daß meine Mittel, dies durchzuführen, natürliche, nicht gezwungene sein werden, daß ich die Konkurrenz Italiens in Albanien für nicht allzu gefährlich halte, und daß endlich Österreich-Ungarn zur Bekämpfung dieser, nicht wie Sie meinen, den Beistand der Griechen benötigt, sondern diesen ganz einfach bei den Albanesen finden kann.

Die heutigen Zustände des Osmanischen Reiches gleichen jenen, wie sie die griechische Revolution zu Beginn des vorigen Jahrhunderts schuf. Wie zu den

Zeiten der Ypsilantis, Karavias, Sutzos, ist es auch heute einigen Agitatoren gelungen, die Ruhe friedlicher Provinzen zu stören, Haß und Verfolgung zwischen Völkern zu erwecken, die Jahrhunderte lang, vielleicht glücklich unter gleichen Sitten und Gebräuchen gelebt und die sich stets nur in bezug auf ihre Religion verschieden gehalten haben.

Banden und revolutionäre Komitees sind es auch heute, die genau nach dem Muster der griechischen Hetärien gebildet, der heiligen Sache der Freiheit wegen, wehrlose Menschen töten, Dörfer und Städte anzünden, und dabei das Mitleid der zivilisierten Welt anrufen, das auch wieder in der Entente einiger Mächte, zur Beruhigung des Balkans, sich kund gibt. „Je mannigfaltiger dieses Spiel wird, desto einförmiger bleibt dennoch sein Ziel!" Durch nichts kann die Richtigkeit dieser vielleicht parador klingenden Phrase besser bewiesen werden, als durch den burlesken, internationalen Eifer, der periodisch, unter dem humanen Vorwande, die Rechte unglücklicher Christen zu wahren, sich zu erkennen gibt und hinter dem der wahre Zweck, dem türkischen Reiche eine neue Provinz zu entreißen, sich nur schlecht dissimuliert!

Uns Albanesen mißfällt eine schnelle Lösung der Balkanfrage! Sie kann, nach dem Zustande gerechnet, in dem wir Albanesen uns heute befinden, nur schaden, niemals nutzen. Das Volk ist noch nicht auf jener geistigen Höhe, auf der es gegen fremde Aspirationen siegreich ankämpfen könnte. Dem Albanesen ist sein Nationalbewußtsein noch nicht klar geworden; er mußte darum in der Menge der ihn umgebenden Völker eine untergeordnete Stellung einnehmen. Sein stolzer, ehrgeiziger, habsüchtiger Charakter widersetzt sich einer Herabsetzung; er würde aber dennoch dem fremden Idiom, der fremden Nationalität, die ihm die kulturfähigste erscheint, vor der seinigen den Vorzug geben. Eine derartige Metamorphose ist gleichbedeutend mit unserer Vernichtung und wir halten uns für verpflichtet, nach Kräften dagegen zu kämpfen.

Hier glaube ich näher bestimmen zu müssen, was wir erhoffen! Man ist geneigt, die Ansprüche der Balkanvölker mit einem skeptischen Lächeln zu erwarten. In ihnen ist in der Tat alles — „groß" — wie die Phantasie, die sie erzeugt. Doch vielleicht mit Recht! Denn, wer ein Klein-Griechenland, Bulgarien, Serbien, Montenegro, auf dem morschen Boden des Balkans aufschießen gesehen hat, kann sich auch leicht ein größeres Format dieser Pilze vorstellen. Anders ist es mit den Albanesen! Uns fehlen selbst die kleinsten Grundlagen, um darauf größere Luftschlösser bauen zu können. Wir haben nicht nur nicht ein — Klein-Albanien gesehen, sondern sind fast zur Einsicht gekommen, daß es überhaupt keines gibt. Man klagt uns mit Unrecht an, daß auch wir am Balkan-Größenwahn leiden. Der Zweck eine solche Meinung zu verbreiten, ist ganz dem Geiste seiner Anstifter und Erfinder entsprechend! Wer sind diese aber? Leute, die aus irgend einem Grunde ihre Heimat haben verlassen müssen und die den Überfluß an eingebildeter Energie nicht besser zu verwenden imstande sind, als durch die Veröffentlichung sehr minderwertiger, albanesischer politischer Zeitschriften in Brüssel, Athen, Neapel und Sofia, welche dazu beitragen, die öffentliche Meinung eher gegen, als für uns zu stimmen. Sie haben in Albanien selbst keine Bedeutung! Denn dank der Vorsorge der türkischen Behörden für jeden albanesisch geschriebenen Zettel Festungshaft oder Ver-

bannung zu verhängen, müssen sie für die Meisten eine terra incognita bleiben. Wie nun diese Zeitschriften trotzdem zu bestehen vermögen, würde vielleicht ein Rätsel sein, wenn man nicht zwischen den Zeilen der zeitweilig erscheinenden Feuilletons die mysteriöse Hand erraten könnte, die ihnen eine, wenn auch sehr ärmliche Existenz sichert. Dieses einfache Bild der national-geistigen Agitationen der Albanesen im Auslande ist vielleicht genügend, um zu erkennen, wie wenig Bedeutung sie besitzen und wie unabhängig von den wahren Gefühlen des Volkes sie sich stellen. Was jene im Lande selbst anbelangt, so habe ich schon angedeutet, daß sie durch den Terrorismus der Regierung vernichtet, gleich Null sind! Der gebildete Teil der Albanesen, der auf den in politischen Fragen ganz willenlosen Demos einen Einfluß hat, ist dagegen in den Ansichten und Hoffnungen, die ich zu erörtern trachten werde, vollkommen einig. Daß diese nicht zu übertrieben sind, daß wir nichts als unser gutes Menschenrecht verlangen, werden Sie zuletzt selbst zugeben.

Nach dem Laufe der Dinge zu urteilen, ist die Zukunft der türkischen Herrschaft in Albanien nur kurz bemessen. Ihr Untergang, welcher Art er auch sein, welche Folgen er auch haben mag, wird uns schwer treffen, während anderseits der Fortbestand der heutigen Zustände für uns die verderblichsten Wirkungen haben muß. Nicht als ob wir unter dem jetzigen Regime mehr zu leiden hätten, als alle anderen Völker. Im Gegenteil! Man ist eher geneigt den Albanesen lokale Autonomie zu geben, sie freier schalten und walten zu lassen. Aber diese sogenannte Freiheit ist unser Verderben!

Wir sind weit davon entfernt, durch die Gunst, mit der das heutige Regime uns überhäuft, über die Zukunft unseres Landes beruhigt oder ihr gegenüber gleichgültig zu sein und wir wünschen sehnsüchtig, daß an Stelle dieser auf Kosten der ganzen Bevölkerung gehenden Begünstigung einzelner Familien und Stämme ein gerechtes, dem Volksgeiste angepaßtes osmanisches Verwaltungswesen trete! Wenn ich das Wort — osmanisch — betone, so liegt der Grund darin, weil ich der Ansicht bin, daß die Albanesen vorerst nur unter dem Schutze osmanischer Verwaltung bestehen und gedeihen können. Glauben Sie nicht, daß mich zu dieser Ansicht religiöse Gründe bewegen, denn in weit höherem Maße sind es nationalökonomische. Unter nahezu 1,600.000 Albanesen gibt es fast 1,000.000 Mohammedaner. Die religiösen Bande, die diese mit den Türken verbinden, verdrängen heute vor ihren Augen den nationalen Kontrast, der sie trennt. Die Blüte der albanesischen Jugend findet deshalb unter ihren Fahnen, in ihren Ämtern ein erschöpfendes Wirkungsgebiet. Dieser Umstand ist ausschlaggebend bei einem armen Volke wie die Albanesen! Wir wissen zwar, daß dies mit der Zeit anders werden muß, daß die pantürkischen Ideen überhandnehmend, uns diese Wege verschließen werden; daß dann erst die Türken die Stellung der herrschenden Nation einnehmen und dann nicht die religiösen, sondern die nationalen Bande maßgebend sein werden. Aber bis dahin bilden die heutigen Zustände ein gewaltiges Bindemittel zwischen dem Osmanischen Reiche und der geistigen Elite der Albanesen und das kann für die Meinung des Demos und die Ruhe des Landes schwerwiegend sein! Vielleicht sind auch diese Schreckbilder einer unsicheren Zukunft für die Meisten kein Geheimnis mehr! Diese Zukunft aber zeigt sich uns so trostlos, daß wir uns keine andere Lösung vorstellen können, die nicht noch ärger wäre. Es fehlt uns der Geist, die Willenskraft, der moralische und

vielleicht auch der physische Halt einer äußeren Unterstützung, kurz die Zuversicht in uns selbst, um zu versuchen, dem Schicksal eine bessere Zukunft abzuzwingen. Deshalb geben sich die meisten mit den jetzigen Zuständen zufrieden und sehen scheinbar passiv dem sicheren Verderben ihres Volkes zu. In ihrem freien Kantonalleben sind darum die Albanesen glücklich eingelullt, während die hohen Herren in ihren erträgnisreichen Sinekuren überglücklich erscheinen.

Hier haben Sie die Lösung des Rätsels, das unser stilles Zusehen in allen Bewegungen des Balkans erklärt. Nicht als ob die Albanesen die kurze Dauer der heutigen Zustände nicht voraussehen, oder sich in ihnen vollkommen beruhigt, glücklich fühlen. Im Gegenteil! Ihre Unhaltbarkeit ist allen klar geworden. Der arme Bauer fühlt ihren Druck durch die rücksichtslos bemessenen und ebenso erhobenen Steuern; der Rekrut erkennt die Ohnmacht der türkischen Herrschaft, wenn er in den Wüsten Yemens nach unbeschreiblichen Entbehrungen, tausende seiner Brüder nicht den Kugeln der Feinde, sondern der frevelhaften Mißwirtschaft der Regierung zum Opfer gefallen zurückläßt; der Kaufmann, der Karawanenführer erzählt im Dorfe von den Taten der bulgarischen Banden in Macedonien, von den Interventionen der Mächte daselbst; dazu kommt noch die furchtbare Demoralisation der Behörden, die dazu beiträgt, im Volke eine Reaktion hervorzurufen. Zudem zeigt diese ostentativ schonende Behandlung der Christen, die Begünstigung ihrer antialbanesischen, philhellenischen und -bulgarischen Ideen, daß die osmanische Politik mit allen Mitteln — die aber schlecht gewählt sind — gegen das Aufkommen der nationalalbanesischen Bestrebungen und der Kultur ankämpft, um uns nicht durch kulturelle, gegenseitige Interessen an sich zu fesseln, sondern als Schreckmittel der zivilisierten Welt gegenüber zu verwenden. Diese Stellung ist für uns erniedrigend und kann nur — den Anfang des Endes bedeuten! Aber die Furcht vor dem Ausgange verursacht unser Bedenken! Wir werden allem Anschein nach vom Regen in die Traufe kommen; ein kleines Nachspiel der Geschicke Polens auf dem Balkan wiederholt, wäre der furchtbarste Schlag, der uns treffen könnte. Denn es müßte den historischen Rechten Griechenlands auf Epirus, denjenigen Montenegros auf Gusinja, Plava und vielleicht auf die Malsijé-Madé, auf Grund ihrer heutigen verwandtschaftlichen Verbindungen wohl Rechnung getragen werden. Italien könnte von der Besetzung der Küste bis zum Drin und der Pinduskette nicht abstehen, während Österreich-Ungarn vielleicht in Kossovo, Monastir und Salonik eine militärische Okkupation vornehmen würde. Bulgarien erhielte dann das Gebiet des Rilogebirges bis zum Ägeischen Meere, Serbien würde mit einigen Grenzmarken um Prischtina und Kumanovo entschädigt werden, während dem Osmanischen Reiche die beiden Meerengen Bosporus und Dardanellen noch für lange Zeit gelassen werden würden. Das ist mehr oder weniger das verlockende Bild, das uns Albanesen in der Zukunft entgegenlächelt. Und das Volk, welches den Stürmen einiger Jahrtausende widerstanden hat, würde durch die geistige Suprematie seiner Eroberer in kurzer Zeit von der Bildfläche verschwinden!

Somit habe ich die Gründe anzugeben versucht, warum wir den Fortbestand des heutigen Regimes für nicht möglich und für uns unerträglich halten, wobei ich andeutete, warum wir wieder an die türkische Herrschaft gebunden sind, warum wir ihren Bestand und die möglichst späte Lösung der Balkanfrage wünschen müssen.

Sie werden sich sicherlich über diese scheinbaren Widersprüche wundern, die den Glauben erwecken könnten, als ob wir gar nicht wüßten, was wir wollen. Nun — gestatten Sie mir, daß ich präzisiere!

Was wir wünschen? Vor allem: Sprachfreiheit! Wir sollen nicht nur albanesisch sprechen, sondern auch schreiben und lesen dürfen, ohne daß man den Schreiber eines unschuldigst in unserer Sprache gekritzelten Zettels als einen Hochverräter anklagt und wie einen Mörder verfolgt. Kurz, wir verlangen, daß man uns in dieser Beziehung die gleichen Rechte gibt, wie allen anderen Untertanen des Osmanischen Reiches.

Wir wünschen ferner, daß die Regierung den zu Propagandazwecken eröffneten fremden Schulen in Albanien die erteilten Rechte einschränkt; daß sie aufhört, aus sogenannten religiösen Gründen für die Hellenisierung, Bulgarisierung und Serbisierung der Albanesen dem Patriarchat und Exarchat nicht nur freie Hand zu lassen, sondern diese sogar zu unterstützen.

Wir verlangen weiter, daß auch in unseren zwei Vilajets Jannina und Skutari die Reformen durchgeführt werden, für die man nur die drei mazedonischen geeignet gehalten hat. Sollte dies unmöglich sein, dann wären jene Albanesen, die den Hauptteil der Bevölkerung Kossovos und Monastirs bilden, von den macedonischen Vilajets und ihren Reformen zu trennen, um aus dem Ganzen eine nur von Albanesen bevölkerte Provinz zu bilden. Es ist unser lebhaftester und wahrlich heute — wo man den Bulgaren durch die Bildung der mazedonischen Vilajets geradezu eine Genugtuung gegeben hat — nicht unbescheidener Wunsch!

Wir fordern Ordnung in den Finanzen! Man soll nicht die aus dem Blute der armen Bevölkerung gesogenen Steuern dem willkürlichen Ermessen eines kranken Herrschers überlassen, damit er sie in Monatsgehalten von K 40.000 für seinen Großvezier, Scheich-ül-Islam oder Kriegsminister, für sich oder sonst für seine Günstlinge verpraßt, während die in Mittelalbanien ausgehobenen, auf dem Kriegsfuße von je 700 Mann stehenden Bataillone infolge Geld- und Proviantmangels Sanāa nach sechs Monaten mit einem Effektivstande von je 80 bis 100 Heimkehrenden verlassen müssen!

Wir wollen die effektive Kollaboration des Idaré-Metschlisi (gewählter Verwaltungsrat), für die inneren Angelegenheiten der Provinzen, Städte und Dörfer. Es ist dies kein Parlament! Dazu ist weder bei uns, noch vielleicht überhaupt auf dem Balkan das Volk reif genug.

Wir erachten es für geboten, daß im Kriegsfalle für unsere Landesgrenzen wenigstens, alle Albanesen, ohne Unterschied der Religion, unter die Fahnen geordneter Regimenter einberufen werden; daß man die Sonderstellungen der Katholiken und Bewohner des Sandschak Skutari aufhebt; daß ein gleichmäßig strenges, dem Volksgeiste angepaßtes Verwaltungssystem durchgeführt werde, wozu der Regierung die Mithilfe aller aufgeklärten Albanesen sicher steht — ohne daß sie zu den freundschaftlichst angeratenen radikalen Mitteln Zuflucht nimmt, die im Prizren-Jakovagebiete 1904 eine so heilsame (?) Wirkung gehabt haben!

Wir wünschen, daß die interessierten Länder für Albanien Handels- und Verkehrsfreiheiten erwirken. Damit meine ich das Recht, welches wir heute nicht haben, mit fremden Kapitalisten im Lande, Handels- und Gewerbeunternehmungen zu schaffen.

Mit einem Wort, wir wollen, daß auch bei uns geordnete Zustände an Stelle der heutigen Anarchie und des machiavellistischen Administrationswesens eintreten, damit auch wir unseren Nachbarvölkern ebenbürtig werden können. Daß uns dies in kürzester Zeit gelingen würde, bin ich versichert. Wenn auch heute in Kossovo der unwissende Teil einer kaum zurechnungsfähigen Bevölkerung, durch die Emissäre des Jildiz aufgestachelt, sich in Exzesse verirrt, die nichts weniger als kulturfreundlich erscheinen, baue ich trotzdem auf die geistigen Fähigkeiten der Albanesen. Diese Hoffnung wird mich nicht täuschen.

Nun — Sie mögen vielleicht Recht haben, wenn Sie mir jetzt als Antwort das alte Sprichwort: „Hilf' dir selbst, so hilft dir Gott!" entgegenrufen. Ganz richtig! Wir sind auch keiner Beachtung würdig, nachdem wir uns selbst nicht helfen können. Aber wir erwarten ja nichts, wir verlangen nichts! Nur eine moralische Stütze wollen wir, um handeln zu können, ohne schon im vorhinein gerichtet zu werden! Was haben die anderen Balkanvölker schon von der zivilisierten Welt erhalten? Weit mehr als wir heute verlangen! Verlangen, ich wiederhole es; aber nur von einem Staate, weil dieser uns, durch eigene Interessen verpflichtet, helfen kann, helfen muß! Welche Macht kann aber für uns Albanesen hier in Betracht kommen, als Österreich-Ungarn? Sie staunen vielleicht, daß ich plötzlich, nach der Behauptung, daß wir nur unter den Osmanen bestehen können, zu diesem Schlusse komme. Indem ich versuche diesen zu rechtfertigen, möchte ich nur noch einmal betonen, daß kein Albanese, ausgenommen einige überhitzte Köpfe, die der wahren Sachlage im Lande unkundig sind, von einem selbständigen Albanien träumt. Darum wünschen wir, wenn einst die Flagge des Halbmondes an der Küste der Adria zu flattern aufgehört haben wird, unter eine Vormundschaft zu treten, die uns unsere Vergangenheit nicht zu sehr beklagen läßt und unter der wenigstens unsere nationale Zukunft sichergestellt sein wird. Und dazu wüßte ich keinen geeigneteren Staat als die österreichisch-ungarische Monarchie. Sie allein kann das Erbe der Türkei antreten, weil wir versichert sind, daß dort, wo heute so viele Nationen nebeneinander unter einem Szepter vereint leben, auch wir bestehen und gedeihen können. Nur dadurch erklärt sich die Tendenz, uns Österreich-Ungarn zu nähern. Die Monarchie hat in wahrhaft uneigennütziger Weise all ihren Angehörigen Nationalität und Sprache erhalten, die in den zivilisierten Nachbarstaaten den ärgsten Verfolgungen ausgesetzt sind. Polen, Italiener, Rumänen finden in ihr eine mehr als väterliche Regierung, während sie anderswo Verfolgungen zu dulden haben. Materielle Gründe sind also weit mehr die Ursache unserer Sympathien zu Österreich als einfache Herzensneigungen. Als Albanese gebietet es mir meine Einsicht, dort das Glück meines Volkes zu suchen, wo es für uns am sichersten erscheint.

Sie sagen, daß die Monarchie in der Adria der Erbe Venedigs sein soll! Auch ich bin der Meinung, daß man schon längst diese natürliche Stellung hätte einnehmen sollen. Aber es scheint, daß man den richtigen Standpunkt noch nicht erkannt hat, und ich fürchte fast, man wird ihn nie erkennen. Denn die Monarchie hätte einfach ihre Handelshegemonie auf der Adria mit leichter Mühe aufrecht erhalten können und ihre politische Herrschaft sowie die einzuschlagenden Wege hätten sich von selbst ergeben. Noch ist es nicht zu spät! Ein natürlich offener

Weg und gegenseitige Interessen sind es, die heute noch immer, im Westen des Balkans wenigstens, das Verlorene leicht ersetzen lassen. Durch die Mithülfe eines Volkes wird dem Handel und Unternehmungsgeist der Monarchie ein weites Feld eröffnet. Nicht von den Bulgaren, Griechen oder Serben darf man sie erwarten, weil ein jeder von ihnen eigene Interessen verfolgt, wohl aber von den Albanesen, deren Land weder der Kultur noch dem Handel eröffnet ist und die sich heute nach einem Beschützer umsehen.

Brailsford — um nur einen der unparteiischesten zu nennen — schreibt: „The Albanian is the bête noire — of the ambassies as well, as of the porte!" Wir stehen in Europa, es ist kaum nötig zu wiederholen, in einem äußerst schlechten Rufe. Raub, Mord, Faulheit, Grausamkeit und alle denkbar schlechtesten Eigenschaften werden uns vorgeworfen. Das mag vielleicht der Grund sein, warum ein jeder, der nur einigermaßen auf Kultur Anspruch macht, sich unserer nicht annehmen will. Aber man hat Unrecht! Ich gebe zu, daß in unserem Lande Zustände herrschen, für die dem zivilisierten Abendländer der Maßstab fehlt. Aber sind wir allein daran schuld? Bedenken Sie doch, was aus einem Kinde von lebhaftem Temperament wird, wenn man es ohne Erziehung läßt, wenn es nur unter schlechtesten Beispielen aufwächst, wenn man es unverdient bestraft oder belohnt, und sagen Sie mir, ob man von den Albanesen nach einer solchen Erziehung während 400 Jahren andere Erfolge als die gegenwärtigen erwarten darf? Trotzdem kann ich sagen, daß sie weit besser sind. Die Ursache ist in der Anlage dieses Volkes zu suchen, das weit mehr zum Guten, als zum Bösen geneigt ist. Und da wir schon von diesen den Albanesen ausschließlich zugemuteten Eigenschaften reden, gestatten Sie mir zu fragen — weswegen klagt man uns mehr als die anderen Balkanvölker an? Man kennt die Albanesen nicht und man bricht, ohne sich überhaupt belehren lassen zu wollen, a priori den Stab über sie. Ich bedauere, daß man in Österreich-Ungarn die vorzüglichen Berichte einiger Reisenden und die der Konsuln so wenig in Betracht zieht, sonst würde sicherlich die allgemeine Meinung eine andere sein. Halten Sie die Albanesen von Kossovo, die als die wildesten verrufen sind, wirklich für wilder, als die zivilisierten Banden der Bulgaren, Serben und Griechen? Muß man, um vor den Augen der Ententemächte eine gewisse Beachtung zu verdienen, mit Bomben dort seine Rechte wahren wollen, wo man überhaupt keine Ansprüche haben sollte? Ist, mit den Heldentaten der in Schutz genommenen Banden verglichen, der Mord eines russischen-slawischen Konsuls, der sich inmitten einer aufgeregten Bevölkerung jede Überhebung erlaubte und eines anderen, der eine Schildwache auf ihrem Posten mit Ohrfeigen traktierte, strafbarer — weil diese Taten von Albanesen verübt worden sind!?

Freilich, hinter einer jeden bulgarischen, serbischen, griechischen Schandtat steht der große Deckmantel ihres eigenen Mutterlandes oder gar der einer Botschaft, die dem türkischen Militär Strenge mit Glacéhandschuhen zu gebieten weiß. Unser größter Fehler ist eben der — daß wir keinen solchen Deckmantel haben!!

„Der Fanatismus ist der Albanesen angeborene Eigenschaft", sagen sie! Ich kann Sie dagegen versichern, daß der Albanese nie und nirgends fanatisch gewesen ist! Dort, wo dies heute vorkommt, beruht es auf äußerer Anstachelung und geht — von einem Elemente aus, das meist aus albanisierten Slawen besteht. Denn in

diesem Volke finden Sie hauptsächlich den religiösen Fanatismus. Sie werden ihn in Bosnien heute noch finden, Sie werden in Bulgarien erfahren, in welcher Weise man früher den Christen behandelte, in Griechenland, auf Kreta, werden Sie noch immer den bedauerlichen Gegensatz zwischen Mohammedanern uud Christen finden, trotzdem sie alle der gleichen Nationalität angehören. Niemals und nirgends können Sie eine ähnliche Erscheinung bei den Albanesen verzeichnen! Unter keinem anderen Volke hat die Religion auf den Volksgeist so wenig Einfluß gehabt, wie bei den Albanesen. Nie und nirgends haben sich die Mitglieder verschiedener Konfessionen so gut vertragen, wie in den wilden Bergen dieser fanatischen Albanesen, bis gewissenlose, unwissende, fremde Agitatoren aus politischen Zwecken den Keim des religiösen Hasses hauptsächlich unter den christlichen Albanesen gepflanzt haben, der entschieden die verderblichsten Folgen haben wird. Nur dort, wo nationale Kontraste sich stoßen, kommen Reibungen vor. Der Haß gegen die Christen in „Alt-Serbien" gilt nicht ihrer Religion, sondern ihrer Nationalität oder richtiger gesagt, ihren antinational-albanesischen Gesinnungen! Nicht die Orthodoxen Süd-Albaniens sind uns verhaßt, sondern die hellenisierten Albanesen und Griechen! Ein jedes Volk hat eben, je nach seiner Kulturstufe und Denkungsart, verschiedene Verteidigungsmittel — und die unserigen sind wahrlich nicht die gefährlichsten! Was würde man anderswo sagen, wenn Bulgaren, Serben, Griechen, Rumänen, Italiener, Türken, Deutsche, Russen, Amerikaner und was weiß ich noch wer alles, Schulen errichten und alle möglichen Vorrechte genießen würden, wo sie gar keine Konationalen haben? Die körperliche Sklaverei ist in Europa aufgehoben, um so mehr sollte in unserem Jahrhundert die geistige nicht geduldet werden. Und die wir erleiden, ist erniedrigend; kein anderes Volk der Welt würde sie aushalten. Aber — wozu sollte ich einen Vergleich zwischen uns und anderen stellen, er würde für unsere Toleranz, oder besser gesagt unsere Indolenz, viel zu sprechend sein!!!

Ist es nun zu wundern, wenn unter solchen Umständen die Albanesen sich dem ersten Besten, der ihnen eine Fata Morgana besserer Zustände vorzuspiegeln weiß, in die Arme werfen? Ich glaube nicht! Deshalb halte ich es für ungerecht, wenn man die Albanesen einer italianophilen Gesinnung anklagt. Vor allem besteht diese nicht; und wenn sich auch das Volk dankbar zeigen würde, wäre es wirklich nach dem Gesagten nicht anders als recht und billig! Italiens Politik und die Hoffnungen, die es uns gab, waren gut berechnet und sie hätten auch den Italienern die Sympathien aller Albanesen gewonnen und für die Zukunft einen gewissen Erfolg versprochen. Die Italiener sind aber kein Assimiliationsvolk! Ihre ersten Fanfaronaden, die Hoffnungen, die sie dem unwissenden Volke für eine nationale Freiheit glauben machten, haben heute ihren Zauber einigermaßen abgenützt. Man hat gleich bemerkt, daß das „mare nostro" naturgemäß eine „terra nostra" nach sich ziehen muß und daß die scheinbare Unterstützung der nationalalbanesischen Bestrebungen nur als Mittel zur Ausführung der großitalienischen Ideen dienen sollte. Die Italiener haben sich zu schnell in ihrem wahren Lichte gezeigt, sie sind zu sanguinisch dem an alten Prinzipien festhaltenden Albanesen entgegengetreten, um genügend gut ihr Endziel dissimulieren zu können. Außerdem berechnen wir nur allzu leicht, daß Italiens nationale Interessen darauf gerichtet sein müssen, unter seiner Regierung nur ein einheitliches Volk zu vereinigen. Seine Überproduktion an Menschen wird

es einst, um dies zu erreichen, nach Albanien auswandern lassen, wodurch wir naturgemäß uns assimilieren und zugrunde gehen müssen. Darum hat Italien keine Anhänger unter den Albanesen. Die geographische Stellung der Italiener wäre zwar dazu geeignet, ihnen an der Ostküste der Adria die Hegemonie zu verschaffen. Aber, sei es, daß die uns zugekehrte Küste in jeder Hinsicht den in der Kultur am wenigsten vorgeschrittenen Teil Italiens bildet, sei es, daß der arme Italiener in einem noch ärmeren Lande nicht viel zu hoffen hat oder daß ihm überhaupt der Unternehmungsgeist, ein Pionier der Zivilisation zu werden, fehlt, kurz ich kann sagen, daß Italien für den Augenblick in Albanien nur wenige wirtschaftliche Interessen hat. Die politischen Interessen zu beurteilen bin ich zwar nicht in der Lage, glaube aber, daß sie im gegebenen Falle nur als Gegengewicht für die Reellen in Tripoli dienen sollen! Was wäre nun selbstverständlicher, als daß Österreich seine kommerziellen Interessen geltend macht und dadurch den kleinen Völkern des Balkans vor allem den Übermut und die Prätentionen abschneidet, um allen den Frieden zu verschaffen!?

Sie sagen, daß zur Bekämpfung der italienischen Infiltration in Albanien die Monarchie in den Griechen einen natürlichen Helfer sehen muß; daß man eher zur Hellenisierung der Südalbanesen schreiten soll, als der italienischen Propaganda ein — scheinbar — so gutes Entwicklungsfeld, wie den Geist der Tosken zu lassen! Warum will Österreich-Ungarn, um das Eindringen einer Idee zu verhindern, die Vernichtung eines Volkes vornehmen? Warum sich so schwere Komplikationen schaffen, die doch zu keinem Resultate führen können? Warum will die Monarchie ihre eigenen großen Vorteile in Albanien nicht gebessert sehen, sie nicht besser ausnutzen, um dadurch Italiens und jedes anderen Volkes Ambitionen und Prätentionen von Grund aus zunichte zu machen? Wenn Österreich-Ungarn die Expansionsideen Serbiens, Bulgariens und Montenegros nicht billigt, wenn es die Integrität des Osmanischen Reiches zu erhalten bestrebt ist, warum soll man dann gerade den Griechen und ihrer schamlosen Propaganda in Epirus einen Wirkungskreis eröffnen und sie damit von dem Schlage, den sie in Macedonien erlitten haben, zu entschädigen trachten?! Glaubt die österreichische Politik bei den rücksichtslosen, aufgeklärten Griechen mehr Anhänger zu finden, als bei den italienisch gesinnten Albanesen? Was könnte sie, außer daß der italienische Einfluß ein wenig geschwächt werden würde, von den hellenisierten Südalbanesen erwarten? Ich bedauere, daß die einsichtsvollsten Politiker Österreichs auf Irrwege geraten, die sie selbst bei den Balkanvölkern strengstens mißbilligen. Ist es gerecht, von allen Seiten zur Extermination eines unglücklichen Volkes schreiten zu wollen, statt durch humane Mittel zu versuchen, ihm Einsicht, Bildung, Frieden und Freundschaft zu geben? Was wäre leichter, als all diese politischen Intriguen aufzuheben und an ihrer Stelle in Albanien eine redliche kommerzielle Konkurrenz zu schaffen!? Dann mag die Monarchie ihre großen und unabstreitbaren Vorteile aller Art besser zu erkennen trachten und Sie werden sehen, ob ihre Hegemonie sich nicht von selbst ergeben wird — ergeben muß!

Die heutigen Zustände auf dem Balkan sind aber für seine wirtschaftliche Entwicklung die denkbar schlechtesten. Glauben Sie wirklich, daß durch sogenannte Reformen in einem Gebiete, welches weder historisch noch geographisch, noch we-

niger ethnographisch zusammenhängt, ein sicherer Friede geschaffen wird? Ein Friede, der die Hauptbedingung jedes Fortschrittes ist! Warum sucht die Monarchie, die auch in ihrem Innern eine nationale Politik treibt, die Balkanverhältnisse nicht nach diesem einzig gerechten Prinzipe zu regeln? Warum diese im Reformprogramme ostentative, hartnäckige Auslassung der zwei Vilajets Jannina und Skutari, die wie ein Zankapfel in die Mitte geworfen, naturgemäß der Tummelplatz aller politischen Propaganden werden müssen und durch ihre Lage nur den Agitationen Italiens dienen können?! Oder glaubt man, daß die Mißwirtschaft der türkischen Behörden in den albanesischen Vilajets geringer ist, als anderswo; oder gar, daß wir für geordnete Verhältnisse nicht so sehr berechtigt sind, wie die anderen, weil wir die Behandlung der Bomben noch nicht erlernt haben?

Österreich-Ungarn kommt es zu, als einzige an den Balkanaffairen direkt interessierte und den status quo wünschende Macht, geradezu mediatisierend zwischen der Türkei und den Balkanstaaten einerseits, den untergebenen Völkern anderseits zu treten, um die Ruhe dieser und die Rechte aller zu wahren. Italien kann unmöglich einem solchen Einschreiten feindlich entgegentreten, da es ja auch diese Art der Lösung zu wünschen scheint. Ich wiederhole, daß dazu Österreich-Ungarn unstreitbar die größen Vorteile vor allen anderen hat; es muß diese zu seinem und zum Wohle aller anderen ausnutzen, die führende protegierende Stellung auf dem Balkan nehmen und sie erhalten.

Gegenseitige Interessen sind es, die uns zum Aufschwunge österreichischen Handels in Albanien treiben und ich glaube daher, daß wir in dieser Beziehung auch zu gegenseitiger Mithülfe verpflichtet sind. Was in unseren Kräften liegt, ist wenig! Wir können, so lange uns von unserem großen Nachbarstaate kein Interesse gezeigt wird, zur Entwicklung seines Einflusses nur wenig beitragen. Wir sind aber bereit, Opfer zu bringen, so lange sie die Zerspaltung unseres Landes nicht bedingen, die Integrität unserer Nationalität und Religion nicht antasten!

Seit fast einem Jahrhundert verkehren österreichische Schiffe in den Häfen der albanesischen Küste. Ihr Hauptstapelplatz ist Triest geworden, welches somit an die Stelle Venedigs getreten ist, das seit jeher die Rohprodukte Albaniens kaufte und dieses mit seinen Kunstprodukten und Kolonialwaren versah. Es war ein Tauschhandel, den Triest ohne große Mühe und Änderungen übernommen hat. Nur mit dem Unterschied, daß es seine Stellung nicht hat ausnutzen können, obgleich es durch gar keine äußeren Umstände, wie etwa Venedig, daran gehindert worden ist. Aus welchem Grunde? Ich glaube, er liegt in der Zuversicht, die man in sich selbst hatte, im Mangel an Rivalen und vielleicht in der geringen Bedeutung, die man dem albanesischen Handel in Österreich bis jetzt beilegte. Der Schiffsverkehr ist seit jeher unzureichend, die Verbindung schlecht berechnet, der Tarif zu hoch gewesen. Man hat darum die Ein- und Ausfuhr soweit als möglich durch die billigeren Segler zu sichern gesucht. Die Post der überdies viel zu spät errichteten Konsulate war oft alles, was ein großes Lloydschiff in einem albanesischen Hafen ein- oder auslud. Zudem haben Agenten und Schiffsoffiziere den reisenden Albanesen häufig Schwierigkeiten und nicht immer die beste Behandlung zuteil werden lassen. Das waren die Zustände, die vor ungefähr zehn Jahren auf den österreichischen Dampfern herrschten; sie haben sich seitdem nur wenig gebessert;

bis sich eines schönen Tages das erste kleine Schiff der italienischen Kompagnie „Puglia“ in den albanesischen Gewässern zeigte. Man höhnte, lachte damals und mit Recht! Aber der kleine Kohlendampfer vergrößerte, vervielfachte sich in kurzer Zeit und der Lloyd mußte bald einsehen, daß ihm in der „Puglia“ ein gefährlicher Gegner erwachsen sei. In den Jahren 1899 bis 1900 liefen den Hafen von Valona 174 österreichische, 56 italienische Dampfer an; sieben Jahre später ist die Zahl der italienischen Schiffe auf 209 gestiegen, die der österreichischen nur auf 202. Die Majorität bei den Seglern ist erdrückend: 57 Italien, 3 Österreich!!! Die „Puglia“ hat einen regen Geschäftsgeist und große Anpassungsfähigkeit gezeigt. Sie hat die Verkehrslücken des Lloyd geschickt auszufüllen verstanden. Die italienischen Schiffe haben hauptsächlich durch ihre Billigkeit, ihre gute Behandlung der Passagiere, durch vorzügliche Linienkombinationen, alle Welt an sich gezogen und eine gewaltige Konkurrenz begonnen. Sie haben, um sich die Sympathien der Bevölkerung zu sichern, Waffenschmuggel getrieben, Pulver gebracht, Patronen verkauft, während auf den österreichischen Dampfern die Taschenrevolver den reisenden Albanesen gewaltsam weggenommen wurden. Sicherlich ist das Vorgehen des Lloydpersonals korrekter, humaner! Aber muß man nicht einem jeden, dessen Zuneigung man gewinnen will, mit jenen Vorteilen schmeicheln, für die er empfänglich ist? Will man noch immer in Österreich an Grundsätzen festhalten, die Italien schon längst aufgegeben hat?

Vom ersten Augenblick ihres Auftretens haben sich die Italiener in landwirtschaftliche Unternehmungen eingelassen, da ihr Augenmerk auf ökonomische Interessen gerichtet war. In Durazzo hat eine italienische Gesellschaft das Abholzungsrecht der großen Wälder von Ruschkulji erlangt; in Valona, Durazzo, Butrinto und Preveza errichtete eine andere Käse-, Mehl- und Ölmühlen, die heute in der Industrie schon eine wichtige Stellung einnehmen. Italiener haben in Skutari, Durazzo und Valona Gärten und Äcker gepachtet, auf denen sie Gemüse bauen und damit den Bedarf dieser Städte zu sichern trachten. All diese kleinen Privatunternehmungen sind zwar heute noch von geringer Bedeutung. Sie können aber die Basis einer großen wirtschaftlichen Zukunft werden, da sie von der italienischen Regierung unterstützt und gern als Zweck für ihre Intentionen gebraucht werden. Die Demonstrationen der italienischen Flotte vor Durazzo und Preveza sind für die rege Teilnahme, welche die italienische Regierung an den Interessen ihrer Untertanen nimmt, so vielsagend, daß sie auch von dem in der Politik wenig bewanderten Albanesen nicht übersehen werden können. In den neueröffneten Schulen aller Hafenorte werden die Schüler unentgeltlich unterrichtet; auf der Post teilt man albanesische Zeitungen und Bücher aus; das Personal der Konsulate und Lehranstalten sucht den Verkehr mit den Einheimischen; man schickt dem Armen auf Staatskosten den Doktor des italienischen Konsulates und bezahlt die Medikamente. Kurz, man setzt alle Hebel in Bewegung, um populär zu werden.

Und trotzdem ist es nicht gelungen! Die niedrige soziale Stellung, die Armut und die dadurch bedingte Notwendigkeit an den Einheimischen zu verdienen, statt ihnen Nutzen zu bringen, hat den Italienern allgemein sehr geschadet. Aus den armen Schustern, Schreinern oder Bauern in den Hafenorten ist eine „povera Italia“ geworden. Und dies wiegt schwer, sehr schwer bei dem Realismus und der Habsucht, besonders der Tosken!!

Was hat dagegen Österreich getan, um die Sympathien der Albanesen zu gewinnen? Nichts, kann ich sagen, und trotzdem besitzt es sie in hohem Maße! Nur **dagegen** hätte man nicht wirken sollen, aber leider ist dies, vielleicht unbewußt, geschehen. Bis vor fünfzehn Jahren noch besaß Österreich-Ungarn gar keine Konsulate in den wichtigsten Städten Albaniens. In Jannina und Skutari, wo sie residierten, suchten sie sich so viel als möglich auf die Behörden zu stützen und taten nichts, um mit der Bevölkerung in Berührung zu kommen. Einzelne der später ernannten Konsuln haben aus eigener Initiative, keineswegs angewiesen durch politische Vorschriften, im Dienste Österreich-Ungarns wirklich Großes geleistet. Ich kann mich wirklich nicht enthalten, hier Namen wie Ippen und Petrović zu erwähnen, die sicherlich in Albanien unter der Bevölkerung bekannter sind, als im Ministerium des Äußern unter ihren Vorgesetzten. Sie haben sich durch Zuvorkommenheit, Redlichkeit und Takt dort beliebt zu machen verstanden, wo der Name der Monarchie entweder unbekannt oder gar verhaßt war. Und wenn man heute in den kleinsten Dörfern des Sandschak Berat von Österreich spricht, so ist die Volksmeinung über die Größe, Macht und Güte der Monarchie einig. Aber nicht immer waren gleich tatkräftige und geeignete Männer auf jenen Posten, weshalb das so schnell erworbene Prestige wieder sinken und jenem seiner Rivalen weichen mußte. Ich hörte nicht selten einfache Bauern sagen: „Die Nemtze wollen uns nicht, sie haben uns freiwillig Italien überlassen. Denn sonst könnte die „povera Italia" nichts tun!" Man wird einstens das erkämpfen müssen, was man heute nur zu pflücken braucht! Das Interesse, das man uns in der Monarchie geschenkt hat, ist stets ruckweise gekommen. Das ist aber das beste Mittel, um das Prestige eines Staates zu erschüttern! Und wenn das Österreich-Ungarns unter den Albanesen noch nicht erschüttert ist, so kann dies der beste Beweis sein, wie fest sie daran glauben.

Ein ungarischer Magnat hatte in der fruchtbaren Ebene der Muzekia Güter in einer Ausdehnung von 40.000 *ha* für neun Jahre gepachtet. Der Graf verließ aus Gesundheitsrücksichten Albanien und starb bald darauf in Karlsbad. Seine Schulden den albanesischen Verpächtern gegenüber blieben unbeglichen. Umsonst suchten diese in Wien und Budapest die Aufmerksamkeit des Ackerbauministeriums auf die Affaire zu lenken. Aber nichts ist geschehen! — Glauben Sie, daß man in der „povera Italia" gezögert hätte, diese Güter zu übernehmen? Vor einem Jahre noch haben italienische Kapitalisten Pachtanträge an mehrere albanesische Großgrundbesitzer gestellt. Die „Banca agricola d'Italia" garantierte mit einer Summe von mehr als 2 Millionen Francs! Man hat diese Anträge, die schon im voraus durch zwei Großkreuze der Corona d'Italia unterstützt wurden, zurückgewiesen, weil als Hauptbedingung die Einführung italienischer Arbeiter gestellt wurde. Der Versuch, das nötige Kapital für dieses Unternehmen in Österreich zu beschaffen ist nur halb gelungen. Ohne jegliche Garantie haben private Unternehmer die Pachtrechte über ein Gebiet von mehr als 300.000 *ha* erlangt. Aber ein kaiserliches Irade verbot den Besitzern die Verpachtung der Güter. Die Besitzer stellten eine Anfrage an die österreichisch-ungarische Botschaft, ob diese gegebenenfalls sie gegen ein so gesetzwidriges Verfahren oder gar gegen eine gewaltsame Deportation in Schutz nehmen könnte und erhielten zur Antwort:

„Österreich kann sich wegen privater Angelegenheiten in keine Konflikte mit der Pforte einlassen." — Freilich, damals stand am Ruder noch ein sehr behutsamer alter Herr!

Ich habe Ihnen hiermit einige Beispiele einfachster Natur aufgezählt; ich habe sie außerdem aus jenen Gegenden zu wählen gesucht, die, weil in ihnen auch andere fremde Unternehmungen schon existieren, für eine österreichische Wirtschaftsinitiative am geeignetsten erscheinen sollten. Ich sehe ein, daß Eisenbahn-, Hafen- oder Minenkonzessionen schwer zu erlangen sind, da sie möglicherweise Argwohn und Neid erwecken oder die mit Nachbarn gemachten Konventionen stören könnten. Deshalb will ich auch über die Verweigerung jeglicher Unterstützung seitens der österreichisch-ungarischen Botschaft in Konstantinopel, für ein Projekt, das die dreißigjährige Konzession zum Bau und Betrieb von fünf albanesischen Eisenbahnlinien und Häfen durch österreichisch-belgische Kapitalisten betraf, und für die von Albanesen das Irade hätte erwirkt werden sollen, nicht weiter reden. Ich weiß nicht, was der wahre Grund war, der den österreichischen Staatsmännern eine solche Handlungsweise vorschrieb, kann ihn auch schwerlich erraten. Bis jetzt habe ich bei anderen Botschaften niemals eine derartige Mäßigung, im Gegenteil, eine Rücksichtslosigkeit in der Interessenverfolgung beobachtet, die einen scharfen Kontrast zu den uneigennützigen Prinzipien der äußeren, österreichischen Politik bildet.

Es darf daher nicht wundernehmen, wenn die Vernachlässigung eigener Interessen von den Gegnern ausgenutzt wird. Italien hat sich nur durch ungeheure Anstrengungen geltend gemacht und auch nur dort eine Stellung einnehmen können, wo sich Österreich-Ungarn freiwillig zurückgezogen. Den Zweck dieses passiven Verhaltens zu beurteilen, übersteigt meine Kräfte. Ich kann nur mit Bedauern feststellen, daß der Einfluß der Monarchie an der Ostküste der Adria im Schwinden begriffen ist. Die Schuld darf man jedoch nicht den Italienern, noch weniger den Albanesen zuschreiben. Die österreichisch-ungarische Monarchie zieht sich zurück, sie wendet selbst alle Mittel an, um die fremden Bestrebungen zu erleichtern, ihren eigenen Einfluß zu verringern!

Man interessiert sich in Österreich für die Albanesen — sagt man in Italien — und oft auch in Wien. Aber in welcher Weise!? Ganz richtig bemerkten Sie: man müsse in Betracht ziehen, daß, wenn schon die Albanesen sehr gering an Zahl sind, sie dennoch nicht allein aus den 150.000 Katholiken des Nordens bestehen. Warum fährt man noch fort, mit so großen Opfern eine Politik zu betreiben, die, weil sie auf religiöser Basis begründet ist, nur zum Schaden der Gesamtmeinung gereichen muß und keine lokalen Vorteile verspricht!? Glauben Sie nicht, daß dies nur meine persönliche Anschauung ist! In Albanien ist sie nicht nur allgemein, sondern die einzige; sie verspricht Österreich und seiner Politik — nicht wie sie ist, sondern wie wir sie erhoffen — den sichersten Anhang. Ich wiederhole aber das alte albanesische Sprichwort: „Nichts, für nichts!" Wir müssen von der Monarchie etwas zu erwarten haben, damit unsere Anhänglichkeit dauerhaft begründet werden soll! Unterdessen arbeitet man aber den Italienern in die Hände. Mit Recht konnte mir ein früherer Minister Italiens sagen: „Sie glauben, es bedarf unserseits Opfer für die albanesische Sache? Österreich ist es, das für uns arbeitet!" In der Tat! Hat nicht die

Monarchie seit mehr als einem halben Jahrhundert für die Erhaltung des Klerus und seiner nichts weniger als tüchtigen Schulen Millionen ausgegeben? Ist nicht bis vor kurzem der Unterricht noch in italienischer Sprache gehalten worden; ist es nicht dem österreichischen Lloyd zu danken, daß man heute an einigen Hafenorten italienisch versteht, und ist dadurch nicht der italienischen Infiltration der Boden geebnet worden? Warum führt man nicht in den Anstalten der Jesuiten und Franziskaner als Unterrichtssprache das Albanesische ein? Uns ist damit nicht geholfen, wenn man an Stelle des Italienischen die noch schwierigere deutsche Sprache (wie es ja vor kurzem in Durazzo geschehen ist) einführt, die der Albanese nie erlernen wird! Ich bin sicher, daß man die Schüler albanesisch lehren kann und daß man dadurch für die Intentionen der österreichischen Politik viel bessere Resultate erzielen wird, als durch ein fremdes Idiom.

Um dies durchzusetzen, fehlt uns der Mut, die Energie, die Zuversicht an dem Gelingen einer nationalen Bestrebung! Unsere Sympathien gehören demjenigen, der uns zur Freiheit verhilft! Und warum sollte dies Österreich-Ungarn nicht können?

Ein frischer Zug scheint sich indessen in der Politik der Monarchie bemerkbar zu machen. Die kräftige Initiative, die man in einigen Fällen genommen hat, läßt den Anfang einer neuen Ära vermuten. Der kommerzielle „Drang nach Osten" wird fühlbarer! Mit ihm erscheint die vielbesprochene Sandschakbahn und naturgemäß ein reges Interesse, das man denjenigen Völkern, durch deren Gebiet sie geht, entgegenbringen muß! Und dies sind in erster Linie die Albanesen, die heute in „Altserbien" in einer solchen Übermacht den anderen Völkern gegenüber stehen, daß sie durch ihren Fleiß und ihre Lebensfähigkeit getrieben, bis gegen Kumanovo schon vorgerückt sind. Sollen wir dies mit Freuden begrüßen oder bedauern? Die Bestimmungen des Mürzsteger Übereinkommens sind auf dem besten Wege — wie es schon glücklicherweise seine Stifter getan haben — von der Bildfläche zu verschwinden. Sarajevo—Üsküb und Sofia—Üsküb—Skutariprojekte werden, wenn nicht Komplikationen, sicherlich gegenseitiges Mißtrauen erwecken. Die Monarchie ist aber allen voran; die russisch-italienische Konkurrenz kann ihr heute unmöglich ernstes Bedenken verursachen. Ihr stehen Mazedonien und die Nebenländer zur kommerziellen Ausnutzung offen. Wird sich Österreich-Ungarn auf die Serben, Bulgaren oder Griechen stützen, den Drang eigener Interessen vergessen, um dadurch dem Gelingen seiner Pläne Schwierigkeiten zu bereiten, oder wird man sich erinnern, daß die Albanesen sich selbst überlassen, von allen Seiten durch die ärgsten Gegner bedroht, nur eine Beachtung, eine wohlgemeinte Vormundschaft benötigen und erwarten, um mehr zu bieten, sich dankbarer zu erweisen, als alle anderen Balkanvölker? Wird man endlich von lächerlichen Vorurteilen abkommen, um sich und anderen durch eine richtige Politik langsam und sicher zu nutzen?

Ich habe die heutige Situation in Albanien, unsere Wünsche und die Möglichkeit diese zu erfüllen, darzustellen versucht; ich hoffe, Sie werden zugeben, daß unsere Ansprüche nicht zu übertrieben, nicht zu illusorisch sind. Man muß doch einsehen, daß ein jedes Volk seine Integrität und die seines Landes erstrebt. Wir wollen keine Selbständigkeit; diese können wir weder erlangen, noch bewahren, wenn man sie uns auch geben würde. Heute unter den Osmanen sind wir Albanesen doch wenigstens alle unter einer Herrschaft vereint. Diese Einigkeit — wenn auch die

Souveränität wechseln sollte — muß uns bleiben! Eine Aufteilung des heute von Albanesen bewohnten Gebietes unter verschiedene Staaten, wäre unsere Vernichtung, und gegen diese müssen wir ankämpfen. Wenn dann einst die letzte Stunde der osmanischen Herrschaft auf dem Balkan geschlagen haben wird, verlangen wir nichts anderes, als daß man auch unsere Existenz als Volk in Betracht zieht, gerade so gut, wie man es mit allen anderen Völkern des Balkans gemacht hat; daß man uns die Rechte und Pflichten vorschreibt, die zu Glück und Segen führen. Die Form überlassen wir dem Gutachten der zivilisierten Welt und wir können nur hoffen, daß uns ein Staat wie Österreich-Ungarn unter seine wohlwollende Vormundschaft nehmen wird. Dadurch wenigstens wird unsere innere Ruhe, unsere Einigkeit gesichert werden.

Wir wollen nicht geteilt werden, das ist unser sehnlichster Wunsch!

Wird man ihn, was uns leider sehr wahrscheinlich erscheint, nicht in Betracht ziehen, wird man unser Vaterland, unsere Nation gegen alles Menschenrecht unter verschiedene Staaten aufteilen, dann werden wir uns dagegen wehren!! Nicht weil wir darin einen besseren Ausgang unserer Geschicke erwarten, nein — nur weil wir damit einen edleren Weg zu wählen glauben, um endgültig zu verschwinden. Unsere Mittel sind gering — ich gebe es zu — aber nicht zu unterschätzen, wenn man bedenkt, daß einer schon vollständig bewaffneten Bevölkerung noch außerdem, in allen Städten Albaniens verteilt, 170.000 Mausergewehre, mehrere Millionen Patronen, alles für die dritte Redifsklasse bestimmt, zudem vielleicht die Führung mehrerer hundert albanesischer Offiziere, derzeit in türkischen Diensten und eine der unzugänglichsten Gegenden Europas zu ihrer Verteidigung zur Verfügung stehen.

Aber weshalb sollen wir heute schon so schwarz sehen; wir hoffen vielmehr, daß uns der Genius der Zivilisation in bessere Zeiten geleiten wird.

Mit dieser Hoffnung will ich meine Zeilen beenden. — Ich glaube als Albanese mich in keine zu parteiische, chauvinistische Beurteilung verirrt zu haben. Ich ließ daher die lächerlichen Faseleien eines — Großalbanien — aber auch die gehässigen Anschauungen der Nichtexistenz unseres Volkes beiseite und trachtete den mittleren Weg zu suchen!

Wenn Sie in meinem Exposé auch nicht alles richtig befinden, so hoffe ich trotzdem, daß Sie, in Anbetracht der Absicht, die mich zu diesem Schritte leitete, und der Mittel, die mir zur Verfügung standen, Nachsicht üben werden!

Eine Lücke im System der österreichischen Gesetzgebung.

Von * * *

Die geringe Quote, mit der bis in die jüngste Zeit speziell die Binnenschiffahrt Österreichs an den von Jahr zu Jahr mächtig anwachsenden Quantitäten des Gesamtverkehrs beteiligt war, läßt es begreiflich erscheinen, wenn ebenso lange auch der Mangel besonderer, die privatrechtlichen Verhältnisse der Binnenschiffahrt regelnder Gesetzesbestimmungen von keiner Seite als besonders drückend empfunden wurde. Für den relativ einfachen Geschäftsgang, für die Festlegung der Beziehungen zwischen dem Schiffer, seinen Angestellten und dritten physischen oder juristischen Personen reichten die Vorschriften des allgemeinen bürgerlichen und des Handelsgesetzbuches, der Gewerbeordnung und verschiedener anderer, teilweise sogar schon aus den Zeiten moderner Auffassung stammender Nebengesetze vollkommen aus. Und ergab sich einmal im Laufe der Zeit eine Frage, für die im geltenden Rechte eine erschöpfende Lösung nicht zu finden war, so tröstete man sich mit dem Gedanken, daß dem rasch pulsierenden Leben mit seinen tausend Möglichkeiten die träger funktionierende Legislative nicht nachzufolgen vermöge, und ging ohne allzu harte Kritik wieder zur Tagesordnung über.

Diese patriarchalische Auffassung hat nun in den letzten Jahren eine gründliche Wandlung erfahren, und aus den Lagern der Kaufmannschaft sowie der Juristenwelt (die in ihren Anschauungen sonst nicht immer so vollkommen zu harmonieren pflegen) ertönt derselbe Ruf nach Abhülfe unbefriedigender, teilweise sogar unmöglicher Zustände. Beigetragen hierzu hat in erster Linie die erhöhte Bedeutung, die nunmehr auch die Binnenschiffahrt für das österreichische Verkehrsleben erlangt hat, aber auch die gerade im kommerziellen Transportwesen von Tag zu Tag wachsende Komplizierung der meisten eine sichere und doch rasche Erledigung heischenden Fragen. Nicht nur in den beförderten Quantitäten, sondern auch in der Art der Geschäftsgestaltung zeigte sich der Übergang vom Klein- zum Großbetriebe, für den die einfachen, zur Zeit primitiver Verkehrsverhältnisse erlassenen Rechtsnormen nicht mehr ausreichen konnten. Auf der Donau wie auf der Elbe — jenem Strome, der im allgemeinen als Repräsentant des österreichischen Binnenwasserverkehrs gilt — entwickelte sich, dank zielbewußter Vorkehrungen der Eisenbahnen für den Umschlag von Waggon zu Schiff und vice versa, ein Import- und Exporttrafik von mächtigen Dimensionen, der Schiffer und Verfrächter Österreichs täglich in neuen Zusammenhang mit einem Gebiete — dem Deutschen Reiche — brachte, in welchem das Frachtgewerbe der Binnenströme und Kanäle bereits seit Jahren durch ein spezielles, vollkommen modernes Gesetz geregelt erscheint. Gleichzeitig mehrten sich die Fragen, deren Beantwortung nach heimischem Rechte unzulänglich, oft auch unmöglich war, in geradezu erschreckendem Maße; der unerträgliche Zustand der Rechtsunsicherheit machte sich immer stärker fühlbar und zeitigte schließlich in den beteiligten Kreisen eine Abwehrbewegung, deren Resultat sich in kräftiger Propaganda für die Schaffung des fehlenden österreichischen Gesetzes und zwischenzeitlich in der freiwilligen Adoption des fremden, des deutschen Rechts, äußerte. In den industriereichen, von Österreichs anerkannt intelligentester und rührigster Kaufmannschaft bewohnten Elbeplätzen geschah es, daß sich, nachdem man durch ge-

nauere Kenntnis des deutschen Elaborates die tiefe Lücke des heimischen Gesetzessystems vollkommen erkannt hatte, eine emsige Agitation zugunsten der Erlassung eines österreichischen Binnenschiffahrtsgesetzes entfaltete und gleichzeitig auch, statt die in Österreich scheinbar unerläßliche Zwischenzeit der Enqueten, Expertisen und ministeriellen Untersuchungen nutzlos abzuwarten, das deutsche „Gesetz betreffend die privatrechtlichen Verhältnisse der Binnenschiffahrt" mit geringen, durch Zweckmäßigkeitsgründe bedingten Änderungen tel quel akzeptierte. So beschämend, so unglaubwürdig sogar die Tatsache erscheint, daß nunmehr schon seit Jahren der überwiegende Hauptteil des österreichischen Flußverkehrs juristisch nach deutschem Reichsgesetze normiert wird — ein Blick beispielsweise auf die Verfrachtungsbedingungen der „Österreichischen Nordwest-Dampfschiffahrts-Gesellschaft" beweist die Richtigkeit dieser Behauptung und zeigt Seite für Seite die Existenz eines fremden Rechts, dessen Bestimmungen für die Regelung der meisten aus dem österreichischen Flußfrachtgeschäfte stammenden Verhältnisse autoritative Kraft besitzen. Österreichische Importeure und Exporteure, österreichische Frachtführer und österreichische Spediteure vereinbarten also, und vereinbaren noch heute, die Anwendung eines ausländischen Gesetzes und begründen diese in der Geschichte der kommerziellen Jurisprudenz wohl vereinzelt dastehende Tatsache mit dem Hinweise auf die scheinbar untilgbare Insuffizienz des heimischen, und die Zweckmäßigkeit des Jahre hindurch bewährten fremden Rechts.

Eine Prüfung des deutschen Gesetzes betreffend die privatrechtlichen Verhältnisse der Binnenschiffahrt ergibt in der Tat, daß die österreichischen Interessenten mit seiner Annahme keinen Fehlgriff getan haben. Man darf nicht vergessen, daß der am 15. Juni 1895 erfolgten Sanktionierung dieses Gesetzes sehr eingehende Erhebungen seitens der beteiligten Zentralstellen vorangingen, denen die erfahrensten Vertreter sämtlicher Interessentengruppen — Mitglieder der Handelskammern und der Ältestenkollegien, Direktoren der Schiffahrts- und Versicherungs-Gesellschaften, Besitzer von Großhandlungshäusern, namentlich der Kohlenbranche — mit Rat und Stimme beigezogen wurden. Seit dem Jahre 1868, in welchem auf Betreiben des „Deutschen Handelstages" eine eigene Kommission auf Grund von Gutachten einer größeren Zahl von Handelskammern und kaufmännischen Korporationen den „Entwurf eines Gesetzes zur Regelung der Verhältnisse der Fluß- und Binnenschiffahrt" ausarbeitete, bis zur Kodifizierung des heute in Kraft stehenden deutschen Binnenschiffahrtsgesetzes, haben die Vorarbeiten eigentlich keinen Augenblick geruht. Und wer die ganz besondere Intelligenz kennt, mit der die deutsche Kaufmannschaft speziell den Fragen des Verkehrs begegnet, wird leicht begreifen, daß die deutsche Legislative mit dieser Unterstützung wohl ein hervorragendes Werk der Gesetzestechnik schaffen und der Öffentlichkeit übergeben konnte. Wiederholte Umfragen bei den Beteiligten aller Kategorien haben mit geringen Ausnahmen, die angesichts der vielfach kollidierenden Interessen nur zu begreiflich erscheinen, stets dasselbe Resultat allgemeiner Zufriedenheit mit dem deutschen Binnenschiffahrtsgesetze ergeben. Aus dieser Tatsache erklärt sich auch die rasche Initiative, mit der Österreichs Elbeschiffahrt, ohne hierbei irgendwie dem Widerspruch der Verfrächterschaft zu begegnen, das deutsche Gesetz für ihre Zwecke adoptierte, anderseits aber auch der oftmals schon in Wort und Schrift an das

österreichische Justizministerium gerichtete Appell, das seit mehr als einem Dezennium erprobte deutsche Gesetze mutatis mutandis in Österreich zu promulgieren, statt erst nach langwierigen und unnützen Vorarbeiten ein im besten Falle nur adäquates österreichisches Gesetz neu zu schaffen. Die Eingaben des rührigen „Elbevereines" in Aussig, der als der spiritus rector der ganzen Bewegung betrachtet werden darf, gipfeln seit Jahr und Tag immer wieder in dieser Forderung. „Wenn die Vollendung der österreichischen Wasserstraßen nicht eine Utopie bleibt, so muß die Möglichkeit geschaffen werden, daß ein Fahrzeug unter dem Schutze desselben Rechts von Hamburg bis an die Donaumündung fahren kann. Dieses Ziel kann aber, soweit Österreich in Frage kommt, nur durch Rezipierung des deutschen Binnenschiffahrtsgesetzes erreicht werden", heißt es in einem der letzten Exposés des Elbevereines. Und sein Obmannstellvertreter, Dr. Richard Löbl, hat anläßlich eines Referates, das er auf dem Kongresse der mitteleuropäischen Wirtschaftsvereine im November des Jahres 1906 zu Wien erstattete, diese Worte, die man selbstverständlich auf alle im Zusammenhang stehenden Wasserstraßen im Bereiche Deutschlands und Österreichs anwenden kann, „als das beste Argument für die Notwendigkeit der Rezipierung des deutschen Gesetzes" erklärt.

In der Tat könnten, falls das deutsche Binnenschiffahrtsgesetz offiziell auch in Österreich zur Anwendung gebracht würde, mit einer Tat zwei Erfolge von großer Bedeutung erzielt werden: Die Lücke in dem System der österreichischen Gesetzgebung, die durch das Fehlen eines in den Zeiten moderner Verkehrsentwicklung unumgänglich notwendigen Spezialgesetzes für die Binnenschiffahrt offen steht, würde geschlossen, anderseits aber ein wichtiger Schritt getan werden zur Schaffung eines internationalen Binnenschiffahrtsrechtes nach dem Vorbilde des Berner internationalen Übereinkommens für den Eisenbahnverkehr. Die Wichtigkeit dieser Forderung illustrieren weniger die Verhältnisse der Elbeschiffahrt, deren Trafik sich nur zwischen zwei Staaten (Österreich und Deutschland) bewegt. Ihr Hauptargument findet diese erweiterte Forderung vielmehr in den Betriebsverhältnissen der Donauschiffahrt, deren Tätigkeit sechs große Reiche mit durchaus verschiedener bürgerlicher, handels- und gewerberechtlicher Gesetzgebung umfaßt. Selbst der Laie wird begreifen, welche geradezu immense Schwierigkeiten ein derartiger Zustand einer geordneten Geschäfts- und Betriebsführung entgegensetzt. Vorschriften des jus cogens, die in einem dieser Staaten gelten, haben bereits in seinem Nachbarstaate keine Gültigkeit mehr, sind vielmehr durch Bestimmungen gänzlich verschiedenen Inhalts ersetzt. Der Abschluß von kaufmännischen und Assekuranzverträgen, die Sicherung des Schiffsparks und seines Personals gegen die Gefahren des Betriebes bereiten bei solch enormer Vielfältigkeit und Unterschiedlichkeit der gesetzlichen Normierungen zumindest sechsfach so große Schwierigkeiten, als bei dem Idealzustande einer einheitlichen Gesetzgebung zu überwinden wären. Von dieser Erwägung ausgehend haben sowohl die Erste k. k. priv. österreichische, als auch die Süddeutsche Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft in ihren Gutachten, die sie, aufgefordert von der Wiener Handels- und Gewerbekammer, erstatteten, in voller Übereinstimmung zunächst für die Übernahme des Deutschen Binnenschiffahrtsgesetzes in das System der österreichischen Gesetzgebung plädiert. Es wurde darauf hingewiesen, daß das deutsche Binnenschiffahrtsgesetz der Natur und Eigenart des ganzen Schiffahrts-

betriebes und Flußfrachtgeschäftes in sehr zweckmäßiger Weise Rechnung trage und Normen aufstelle, die sich in der Praxis bewährt haben, somit eine durchaus akzeptable Rechtsordnung abgeben würden. Die wohlwollende Haltung gegenüber dem fremden Gesetze wurde speziell bei dem österreichischen Unternehmen durch den Umstand beeinflußt, daß das Gesetz „in der Materie des Frachtrechts zumeist nur Dispositivvorschriften enthält, deren Abänderung im Vertragswege oder im Wege der Verfrachtungsbedingungen keinem Anstande unterliegt, und es sehr wohl zulässig erscheinen läßt, für das Donaugebiet, soweit es die Verhältnisse erheischen, abweichende Bestimmungen zu vereinbaren". Von einer höheren Warte aus aber würde die österreichische Gesellschaft in der vorläufigen Herstellung einer materiellen Rechtsgleichheit zwischen Österreich und Deutschland einen bedeutsamen Schritt auf dem Wege der Anbahnung einer internationalen Vereinbarung und für die Zukunft einen Impuls zur weiteren internationalen Rechtsbildung auf der hierdurch gewonnenen Grundlage erblicken. Die vollkommene Richtigkeit und weittragende Bedeutung dieses Gedankens bedarf wohl keiner speziellen Erläuterung.

Vermieden sei an dieser Stelle ein näheres Eingehen auf juristische Einzelheiten und eine weitläufige Auseinandersetzung, in welchen Punkten des Privatrechts das deutsche Binnenschiffahrtsgesetz die Lücken des österreichischen Rechts ausfüllen könnte. Es genügt der Hinweis, daß nach dem Urteile aller Sachverständigen die zurückgebliebene österreichische Gesetzgebung für zahlreiche Fragen des täglich intensiver werdenden Binnenschiffahrtswesens eine Lösung nicht mehr bietet und daß das deutsche, ähnlichen Verhältnissen angepaßte Gesetz seit Jahren seinen Zwecken auf das vortrefflichste entspricht und in Österreich bereits vielfach inoffiziell in Verwendung steht. Die hauptsächlich Beteiligten beklagen diesen Zustand und fordern kategorisch dessen Änderung durch offizielle Rezeption des fremden Gesetzes. Bedarf es unter solchen Umständen noch eines längeren Zauderns? Verlangt nicht ein derartiger Abusus schon um des Ansehens willen, das Österreichs Gesetzgebung seit Jahrhunderten genossen hat, rascher und tatkräftiger Abhilfe? Eine Justizverwaltung, an deren Spitze eine Persönlichkeit vom Range Franz Kleins steht, soll und darf der Tatsache nicht mit Ruhe gegenüberstehen, daß in Österreich Verkehrsbeziehungen von größter Wichtigkeit teils ungeregelt bleiben — an erster Stelle steht die immer noch offene Frage der Verpfändung von Binnenschiffen — teils ihre Ordnung durch eine geradezu demonstrative Anwendung jenes Gesetzes finden, das heute nicht Österreichs, sondern noch Deutschlands Rechtsgut ist. Die Legislative, die Österreich in überraschend kurzer Zeit von dem unbrauchbar gewordenen Handwerkzeuge der alten Gerichtsordnung zu befreien und an ihre Stelle die neue Zivilprozeßordnung zu setzen wußte, wird sicherlich dem dringenden Wunsch eines Großteiles der verkehrstreibenden Bevölkerung nicht länger passiven Widerstand entgegensetzen, sondern durch offizielle Übernahme des bereits erprobten deutschen Reichsgesetzes betreffend die privatrechtlichen Verhältnisse der Binnenschiffahrt, eine allseits befriedigende Lösung schaffen. An Anzeichen hierfür fehlt es nicht. Aber — wie für so vieles in Österreich — ist auch speziell für dieses Thema die Erinnerung vonnöten, daß der Worte bereits mehr als genug gewechselt sind. . .

Frühling in Wien.

Von Alfred Freiherrn von Berger.

Trara! Trara!
Der Frühling ist da!
Auf gold'nen Trompetchen tuten
Zwei winzige Engelein
Melodisch zart und rein
Die wundersame Weise;
Sie blasen nur ganz leise,
Doch laue Lüfte fluten
Und säuseln hinterdrein.
Es geht der Englein Reise
Im hellen Mondenschein
Aus fernem, schönem Süden
Gen Norden ohn' Ermüden
Auf einem Wölkchen klein;
Das gleitet still im Blauen
Und segelt gar geschwinde,
Ein Schifflein vor dem Winde,
Ins weiße Land hinein.
Und wo des Wölkchens Schatten
Streicht über Wald und Auen
Und Wiesen, Flur und Matten,
Da hebt es an zu tauen,
Da rieselt's und da rauscht es,
Da atmet's, flüstert's, plauscht es,
Mit Gähnen, Nießen, Strecken
Tut eins das andre wecken,
Da gucken aus den Decken
Verschlaf'ne, grüne Köpfchen,
Und auf zum Himmel lauscht es
Mit Öhrlein, schlanken, langen,
An ihren Spitzen hangen
Milchweiße, runde Tröpfchen,
Das sind Schneeglöckelein;
Die horchen auf die klaren,
Goldreinen Lenzfanfaren
Mit seligem Erstaunen,
Die im Vorüberfahren
Die Engelein posaunen,
Und stimmen gleich mit ein;
Der heimlich holden Weise
Antworten sie gar leise
Mit ihrer Musika,

Von unsichtbaren Chören
Ein Klingen ist zu hören
In Lüften fern und nah:
Trara! Trara!
Der Frühling ist schon da!

Und hat der Frühling erst bei Nacht
Auf scheuen Geistersohlen
Sich in das Land gestohlen,
Dann reißt er an sich schnell die Macht
Und leuchtet bald in Sonnenpracht
Als Herrscher unverhohlen.
Und wo er im Triumphe naht,
Ein strahlend junger Kaiser,
Da weh'n schlohweiße Reiser,
Da rollt sich über seinen Pfad
Ein weicher Teppich, brennend grün,
Da jubeln Vögel, Blumen blüh'n,
Da lodert an der Straße Saum
In grüner Flamme Busch und Baum,
Mit ihren Blüten überschnei'n
Obstbäumchen ihn wie Jungfräulein,
Goldregen quillt und Flieder
In Bächen auf ihn nieder;
In farb'ger Wolkenpracht entbrennt
Sogar das blaue Firmament
Und läßt zu seinem Preise
Lenzdonner hallen leise.
Wo gibt's auch einen zweiten Herrn,
Der solchem König gleiche?
Kein Ort ist ihm zu arm und fern
In seinem weiten Reiche,
Er sucht in seinem Siegeslauf
In eigener Person ihn auf
Und dankt gar lieb dem ärmsten Strauch,
Der, wär's von kahlster Felswand auch,
Wo ew'ges Eis schon blinket,
Mit weißem Tüchlein winket!
Wird Östreichs edlem Herrscher doch
In vielen Sprachen Lebehoch
Gejubelt und gesungen;
Des Frühlings Reich ist größer noch
Und hat noch mehr der Zungen.
Versteht auch das andre keins,
Ihn zu begrüßen sind sie Eins,

Die vielen Millionen,
Die, wo er waltet, wohnen!
Erbrausend klingt es
Im Wasserfall,
Verblutend singt es
Die Nachtigall,
Das Fröschlein quackt es
In Schilf und Schlamm,
Der Waldspecht hackt es
Am Fichtenstamm,
Das Fischlein schnalzt es
In kühler Flut,
Der Spielhahn balzt es
In Liebesglut,
Die Mücke schwirrt es,
Die Taube girrt es,
Die Stürme sausen's
Die Wälder brausen's:
Er ist da! Er ist da!
Der Frühling, der Frühling, der Frühling ist da!

Da winkt in tollem Übermut
Der Frühling seinen Scharen:
„Nun wollen wir aber den Menschen ins Blut
Und in tote Steine fahren!
Dort graut sie, die alte Residenz
Mit ihren Giebeln und Türmen;
Ich bin der Frühling, der singende Lenz,
Und will mir die Hauptstadt erstürmen!"
Von allen vier Ecken mit jauchzender Kraft
Bricht's ein in die Mauern und Quadern,
Wie in Baum und Gebüsch der berauschende Saft,
Rührt sich's und pulsiert's in den Adern.
Sie können nicht grünen, sie können nicht blühn,
Die Menschlein, die armen, die blassen,
Doch Rosa und Lila, Blau, Weiß oder Grün
Aufleuchtet's auf Plätzen und Gassen.
Als wimmelt und quöll's aus der Erde hervor
Wie von wandelnden Blumen und Blüten,
Wogt reizender Köpfe und Köpfchen ein Flor,
Umrandet von riesigen Hüten.
Und überall jubelt's und lacht es und singt's,
Musik durchzittert die Lüfte,
Wie ein Hagel von Feuergeschossen dringt's
In Herzen und Höfe und Schlüfte.

So erobert der Frühling, der funkelnde Held,
Mit seinen trunk'nen Schwadronen
Auch die Großstadt, die steinerne Menschenwelt,
Um in ihr als Herrscher zu thronen.
Und des grauen Steffel goldblitzendem Knauf,
An dem die Wolken hinstreichen,
Setzt er ein Kränzel von Maiblumen auf
Als blühendes Siegeszeichen!

Wallfahrt.

(Zu Füßen des Denkmals der Kaiserin Elisabeth.)

Von Hermann Bang.

Zu einer Stätte will ich wandern.

Die Gärten der Vororte will ich nicht aufsuchen, wo die „Volkssänger" an Sommerabenden in meiner Jugend sangen. Und die Gassen, wo ich wohnte, will ich nicht wiedersehen, denn mein Herz, das alt wurde, ist müde, zu bluten. Und in die Berge will ich nicht ziehen, die bläulich-fernen, die sahen mich einst, als ich glücklich war. Und die hohen Dächer der Kunst, unter denen ich als unbekannter Lehrling saß, und die Marmorgänge der Galerien, wo ich ehrfurchtsvoll wanderte — ich will sie nicht wiedersehen, denn die Bilder der Kunst verblassen für den, der unter Schmerzen gealtert ist.

Aber zu einer Stätte will ich hingehen, der einzigen:

Zu Deinem Denkmal, Elisabeth von Österreich, Du Unsterbliche, die Du unsterblich bist, wie der Schmerz.

Ferne stehst Du, Königin und Kaiserin. Der Weg eines Opferhains führt zu Dir — zu Deinem einsamen Sitz. Doch in diesen Urnen sollten Flammen ewig brennen, und nie dürften die Opferfeuer erlöschen.

In der Peter-Pauls-Kathedrale, wo in ihren schmucklosen Granitsarkophagen Rußlands schmerzgeweihte Zaren schlummern, brennt am Sarge des letzten Kaisers ein ewiges Lämpchen, und Tage und Nächte, Nächte und Tage kniet der Pope in ewigem Gebete. . . .

Aber vor Deinem Bildnis, Wittelsbacherin, sollte, während die Flammen nie erlöschen, die Menschheit in Gebeten knien, vor dem großen, dem königlich getragenen Schmerz.

Zu Deinen Füßen, Elisabeth von Österreich, sollten die Flammen niemals sterben, denn hier ist der Wallfahrtsort.

Hier können wir knien.

Hier können wir knien, um zu lernen, den blutigen Purpur der Leiden zu tragen wie einen — Purpurmantel.

Welchen Schmerz trugst Du nicht und schwiegst, welche Schicksalsschläge erfand wohl eine grausame Norne, die Dich trafen — und Du bliebst stolz. Nur die Einsamkeit der Berge kannte Deine Tränen, und nur die Zypressen des Achilleions

entführten Deine Seufzer. Und nur im Tode offenbartest Du Deine stumme Seele in einem Seufzer.

„Jetzt geht es mir besser", flüstertest Du, als Dein Herz durchbohrt war.

Ferne sitzest Du, wie Du ferne lebtest, Du, die stets ein Meisterwerk der Natur, Dein Antlitz mit Deinem Fächer verhülltest. Hoch weilst Du, als die Bergwanderin des Lebens, die Du warst. Weiß bist Du und scheinst doch in Trauer gekleidet, wie damals, als Du, dem König angetraute Habsburgerin, kniend an Kossuths Bahre betetest.

Ein Diadem trägst Du.

Ah, aber wäre ich Dein Bildhauer gewesen, ich hätte es anders befestigt.

Mit einer Dornenranke hätte ich die Krone in Dein schönes Haar genagelt. Nicht das Diadem war Dein Stolz, Du, die einmal von dem „Korsikaner" ausriefst:

„Wie unbegreiflich, daß ein so großer Mensch nach einer Krone trachten konnte . . ."

Nein, der Dornenkranz der Schicksale ist der ewige Schmuck Deiner Stirn!

Einen Augenblick sah Dich die Welt.

Das war an einem Morgen, als die Hoffnung ganz Österreichs tot schien und wie aus den Schluchten des Schicksals selbst alle Schrecken aufloderten um den ältesten Stamm der Welt.

Da empfingst Du, Elisabeth, die Botschaft zuerst und: „Ich gehe zum Kaiser!" waren Deine einzigen Worte . . .

Hier ist die Wallfahrtsstätte. Hier sind die Opferfeuer, hier sollen wir knien.

Vor dem weißen Antlitz des Schmerzes knien wir, Deinem Antlitz, Elisabeth von Österreich, Wittelsbacherin, Ermordete und Unsterbliche!

Scharlach.

Novelle von Stefan Zweig.

(Schluß.)

Die lange endlose Nacht und den nächsten Morgen hatte Berger gewartet, daß Schramek kommen würde und ihn zur Rede stellen über das, was vorgefallen sei zwischen ihm und der Karla. Denn daran zweifelte er nicht, daß die Karla sofort alles dem Schramek erzählt haben würde, nur wußte er nicht, ob sie's als bösartigen Angriff geschildert hatte oder als eine lächerliche unsinnige Laune. Die ganze Nacht grübelte er nach, was er Schramek erwidern sollte, lange Gespräche mit Rede und Gegenrede arbeitete er aus und ersann schon gewisse Bewegungen, um die Diskussion scharf abzuschneiden, wenn er keinen Ausweg mehr fände. Und eines wußte er, daß die Freundschaft nun auf einer Kippe stand, daß alles jetzt vorbei war oder neu werden mußte von Grund auf.

Aber er wartete vergeblich. Schramek kam nicht, auch die nächsten Tage nicht. Das war eigentlich nicht so absonderlich, denn Schramek suchte ihn sonst nur auf, wenn er irgendeine Gefälligkeit brauchte oder irgend was von sich wegzuerzählen

hatte, sonst war es immer der Berger, der ihn besuchen mußte, um ihn zu sehen. Nur schien diesmal ihm, dem Schuldbewußten, eine Absicht in dem Wegbleiben zu liegen und er ging nicht zu ihm, er wartete mit einem stillen verbissenen Trotz, der ihm selbst weh tat. Ganz allein war er in diesen Tagen. Keiner kam zu ihm und stärker als je empfand er das erniedrigende Gefühl, daß er für keinen Menschen Bedürfnis war, daß keiner ihn liebte, keiner seiner bedurfte. Und da spürte er doppelt was diese Freundschaft ihm noch war, trotz aller Enttäuschungen und Erniedrigungen.

Das ging so eine Woche. Da, eines Nachmittags, als er vor dem Schreibtisch saß und zu arbeiten versuchte, hörte er ein paar rasche Schritte gegen die Türe zu. Er erkannte sofort Schramels Gang, sprang empor und da flog auch schon die Tür auf, sauste wieder ins Schloß und Schramel stand vor ihm, atemlos, lachend, faßte ihn an mit beiden Armen und schüttelte ihn hin und her.

„Servus Bubi! Daß man dich auch sieht, die anderen waren alle dabei, nur du nicht, weil du den ganzen Tag kümmeln mußt. Und es geht so auch. Ja, durchgekommen bin ich und Gott sei Dank, es war meine letzte Prüfung. In acht Tagen mußt du mir Herr Doktor sagen."

Berger war ganz verblüfft. Er hatte an alles mögliche gedacht, nur nicht, daß sie sich so wiedersehen würden. Ein paar Glückwunschworte stammelte er gerade noch. Aber Schramel unterbrach ihn.

„Ja, ja, schon gut, streng dich nicht an. Und jetzt vorwärts, komm herüber zu mir, das muß tüchtig gefeiert werden und erzählen muß ich dir auch alles. Also, vorwärts. Die Karla ist schon drüben."

Berger erschrak. Er fühlte plötzlich Angst, mit der Karla zusammen zu sein, denn jetzt würde sie ihn lächerlich machen und er würde wieder errötend zwischen diesen beiden Menschen stehen wie ein Schulbub. Er suchte auszuweichen.

„Du mußt mich schon entschuldigen, Schramel, aber ich kann nicht, mit bestem Willen nicht. Ich hab' furchtbar viel zu tun."

„Zu tun? Was hast du zu tun, du Kerl, wenn ich meine letzte Prüfung gemacht habe? Zu freuen hast du dich und mitzukommen, sonst hast du gar nichts zu tun. Vorwärts mit dir."

Er nahm ihn am Arm und zog ihn fort. Berger fühlte sich zu schwach, um zu widerstreben. Er fühlte nur dumpf, was für eine Gewalt der Schramel noch über ihn hatte. Wie ein Mädel nahm er ihn da, und zum ersten Male verstand er ganz, wie sich eine Frau von einem so starken heitern lebensfrohen Menschen überwältigen lassen müßte, ganz gegen ihren Willen, nur aus dem mattschwindenden bewundernden Gefühl der Stärke. Und so mußte auch die Frau von dem Manne denken in dem Augenblick, wie er jetzt von Schramel; Haß, Zorn mußte sie haben und doch das weiche Gefühl von einem Starken überwältigt zu sein. Er spürte sich gar nicht gehen, wußte gar nicht wie es geschah und war plötzlich drüben in Schramels Zimmer.

Und da stand schon die Karla. Wie sie ihn sah, kam sie auf ihn zu, überflog ihn mit einem merkwürdigen warmen Blick, der ihn umhüllte wie eine weiche Welle und bot ihm die Hand, ganz ohne Wort. Und noch einmal sah sie ihn an, neugierig, wie einen Fremden und doch wieder anders.

Schramek hantierte am Tisch herum. Er hatte das Bedürfnis etwas zu tun und den Drang zu reden, die starke Lebendigkeit seines freudig erregten Gefühles brauchte solche Ventile. Wenn ihn etwas packte, brauchte er Menschen, um seinen Überschwang abzutun, sonst war er eigentlich gleichgültig und eher verschlossen. Aber heute glühte sein ganzes Wesen in Bewegung und einer wilden knabenhaften Freude.

„Also was nehmen wir? Mit trockener Kehle kann ich Euch nichts erzählen. Was, keinen Wein? Sonst haben wir abends keine Freude mehr davon und heute abends muß es drunter und drüber gehen. Brauen wir einen Tee. Einen ganz langweiligen, schön heißen Tee. Wollt Ihr?"

Karla und der Berger waren einverstanden. Sie saßen nebeneinander am Tisch, aber Berger sprach nicht mit ihr. Der Gedanke flog hin und her in seinem Kopf, wie ein eingesperrter Nachtfalter surrend durch ein Zimmer fährt: war das ein Traum gewesen, daß er mit dieser Frau da neben ihm wie ein Verzweifelter gekämpft hatte? Er wagte sie nicht anzusehen und spürte nur, wie die Luft stickig um ihn wurde, wie seine Kehle sich verschnürte. Glücklicherweise merkte Schramek nichts. Er klapperte mit den Tellern und Tassen herum, pfiff und schwatzte. Es machte ihm Freude, den Kellner für die beiden zu spielen, er servierte ihnen voll Übermut und warf sich dann breit und behaglich in das knackende Fauteuil ihnen gegenüber und fing an zu erzählen.

„Also, daß ich nie viel gelernt hab', das brauch ich Euch beiden doch nicht zu sagen. Und wie ich mich da hinschleich' in meinem Leichenbitteranzug zum Prüfungssaal, treff' ich einen alten Freund von mir, den Karl — du kennst ihn ja — und der, wie er sieht, daß mir elend zu Mut ist, fängt mächtig an, mich zu trösten. Aber ich frag' ihn nur in meiner Angst — ihr habt's keine Ahnung wie schäbig der anständigste Mensch eine Stunde vor einer Prüfung wird — ob das schwer ist und was er für Fragen vor zwei Jahren bekommen hat. Wie er mir die erste sagt, hab' ich keine Ahnung davon und mir wird ganz schwach. Ich bitt' ihn noch rasch, er soll mir das erklären — irgendeine Verfassungsgeschichte war's — und er trichtert mir's ein und kommt dann mit zuschauen, wie ich abgeschlachtet werde."

Was erzählte der da? Berger konnte nicht hinhören, das kam alles aus einer Ferne her, das klang wie Worte und war ohne Sinn. In ihm zitterte immer nur der Gedanke, daß neben ihm die Frau saß, die mit ihm gerungen, die ihn niedergeschlagen hatte, und daß diese Frau ihn nicht verhöhnte, sondern angesehen hatte mit diesem weichen einhüllenden funkelnden Blick . . .

Da schrak er plötzlich zusammen. Über seine Hand, die achtlos am Tische lag, strich jetzt ein Finger leise die Narbe entlang, die noch rot hinlief wie ein feuriger Streif. Und wie er aufzuckte, begegnete er einer Frage in Karlas Blick, einer fast zärtlichen mitleidigen Frage. Feuer stob hinauf bis in die Schläfen, er mußte sich festhalten am Sessel.

Drüben erzählte noch immer der Schramek. „Und denkt's Euch, kaum sitz' ich dort, da ist die erste Frage grad' die, die mir der Karl eingetrichtert hat. Ich hör' hinter mir ein Husten und Kichern, aber mir war mit einemmal so leicht, daß ich denen gar nicht böse war, ich fang zu ratschen an und das rinnt wie geschmolzene Butter. Und wenn man schon einmal im Zug ist, dann geht's schon

weiter. Ich hab' geredet, bis mir die Zunge weh getan hat, weiß Gott, was für dummes Zeug, aber geredet hab' ich."

Berger hörte kein Wort. Er spürte nur, wie nochmals der Finger über die Narbe strich und ihm war, als würde sie schmerzhaft aufgerissen durch diese verschwiegene Bewegung. Ein Zucken lief ihm über den Leib und jäh riß er die Hand vom Tisch, wie von einer weißglühenden Platte. Eine zornige Verwirrung wuchs in ihm auf. Aber wie er sie ansah, merkte er, daß ihre geschlossenen Lippen sich wie im Schlafe regten und sie leise murmelte „Armes Bubi".

Lag's nur um die Lippen, ein tonloses Wort, oder hatte sie es wirklich gesagt? Drüben saß der Schramek, ihr Geliebter und sein Freund, und erzählte wild weiter und inzwischen ... Er zitterte leicht, ein Schwindel faßte ihn und er fühlte sich blaß werden. Da nahm die Karla unter dem Tisch seine Hand ganz leise und weich in die ihre und legte sie sich aufs Knie.

Nun spürte er wieder alles Blut im Gesicht und jetzt, wie es sich im Herzen staute und jetzt, wie es herabrann und brannte in seiner Hand. Und er fühlte ein weiches rundes Knie. Er wollte die Hand wegzerren, aber die Muskeln gehorchten ihm nicht. Sie blieb liegen wie ein schlafendes Kind, weich gebettet ruhend, vergessen in einem wunderbaren Traum.

Und da drüben — oh wie weit war diese Stimme im Rauch — erzählte noch immer einer, der sein Freund war und den er jetzt betrog, erzählte, erzählte von seinem Glück in unbesorgter Fröhlichkeit. „Am meisten hat's mich gefreut, daß der Fix, der Frechling sein Geld dabei verloren hat. Denkt's euch, der wettet mit alle Leut', daß ich durchfallen werde und dann, wie ich herauskomme, hat er gar nicht gewußt, was er tun soll. Freuen hat er sich müssen und ärgern auch, ich sag' Euch, das Gesicht, das der gemacht hat, das Gesicht ... aber was habt's Ihr denn? Mir scheint Ihr seid's eingeschlafen alle beide?"

Karla ließ die Hand nicht los. Und Berger mußte nur immer denken „die Hand .... die Hand .... das Knie .... ihre Hand". Aber die Karla protestierte lachend. „No, soll man net sprachlos sein, wenn so ein Faultier wie du Doktor wird. Ich möcht' wirklich gern dann sehen, wie einer ausschaut, der durchfliegt, der muß rein an Wasserkopf haben."

Beide lachten. Berger zitterte immer mehr, ein geheimnisvolles Grauen kam ihn an vor der Verstellung dieses Mädels. Sie hielt noch immer seine Hand mit der ihren umschlossen und preßte sie so fest, daß der Ring sich blutig in seinen Finger einschnitt. Und leise schob sie ihr volles Bein an das seine an. Und sprach dabei ruhig, so ruhig weiter, daß ihn schauerte. „No und jetzt sag', wie wird denn so ein Wunder Gottes gefeiert? Wenn das keine Drahrerei gibt, so bist du ganz einfach ein niederträchtiger Schäbian, du Doktor, du neugebackener. Na aber das ist gar nix dagegen, wenn erst der Bubi Doktor wird, paß' auf, da wird's erst zugeh'n."

Und dabei lag ihre Hüfte ganz an der seinen, er spürte die weiche Wärme ihres Körpers. Vor seinen Augen begannen alle Dinge zu schwanken, so erregt war er. Und an die Stirne drängte von innen schmerzhaft das Blut.

Da schlug die Pendeluhr. Siebenmal rief eine dünne Stimme undeutlich ihr Kuckuck ... Kuckuck. Das brachte Berger zur Besinnung. Er sprang auf, stammelte

ein paar Worte. Dann gab er irgend jemand die Hand, ihm oder ihr, er wußte es nicht mehr, eine Stimme — es war wohl ihre — sagte „Auf Wiedersehen" und dann, aufatmend fühlte er es und beseligt, war hinter ihm die Türe zugefallen.

Und dann, schon im nächsten Augenblick, wie er in seinem Zimmer stand, war ihm alles klar: nun hatte er seinen Freund verloren. Wenn er ihn nicht bestehlen wollte, durfte er nicht mehr verkehren mit ihm, denn er fühlte, daß er der Lockung dieses seltsamen Mädchens nicht würde widerstehen können. Der Duft ihres Haares, der wilde leidenschaftliche Krampf in ihren Gliedern, die begehrliche Kraft, das alles brannte in ihm und er wußte, er würde nicht widerstehen können, wenn sie ihn so ansah wie heute mit diesem leisen lockenden Lächeln. Wie war das gekommen, daß er ihr plötzlich so begehrlich wurde, daß sie um seinetwillen den Schramek betrügen wollte, diesen festen, schönen, gesunden Menschen, den er heimlich so sehr beneidete? Er verstand es nicht und fühlte nicht Stolz und nicht Freude. Nur eine wilde Wehmut, daß er nun seinen Freund werde meiden müssen, um kein Schurke an ihm zu sein. Freilich, die Freundschaft mit Schramek war nicht geworden, was er gehofft hatte, vielen Dingen hat er auf den Grund gesehen, manches erkannt, was ihn einst geblendet, aber jetzt, wie es vorüber war, schien ihm alles so unendlich viel. Denn es war das letzte, was er in Wien noch hatte. Alles war weggeglitten, die Hoffnungen zuerst und die Neugier, die Freude am Studium dann und der Eifer und jetzt noch das letzte, diese Freundschaft. Er fühlte: diese Stunde hatte ihn ganz arm gemacht.

Da hörte er von nebenan ein Geräusch. Ein leises kicherndes Lachen und jetzt lauter. Er horchte, beide Hände auf der pochenden Brust. Lachten sie über ihn? Hatte Karla alles erzählt, war das am Ende ein abgekartetes Spiel gewesen, ihn zu versuchen? Er horchte hin. Nein, das war ein anderes Lachen, Küsse schmatzten dazwischen und ein erregtes Kichern. Und dann Worte, Zärtlichkeiten, deren sie sich nicht schämten. Seine Hände ballten sich unwillkürlich, er warf sich hin aufs Bett und stopfte sich das Kissen an die Ohren, um nichts mehr zu hören. Ein furchtbares Gefühl packte ihn, ein wilder zorniger Ekel, Ekel, daß er hätte ausspeien mögen. Ekel vor seinem Freund, vor dieser Dirne, vor sich selbst, der fast mitgespielt hätte in diesem widerlichen Spiel, ein besinnungsloser, todesmüder, schauervoller und ohnmächtiger Ekel vor dem ganzen Leben.

* * *

In diesen trüben Tagen schrieb er einen Brief an seine Schwester.

„Liebste Schwester, ich habe dir noch zu danken für deinen Geburtstagsbrief. Es war mir schwer in diesen Tagen. Wie er kam und mich weckte und mir sagte, ich sei heute 18 Jahre alt, habe ich das gelesen und es war mir, als ginge es mich nichts an, als sei es nicht wahr. Denn all die Worte darin von dem Glück meiner Freiheit und meiner Jugend, ich hätte sie als Spott genommen, wär' es nicht deine liebe Hand und die seit Kindertagen vertraute Schrift gewesen, die mir sie brachten. Denn es ist alles so anders hier in meinem Leben, so ganz anders, als du es dir denken kannst und so anders, als meine eigenen Hoffnungen. Es tut mir weh, dir all das zu schreiben, aber ich habe hier niemanden mehr. Tagelang habe ich keinen Menschen gesprochen. Manchmal gehe ich den Leuten auf der

Gasse nach und höre in ihre Gespräche hinein, nur um zu wissen, wie Worte klingen. Ich kenne nichts, weiß nichts, ich tue nichts, ich gehe zugrunde an einer Zwecklosigkeit. Tagelang bin ich ohne Erlebnis, begegne kein bekanntes Gesicht, und du weißt nicht, was das heißt, unter tausend Menschen einsam zu sein.

Auch mit Schramek ist alles vorbei. Es ist da etwas vorgefallen, ich kann dir's nicht erzählen, denn du würdest es nicht verstehen. Ich verstehe es selbst kaum, denn nicht ich und nicht er haben Schuld, es ist nur irgend etwas zwischen uns wie ein zweischneidiges Schwert. Und jetzt weiß ich es erst, da ich ihn verloren habe: er war das Liebste, was ich noch hatte in Wien.

Und noch eines ist es, das ich nur dir sagen kann, die es keinem verrät. Ich studiere nicht mehr. Seit Wochen war ich in keiner Vorlesung, meine Bücher liegen verstaubt. Ich weiß nicht warum, aber ich kann nicht mehr lernen, ich bin stumpf geworden, kein Beruf lockt mich hier, denn keiner hilft mir heraus aus diesem furchtbaren erdrückenden Gefühl der Einsamkeit. Ich will hier nichts mehr, mich ekelt alles. Ich hasse jeden Stein, auf den ich hier trete, ich hasse mein Zimmer, die Menschen, die ich begegne, ich atme mit Qual die frostfeuchte schmutzige Luft. Alles erdrückt mich hier, ich gehe zugrunde. Ich sinke unter wie in einem Morast. Vielleicht bin ich noch zu jung und ganz sicher zu schwach. Ich habe keine Fäuste, keinen Willen, wie ein Kind stehe ich unter allen diesen geschäftigen Menschen.

Und ich weiß eines: ich muß wieder heim. Ich kann noch nicht so allein leben, vielleicht geht es in paar Jahren. Aber jetzt brauche ich noch dich und die Eltern, ich brauche Menschen, die mich lieb haben, die um mich sind und mir helfen. Ja, das ist kindisch, es ist die Angst eines Kindes in einem dunkeln Zimmer, aber ich kann nicht anders. Du mußt es den Eltern sagen, daß ich das Studium lassen will und wieder heim, Bauer werden oder Schreiber oder was immer, nicht wahr du wirst es ihnen sagen, ihnen erklären, bitte, tue es bald, ich fühle wie der Boden mir hier unter den Füßen brennt. Ich habe das nie so ganz gewußt, wie alles in mir nach Hause zurückdrängt, aber jetzt, im Schreiben, da wacht alles so sehnsüchtig auf und ich weiß, ich kann nicht anders, ich muß zu Euch zurück.

Es ist eine Flucht, eine Flucht vor dem Leben und nicht meine erste. Erinnerst du dich, damals als man mich auf das Gymnasium brachte und ich dann zum erstenmal in das Zimmer trat, wo 60 fremde Burschen mich neugierig, hochmütig, lachend und überrascht anschauten, da bin ich auch weggelaufen und nach Hause, und hab' den ganzen Tag geweint und nicht mehr zurückgewollt. Und das Kind von damals bin ich heute noch, ich habe die gleiche dumme Angst und das gleiche brennende Heimweh nach Euch und allen, die mich lieb haben.

Ich muß, ich muß weg. Jetzt, da ich es einmal mir abgerungen habe, fühle ich, es gibt kein Zurück. Ich weiß, viele werden lächeln und lachen, wenn ich heimkomme, ein Gestrandeter, einer, den das Leben nicht gewollt hat, ich weiß, daß meinen Eltern eine liebe Hoffnung damit niederstürzt, ich weiß, diese Schwäche ist kindisch und feig, aber ich kann nichts dagegen tun, ich spüre nur, ich kann hier nicht mehr leben. Keiner wird je wissen, was ich hier erduldet habe in den letzten Tagen, keiner kann mich mehr verachten, als ich mich selbst. Wie einen Gezeichneten fühl' ich mich, wie einen Kranken, einen Krüppel, denn ich bin ganz anders wie die anderen und, mit Tränen spür' ich's, schlechter, minderwertiger, unnötiger, ich bin ..."

Er hielt inne, selbst erschrocken von dem wilden Ausbruch seines Schmerzes. Jetzt erst, da die Feder rasch sein fieberndes Gefühl trug, merkte er, wie viel Schmerz in ihm angesammelt war, wie das nun losbrechen wollte in breiten rauschenden Strömen.

Durfte er das schreiben? Durfte er die einzigen, die er besaß, noch verstören, eine Last, die keiner ihm nehmen konnte, aufbürden auf dieses sanfte Mädchenherz? Wie aus einer nebligen Ferne sah er in ihr liebes Gesicht mit den klaren Augen, die ein Lächeln gern überfunkelte, und sah, wie der Mund erschreckt sich zusammenpreßte, ein Zittern über die Züge hinlief und Tränen zögernd niederrollten über die erblaßten Wangen. Wozu noch dieses Leben verstören, sie erschrecken durch einen Hülfeschrei: wenn einer leiden sollte, wollte er es selbst sein und allein.

Er öffnete das Fenster, riß den Brief durch und streute die Fetzen ins Dunkel, Nein, lieber hier still zugrunde gehen, als um Hülfe zu bitten. Hatte er nicht gelernt, daß das Leben alles vernichtete, was untauglich und gebrechlich war? Es würde auch gerecht sein gegen ihn und ihn nicht versparen ...

Zögernd flatterten die weißen Streifen hinab in den Hof und sanken unter wie helle Steine in einem unergründlichen Wasser. Nächtig war der Himmel und ohne Sterne. Manchmal liefen Wolken heller hin über die dunkle Höhe und der Wind warf eine feuchte rauschende Luft gegen die schlafenden Häuser. Eine leise Unruhe war in alledem, wie erregter Atem war dieses stete Wehen des Windes, und von den stöhnenden Fenstern und zitternden Bäumen ging ein Raunen, als ob einer leise da spräche im Dunkel aus seinem bösen Traum. Und immer stärker wurde der Wind, wie Wetterleuchten flogen die Wolken schneller über den schwarzen Mantel des Himmels, und mit einem Male erkannte der Lauschende in all diesem seltsam erregten Bewegen das Fieber der ersten wunderbaren Nächte, die den Frühling bringen.

* * *

Und dann kam der Frühling, ganz langsam wie ein zögernder Gast. Berger, erkannte ihn kaum wieder in dieser fremden Stadt. Wie war ihm sonst gewesen, wenn zum ersten Male der Tauwind über die weißen Felder lief, wenn die schwarzen Schollen aufsprangen aus dem Schnee und die Luft feucht war von ihrem Geruch? Wo war jene erste wilde Angst, wenn er oft aufstand, das Fenster aufriß, den Wind an seiner nackten Brust zu fühlen und das Stöhnen der Bäume zu hören, die sich nach ihren Blättern sehnten? Wo war sein Entzücken all den tausend kleinen Dingen entgegen, dem Vogelschrei in der Ferne und den weißen jagenden Wolken, das feine rinnende Knacken und Knistern im Boden zu vernehmen, zu belauschen, wie im Garten an den Spitzen der Äste kleine klebrige Beulen wuchsen und wie sie dann aufbrachen, zaghafte Blätter und eine einzige noch farblose Blüte? Wo war die tief im Blut flackernde Unruhe, wo die unbändige freudige Wollust, den Mantel von sich zu werfen und mit schweren Schuhen über die feuchte quellende Erde zu stapfen, eine Anhöhe hinaufzustürmen und plötzlich aufzuschreien, jubelnd, ohne Sinn, wie ein Vogel steil oben in der glänzenden Luft?

O, wie still war hier der Frühling, wie so ohne alle Gewalt. Oder war das in ihm, diese leise schläfernde Müdigkeit, diese Freudlosigkeit, die ihn nichts beglückt fühlen ließ, nicht den zartgoldenen Sonnenschein, der die Dächer wärmte, nicht dies

Heller- und Lebendigerwerden der Straßen. Warum rührte ihn all dies so wenig an, daß er nie in den Prater hinausfuhr oder zum Kahlenberg, den er nur von ferne sah und doch wie nähergetragen von der geschmeidigen Luft. Sein Tun war so begrenzt, nie kam er aus dem Bezirk heraus. Immer müder wurde er. Er saß in dem kleinen Schönborn-Park, der sonst nur den Kindern gehört und einigen alten Leuten, er ging hin, um zu lernen oder zu lesen, aber das Buch rührte er nicht an und sah nur zu, wie die Kinder spielten, und irgend eine Sehnsucht war in ihm, mit ihnen spielen zu dürfen, wieder zurückzuwachsen in diese helle Sorglosigkeit.

Das Studium hatte er längst aufgegeben. Er vegetierte nur mehr leise dahin, sah den Dingen zu und hatte doch kein Interesse daran. Einmal hatte er sich wieder aufraffen wollen und war ins Krankenhaus gegangen; und wie er da in den weiten Hof mit den aufknospenden Bäumen kam, die sich unbesorgt in der Stille wiegten, als wüßten sie nichts von den furchtbaren und geheimnisvollen Schicksalen ringsum, da geschah es ihm, daß er sich vergaß und hinsetzte auf eine der Bänke. Und wie alle die Kranken, die in ihren langen blauen Leinengewändern heraustraten mit jenem zagen Schritt der erst Genesenden und nun ruhten, mit ruhigen matten Händen, ohne Lächeln und Gespräch, ganz nur dem dumpfen untätigen Gefühl erwachenden Lebens hingegeben, so saß er unter ihnen, ließ die Sonne warm über die Finger hinrinnen und träumte müde vor sich hin. Er hatte vergessen, was er hier wollte, er fühlte nur, daß da Menschen gingen und dort, hinter dem runden Tor eine laute lärmende Straße war, und daß Stunden langsam vergingen und die Schatten sich unmerklich vorstreckten. Wie man den Kranken das Zeichen der Rückkehr gab, schreckte er auf. War er nicht dagesessen, wie einer von ihnen, war er nicht vielleicht kränker und näher dem Tod als sie alle? Seltsam, nichts begehrte er mehr, als so zu sitzen und die Zeit zerrinnen zu sehen.

Freilich: am Abend flackerten manchmal böse Lichter in ihm auf. Er verlumpte sich allmählich, trieb sich mit Frauen herum, die er verachtete, weil er sie kaufen mußte, versaß manche Nacht stumpf im Kaffeehaus, aber all das geschah ohne Lust und ohne Begier, nur aus einer dumpfen Angst vor der rettungslosen Einsamkeit. Seit er mit keinem mehr sprach, war eine böse Falte um seine Lippen und er wich seinem eigenen Spiegelbild aus. Ein paarmal suchte er sich noch aufzuraffen, aber er fiel immer, wie erdrückt von der ganzen aufgetürmten Last der Einsamkeit in ihm, in seine träumerische und ziellose Lethargie zurück.

* * *

Doch das Leben rief ihn zu sich.

Einmal, da er spät nachts heimkehrte, müde, verdrossen und mit jener innerlichen Angst vor dem schweigend ihn erwartenden Zimmer, merkte er, daß er unterwegs den Türschlüssel verloren haben müsse. Er klingelte, selbst auf die Gefahr hin, daß nicht die Hausfrau, sondern Schramek ihm öffnen würde. Aber da kamen schon eilige, schlürfende Schritte: seine Hausfrau öffnete die Türe und hob die Petroleumlampe, um den Eintretenden zu erkennen. Da, wie das Licht auf den unordentlichen Scheitel und auf das ihm fast fremde Gesicht der Frau fiel, sah Berger daß ihre Lider rot und übernächtig waren und eine Gramfalte um ihren Mund. Und dann, dachte er erschreckt, was war geschehen, daß diese Frau wach war um zwei Uhr nachts? Besorgt fragte er sie.

„Ja wissen's denn nicht, Herr Doktor, die Mizzi, meine Tochter, hat doch den Scharlach. Und schlecht geht's ihr, schlecht!" Sie fing wieder leise an zu weinen.

Berger erschrack. Er wußte von nichts. Er wußte kaum, daß diese Frau eine Tochter hatte. Ein paarmal war draußen im dunkeln Vorzimmer, wenn er ging oder kam, irgend ein schmächtiges Kind mit einem „Küß' d' Hand" vorbeigeglitten, ein zwölfjähriges, dreizehnjähriges Mädel, aber er hatte nie mit ihr gesprochen oder sie nur angesehen. Schwer fiel es ihm plötzlich aufs Herz, daß seit Monaten, atemnah, nur durch eine Wand getrennt, Menschen wohnten, die er nie angesehen, daß Schicksale geschahen, hart neben seinem Leben und er sie nicht ahnte. Wie hatte er von den anderen Menschen Vertrauen ersehnt, und er selbst hatte geschlafen wie ein Tier, während nebenan der Tod mit einem Kinde rang.

Er suchte die Weinende zu trösten. „Es wird schon gut ausgehen ... beruhigen Sie sich nur ..." Und dann zaghafter: „Könnte ich vielleicht Ihre Tochter sehen. Ich verstehe zwar noch nicht viel ... ich steh' erst ganz am Anfang, aber immerhin ..." Mit einemmal wachte die Sehnsucht nach seinem Studium wild in ihm auf, er wäre am liebsten hinübergegangen und hätte die Bücher aufgeschlagen und wieder zu lernen begonnen.

Die Frau führte ihn auf leisen Zehen zu der Kranken. Es war ein enges Hofzimmer, schwül und qualmig von der nieder brennenden Petroleumlampe; eine Feuermauer war gegenüber. Hier wußte man vom Frühling nichts und kannte die Sonne nur an den matten Reflexen, die von den beglänzten Fenstern manchmal herüberstrahlten. Jetzt sah man freilich gar nicht, wie ärmlich die Stube war, denn alles verschwamm in der trüben Dämmerung, nur in der Ecke, wo das Bett stand, glimmerte ein wenig gelbes Licht. Das Mädchen lag in unruhigem Schlaf. Ihre Wangen waren fiebrig gerötet, einer der mageren Arme hing wie vergessen über die Bettkante herab, die Lippen waren eingezogen und nichts in dem hübschen Gesicht verriet auf den ersten Blick die Erkrankung, nur der Atem ging laut und manchmal gequält.

Die Frau erzählte leise, immer wieder von Weinen unterbrochen. „Heut' war wieder der Doktor da, hat sie angeschaut, aber er hat mir gar nichts gesagt. Das ist die dritte Nacht, daß ich da wache, bei Tag muß ich für das Geschäft arbeiten. Freilich die Nachbarin hilft mir ja und ist da bei Tag, aber jetzt sind es schon drei Nächte, daß ich da bin und es wird nicht besser. Mein Gott, ich tu's ja so gern, wenn nur nichts geschieht."

Wieder brach ein Schluchzen in die Worte hinein. Eine wilde Verzweiflung war in ihrem ganzen Reden.

In Berger quoll ein wunderbares Gefühl auf. Zum ersten Male, fühlte er, würde er einem Menschen helfen können, zum ersten Male spürte er beglückt etwas von dem Glanz seines Berufes.

„Liebe Frau, das geht so nicht weiter. Sie richten sich zugrunde und helfen dem Kind nicht damit. Sie werden sich jetzt niederlegen, ich bleibe die Nacht bei dem Kind."

„Aber Herr Doktor!"

Sie hob erschreckt die Hände, als könnte sie es nicht glauben.

„Sie müssen jetzt schlafen gehen, Sie brauchen den Schlaf. Verlassen Sie sich nur auf mich."

„Aber Herr Doktor ... nein ... nein ... wie kämen Sie denn dazu ... nein, das geht nicht ..."

Berger fühlte die Sicherheit in sich wachsen, irgend ein Selbstgefühl zersprengte den aufgehäuften Schutt der letzten Monate in seiner Brust.

„Es ist mein Beruf und meine Pflicht." Ganz stolz sagte er es, wie in der Freude, plötzlich in einer Nachtstunde, in irgend einer jähen Sekunde, den Sinn und das Ziel seines ganzen verlorenen Lebens gefunden zu haben.

Sie stritten nicht lange. Die Frau war übermüdet, der Schlaf drückte ihr auf den Augen und so gab sie bald nach. Berger hatte nur noch zu wehren, daß sie ihm die Hand küßte in dem wilden Gefühl ihrer devoten Dankbarkeit, dann führte er sie hinüber in sein Zimmer, wo er sie auf den Diwan bettete. Die letzten Nächte, seit das Kind krank war, hatte sie in der Küche auf einer Matratze geschlafen. Alle diese kleinen und doch in ihrer Tragik furchtbaren Dinge, von denen er nichts gewußt hatte, ließen ihn seinen Dienst nicht als eine Tat empfinden, sondern nur als Tilgung einer bitteren Schuld.

Und nun saß er an dem Bette des Mädchens. Es war ein unbeschreibliches Gefühl in ihm; irgendwie schien das Leben leiser und friedfertiger geworden zu sein, wie diese Atemzüge, die jetzt nur mehr hauchend gingen und kamen. Jetzt erst sah er das von einem schmalen Lichtkreis umrandete Gesicht näher an. Nie hatte er, so lange er in Wien war, so innig eines anderen Menschen Gegenwart fühlen dürfen, nie so lange in seine Züge sehen dürfen, nie ihm alles ablauschen, was in den Linien seines Antlitzes lag. Wie er sie so ansah, kam ihm irgend ein Erinnern, ganz leise schlief irgendwo um diese hagern Lippen eine Ähnlichkeit mit seiner Schwester, nur noch kindlicher war dieses Gesicht, noch unerblüht und verhärmt. Eine Neugier beschlich ihn, wie die Augen wohl sein möchten, ob wie die seiner Schwester auch, und wie eine Anklage sagte er sich immer wieder sein Versäumnis. Warum war er so fremd an diesem Mädchen und an ihrer Mutter vorübergegangen, warum hatte er nie an diese Beiden gedacht, die neben ihm lebten? Warum hatte dieser Mund nie gelächelt für ihn, waren diese Augen ihm fremd wie jetzt, wo sie unter dem Schrein der Lider verschlossen waren, warum wußte er nichts von dem, was da lebte in dieser schmalen Kinderbrust, die auf- und niederging in sanften Atemzügen? Vorsichtig faßte er die matte Hand des Kindes, die über die Bettkante hinaushing und legte sie auf die Decke. Wie eine Liebkosung so zart war seine Berührung. Und dann saß er still und sah sie an, dachte schmerzlich nach, wie viel er versäumt hatte von seinen Studien und gelobte sich im stillen, sein Leben von Grund auf zu beginnen. Schon flogen träumerische Bilder auf, er sah sich als Arzt, als Helfenden, und das Blut wurde ihm warm bei diesen lockenden Gedanken. Und immer wieder umfaßte sein Blick dieses blasse kindliche Mädchengesicht und hielt es fest, als könnte er mit diesem Blick ihr Schicksal bewahren und ihr bedrohtes Leben zurückhalten.

Plötzlich regte sich das Kind und schlug die Augen auf, große, fiebrig glänzende wie in Tränen schimmernde, funkelnde Augen. Das ganze Gesicht wurde wie mit einem Male hell. Zuerst wanderten sie im Kreise herum, als müßten sie sich irgendwo durch die Wolke des Fiebers und der nachschattenden Träume bohren. Dann bleiben sie plötzlich, wie erschreckt, bei Bergers Antlitz stehen. Wie fragend

tasteten sie seine Züge entlang, hingen sich dann fest an seinem Blick. Undeutlich bewegten sich die verbrannten Lippen.

Berger sprang auf, trocknete die fiebrig erhitzte Stirne und gab ihr dann zu trinken. Das Mädchen bog den Kopf vor, trank hastig und fiel dann wieder matt in die Kissen zurück, die Augen unbeweglich auf Berger gerichtet. Nicht ganz klar bewußt schien ihm dieser Blick, aber doch, dem Staunen war darin etwas von Dankbarkeit beigemengt. Unablässig sah sie ihn an. Und als er jetzt, leise zitternd vor diesem tiefen unverständlichen Blick, sich abwandte und sich im Zimmer zu schaffen machte, spürte er, ohne hinzusehen, wie ihm diese großen, feuchtfunkelnden Kinderaugen überall hin folgten. Und wie er dann zurücktrat an das Bett, waren sie weit aufgetan und nun, wie er sich niederbeugte, regte sich der Mund, er wußte nicht, wollte sie sprechen oder lächeln. Dann fielen die Lider zu, das Leuchten verlosch auf ihrem Gesicht. Und dann lag sie wieder, stumm und blaß und schlief, mit jetzt leiseren Atemzügen.

Berger fühlte auf einmal in der atemlosen Stille sein Herz ganz laut gehen. Irgend ein Glückgefühl war in ihm und wuchs wild auf. Zum ersten Male in seinem Leben sah er sich tätig eingereiht in den Kreis der anderen, ihm war, als hätte ihm jemand etwas Dankbares und Herzliches zugerufen, als hätte sich irgend etwas Großes und Schönes für ihn begeben in diesen paar Stunden. Fast zärtlich sah er nieder auf dieses Mädchen, auf dieses Kind, auf den ersten Menschen, der ihm anvertraut war, den er dem Leben gewinnen sollte und der ihn selbst zurückgewonnen hatte für das Leben. Er sah immer wieder auf die Schlafende und die langen Stunden schienen ihm leicht. Ganz überrascht war er, wie er, als die Lampe plötzlich mit einem jähen, aufspringenden Flackern erlosch, das Dunkel verloren und den Morgen schon mit seinem ersten leisen Schein vor dem Fenster warten fand.

* * *

Vormittags kam der Arzt, um nach der Kranken zu sehen. Berger stellte sich ihm als Student der Medizin vor und fragte ihn, nicht ohne das peinliche Gefühl seiner Unkenntnis bis in die Kehle quellend zu spüren, ob noch Gefahr vorhanden sei.

„Ich glaube nicht“, sagte der Arzt. „Die Krise scheint mir überstanden. Merkwürdig, die Kinder sind diesen Krankheiten gegenüber viel widerstandsfähiger, als die Erwachsenen, es ist, als ob in ihnen die Kraft ihres noch ungelebten Lebens dem Tode entgegenarbeiten würde und ihn niederringen. So ist es fast mit allen Kinderkrankheiten: Die Kinder überwinden sie und die Erwachsenen gehen daran zugrunde.“

Er untersuchte die Kranke. Berger stand ergriffen dabei. Wenn er so sah, wie er selbst nach jedem Wort dieses Menschen griff, jede seiner Bewegungen belauschte, da fühlte er im tiefsten die wunderbare Gewalt des von ihm einst blindlings erwählten und lang mißachteten Berufes. Die ganze Schönheit ging ihm auf wie eine jähe Sonne, so an ein Bett treten und dort, wie ein Geschenk, Hoffnung, Verheißung und vielleicht auch Gesundheit hinlegen zu dürfen. In diesem Augenblick war ihm die Richtung seines ganzen Lebens klar: tätig müßte er sein und nützlich, dann würde er auch nicht mehr allen fremd bleiben, nicht mehr einsam sein.

Er begann damit, die Pflege des Mädchens ganz zu übernehmen. Ohne selbständig etwas anzuordnen, beschränkte er sich darauf, die Phasen der Krankheit zu überwachen, die Nächte an dem Bett der Kranken zu verbringen und auch einen guten Teil des Tages. Es war jene Nacht wirklich die Krise gewesen. Das hohe Fieber wich, er konnte schon mit der Kleinen reden, und er tat es gerne. War er draußen gewesen, so brachte er ihr ein paar Blumen mit und erzählte ihr vom Frühling, der jetzt schon im Schönbornpark, wo das Kind sonst immer spielte, die Bäume leise begrünte, und daß die anderen Mädchen schon helle Kleider trügen. Er erzählte von der blanken Sonne, die jetzt draußen glänzte, erzählte allerlei Geschichten, las ihr vor, versprach ihr die baldige Genesung und hatte kein lieberes Vergnügen, als sie froh zu sehen. Ganz frei wurde ihm bei diesen einfältigen, absichtlich kindischen Gesprächen und er hörte manchmal, selbst überrascht, sich laut und lustig lachen.

Und das kleine blasse Mädchen lag in den Kissen und lächelte nur. Ganz matt lächelte sie, eine leise liebe Linie grub sich um die Lippen und flog wieder weg wie ein Hauch. Aber wenn sie ihn ansah, dann ruhte ihr Blick, ihr ganzes tiefes grauschillerndes Auge, feinstrahlig und leuchtend bis zum Grund, auf seinem Gesicht, ganz ohne Verwunderung und Fremdheit schon, hing warm und schwer an ihm, wie ein Kind um den Hals der Mutter. Nun durfte sie auch schon sprechen und bald verlor sie die anfängliche Scheu, ihn anzureden.

Am liebsten verlangte sie von seiner Schwester zu hören. Wie sie aussehe, ob sie groß sei oder klein, wie sie sich kleide und ob sie brav in der Schule war. Und ob sie auch so blonde Haare habe, wie er. Und ob er es nicht einrichten könnte, daß sie einmal herkäme nach Wien, das doch sicher schöner sein müßte als das kleine Städtchen mit dem harten Namen, über den sie immer lachen mußte. Und ob sie auch schon so krank gewesen sei: lauter kindische einfältige Fragen fand sie und immer neue. Aber sie machten Berger nicht müde. Er antwortete ihr gern und es tat ihm wohl, einmal von seiner Schwester, die ihm das Liebste war auf der Welt, herzlich reden zu dürfen. Und als ihn das Mädchen darum bat, brachte er ihr auch die Photographie von seinem Schreibtisch.

Neugierig nahm sie das Bild in ihre schmalen, noch ganz durchsichtigen Kinderhände.

„Da" — sie strich sehr sorgfältig mit dem Fingernagel darüber — „das ist ganz Ihr Mund. Nur machen Sie oft eine böse Falte darum und dann schauen Sie ganz anders aus. Wenn ich Sie früher gesehen habe, habe ich immer Angst vor Ihnen gehabt, so haben Sie dreingeschaut."

„Und jetzt?" Er lächelte leise.

„Jetzt nicht mehr. Aber sagen Sie, hat sie auch solche Augen wie Sie?"

„Ich glaube ja?"

„Und ist auch so groß wie Sie, nicht wahr? Sie muß sehr schön sein, Ihre Schwester. Ach, sehen Sie, sie trägt die Haare ganz so wie ich, auch so rund geflochten. Die Mutter hat's mir zuerst nicht erlauben wollen, daß ich sie so trage und hat gesagt, es macht mich zu alt. Aber ich bin ja kein Kind mehr, ich bin ja schon konfirmiert."

Sie reichte ihm die Photographie zurück und er sah sie lange an, ohne ein Wort zu sprechen. Zum ersten Male fand er von dem Bilde die Züge seiner Erinne-

rung nicht mehr ganz zurück. Unmerklich waren seiner Schwester und dieses Kindes feine blasse Züge irgendwie zusammengeströmt in seinem innern Schauen, er vermochte sie nicht mehr zu scheiden. Beider Lächeln und beider Stimme war eins in ihm geworden, so wie sie jetzt auch in seinem Leben vereint waren, als die beiden einzigen weiblichen Wesen, die ihm vertrauten und es liebten, mit ihm zu sein. Die Gestalt Karlas war ganz weggeweht aus seiner Erinnerung, all die Tage hatte er nicht ein einziges Mal an sie gedacht und an jene Stunde, an die er jetzt ruhig sich erinnerte wie an ein Trunkensein von Wein, einen Rausch, eine Dummheit im Zorn. Und schon hatte er an alle die stumpfen bösen Tage vergessen, die er hier verlebt.

Er fühlte nur eines, daß ihm ein großes Glück begegnet sei. Ihm war, als ob er lange im Dunkel gegangen wäre in den Abend hinein und hätte plötzlich, jäh beglückt, ein Licht, weiß wie einen Stern von der Ferne glänzen sehen, Licht von einem Haus, wo er ruhen durfte und wo man ihn aufnahm als lieben Gast. Was hatte er, der Kindische, der Schwächling, der Verzagte bei den Frauen gewollt? Den Erfahrenen mußte er zu töricht sein, den Unschuldigen zu feige, ein Hilfloser war er ja noch, ein Unfertiger, ein Träumer. Er war zu früh gekommen, hatte sich zu früh an sie gedrängt, die nur die reife Frucht des Lebens begehrten. Aber hier dieses Kind, in dem die Frau erst keimte, knospennah und doch noch schlummernd, die noch sanft war, ohne Stolz und ohne Gier, wuchs ihm da nicht ein Schicksal entgegen, dem er Herr sein konnte, eine Seele, die er sich erziehen durfte, ein Herz, das unbewußt sich ihm schon hinneigte? Ein Traum, süßer als alle bisherigen und doch wirklicher als die dumpfen Gebilde seiner leeren Stunden schlug an seine Brust wie eine warme Welle.

Und dann, je öfter er sie ansah, je länger er sie kannte und nun, wie nach der Krankheit ihre Wangen sich leise färbten und das junge Gesicht verschönten, zitterte eine sehr verschwiegene und ganz begehrungslose Zärtlichkeit in ihm auf. Eine nur geschwisterliche Zärtlichkeit, der es Glück schon war, über die mageren Hände streifen zu dürfen und das Lächeln an den Lippen aufblühen zu sehen.

Einmal lag sie wieder still, ganz still. Sie hatten beide geschwiegen. Und plötzlich kam ihn ein Verlangen an, das er selbst nicht verstand. Er trat hin an ihr Bett, meinend, daß sie schliefe. Aber sie lag nur still und strahlte ihn so merkwürdig an mit den Augen. Stumm lag der Mund wie ein blasses eingerolltes Rosenblatt. Und plötzlich wußte er, was er wollte: diesen Mund einmal mit seinen Lippen berühren, ganz, ganz leise nur.

Er beugte sich nieder. Aber selbst diesem kranken Kinde gegenüber war er noch mutlos.

Sie sah auf zu ihm: „Woran denken Sie jetzt?"

Da packte es ihn an, er konnte es nicht mehr verschweigen. Ganz leise sagte er: „Ich möchte dir gern einen Kuß geben? Darf ich?"

Sie lag unbeweglich und lächelte nur, lächelte mit ihren hellen strahlenden Augen tief bis an sein Herz, lächelte nicht mehr wie ein Kind, sondern schon wie eine Frau . . .

Da beugte er sich nieder und küßte leise den zarten unerfahrenen Kindermund.

* * *

Ein paar Tage später durfte die Kranke zum ersten Male aufstehen. Im Lehnsessel, den man ihr ans Fenster gerückt hatte, saß sie da, ganz glücklich, dem Bett entronnen zu sein. Berger saß bei ihr und sah sie stolz an, er hatte dunkel das Gefühl, als ob er sie retten geholfen hätte und dies auch seine Tat wäre, daß sie nun wieder dem Leben gehörte. Sie schien größer geworden zu sein während ihrer Krankheit und irgendwie war das Kindhafte leise abgeglitten von ihr: wie ein junges Mädchen saß sie da und ihre Freude war gar nicht mehr übermütig-kinderhaft, sondern schon so besonnen und tief gefühlt. Wie sie an das Fenster tippte, hinter dem die Luft lau glänzte, und sagte: „Der Frühling soll doch hereinkommen, wenn ich noch nicht hinaus kann", das schien Berger wie ein kleines Wunder, wie eine nie gekannte Lieblichkeit des Lebens. Und er schämte sich gar nicht mehr vor sich selbst, verliebt zu sein in ein dreizehnjähriges Mädchen, weil er wußte, daß all dies gewissermaßen traumhaft war und unwiderbringlich, was er in diesen Tagen des Genesens erlebte. Und wunderbar ergriff ihn das herzhafte, von fraulicher Scham noch gar nicht verwirrte Zutrauen, ihre innige und heitere Zuneigung zu ihm. Sie sprach ihn jetzt oft beim Vornamen an, neckte sich mit ihm und er spürte, mitten im Übermütigsein ein lautes Glückseligkeitsgefühl, nicht mehr einsam zu sein. Lachen kam aus seiner Seele wieder herauf, er besann sich darauf wie an eine vergessene Sprache aus Kindertagen. Und dann kamen, wenn er allein war, sanfte Träumereien, er sah sie aufwachsen zur Frau, sah sie klug, ernst, verständig. Und sah sich selbst diesen Bildern verstrickt und verstand, daß sie für ihn wachsen und werden sollte.

Aber auch sonst hatte seine Einsamkeit ein Ende. Da war die Mutter des Mädchens, die aufsah zu ihm wie zu einem Gott. Sie schien den ganzen Tag nur auf Möglichkeiten zu sinnen, ihm ihre Dankbarkeit erweisen zu können. Und nun, wie er öfters mit ihr sprach, merkte er, daß diese ärmliche Frau viel Schicksal erlebt hatte und trotz Erniedrigungen und Enttäuschungen eine ergreifende Güte bewahrt hatte. Er bereute jetzt, früher schroff an diesen ihm untergebenen Leuten vorbeigegangen zu sein, und fühlte sich froh, diese Schuld nun getilgt zu haben.

Und auch zu Schramek fand er wieder zurück. Er traf ihn einmal im Flur, und Berger staunte über sich selbst, wie heiter und unbesorgt er mit ihm reden konnte. Auch von der Karla sprachen sie und nichts tat ihm mehr weh bei diesem Wort. Es war zu viel innere Freudigkeit in ihm, ein Freischweben und Freisein, das bis in seinen Gang strömte, das ihn aufrecht sein ließ und elastisch. Von allen Seiten schien das Leben ihn zu durchdringen, alles paßte ineinander und das einzige wilde Begehren, das in ihm drängte, war, jetzt die verstaubten Bücher aufzuschlagen und das Studium zu beginnen. Mit goldenen Lichtern lockte ihn nun sein Beruf. Ein paar Tage nur wollte er noch warten, bis das Mädchen ganz gesund sei, diesen ersten Erfolg, diesen wilden, in jeder Sekunde dieser strahlenden Tage empfundenen Genuß wollte er noch zu Ende auskosten.

* * *

Zwei Wochen hatte Berger die Straße kaum gekannt, war nur manchmal vom Krankenzimmer eilig hinabgestürmt, um etwas zu besorgen. Wie er nun zum ersten Male wieder langsam hinschlenderte über das besonnte blinkende Pflaster, empfand er den Frühling erst ganz, dessen kühl duftender Atem hinzitterte über der wie fest-

lich erleuchteten Stadt. Und ihm war, als sehe er heute diese Stadt zum ersten Male, als sei sie aus einem trüben nassen Nebel glitzernd aufgetaucht. Er sah diese alten Häuser der Josefstadt, die ihm immer morsch und schmutzig erschienen waren, jetzt, da ein blanker blauer Himmel scharf die Konturen der altertümlichen Dächer und Rauchfänge abzeichnete, in ihrer anheimelnden Vertrautheit, empfand den hinter den breiten Straßen fern vorlugenden Kahlenberg mit seinem noch ganz matten Grün wie einen Gruß. Alle Menschen schienen ihm hellere Mienen zu haben und manchmal war ihm, als funkelte aus den Blicken der Frauen ein freundlicher Blick ihm zu im Vorübergehen. Oder war das nur sein eigener innerer Glanz, zurückgespiegelt von jedem Ding, von der dunklen Pupille und den flackernden Fenstern, von den glimmernden Straßen und den grell leuchtenden erwachten Blumen hinter den Scheiben? Nicht feindlich schien dies alles mehr um ihn zu stehen und fremd, sondern lag da wie eine reifende Frucht, verheißend und farbig, baldiger Besitz und schon wunderbares Vorgefühl des Genießens. Eine immer wieder neuausströmende Fülle war rings in alledem und sie trug einen wie eine Welle fort. Ganz gab er sich hin an dieses Glücksgefühl.

Bald kam ihn eine leichte Betäubung an. Wie betrunken war er, seine Füße wurden ihm schwer, bleiern schloß sich ein Ring um seinen Kopf. Plötzlich fiel ihn diese Mattigkeit an wie eine Krankheit des Frühlings. Er mußte sich bei der Ringstraße hinsetzen auf eine Bank. Vor ihm, auf seine Hände, auf seinen ganz leicht fröstelnden Körper strahlte die Sonne, noch nicht gefiltert vom dichten Blattwerk der Bäume, sondern voll und prall, mit so stürmischer Gewalt, daß er die Augen schließen mußte. Lärm stürmte auf dem Pflaster vorbei, Menschen gingen vorüber, aber irgend etwas zwang ihn, die Augen geschlossen zu halten und unbeweglich hingegossen zu bleiben auf die harte Bank. Zwei, drei Stunden saß er so. Erst in der Dämmerung, als die Kühle kam, raffte er sich auf und ging nach Hause, mühsam, wie ein Kranker.

Er ging vorbei am Zimmer, wo das Mädchen war. Er fühlte, er müßte jetzt allein sein mit sich, endlich abrechnen mit der Fülle neuer Erlebnisse, die ihn anders gemacht hatten in diesen Wochen. Er setzte sich hin zum Schreibtisch, um seine Bücher und Schriften zu ordnen. Morgen wollte er mit dem Studium beginnen.

Da fiel ihm ein dickes unbeschriebenes Heft in die Hand, kaum erkannte er es wieder. Zum Tagebuch hatte er es sich bestimmt, als er nach Wien kam. Und hatte immer auf ein Erlebnis und Geschehnis gewartet, um würdig die erste Seite zu beschreiben, hatte gewartet und schließlich, als die Tage immer eintöniger wurden, ganz vergessen daran. Nun schien es ihm wie ein Zeichen. Denn jetzt hatte ja erst sein Leben begonnen, jetzt begannen Sterne über die trostlose Nacht zu glänzen. Ein Tagebuch der Erlebnisse sollte es werden und — unsicher spürte er es — vielleicht auch der Liebe. Denn in ihm war irgend eine Stimme, die so sprach, als ob die Neigung zu diesem Kinde einmal Liebe werden sollte zu einer Frau . . .

Er schraubte die Lampe hoch. Und nahm dann Tinte, schwarze und rote und allerhand Federn und begann mit vielen Schnörkeln und Arabesken Dantes Worte auf die erste Seite zu malen „Incipit vita nuova". „Ein neues Leben hat begonnen." Er liebte von Kindertagen diese Spielerei des Schönschreibens und selbst da, wo er seine Zukunft und Vergangenheit festhalten wollte, stichelte er schöne geschwungene

Lettern, füllte sie mit Rot und Schwarz: „Ein neues Leben hat begonnen.“ Leuchten sollte das wie Blut!

Da . . . er hielt inne im Schreiben . . . ein Tintenspritzer saß auf seiner Hand. Ein kleiner roter runder Fleck. Er wollte ihn wegwischen. Es ging nicht. Er nahm Wasser und rieb daran. Der Fleck ging nicht weg . . . wie seltsam . . . Er versuchte wieder. Und wieder vergebens.

Da durchfuhr ihn ein Gedanke jäh wie ein Blitz. Er fühlte sein Blut stocken. Was war das? . . . Etwa? . . .

Zögernd, angstvoll schob er dann den Ärmel empor. Und spürte seine streifende Hand kalt werden: auch hier saßen solche rote kreisrunde Flecke, einer, zwei, drei. Mit einem Male verstand er die Müdigkeit und den Druck von vorhin. Er wußte genug. Stärker begann es in seiner Schläfe zu hämmern, die Kehle war ihm verklemmt. Und kalt, wie schwere fremde Klötze fühlte er seine Füße unter dem Tisch.

Taumelnd riß er sich auf, mit einem erschreckten Blick am Spiegel vorbei. Nein, nur nicht hineinsehen! Und nichts tun, nicht schreien oder weinen, nichts hoffen oder erwarten, da es doch unabänderlich war. Und es war ja nur so natürlich. Er hatte sich angesteckt. Er hatte Scharlach.

Scharlach . . . und da hörte er plötzlich, als spräche einer im Zimmer laut die Worte, die der Arzt damals von den Kinderkrankheiten und dem Scharlach gesagt hatte. „Die Kinder überwinden es leichter, die Erwachsenen gehen daran zugrunde.“

Scharlach . . . Sterben . . . das klang ihm alles ineinander. Scharlach — eine Kinderkrankheit! War das nicht ein Symbol für sein ganzes Leben, daß er immer an dem als Erwachsener noch gelitten hatte, was nur den Kindern und der Kindheit zugehört? Und die Erwachsenen überdauerten das schwerer wie die Kinder: wie wunderbar verstand er das mit einem Male!

Aber Sterben — es revoltierte doch zu viel in ihm dagegen. Vor drei Wochen, wie gerne wäre er gegangen, wie gerne still und unauffällig weggetreten von der Bühne, wo keiner ihm zuhörte und keiner zu ihm sprach. Aber jetzt? Warum spielte das Leben so mit ihm, daß es ihm Lockendes noch in letzter Stunde gezeigt, um ihm den Abschied schwer zu machen? Warum gerade jetzt, wo er wieder mit Menschen verknüpft war, wo manche vielleicht leiden würden, mehr vielleicht als er selbst?

Dann kam die Müdigkeit über ihn, eine stumme fassungslose Resignation. Starr sah er hin auf die roten Flecken, bis sie vor seinen Augen wie Funken tanzten. Wirr wurde ihm alles. Er fühlte nur noch, daß es ein Traum gewesen war, das Glück oder das Unglück, die Menschen oder die Einsamkeit, das Vergangene oder das Kommende. Er begehrte nichts mehr. War das schon Sterben, dieses Stillwerden in einem solchen Augenblick, dachte er schmerzlich.

Nur Abschied nehmen wollte er noch.

Er ging hinein in das Zimmer, wo das Mädchen schlief. Mit einem Blick nur sah er hin auf die ruhenden, ihm so vertrauten Züge. Hatte er nicht geträumt, hier werde ihm ein Schicksal werden? Und war es ihm nicht durch sie geworden, ganz, ganz anders nur, als er es dachte, ein Sterben und kein Leben?

Er streichelte mit dem Blick zärtlich die Züge. Und das Lächeln, das im Schlaf leise ihren kindischen Mund umrandete, nahm er mit auf seinen Lippen. Freilich, wie er zurücktrat ins Zimmer, hing es schon bitter herab, wie eine verwelkte Blume.

Er zerriß noch ein paar Briefe, schrieb eine Adresse auf einen Zettel. Dann klingelte er und wartete.

Die Frau kam sofort hereingestürzt. Sie stürmte nur immer, ihm, den sie abgöttisch verehrte, dienlich sein zu können.

„Ich" — er mußte noch einmal ansetzen, die Stimme war nicht ganz fest — „Ich fühle mich nicht ganz wohl. Bitte richten Sie mir das Bett und rufen sie dann den Arzt. Wenn es mir schlecht gehen sollte, senden sie ein Telegramm an meine Schwester, hier ist die Adresse."

Zwei Stunden später lag er in hitzigem Fieber.

* * *

Furchtbar brannte das Fieber in seinem Blut. Es war, als ob die ganze Kraft der noch ungelebten Stunden, die nie verbrauchte Leidenschaft ihn verbrennen würde in den zwei Tagen, die ihm noch gegeben waren von einem langen Leben. Das Haus war verstört. Mit verweinten Augen schlich das Mädchen herum und wagte keinen anzusehen, wie in Angst, man möchte sie anklagen. Die Frau lag verzweifelt vor dem Kruzifix im Vorzimmer und betete schluchzend um das Leben des Sterbenden. Auch Schramek kam mehrmals zu ihm herüber und versicherte allen mit seinem unverwüstlichen Vertrauen, es würde schon gut ausgehen. Der Arzt dachte anders und sandte das Telegramm an Bergers Schwester.

* * *

Zwei Tage hielt das Fieber den Besinnungslosen umklammert und schleuderte ihn auf und nieder in seinem roten Gischt. Einmal wachte er noch auf. Sein Blut war still geworden. Reglos lag er da mit matten Händen und geschlossenen Lidern.

Aber er war ganz wach. Er fühlte, das Zimmer mußte sehr hell jetzt sein, denn wie ein rosaroter Nebel lag es auf seinen Lidern.

Er blieb regungslos. Da begann nebenan der Vogel zu zwitschern. Ganz vorsichtig zuerst, wie zur Probe. Dann setzte er ein, trällerte und jubelte dann auf, eine Melodie stieg empor und wiegte sich auf und nieder. Der Kranke horchte hin. Vage fiel es ihm ein, es müßte jetzt Frühling sein.

Die Vogelstimme tönte immer lauter: fast tat sie ihm weh mit ihrem Jubel. Ihm war, als nistete der Vogel hart neben ihm am Bett und gellte ihm die schrillen Töne ins Ohr . . . Aber nein . . . Jetzt war er wieder ganz leise, so fern. Auf einem Baum mußte er sitzen, draußen im Frühling. Immer leiser ward das Lied, immer zarter, wie von einer Flöte, wie von einer Mädchenstimme. Oder war es gar kein Vogel, sang da nicht die feine silbern-biegsame Stimme eines Mädchens, eine süße helle Kinderstimme?

Ein Mädchen, ein Kind . . . Erinnerung kam zaghaft wieder hergeweht und rührte an sein Herz. Langsam fiel ihm alles wieder ein, aber nicht in richtiger Folge, sondern Bilder, eines nach dem anderen. Das lächelnde Kindergesicht stieg auf aus der Dunkelheit des Vergessens und jetzt, schattenhaft und doch süß, dieser eine verstohlene Kuß. Und die Krankheit dann und die Mutter, das ganze Haus — der Kreis des Erlebens lief zurück und plötzlich wußte er, daß er krank da lag und vielleicht sterben mußte.

Er riß die schweren Augenlider auf. Ja, das war das Zimmer. Und er war ganz allein da. Der Vogel nebenan sang nicht mehr und auch die Uhr war stumm,

die sonst eilfertig tickte, man hatte sie aufzuziehen vergessen. Langsam glitten ihm die Lider wieder zu, ohne daß er es merkte. Er sah in das Zimmer wie in eine Ferne zurück und saß darin, in jener ersten Nacht wo er nach Wien kam und draußen der Regen rann und er weinte in seinem bittern Verlassensein. Und dann kam alles wieder, das mit Schramek und die anderen bunten Dinge, aber schon ganz unwirklich war es . . . so fremd . . . es tat nicht gut und schmerzte doch nicht . . . es rann so vorüber, rann in die große dunkle Mattigkeit.

Da hörte er . . . plötzlich . . . wie nebenan eine Tür zufiel. Und dann ein paar Schritte. Die kannte er: das war Schramek. Ja, das war seine Stimme. Zu wem sprach er? Sein Blut fing an bei den Schläfen zu ticken . . . war das nicht die Karla, die jetzt lachte nebenan? Oh, wie weh tat das Lachen. Sie sollte jetzt ruhig sein! Ruhe wollte er . . . Schweigen . . . Stille. Aber nein, was taten die? Er hörte sie lachen. Und plötzlich, wie durch Glas sah er in das Zimmer hinein. Da stand der Schramek, faßte sie an und küßte sie. Und sie bog die Hüfte zurück, mit lachenden Augen, wie damals, ganz so wie damals. . . .

Es fieberte ihm in den Händen. Was lachten die da drüben so toll! Es tat ihm ja weh. Wußten sie nicht, daß er hier sterben wollte, daß er hier starb, ganz allein, ohne Freund. Tränen fühlte er steigen, irgend etwas kochte in seiner Brust, er schlug mit den Händen um sich. Konnten sie nicht warten, bis er tot war? Aber da . . . ein Sessel polterte drin zu Boden . . . alles sah er, wie sie ihm entsprang. Und jetzt, wie er ihr nachlief, oh wie wild, wie stark war er, wie er sie faßte, über den Tisch hin und sie herüberzog . . . Und jetzt war sie wieder weg . . . wo? . . . Ja, da hatte sie sich versteckt . . . und jetzt sprangen sie herum und hetzten. Das Zimmer begann zu zittern . . . dröhnte nicht jetzt das ganze Haus . . . ja, alles schwang hin und her, voll wüsten Lärms war die Luft. Was schonten sie nicht seine letzte Stunde, die Verfluchten! . . . Nein, sie hetzten weiter, jetzt, jetzt hatte er sie gepackt. Was kreischt du so in deiner Angst und Brunst? . . . Der Kranke stöhnte bitter auf. Jetzt hatte sie der Schramek gefaßt, wie Blut rann das gelöste rote Haar herab . . . jetzt riß er ihr die Jacke ab . . . weiß leuchtete das Hemd . . . sie selbst ganz weiß und nackt . . . Und so jagten sie sich um den Tisch herüber, hinüber, herüber, zurück . . . wie sie nur lachte! wie sie nur lachte! . . und jetzt — wie war das nur? — mitten durch die Wand war sie in sein Zimmer hereingestürmt und stand nun vor ihm . . . vor seinem Bett . . . weißfunkelnd, nackt . . . Oder . . .

Oder — er mühte sich die schweren Augenlider aufzureißen — oder . . . war das nicht seine Schwester im weißen Kleid, die da vor ihm stand? War das nicht ihre liebe kühle Hand auf seiner Stirne? . . .

Zwei Stunden noch brannte das Fieber. Dann losch alles aus. An seinem Bette stand die Schwester, das Kind und Schramek, die drei, denen seine Liebe galt und die nun so vereint, wie er sie nie gesehen hatte, sein ganzes Leben bedeuteten. Alle drei sprachen sie kein Wort. Das kleine Mädchen schluchzte leise und allmählich starb auch dieser letzte klagende Ton. Ganz still wurde es im Zimmer, allen dreien war feierlich und weh und nichts hörte man als draußen vor den Fenstern die laute zornige Stimme der großen fremden Stadt, die unablässig weitergrollte und sich nicht bekümmerte um Tod oder Leben.

Wüstenkultur.

Von Dr. Joseph Mantuani.

Manchem Gebildeten, der am Schaufenster des neuen Verkaufs- und Niederlagslokales der k. k. Hof- und Staatsdruckerei vorüberkam, dürfte ein „soeben erschienenes" Werk in zwei rohleinenen Foliobänden mit der fremdartig anmutenden Aufschrift in Goldpressung: „Kuṣejr 'Amra" aufgefallen sein. Er wußte damit nichts zu beginnen, wenn er sich nicht zufällig an irgend eine der Notizen erinnerte, die seinerzeit in den Tagesblättern darüber erschienen waren. Und wenn er sich darum erkundigte, so erfuhr er, daß es sich um ein Werk über die nordarabische Wüste handle. Wüste! Was gibt es darüber zu sagen? Die meisten Gebildeten denken unwillkürlich an die Studienjahre in der Mittelschule, wo das Kapitel über die Wüsten kurz und bündig absolviert wurde: „östlich (westlich ꝛc.) ist eine große Wüste". Wir, die „Herren Buben", waren damit immer recht zufrieden; da gab es keine Peinigung mit der Orographie, Hydrographie, Topographie und wie die übrigen „Graphien" alle heißen. Aus Opportunismus und aus praktischen Gründen traten wir zur Wüste in ganz freundschaftliche Beziehungen. Endlose Sandflächen, Sonnenglut, Samum, Fata Morgana, Oase, das „Schiff der Wüste", das waren die Begriffe, die uns von der Wüste geblieben sind. Und so dürfte es wohl der Mehrzahl unserer Mitmenschen gehen. Da erscheint ein ganzes Werk über die Wüste und was entschieden überraschender wirken muß, über die Kultur in derselben.

Aber wie kommt die „Österreichische Rundschau" dazu, sich um dieses Wüstenwerk zu interessieren? Weil die Durchforschung der nordarabischen Wüste ein in jeder Hinsicht österreichisches Werk ist: ein Österreicher — Professor Dr. Alois Musil — hat es, von österreichischem Gelde subventioniert, durchgeführt. Die Resultate seiner Forschungen hat er in mehreren Aufsätzen, dann in einem groß angelegten Werke „Arabia Petraea" und im Vereine mit anderen Männern der Kunst und Wissenschaft, in dem eben berührten Werke: „Kuṣejr 'Amra" niedergelegt. Niemand geringerer als unsere höchste wissenschaftliche Instanz, die kaiserliche Akademie der Wissenschaften, hat allen diesen Arbeiten den Stempel einer gelehrten Vornehmheit aufgedrückt, indem sie dem Forscher Reisesubventionen gab und seine Arbeiten zum Druck beförderte.

Daß sich Musil die nordarabische Wüste zum Forschungsgebiete wählte, liegt einerseits darin, daß er von Palästina aus nach der Wüste vordrang, anderseits aber darin, daß dieses Gebiet sehr wenig durchforscht war. Nehme man eine Karte der Forschungsreisen auf der arabischen Halbinsel zur Hand: man wird sehen, daß Musils Gebiet von den Forschungsreisenden gemieden wurde. Es sind die ausgedehnten Landstriche im Süden und im Osten des Toten Meeres und ziemlich tief in die Sinaihalbinsel hinein. Seit dem für die damaligen Verhältnisse kühnen Zuge des Nikolò Conti im Jahre 1430, der von Kairo aus nach Osten bis in das Gesenke zwischen dem Toten Meere und dem Golf von 'Akaba zog, dort aber die Richtung nach Norden nahm, dann Wallins Reise im Jahre 1848, der von 'Akaba südöstlich bis nach Häil und von hier nach Bagdâd ging, und endlich Palgrave, der 1862 bis 1863 von Ghazze (Gaza) in südöstlicher Richtung bis nach Häil und dann bis zur Westküste des Persischen Golfes vordrang, hat wohl kein

Forscher dieses Gebiet im Innern berührt. Die meisten hielten sich an die mehr oder weniger begangenen Karawanenstraßen, wie L. Burckhardt (1814 bis 1815), Doughty (1878 bis 1879), Blunt (1879), Huber (1879 bis 1881) u. a. m. Man braucht bloß einen einzigen Blick auf die Karte des peträischen Arabien nach Musils Aufnahmen zu werfen, um sofort zu sehen, wie viel neu bestimmt und eingetragen wurde. Das sind in erster Linie geographische Resultate. Mit diesen gehen Hand in Hand auch die ethnographischen und kulturhistorischen Entdeckungen und Feststellungen. Das alles vereinigt der Forscher in seinem ausführlichen Werke über das peträische Arabien.

Ein Ergebnis dieser Wüstenwanderungen aber, das für sich allein unsere volle, intensive Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen geeignet erscheint, ist die Auffindung des Wüstenschlosses „Kusejr 'Amra". Der Publikation desselben ist das zweibändige Foliowerk, das gleich eingangs genannt wurde, gewidmet. Halb zerfallen, abseits von den Karawanen- und Pilgerstraßen gelegen, von den Beduinen gemieden, weil es darin „geistert", entzog es sich bisher auch der Kenntnis der europäischen Forschungsreisenden um so mehr, als diese niemals so weit vordringen konnten ohne Beihilfe der Beduinenstämme. — Diesen aber war das Schloß seit jeher bekannt.

Die erste dunkle Nachricht darüber brachte U. J. Setzen im Jahre 1806; fahrende Kaufleute hätten ihm von einem alten Schlosse mitten in der Wüste erzählt, der Name des Baues sei „Kassr Amarâ". Vierzehn Jahre später veröffentlichte L. Burckhardt die Ergebnisse seiner 1814 bis 1815 ausgeführten Reise, auf welcher er von Kaufleuten aus Damaskus von diesem Schlosse erzählen und es „Kaszr Amera" nennen hörte. Von da an wissen die Quellen und Berichte bis zum Jahre 1896 von diesem Wüstenschlosse nichts mehr zu berichten. Gray Hill meldet im letzterwähnten Jahre, daß er von seinen Begleitern den Namen „Amr" gehört habe. — Selbst Orientalen, die nicht zu den Beduinen gehörten, war das Schloß nur vom Hörensagen bekannt, aber auch das nur selten. Zwei türkische Mekkapilger des 17. Jahrhunderts berichten, sie hätten von einem Ort „Emri" erzählen hören.

Den richtigen Namen „Kusejr 'Amra" hörte Musil selbst zum ersten Male im Jahre 1896. Der Čaʿabne (= Tscha-Abbne)-Häuptling Mḥammad erzählte ihm ausführlich von zwei Schlössern: a) Ṭûba und Kusejr 'Amra. In beiden wohnten Gespenster; im ersteren nur eines, im letzteren mehrere. Es sei wahrscheinlich, daß die beiden Bauten vom obersten Beherrscher aller Dämonen (= Ǧinns, sprich: Dschinns), Slimân ibn Dâûd, mit Hilfe seiner Geister errichtet wurden.

Diese Erzählung Mḥammads erweckte natürlich Musils Interesse an den Bauten. Wohl wußte er, wie leicht der Orientale phantastisch übertreibt; aber die Angaben waren so präzise, daß er sich weitere Informationen von verschiedenen Seiten verschaffte, die alle im wesentlichen übereinstimmten. Nun beschloß er fest, nicht eher zu ruhen, bis er die Schlösser gefunden hätte.

Aber das war viel leichter beschlossen, als ausgeführt. Weder Mḥammad noch irgend einer seiner Leute wollten Musil dahin begleiten. Er mußte den Plan also vorläufig aufgeben.

Auf der zweiten Studienreise 1897 traf Musil mit Mḥammad im Juni wieder zusammen. Diesmal erklärte sich der Häuptling, allerdings nach längerem Zögern,

endlich doch bereit, den Forscher nach 'Amra und at-Tûba zu begleiten. Man traf die nötigen Vorbereitungen zur Reise. Plötzlich verschwand Mhammad mit seinem Stammesgenossen. Der Grund lag darin, daß die Ča'âbne, die nur Halbbeduinen sind, mit dem echten Beduinenstamme der Beni Sahr (auch Shûr genannt), in Fehde lebten. Und die Schlösser 'Amra und at-Tûba liegen im Gebiete der letzteren.

Durch die ungünstige Wendung ließ sich jedoch Musil nicht entmutigen. Mit den Beni Sahr hat er nämlich schon 1896 freundschaftliche Beziehungen angeknüpft, und zwar mit den al-Fâjez, dem führenden Geschlechte des Beni Sahr-Stammes. Kurz entschlossen fragte er durch einen Boten beim Fürsten Talâl, mit dessen Bruder er bekannt war, an, ob er ihm den Besuch von 'Amra ermöglichen wolle. Die Antwort war höchst ungünstig. Zwischen 'Amra und al-Azrak lagerte damals der feindliche Stamm der Rwala, weshalb die Beni Sahr erst in drei bis vier Wochen in der Lage wären, dem Forscher behülflich zu sein. So viel Zeit hatte nun Musil nicht zur Verfügung — die Ausführung des Planes war gescheitert.

Im darauffolgenden Jahre, 1898, unternahm Musil mit Unterstützung der kaiserlichen Akademie seine dritte Forschungsreise.

Ausgerüstet mit Empfehlungen kam er glücklich nach el-'Akaba, wo er aber als ägyptischer Emissär gefangen genommen wurde. Zwar erhielt er seine Freiheit bald wieder, machte sich aber doch verdächtig durch seinen Verkehr mit den Beduinen, so daß er nach Damaskus abgeschoben wurde. In Madâba gelang es ihm jedoch mit Hülfe zweier Freunde aus dem Stamme Beni-Sahr am 31. Mai 1898 zu entfliehen. Am 2. Juni erreichte er at-Tûba, nahm den Bau auf und besuchte dann noch die Ruinen von al Mwakkar, al-Mšatta und al-Harâni.

Diese Reise war nicht bloß ein Streckenweg, sondern eine zusammenhängende Kette von geographischen, ethnographischen, philologischen und kulturhistorischen Studienarbeiten. Es würde viel zu weit führen, wenn wir nur andeuten wollten, was Musil alles — anziehend und plastisch — berichtet über das Leben und Treiben in der Wüste, über Geburts- und Totenfeierlichkeiten, über das Liebeswerben und Familienleben, wie man zu Hause, d. i. im Zelte, und wie man im Felde, auf den Razw- oder Raubzügen den Beduinen sehen und beobachten kann. Aus seinen Reden teilt er interessante Wendungen, aus seinen Äußerungen treffende Urteile, Teilnahme und Herzensgüte, Charakter und Geist, Religiosität und Aberglauben mit. Wenn Musil abends im Zelte ruht, hört er auf die Laute des Wüstenlebens, in der Nacht: er lauscht dem lockenden Gesange, den der Beduinenjüngling seinem Mädchen zum entfernten Zelte schickt, um sie aufmerksam zu machen, daß er jetzt um Wasser gehe und sie sich zu einem kurzen Rendezvous dort einfinden möge. Stößt er auf Feinde mit seinen Begleitern, stimmt er mit diesen das landesübliche Kriegslied an, und hat er seine Freunde auf einem Raubzuge begleitet, singt er „heimkehrend" mit ihnen auch das Siegeslied. Zwölf überaus interessante Beispiele solcher „Wüstenmusik" aus allen Lebenslagen teilt Musil in seiner Abhandlung mit. Diese Gesänge überschreiten zumeist nicht mehr als eine Quart im Tonumfang; von den mitgeteilten umfaßt nur ein Tanzlied eine Quint. — Dann macht er uns wieder mit den mäßig verlockenden Delikatessen der Diners und Soupés bekannt: Heuschreckenpasteten, in Kamelmilch gesottenes Hammelfleisch, ungesäuertes Fladenbrot mit Kamelmilchbutter und — das Kostbarste, was man in der Wüste ersehnt, abgestandenes

Pfützenwasser. Vor jedem dieser üppigen Mahlzeiten wird die uralte Sitte des Händewaschens streng beobachtet: ein Diener bringt einen Wassernapf oder ein Becken und fordert die Gäste auf, die Hände zu waschen. Diese halten ihm dann die rechte Handfläche hin, der Diener läßt einige Tropfen aus dem Napfe darauf fallen, und die Gäste „haben sich gewaschen". Ist besonderer Wassermangel, genügt auch ein bloßes Blasen auf die Handfläche; der Zeremonie ist genüge getan.

So läßt uns Musil seine Reisen und seine Abenteuer alle miterleben. Endlich bietet sich ihm eine Aussicht, Ḳuṣejr ʿAmra besuchen zu können. Als Kampfgenosse sollte er an einem Kriegszuge teilnehmen, der von der Beni Saḫr vorbereitet wurde und sich über das Gebiet von ʿAmra ausdehnen sollte. Das Schloß sollte er während einer kurzen Rast besichtigen, so wurde es ausgemacht; würden aber seine Studien eine längere Zeit beanspruchen, müßte er nach dem Feldzuge mit seinen Begleitern dorthin zurückkehren und die Aufnahmen beenden. Am 9. Juni 1898 gegen 9 Uhr vormittags stand Musil am Ziele seiner schönsten und verwegensten Forscherpläne, ja man könnte sagen: Träume. Aufgeregt springt er vom Kamel, betritt das Zauberschloß, durcheilt alle Räume, besieht klopfenden Herzens die Gemälde, freut sich des Erfolges, macht sich im Geiste einen Arbeitsplan zurecht und packt seinen photographischen Apparat aus. Ein greiser Beduine besteigt als Wachposten das Dach des Wüstenschlosses und Musil beginnt unten die Aufnahme. Möglichst viele sollten es werden, Details, mit denen er die Gelehrtenwelt Europas überraschen wollte. Eine Gesamtaufnahme, die Ansicht von Nordosten ist eben geglückt, nun an die Einzelaufnahmen. Da erschallt es vom Dache herab: „Ḳôm, jâ šejḫ Mûsa, ḳôm!" d. i. Feinde, o Scheikh Mûsa (dies ist der Beduinenname Musils) Feinde! Da galt rasches Handeln. Erst wurde der photographische Apparat im Sattelsack und dann das Leben in der Flucht in Sicherheit gebracht. Die Fata Morgana von einer gründlichen Aufnahme des Wüstenschlosses war für diesmal zu Ende.

Musil hatte aber die Gemälde doch mit eigenen Augen gesehen und konnte demnach wenigstens einen Bericht an die kaiserliche Akademie abfassen und ihr denselben überreichen. Im Frühjahre 1900 konnte er seine vierte Studienreise antreten, hauptsächlich mit Geldmitteln der Lackenbacherstiftung unterstützt. Am Plane, Ḳuṣejr ʿAmra aufzunehmen, hielt er zähe fest. Am 10. Juli 1900, um 11 Uhr vormittags, stand er zum zweiten Male, begleitet von drei Beduinen, vor dem Wüstenschlosse. Diesmal waren dem mutigen Forscher wenigstens vierthalb Tage zu seiner Aufnahme beschieden; er mußte aber dem Drängen seiner Begleiter am 13. Juli, gegen 3/4 9 Uhr abends, nachgeben und den Ort mit ihnen verlassen. Das Resultat dieser Expedition war nun: 1. der Situationsplan und Grundriß der gesamten Anlage; 2. die photographische Aufnahme aller Räume, ausgenommen zwei fensterlose Kammern; 3. eine Liste aller vorhandenen Malereien nebst deren kurzer Beschreibung.

Auf Grund dieses Materiales sendete die kaiserliche Akademie Musil nochmals nach dem Orient, doch begleitete ihn diesmal ein Künstler, Herr Maler Mielich, der die Gemälde in farbigen Kopien nach Europa bringen sollte. Die Reise ging über Jaffa, Jerusalem und Madâba in die Wüste; die Ankunft in Ḳuṣejr ʿAmra erfolgte am 26. Mai 1901 gegen 3 Uhr nachmittags. Kaum war man da, so erfolgte schon ein feindlicher Überfall auf die Gesellschaft durch den Stamm Ahl ál-Ġebel. Diese entführten alle Kamele bis auf eines, das Musil mit eigener Lebens-

gefahr rettete. Nur die Erwägung, daß die Flucht in sicheres Verderben führen müßte, bewog die Begleiter zum Bleiben. Die Sache verlief glatt, denn der Anführer der Ahl ál-Ǧebel war ein Freund des Geschlechtes al-Fâjez, dem die Eskorte unserer Forscher angehörte.

Nun begannen unter unsäglichen Mühsalen, bei enormer Hitze — der Thermometer zeigte 40 bis 50° C am Tage, des Nachts sank er unter 22° C nicht — ohne entsprechendes Gerüst, bedroht von Gefahren feindlicher Überfälle, von giftigen Schlangen u. dgl. mehr, die Aufnahmearbeiten. Die Bilder sind alle von einer dünnen Staub- und Sinterschicht überzogen, mußten demnach durch Anfeuchten hervorgerufen werden und konnten nur so lange kopiert werden, als der Sinterschleier von der Befeuchtung durchsichtig war. Außerdem sind sie vom Rauch geschwärzt und von Lanzenspitzen zerkratzt, eine Zerstörungsarbeit, die von umherziehenden Schmieden, fahrenden Kaufleuten und Zigeunern herrührt, niemals aber von Beduinen.

Vierzehn Tage dauerten die Arbeiten. Am 9. Juni um 3/42 Uhr nachmittags brach Musil mit Mielich und seinen Begleitern von ʿAmra auf, nachdem er tags zuvor noch die Festung al-ʿWejned allein aufgenommen hatte. Auf dem Rückwege durchforschte er die Ruine al-Ḫarâni und am folgenden Tage, 10. Juni, vervollständigte er mit Mielichs Hülfe seine früheren Aufnahmen von al-Mwaḳḳar. Am 13. Juni wurde aṭ-Ṭûba, am 15. Juni Ḳasr al-Mšejiš aufgenommen, während ein Besuch der Ruine Ḳasr al-Bâjer unterbleiben mußte, weil Herr Mielich nicht unbedenklich erkrankt war.

Die Früchte dieser mühe- und gefahrvollen Wüstenexpedition liegen nun, von einer Reihe von Fachleuten verarbeitet, vor uns. Die Publikation hat Hofrat H. D. Müller, als Obmann der nordarabischen Kommission der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, klar und bündig eingeleitet und hierbei die Geschichte des Forschungsganges geboten. — Prof. Dr. A. Musil behandelte die Auffindung und die Aufnahme des Schlosses und schrieb zum Zwecke einer Beurteilung der Entstehungszeit und der Bestimmung des Baues eine breite topographische und geschichtliche Abhandlung über das Gebiet von ʿAmra bis zum Ausgange der Umajjādenzeit. — Über die architektonische Beschaffenheit des Baues lieferte Architekt Max Kropf wertvolle Beiträge, über die Aufnahme der Gemälde berichtete Maler A. L. Mielich selbst, die chemische Analyse der Farben führten J. Pollak und F. Wenzel durch und teilen das gewonnene Resultat im Werke mit. Über den Stil der Malereien und die Erklärung der Tafeln schrieb Hofrat F. Wickhoff, über die Datierung und Bestimmung des Baues Hofrat J. v. Karabaček.

Das seinem Untergange geweihte Wüstenschlößchen hat aber auch eine vielseitige Bedeutung, sowohl für die Geschichte der Byzantiner und der Araber, als auch für die allgemeine Kulturgeschichte, besonders für deren Wechselbeziehungen zwischen dem Orient und Okzident. Es bildet einen neuen Markstein in der Kunstgeschichte und einen Meilenzeiger in der österreichischen Wissenschaft, vielleicht wird es dereinst den Ausgangspunkt für neue wirtschaftspolitische Pläne bilden.

Es kann wohl kein Zweifel sein, daß der Bau als Erholungsstätte eines orientalischen Fürsten angelegt wurde. Vom westlichen Kulturlande war das Schloß damals viel leichter zu erreichen, als jetzt. In seiner Umgebung war ein künstlich

hergestelltes und erhaltenes Fleckchen Gartenland. Die Idee, sich in die Wüste zurückzuziehen, um sich körperlich und geistig zu erholen, war, wenigstens seit dem 5. Jahrhundert nach Christus, gar nichts besonderes. Die Steppe zählte in der Reihe der Kulturfaktoren als positiver Wert mit. Ja, wir haben sogar durch Ḥamza einen Beweis überliefert, daß Erholungsbedürftige aus größeren Entfernungen die Wüste als „Kurort" benutzten und daß in einem solchen Falle die Erbauung des Wüstenschlosses Ḥawarnaḳ veranlaßt wurde. Der Perserkönig Jezdeğîrd der Sünder (Jezdegerd), dem die Söhne kränkelten, erkundigte sich nach einer gesunden Gegend. Da nannte man ihm die Höhen von al-Hîra. Dort ließ er durch den griechischen Architekten Sinnimmâr ein Schloß errichten, übergab einen Sohn Jezdeğîrd des Harten dem laḥmischen Könige zur Obhut, ließ ihn im Schlosse Ḥawarnaḳ wohnen und in der Wüste spazieren gehen. — Vom Umajjâdenchalifen Jazîd II († 724) ist es bekannt, daß er die Sommermonate im Wüstenschlosse al-Mwaḳḳar zu verbringen pflegte. Sein Sohn, al-Walîd (II.) wählte zu seinem Aufenthalte das Gebiet von 'Amra. Nach aṭ-Ṭabari's Zeugnis lebte er in al-Azraḳ, das von Ḳuṣejr-'Amra nur so weit entfernt ist, wie Baden von Wien (27 *km*). Andere Quellen nennen noch drei andere Aufenthaltsorte al-Walîds in der Wüste. Dort lebte er mit seinen Frauen, Sängerinnen, Tänzerinnen und Musikern, oblag der Jagd zur Stählung seines Körpers und dem Studium zur Vervollkommnung seines Geistes. Er betrieb mit Vorliebe Griechisch und war ein vorzüglicher Kenner der arabischen Sprache; er dichtete, komponierte und spielte die meisten landesüblichen Instrumente. Ferner galt er als sehr prachtliebend. Nach aṭ-Ṭabari sah man in seinen Schlössern goldene und silberne Krüge, sowie allerlei Ausschmückungen, die Gazellen, Löwen, Rehe und andere Tiere darstellten. Al-Walîd verbrachte in der Wüste fast 20 Jahre und dürfte wohl seinen „Hofstaat", wie Musil annimmt, in verschiedenen Schlössern verteilt gehalten haben.

Wie in diesem Falle verhält es sich in mehreren anderen. Was der Kitâb al-Arâni und aṭ-Ṭabari und al-Walîd berichten, das erzählen Ḥassân, Ḥamza, Belâḏori, Mas'ûdi u. a. von den Rassân-Fürsten. Die Wüstenschlösser sind somit Kulturstätten im besten Sinne des Wortes.

Der Bau von Ḳuṣejr 'Amra ist eine wundervolle, nicht genug zu würdigende Illustration zu unzähligen Stellen der arabischen Dichter und Schriftsteller. Die Gestalten der kunstsinnigen und kulturverbreitenden orientalischen Fürsten leben auf, wir hören Musik im Gesang und Instrumentenspiel, wir sehen graziöse Tänze, nehmen Teil an der geistvollen Unterhaltung der Fürsten mit ihren Gästen und vergessen, daß wir uns eigentlich in der Wüste befinden, wo nach uns anerzogenen Begriffen nur der Tod in verschiedenen Gestalten uns angrinsen kann.

Ḳuṣejr 'Amra besteht aus einer Reihe organisch verbundener Räume. Zugänglich sind sie nur von der Nordseite. Der Hauptraum ist eine dreiteilige Halle (a). Zwei Drittel der ganzen Länge entfallen auf den Empfangssaal, das letzte Drittel (am Südende der Halle) ist abgetrennt: in der Mitte eine tiefe Nische, zu beiden Seiten derselben je ein absidenartig abgeschlossenes Kabinett ohne Fenster. Jeder Teil dieser Halle ist durch einen Tonnengewölbe eingedeckt. An der Ostseite schließt sich ein kleines Kabinett (b) an, woran sich gegen Norden hin ein etwas größerer, quadratischer Raum (c), mit einem Kreuzgewölbe gedeckt, anreiht. Von hier gelangt man

ostwärts in einen gleich großen, ebenfalls quadratischen Raum, der eine Kuppelwölbung trägt (d) und sowohl nach Norden wie nach Süden eine halbkreisförmige Nische als Erweiterung erhält. An der Ostwand des Kuppelraumes schließt sich noch ein kleiner, rechteckiger, tonnengewölbter Raum (e) an, der aber jetzt nur von dem daranstoßenden Hofe (f) aus zugänglich ist. In den Hof gelangt man auf der Nordseite durch eine Türe. Vor dem Tore der großen Halle ist ein Brunnen und ein Göppelweg angebracht. Das Wasser wurde demnach mit Hülfe von Zugtieren aus dem Brunnen geschöpft.

Ursprünglich war der Bau, wie v. Karabaček, gestützt auf arabische Quellen feststellt, so angelegt, daß man den Hof (f) zuerst betrat, dann in den kleinen, rechteckigen Raum (e) kam, von hier durch eine jetzt vermauerte Türe den Kuppelraum (d) betrat und von da aus in die übrigen Räume gelangte. Der große Hauptraum (a) soll jüngeren Datums sein; er war demnach ursprünglich gar nicht vorhanden oder aber vielleicht in abweichender Form.

Im Kuppelraume (d) befand sich ein Kaltwasserbassin; die beiden Nischen dienten offenbar als Auskleide- und Ankleidekabinen. Wir befinden uns demnach im „frigidarium" der antiken Badeanlagen. Im daranstoßenden kreuzgewölbten Raume (e), der durch unterirdische Heizanlagen erwärmt werden konnte und durch tönerne Röhren Wasser erhielt, haben wir das antike „tepidarium" vor uns. Das kleine, jetzt an den Hauptraum anstoßende Kabinett mit der Tonnenwölbung (b) diente als trockenwarmer Raum zur Erregung der Transspiration, entspricht demnach dem antiken „caldarium". Eine solche Badeanlage kann nur als Nebengebäude zu einem Wohnhause angesehen werden, denn es bildet nur einen Teil der Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten des „Landlebens" und setzt Wichtigeres voraus.

Was uns die Steine noch verschweigen, das ergänzen in mancher Hinsicht die Malereien, welche beinahe alle Wände noch heute bedecken. Die Kunstgeschichte ist damit vor ganz neue Aufgaben gestellt, die beinahe alle noch zu lösen sind. Man muß den Orientalisten den Vortritt dabei lassen: das klare Wort der historischen Quellen muß die Grundfesten schaffen, worauf die Kunstgeschichte ihre Schlüsse bauen kann. Hoffentlich gelingt es auch in absehbarer Zeit die Orientalisten dazu zu vermögen, die wichtigsten Quellen in abendländischen Sprachen der modernen Kunstwissenschaft zu erschließen. Was in den arabischen Quellen verborgen liegt, hat eben v. Karabaček in seiner gehaltvollen Abhandlung angedeutet. Und was kunsthistorisch als greifbares Resultat sich darstellt, verdanken wir zum größten Teile seiner Kombinationsgabe. Es wäre sehr zu wünschen gewesen, daß er seiner Abhandlung weitere Grenzen gesteckt hätte; indessen sind wir ihm für die Anregungen, die er über Bestimmung und Datierung des Baues hinaus gegeben hat, dankbar.

Wir lassen vorderhand die Datierung ganz aus dem Spiele und besehen uns die Gemälde nach deren Gehalt und Zusammenhang an.

Betreten wir den Hauptraum durch die nördliche Türe, so stehen wir den drei südlichen Abschlußwänden gegenüber. In der Mitte an der Abschlußwand der Nische ein thronender Fürst, zu jeder Seite eine Frauengestalt. Die links stehende scheint einen Federwedel (flabellum) zu halten, die auf der rechten Seite postierte ist nimbiert, trägt rote Schuhe und deutet mit dem Zeigefinger auf den sitzenden Fürsten.

Letztere ist sicher eine Personifikation, vielleicht Opis oder Fama, die erstere möglicherweise eine Dienerin. Die Stirnwand im Süden des westlichen Seitenschiffes zeigt eine thronende Gestalt, die ich für einen Mann, hier also für einen Fürsten halte, der sich mit seiner allernächsten Umgebung traulich unterhält. Über ihm ist ein Stoffdach ausgebreitet; die Szene demnach wohl im Zelte zu denken. Zwei weibliche Gestalten über dem Zeltdache sind Personifikationen; rechts die Nike (Sieg), durch die Beischrift unzweifelhaft sichergestellt; die linke dürfte wohl ein ergänzender oder entgegengesetzter Begriff, etwa der Frieden (Eirene) gewesen sein. Leider sind die Gestalten alle schon stark zerstört. Die südliche Stirnwand des Ostschiffes zeigt einerseits die Personifikationen der Begriffe „Geschichte" und „Bedenken" (Historia und Skepsis), andererseits der Poesie (Poiesis). Darunter das Ausweiden von Antilopen, die als zahme Haustiere dadurch charakterisiert sind, daß ein Tier neben der Schlächterszene ruhend, ein zweites grasend dargestellt ist. Auch dieser Vorgang ist in einem Zelte, beziehungsweise vor einem solchen zu denken.

Die Stirnwand über dem Eingang in die Nische des Mittelschiffes enthält sechs Porträte, Brustbilder, anscheinend von Frauen. Auf der nördlichen Abschlußwand erblicken wir wieder eine allegorische Frauengestalt, stehend mit ausgebreiteten Armen, darunter ein Kahn mit Fischern, die eben die vollen Netze heben. Die Allegorie wird wohl das Meer (Thalassa) oder einen Begriff der Fülle, des Reichtums u. dgl. versinnlichen.

Die Gewölbetonne des Mittelschiffes enthält spitzgiebelige Kolonaden, darin halb- und ganzbekleidete Männer- und Frauengestalten, also ein reiches Spalier von Dienenden. Der Besucher mußte diese Halle durchschreiten, bevor er vor den Fürsten gelangte, der in der Nische seinen Thron hatte, sah demnach in effigie einen reichen Hofstaat, der die Bedeutung des Herrn kündet. Auch an den Wänden der Nische sind Arkaturen mit halbnackten Gestalten angebracht, über denselben Brustbilder. Die volle Westwand des Hauptraumes enthält eine Gruppe von Herrschern, unter denen der Kaiser von Byzanz unser Interesse erregt, weil seine Figur im Wüstenschlosse beweist, daß die Expansivkraft der griechischen Kultur vor der Wüste keine Abschwächung erfuhr. Alle bisher erwähnten Darstellungen möchte ich als „Repräsentationsbilder" zusammenfassen. Außer diesen fesseln uns die zahlreichen Badeszenen. Eine nackte Frauengestalt sehen wir am Rande eines Bassins stehen; ein Mann, der in das Badegemach eindringen will, wird mit Gewalt daran verhindert. Im Warmwasserbade (Tepidarium) finden wir auf der Ostwand die Innenansicht eines Bades; drei Frauen sind damit beschäftigt, in einem weiten flachen Becken das Bad für ein Kind, das da nackt umhertrippelt, bereit zu stellen. Die Westwand zeigt uns ein Frauenbad, in dem eine nackte Frau der anderen einen Rückenguß verabreicht, während eine dritte sich im Hintergrunde langweilt, eine vierte der Prozedur zusieht und sie zu besprechen scheint. Auf der Südwand führt der Künstler eine Szene vor einem Badehause vor, an der ausschließlich Frauen beteiligt sind. Eine Mutter mit ihrem Kinde auf dem Arme ist eben im Begriffe einzutreten, während zwei andere Frauen mit dem Baden fertig sind und sich in der warmen Luft im freien gütlich tun.

Neben diesen Szenen des leiblichen Genießens ist eine Reihe von solchen, welche von körperlicher Arbeit, von der Übung und Stählung der Muskeln und

Nerven erzählen. Von einer solchen war schon vorübergehend die Rede, die Schlächterszene auf der südlichen Stirnwand des Ostschiffes. Auf der östlichen Wand desselben Raumes ist eine Antilopenjagd sehr anschaulich geschildert. Ein Rudel dieser Tiere wird von zwölf Hunden verfolgt, zwei sind bereits mitten drinnen. Nach allen Richtungen fliehen die Antilopen in der Verwirrung auseinander. Jäger sieht man freilich nicht mehr, weil die Wand sehr zerstört ist. — Die Darstellung auf der nördlichen Stirnwand des Ostschiffes vergegenwärtigt eine Jagd auf Wildesel. Fünf Tiere wurden in ein Netz getrieben, das in eliptischer Form gespannt worden war. Eines wird von einem Manne mit einer Lanze durchbohrt, zwei werden mittelst Schwert getötet, eines ist schon erlegt und wird eben aufgeschlitzt, um ausgeweidet zu werden. Ein einziges Tier sprengt in gestrecktem Laufe davon. Einer der Jäger ist niedergestoßen worden, und ein weiterer klagt darüber, mit beiden Händen an den Kopf greifend. — Das Tonnengewölbe enthält 32 streng tektonisch umrahmte Felder, in denen die Tätigkeit einzelner Handwerker dargestellt und so der Bau des Schlosses illustriert wird.

Eine Verquickung von Abbildungen rein körperlicher Tätigkeit und des sinnlich-geistigen Lebens wird auf der Ostwand des Hauptraumes versucht. Über der Antilopenjagd ist das Liebeswerben und das Erreichen des Zieles dargestellt. In dem ersteren Bilde strebt „er" zu „ihr", ungestüm drängend, wie etwa die Hunde das Tier verfolgen; sie aber — flieht nicht, wie die graziöse Gazelle, sondern tut nur etwas reserviert. Die Umarmung auf dem zweiten Bilde zeigt, daß „sie" „ihn" erhört hat. Er hat sich ihrer bemächtigt, wie ein Löwe der weißen Steppenkuh, welche Darstellung daneben angebracht ist.

Das erotische Moment illustriert auf dem westlichen Bogenzwickel auch ein sinnender Mann, dem ein Genius, vielleicht Eros, eine flammende Kugel überreicht. Eine Erregung des ästhetisch-erotischen Empfindens bezwecken wohl die nackten Frauengestalten mit prachtvollen Coiffuren, das Haar mit Perlen und Geschmeide durchflochten, wie sie auf einem Bogenzwickel und auf der Ostwand des Hauptraumes dargestellt sind. Die vielen halbnackten Frauengestalten auf den Bogenleibungen und auf den Seitenwänden der Nische im Hauptraume verfolgen dasselbe Ziel.

Das Werden, Wachsen und Vergehen des Menschen ist im Raume für trockene Wärme (Caldarium) veranschaulicht. Auf der Ostwand, durch ein Fenster getrennt, ein in Gedanken vertiefter Mann, der eine jenseits des Fensters dargestellte Frau gesegneten Leibes betrachtet: das aristotelische Lebensprinzip der Form und der Materie. Zwischen den beiden, unter dem Fenster ein neugeborenes Kind. Auf dem Tonnengewölbe finden wir „die drei Menschenalter" durch die Büsten eines Jünglings, eines Mannes und eines Greises versinnlicht. Auf der Westwand — der Seite des Sonnenunterganges — ist der Tod dargestellt: ein Mann in seinem Schmerze an der Bahre seines Weibes. Der Todesengel 'Isra'el verwehrt dem Lebenden das Nahen — der Tod ist der Gegensatz des Lebens.

Die Annehmlichkeiten des Letzteren, der geistige Genuß, das ästhetische Vergnügen, ist durch die allenthalben dekorativ verwendeten Tänzerinnen und Musikanten, Sänger und Sängerinnen, und das strenge Studium durch die Darstellung des nördlichen Sternenhimmels in der Kuppelchalotte angedeutet. Das letzt-

genannte Bild bietet für die Kunstgeschichte ganz besonderes Interesse: die ganze Wölbefläche von einem einzigen Bilde bedeckt. Das ist der Vorahne der großen Kuppelgemälde eines D. Gran, A. F. Maulpertsch, M. Knoller und G. B. Tiepolo — freilich noch in unentwickeltem Zustande.

Außerdem hat der Maler in Kuṣejr ʿAmra die Wände mit Palmen, Binsenbüschen, Rankengewinden, auf denen blaue und rötliche Trauben hängen oder in deren Schlingen bukolisch-dekorativ Menschen- und Tierfiguren hineinkomponiert sind, ferner mit Wüstenhühnern ausgeschmückt. Selbst die Netzstreifen, die das Rautensystem auf der Tonne des Kaldariums herstellen, schmückt er mit Büscheln des Wüstenkrautes, welches die Beduinen šîḥ nennen. Durch dieses und durch die Wüstenhühner, durch die verwendete Fauna und durch das Heranziehen des Zeltes ist der Wüstencharakter vollkommen genügend und klar betont.

Das alles bestreitet der Maler mit einer beschränkten Palette. In mancher Hinsicht ist demnach ein Schluß, der auf die Koloristik der Bilder sich stützen soll, außerordentlich schwer, ja ganz unmöglich.

Was nun das Programm der Ausschmückung betrifft, hat v. Karabaček schon einen Gewährsmann angeführt: ʿAli al-Ruzûlî († 1412). Dieser berichtet, daß die Maler Sinnbild und Leben in ihren Werken vorführen wollen. Ersteres in allegorischen Gestalten, letzteres in Szenen. Zweck sei. das Schöne zum Ausdruck zu bringen. Im Betrachten solcher Gemälde liege eine Stärkung des tierischen, sinnlichen und natürlichen Vermögens des menschlichen Organismus. Frage man die Maler, warum sie an dieser Einteilung festhalten, antworten sie, daß es seit altersher Regel sei. So der arabische Gewährsmann.

Das tierische Vermögen äußert sich im Kampf, Wettrennen, Tierhetze, Jagd. Das sinnliche im Genusse, an dem neben dem Intellekt auch die Sinne hervorragend beschäftigt sind; Liebesleben, Badevergnügen, Genüsse der Tafel, Musik, Gesang und Tanz. Das „natürliche Vermögen" nennt al-Ruzûlî jenes, das den Menschen befähigt, sich selbst mit der ihn umgebenden intellektlosen Natur in psychischen Kontakt zu bringen: dichtbelaubte Bäume, farbenprächtige Blumen und Früchte, herrliche Gärten, Gebäude und Veduten, Dinge also, die den menschlichen Geist anregen und in seinem Empfinden einen Zustand der ästhetischen Freude und Behaglichkeit, den Habitus der Zufriedenheit schaffen. Diese drei Vermögen aber ruhen auf psychischen Grundlagen, die später der heilige Thomas von Aquino, gestützt auf die Lehre des Aristoteles, den er bezeichnenderweise nicht im griechischen Original, sondern in lateinischer Übersetzung las, welche von einem Mauren nach einem arabischen Texte gemacht worden war, als vegetative, sensitive und intellektive Seelenkraft (facultas vegetativa, sensitiva und intellectiva) bezeichnete. Die Gemälde schlagen demnach eine Kulturbrücke von der griechisch-orientalischen Philosophie herüber in die abendländische. Das Schlößchen aber bezeichnen sie als einen Ort in der Einsamkeit, wo geistige Sammlung und Abspannung der Nerven möglich ist. Der moderne, besonders von englischen Kulturmenschen betriebene Sport, sich in die Wüste zurückzuziehen, ist demnach nichts Neues, nur wird das weniger kulturrichtig inszeniert als ehedem.

Die Beantwortung der Frage, wann das Schloß erbaut wurde, bereitet heut noch ganz enorme Schwierigkeiten. Die Malereien sind vielfach stark beschädigt, d

Inschriften fragmentarisch erhalten. Der ganze Komplex bildet eine vollkommen neue Gruppe von Kulturfragen. Musil setzt die Erbauung bedingungsweise in das 8. Jahrhundert nach Christus. Er stützt sich dabei auf eine Erzählung über al-Walîd II. (regierte 743 bis 744). Dieser droht einem Boten, der ihm eine ungünstige Nachricht bringt, kopfüber in den Brunnen, der vor der Türe des Saales steht, hinabstürzen zu lassen. In ʻAmra ist aber der einzige Fall, wo der Brunnen wirklich so nahe dem Saale steht, daß er durch die Türe erblickt werden kann. Außerdem sprächen noch viele andere Gründe, besonders solche politischer Natur dafür, daß das Schloß vor 750 erbaut wurde.

Dagegen datiert v. Karabaček, gestützt auf Gründe, die er aus der Entzifferung und Ergänzung der Inschriften gewonnen, den Bau um etwa ein Jahrhundert später. Er hält el-Muʻtaṣim billâh (833 bis 842) für den Erbauer und Ausschmücker des Schlosses. Hält man diese beiden Resultate zusammen, ergibt sich also eine Latitüde im Datierungsansatz, die man in Zahlen etwa mit 740 bis 840 nach Christus angeben könnte, eine kleine Spanne Zeit, die in der konservativen Kultur gewiß keine grundlegenden, ja nicht einmal merkliche Änderungen hervorgebracht hat. Vielleicht ist es sogar möglich, beide zu vereinigen. Wenn die große Halle, der Hauptraum, jüngeren Datums ist, wie unsere Gewährsleute, Musil und v. Karabaček, einhellig zu behaupten scheinen, dann konnte schon zu al-Walîds Zeiten ein Schloß da stehen und an Stelle des Hauptraumes einen anderen Teil haben, der aber von el-Muʻtaṣîm abgetragen und durch den jetzigen ersetzt worden sein konnte. Das einzige, was dadurch wirklich beeinträchtigt wird, ist die Identifizierung der einzelnen Figuren in der Herrschergruppe auf der Ostwand des Hauptraumes. Das sind Einzelheiten, die sich vielleicht noch klären werden. Vorerst treten sie ja doch hinter das Hauptresultat der Auffindung und Publikation: den Einblick in die Kunst der berührten Zeit in jenen Gegenden, wo die abendländisch-griechische und die orientalisch-arabische Kultur ineinander überflossen.

Die griechische Grundlage ist bei der Architektur sowohl in den Formen, als auch in der Technik wahrnehmbar. Noch weit deutlicher erscheint sie im Gehalt, in den Gestaltungsprinzipien und der Komposition der Gemälde. Vieles daran ist hellenistisch, nach Vorlagen und Mustern, wie sie ganz ähnlich auf pompejanischen Wänden sich finden. Anderseits aber finden wir Auffassungen und Formen, die hinter jenen der byzantinischen und römischen Künstler zurückstehen. Der Maler zeigt keinen Blick für die damals schon entwickelte Modellierung und Schattierung der Figuren; seine Gesichter sind alle beinahe ausdruckslos und sprechen nur aus der Situation auf dem Bilde. Die Bewegung ist zwar weit besser, aber immer schematisch; für einen feineren Linienrhythmus zeigt der Maler kein Verständnis; und doch sieht man deutlich, daß seine Vorlagen gut und dekorativ vorzüglich gewesen sein müssen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß wir hier Gemälden eines Orientalen gegenüberstehen, der bei den Byzantinern gelernt, ja wahrscheinlich nach Vorlagen aus ihren Ateliers gemalt hat, dabei aber doch seiner Subjektivität, vielleicht ganz unbewußt, zum Durchbruche verholfen hat. Was auf den ersten Blick einen Orientalen verrät, das ist die deutliche, stellenweise beinahe grobe Konturierung der dargestellten Figuren: Menschen, Tiere und Gegenstände sind durchwegs von kräftigen Umrißstrichen eingefaßt. Wie mir nun Prof. Musil mitge-

teilt hat, ist der Maler der griechischen Sprache, in welcher er so viele Beischriften auszuführen hatte, wohl deshalb nur, weil sie auf der griechischen Vorlage standen, nicht mächtig gewesen, und die Schrift war ihm fremd. Während er z. B. die arabischen Beischriften ohne weiteres sofort mit der weißen Farbe aufmalt, ist er genötigt, für die griechischen erst eine dunkle Untermalung zu schaffen, auf welche er dann das Weiß aufträgt.

Ist aber dem so, dann haben wir in den 'Amra-Gemälden die ersten, freilich aus dem griechischen Boden emporsprossende Keime einer orientalischen Malerschule.

Kurz, die Wichtigkeit der Publikation ist eine überaus große. Was wir an dieser Stelle aber mit besonderem Stolze betonen dürfen und müssen, das ist die erfreuliche Tatsache, daß eine so wichtige kulturgeschichtliche Monumentalquelle seitens der österreichischen Wissenschaft der modernen Welt erschlossen wurde. Die heutige Wüstenkultur ist gegen jene der 'Amra-Zeiten entschieden gesunken; sie weiß diese Monumente nicht mehr zu würdigen. Dagegen lernen wir sie schätzen in unserer europäischen Kulturhypertrophie. Ob sie wohl dereinst einen Ausgleich herbeiführen wird? Gut wäre es; die einseitige Pflege des Griechen- und Römertums hat uns entschieden aus dem Gleichgewichte gebracht.

Jules Barbey d'Aurevillys „Du Dandysme et de G. Brummell".

Von Richard Schaukal*.

Der Enkel eines Zuckerbäckers, Schützling, Freund, bewunderter Freund des ersten Gentleman von Europa, Ehrenkavalier der Braut des Thronerben; mehr: jahrelang das unerreichte Muster der vollendeten Eleganz für Englands erste Gesellschaft, unter den hochmütigen Erben der historischen Namen, der ungeheuren Vermögen, anerkanntermaßen der erste Weltmann, dessen unverschämter Beifall stolz, dessen grausamer Hohn unmöglich macht: genügt zur Erklärung dieses märchenhaften Schicksals eines hübschen kalten jungen Gecken das verächtliche Wort Snobismus, das achselzuckende Urteil Wahn? Mit nichten. Hier ist mehr zu vermuten als die vorsichtige Leisetreterei, die scheue Angst des Höflings vor eines eben Begünstigten unberechenbarem Einfluß, mehr als die blinde Eitelkeit bedingungsloser Gefolgschaft eines vergänglichen Tageshelden: hier ist Persönlichkeit am Werk. Die rationale Formel für das Phänomen Brummell aber lautet: Gleichgewicht.

Dasselbe schauerlich-beseligende Entzücken, das den atemlos starrenden dunkeln Zuschauer auflöst in Bewunderung, erlöst vom Drucke banger Erdgefühle, wenn die schmalen lautlosen Körper japanischer Akrobaten die irdische Schwerfälligkeit der Materie im Spiel überwinden: hier, bei Brummell, dem großen Dandy, ist es im sozialen zu bestätigen. Gleichgewicht, das ist: in sich selbst beschlossen bestehen, unter dem Gesetz der eigenen Einheit unbekümmert, „grundlos" leben, beherrscht herrschen. So heißt die Lösung des Rätsels, warum die große Kunst befreit, warum aus dem Flugsand der Historie sich hochragend die Standbilder der Helden

* Einleitung zu der bei Georg Müller in München demnächst erscheinenden Verdeutschung dieses Buches.

erheben, warum eine sichergelassene Erscheinung dem täglichen Erleben die Bedeutung unvergeßlicher Augenblicke aufprägt. Nichts auf der Welt vermag der zur Verehrung des Unbegreiflichen geschaffenen Seele des Menschen so über alle Zweifel hinaus-, emporzuhelfen als die wahrhaft göttliche Balance der unbedingten Wesenhaftigkeit.

Georges Bryan Brummell, der unerreichte Beau, war ein ästhetisches Phänomen wie die ganz leichte Stimme großer Sängerinnen, der im Rhythmus der Musik wie von einem Hauch dahingetragene Körper großer Tänzerinnen, das vom Material der allgemeinen Worte entbürdete Gedicht großer Dichter. Die große Sängerin kann nicht umkippen mit ihrer Nachtigallenstimme, die große Tänzerin kann nicht ausgleiten, das große Gedicht nicht plötzlich schwer werden und wie eine tote Masse aus Worten herabfallen aus dem strahlenden Äther der Kunst. So will es das immanente Gesetz.

Aber alles Menschliche steht unter Phaëtons Fluch. Und es geschieht, was nicht geschehen darf: sie kippen um, sie gleiten aus, sie fallen herab, und da ist denn auch alles dahin. Es gibt kein wiedergewonnenes Gleichgewicht. Gleichgewicht kann nicht „verloren gehen". „Wiedergewonnenes" Gleichgewicht ist ein Kompromiß. Nie läßt sich darüber hinwegkommen, daß es einmal verloren worden war. Man weiß ja darum. Wissen aber ist Nachsicht. Und das Große verschmäht jegliche Nachsicht. Es bedarf ihrer nicht, es verachtet sie. Wie sollte Großes bestehen vor nachsichtigen Blicken? Großes tanzt großartig zwischen nackten Schwertern. Kein Tritt geht fehl. Wenn einer fehlgeht, dann ist alles aus, alles.

Auch Brummell, der selbstverständlich Schwebende, stürzte von der leicht rollenden Kugel herab. Und als er gestürzt war, erwies er sich als schamlos wie alle Gefallenen. Er versucht, die Kugel wieder zu besteigen. Umsonst. Er sieht sich nach Stützen um. Sein Anzug ist in Unordnung geraten. Welch ein kläglicher Anblick? Phaëtons Sturz war immerhin das rauschende Niederflammen eines Meteors. Aber ein Phaëton, der sich wieder zu erheben krampfhaft bemühte? Herbei, gemeine Lacher! Jetzt ist es an euch, in die feisten Hände zu klatschen und euch den Bauch zu halten vor spöttischem Vergnügen. Vor gefallener Größe ist jeder Hohn statthaft. Mitleid? Mitleid kann nicht allzu lange über die Schadenfreude hinwegtäuschen. Mit Brummell hatten viele Mitleid. Und er war würdelos genug, jede Gabe anzunehmen. Freilich versagte er den Dank: eine Dandymaxime, die zur steifen Pose geworden war. Seine Bemühungen, in Calais sich selbst den gloriosen Brummell von Chesterfieldstreet vorzuspielen, sind — es hilft nichts — Provinz. Man darf nicht vorlieb nehmen wollen. Brummell, wo sind die ungeschriebenen Regeln des Dandysme? Freilich, es gibt immer noch Leute, die bereit sind, an beaux restes sich genügen zu lassen. Aber, dem sei, wie ihm wolle: es ist absolut verächtlich, beaux restes vorzustellen. Es gibt nur Einheit oder Nichtmehrsein.

Endlich, der letzte Akt: Caen. Misere der Verwesung bei lebendigem Leibe. Alle Häßlichkeiten sammeln sich um das schwer atmende Aas einer negativen Existenz. Der Beau ist alt, arm, krank, widerlich. Schuldgefängnis und Gehirnschlag: das Leben ist schwer geworden wie Blei, die „Kugel" rollt über ihn weg. An der Hoteltafel verbietet sich jemand das ekelhafte Mummeln, das gefräßige Schmatzen des zum Wiederkäuer Vertierten. Und schmutzig ist das Äußere des Äußerlichsten

geworden. George Brummell, der mit 18 Jahren Kapitän im 1. Kavallerieregiment Englands gewesen war, dessen Lever der Prinz von Wales beigewohnt hatte als aufmerksamer Ehrgeiziger, — ohne Wäsche, kindisch mit einer fettigen Perücke stundenlang beschäftigt . . .

Und nun das Ende. Die „Nacht des Wahnsinns bricht herein", heißt es bei Poeten. Aber es war doch nur Verblödung. Ein Schimmer von Tragik beleuchtet die klägliche Groteske: der ehemalige Freund der ersten Kavaliere des dreieinigen Königreichs ladet, ein gravitätischer Komödiant seines (in der alten Heimat längst vergessenen) Einst, die Vergangenheit trunken träumend zu Gast. Sein eigener Türhüter, meldet er feierlich die stolzen Besucher. Zuletzt ihn selbst, den Unbewegten, verächtlich Lächelnden, den großen Dandy: George Bryan Brummell . . .

Der Morgen findet ihn schluchzend in Tränen. Fahles, fröstelndes Frühlicht gleitet über einen zerschlissenen Lehnstuhl, darin ein armer alter Narr stöhnt. Der Rest ist Verscharrtwerden.

* * *

Im April 1843 schrieb Barbey, der damals nach dem Grundsatz, Gegensätze in sich zum Einklang zu stimmen, als Mitarbeiter des Globe für den Moniteur de la Mode unter dem Pseudonym Maximilienne de Sirène über Damentoiletten zu plaudern keinen Anstand nahm, an seinen getreuen Trebutien: „Ich hätte nicht übel Lust, für diese Sammlung müßiger Dinge eine Skizze von Brummell zu entwerfen, dem großen Brummell, dessen weiße Westen Byron um den Schlaf gebracht haben. Brummell ist in Caen gestorben. Ich habe ihn dort gesehn, und vielleicht haben Sie ihn auch gekannt. Könnten Sie mir über diesen Kauz nicht einiges mitteilen? Sie würden mich dadurch sehr verbinden. Sie wissen, daß ich einen wahren Heißhunger nach allem habe, was es Ungewöhnliches gibt. Ich könnte alles brauchen, ich werde mir schon daraus meine Pfeile spitzen, und ich zähle bestimmt auf Ihre Unterstützung."

Aber die Verbindung mit dem Moniteur de la Mode kommt zu einem jähen Ende. Man hatte Barbeys Modeberichte zu hoch befunden, und Barbey, der „wohl für Zierpuppen aus guter Familie, aber nicht für Schneiderinnen schreiben mag", verläßt — er war immer der Mann des Entweder-oder — die bedenkliche Sippschaft auf der Stelle. Den Brummell hat er sofort auch — ein Sprung, wie er ihn liebte — der Revue des Deux Mondes zugedacht. Und schon im Mai ist ihm der Plan einer kurzen Plauderei für Modedamen zu einem „Essai sur le Dandysme, avec une biographie de Brummell" gediehen. Der mit Fragen bestürmte Trebutien erweist wieder einmal seine dienstwillige Tüchtigkeit. Er erkundet, daß ein gewisser Jesse eben daran ist, ein umfangreiches Werk über den großen Dandy * zu beenden, und Barbey — der Eile hat, „à se purger des idées (si idées il y a), qui demandent à sortir de cette chose qu'on appelle le cerveau. Il y a un degré dans la conception, qu'il faut saisir, pour que l'exécution vaille quelque chose, j'en suis arrivé à ce degré-là" — dringt alsogleich auf schleunige Verbindung „mit diesem Gentleman", und er entwickelt sein Programm: „Ich werde zunächst genau sagen, was der Dandysme ist; ich werde die Grundzüge entwerfen, das Gesetz aufstellen und endlich die Idee der Sache durch den Mann verdeutlichen, der diese Idee in

* The life of Beau Brummell (1844).

ihrer großartigen Sinnlosigkeit am vollendetsten verkörpert hat." Er hat mit seinem „Ring des Hannibal" soeben einen kleinen Skandalerfolg errungen, und er will nicht hinter dem günstigen Augenblick zurückbleiben.

Am 29. Februar 1844 ist das kleine Buch beendigt, und wenige Wochen später trägt er das Manuskript selbst zu Buloz. Aber Buloz „wagt" es nicht, den Brummell in der Revue zu bringen. Die Studie ist ihm „zu manieriert". Barbey schäumt und schimpft. Er trägt seinen Brummell zum Journal des Débats. Bertin jedoch mag keinen von der Revue zurückgewiesenen Artikel. Und Barbey „schenkt" das unglückselige Manuskript Trebutien, der es, ein aufopfernder Freund, aufs sorgfältigste ausgestattet, im Dezember 1844 als gedrucktes Buch ihm wieder übersendet.

Der Brummell* ist geschrieben, noch ehe der spätere intransigente Ultramontane wieder zum angestammten Katholizismus bewußt zurückgekehrt war. Das liebenswürdige Buch beschließt die Epoche des „Löwen" des Faubourg St. Germain. Barbey zieht darin im Spiegel, den die Eitelkeit dem Verwöhnten vorhält, gleichsam die Linien nach, die er als seinen Umriß mit dem Blicke des Wünschenden ersah: „an indifferent child of the world". Sein Brummell ist das ideale Bild, dem er gleichen möchte. Und das — nicht so sehr der moussierende Stil — ist das Interessante an dem einzigartigen Werk. Hier hat einer seine imaginäre Biographie geschrieben, das gestaltet, was er in einer fremden, an Rasse und Temperament fremden Individualität eigenes zu ersehen meinte. Der Brummell Barbeys ist eine Dichtung. Daran können die historischen Züge, die aus Jesse geschickt erlesenen Anekdoten nichts ändern. Barbey war zeit seines Lebens auf dem Wege, das zu werden, was unter seinen Zeitgenossen Mérimée wie später Baudelaire — dieser mit etwas zu viel „Künstler"tum — vielleicht am vollendetsten vorgestellt hat: ein Dandy. Aber es bleibt immer nur beim Wollen. Seine Natur, gegen Mérimées ironische Kühle gehalten, ein wahres Raketenfeuerwerk an Lebendigkeit, versagte sich dem Versuch. Was Mérimée lebte, das entwarf sich Barbey immer wieder als stets anders geratenden Grundriß seiner Erscheinung. Er sagte, was Mérimée tat. Er besaß vom Dandy nichts als die Eitelkeit, also gerade das, was Mérimée am besten zu verbergen wußte, während es bei Barbey durch alle Metamorphosen seines atemlos hastenden, nie sich setzenden Daseins schlägt. Im Dandytum, dem kalten gelassenen Zuwarten, dem unbewegten Zusehen, wie die anderen sich ereifern, mußte der hoffende, enttäuschte und immer wieder hoffende, der ungerechte, unbedingte, unbesonnene Barbey das erblicken, was ihm stets entschwand, wenn er drauf losstürmte, es zu fassen. Es ist ein Paradoxon, daß der Sanguiniker die Psychologie des Phlegmatikers geschrieben hat, glänzend geschrieben hat, und daß dieser Phlegmatiker, wie ihn der andere nicht müde wird zu schildern, den Sanguiniker erst richtig erfassen läßt. Denn der Brummell Barbeys ist vor allem Barbeys Brummell. Nicht Byrons Worte, nicht Jesses sorgfältige Materialien haben Brummell unsterblich gemacht, das hat der intuitive Essay des interessantesten aller französischen Kritiker getan. Wir sehen heute Brummell nur mehr so, wie ihn Barbey zu dichten begnadet war. Die Sehnsucht des Bewunderers hat den Helden erschaffen, wie die Liebe nach Beyle das geliebte Wesen erschafft.

* * *

* 1862 erst wieder bei Poulet-Malassis in Paris „offiziell" erschienen.

Jules-Amédée Barbey d'Aurevilly, zu dessen hundertstem Geburtstage, dem 2. November, dieses seiner vielleicht nicht ganz unwürdige Werk gerade recht kommt, ist ein Autor, dem das verrufene Beiwort originell wie kaum einem anderen zu Gesicht steht. Er hat in seiner ungestümen Art, die von Pose und Mache nicht frei ist, etwas Imponierendes. Sein Werk ist vergänglich. Er hat viele Bände hinterlassen, nach denen niemand — wie etwa nach dem ungeheuern Werk Balzacs — verlangend greift, davon jedes zu fesseln, keines eigentlich fest zu halten imstande ist. Er hat jahrzehntelang in großem Umfang, ein Diktator ohne Untertanen, souveräne Kritik geübt, mit Keulen und Blitzen wie ein Donnergott, zumindest wie ein Halbgott nach allen Seiten wütend, niemals völlig ernst genommen, immer beachtet. Man stößt überall, wo perlmutterartige Reflexe der zeitgenössischen Literatur schimmern, auf seinen so grandios klingenden Namen, der im Grund eine — nachträglich (1765) freilich genehmigte — Usurpation war, denn das Prädikat ist nur territorial, nicht briefmäßig: die Familie ist keine aristokratische, sondern eine bloß geadelte grundsässige, wenn auch altangesessene.

Warum Barbey, der sehr alt geworden ist — er starb am 23. April 1889 — in einem unwahrscheinlichen Grade über sich selbst hinausgealtert ist, warum er eigentlich bei aller Meisterschaft — er war ein Meister — nicht zum unantastbaren Bestande der Nationalliteratur zählt, läßt sich vielleicht mit einem Worte ausdrücken: er war précocce, niemals ganz reif. Alles, was er geschrieben hat, entbehrt sozusagen des Letzten. Er ist nicht flüchtig, aber auch nicht solid in jenem Sinn, der unbedingte Verehrung aufkommen läßt. Man muß bei ihm — war man lange nicht in seiner geistigen Gesellschaft gewesen — immer wieder eine Art von Vorurteil bekämpfen. Er scheint mit all seinem prunkenden Aufwand an funkelnden Worten überflüssig. Nichts Böseres eigentlich läßt sich von einer schöpferischen Potenz sagen. Es ist auch ungerecht: tausend beliebte, ja berühmte Autoren könnten sich glücklich schätzen, hätten sie auch nur ein Quentchen seiner Genialität. Aber dieses Genie ist, wenn auch nicht brüchig, nicht dilettantisch, doch zu momentan. Seine Impetuosität überstürzt sich im Tempo. Sein Titanentum hat etwas von dem Barockschwulst eines Bernini.

Nicht daß er, den man erst jetzt voll zu würdigen weiß*, eigentlich veraltet wäre. Er hat niemals jemand — außer seiner Eitelkeit — Konzessionen gemacht. Er war nichts weniger als ein Autor seiner Zeit. Im Gegenteil: er war immer unzeitgemäß, immer gegen seine Zeit. Er war ein bewußter, ein herrischer, ein sich selbst unterstreichender Reaktionär (und doch ein unerhört freier, ein autonomer Geist). Hört man ihn — als Kritiker —, so hat er immer recht, selbst im Unrechten. So fein, so vehement operiert er mit dem Unbedingten im Urteil. Aber vielleicht war sein Schöpfertum wie sein grandios unbedingter, sein „heidnischer" Katholizismus und sein prachtvoller Autoritätsfanatismus zu sehr Demonstration, Demonstration vor sich selbst. Er, der niemals ein „Angekommener" gewesen ist, hatte keine Zeit sich zu setzen. Er war immer aktiv. Liest man seine Briefe, erlebt man zuerst etwas wie eine Enttäuschung. Denkt man ihnen nach, ist da kaum etwas rührend Mensch-

* Ein monumentales Werk — Eugène Grelé, Jules Barbey d'Aurevilly. Sa vie et son oeuvre. (2 Bände) Paris H. Champion; Caen, L. Jouan, 1904 — behandelt mit Gediegenheit und Geist bei einiger Breite und Umständlichkeit den Menschen und Autor.

liches, bei aller Menschlichkeit des jeweils Erlebten, Gefühlten, Mitgeteilten. Das Wort Charlatan wirft seinen Schatten. Man weicht ihm aus. Er ist ja kein Charlatan. Er ist so echt wie nur je ein ganz Impulsiver. Aber daß der Schatten beständig droht, verstimmt. Man will sich Rechenschaft geben über den Eindruck dieses einzigartigen Menschen und findet plötzlich im Typus die Erklärung —, die man nicht Wort haben will. Urteile wie Chauvinist, Radoteur erheben sich drohend. Man weist sie ab, will objektiv sein. Und ertappt sich dabei, daß man nicht liebt. Nein, dieser pathetische Autor — ein delikates, ein kokettes, graziöses, ein parfümiertes Pathos — hält nicht warm, so sehr er erhitzen kann. Objektiv — wer sucht danach, wenn er dankbar ist? Bei Barbey stellt sich das wunderbare Dankgefühl, das man gegenüber Dichtern von ähnlicher Kraft und Größe empfindet, niemals ein. Fehlt diesem blitzenden, blendenden, rauschenden, hinreißenden Geist, dieser visionären dityrambischen Pracht die Tiefe? Man denke nur an „gesammelte Werke". Gesammelte Werke von Barbey d'Aurevilly. Ein monströser Gedanke. Gesammelte Werke von Balzac (mit dem er im Pathos, in der Verve, dem Temperament, der Pose so viel Ähnlichkeit hat): welche Glückseligkeit für den künstlerischen Bücherfreund. Man liest sie ja niemals aus, aber man liest immer wieder darin. Immer wieder in Barbey zu lesen: ein Ding der Unmöglichkeit. Und dies bei einem so interessanten, einem unvergleichlichen Autor, mehr: bei einem so interessanten, einzigartigen Menschen.

Noch ein Gradmesser: dieses Leben selbst, ist es etwas, das man eigentlich zu kennen verlangt, dessen Nebensächlichkeiten man wie liebenswürdige Nichtigkeiten zu streicheln begehrte? Nein. Jedes Wort von Balzac, jeder Zug, jede Anekdote von ihm, von Hoffmann, Poe, Kleist machen angenehm gruseln. Barbeys wogendes Leben zerfällt einem zu Zunder, trotz allen „Wendepunkten". Was war dieser Löwe, den man sich — eine Zeitlang aß er kaum, um mager zu bleiben usw. — immer wie nach zurecht gestellten und malerisch drapierten Vorbildern brillierend denkt; dieser unwahrscheinliche abenteuerliche Politiker, dieser abenteuerliche Katholik, dieser abenteuerliche Kritiker? Immer zu sehr Schauspieler seiner selbst, ohne das notwendige Doppelgängertum des grinsenden Gewissensspiegels. Die „Memoranden", die ganz Unmittelbarkeit sind — also das, was bei den gewöhnlichsten Menschen als Psychologie der wahrhaftigen Tagesgestalt fesselt —: eine sich selbst zu Tode steigernde Rubrizierung von Interjektionen. Sieben-Achtel-Takt presto, prestissimo, das ermüdet, langweilt bald. Und so, beständig auf Stöckeln, geht's ein Leben lang, ein sehr langes Leben lang. Das Langweiligste daran aber sind die sogenannten Ruhepunkte: da ist, wie in der Jugend der gepuderte Weltschmerz, die zur Ungerechtigkeit stimmende Jammerei des Alternden lästig. Ein seufzender Alternder, ein immer seufzender Alternder, der im Stil der Comédie die Hände ringt: Fadesse.

Stil. Gewiß. Es ist Stil in diesem ganzen Leben eines Äußerlichen. Aber das Vertraueneinflößende des von ihnen heraus bis an seinen Rand erfüllten Stils — und nur der zwingt, bezwingt — fehlt. Dieser Stil ist wie eine Blähung. Etwas Krampfhaftes ist darin. Vielleicht etwas eminent Französisches, also eminent Undeutsches. Aber dieses Genie der Rasse zeigt sie von ihrem unsympathischesten Aspekt. Es ist der sogenannte Elan, ein Furioso des Flackerns, das das ruhige Brennen, das leuchtende Licht nicht ersetzt. Balzac ist Flammen. Flammen ist Brand. Aber

Flackern ist Nicht-Verlöschen. Dort beim Brand denkt man gar nicht ans Verlöschen. Hier staunt man immer, daß der Atem noch anhält. Empfindungen von Angespannt-, Gespannt-, Überspanntsein verstimmen. Es ist wie ein Flimmern vor den Augen. Man hält die Hand vor, schließt die Lider, läßt den Blick ganz in sich selbst, ins Dunkel zurückgehen. Denn der künstlerisch empfindende Mensch sehnt sich bei allen Werken nach der Magie des Dunkeln, des Unbewußten. Allzusehr am Tag Liegendes wird ihm bald zur bloßen bunten Oberfläche, hinter der er einen Hohlraum argwöhnt. Barbeys Kunst als ein Ganzes ist solch ein Überspanntes, solch ein Flimmern. Genial, verblüffend, berauschend, aber immer wieder ernüchternd auch. Es bleibt zuletzt nichts als der wirre Lärm des lautlosen Flimmerns. Dies ist der Gesamteindruck eines kolossalen Werks.

Im einzelnen sind wunderbare glühende Schöpfungen da, mit allen Gliedern atemlos lockende schlanke Gebilde. Von makelloser, innerlich kühler Pracht. Aufregend schöne Gestaltungen. Unheimlich lebendige Visionen. Immer etwas theatralisch verdächtig, nicht ganz plastisch, etwas zu große Kühnheit des Profils; man möchte nicht um den Rand herum aus Furcht vor Enttäuschung. Aber in der richtigen seelischen Distanz bezaubernd. Eine Galerie dämonisch-majestätischer Figuren. Und ebenso zauberhafte Hintergründe aus Traum und Ahnung. Eine romantische Szenerie seigneuraler, immer mit melancholischer Verachtung oder verachtender Melancholie kokettierender Vergangenheiten. Seigneurale Ressentiments.

So steht Jules Barbey d'Aurevilles vor uns: ein Kavalier in der Verbannung der öden Neuzeit. Ein vollendeter Kavalier, dieser stets wie im gerafften Mantel hinschreitende Journalist. Aber ein klein wenig Kavalier im Rampenlicht, für ein verachtetes Parterre, das — beileibe nicht fehlen darf. Sonst müßte man sich's erschaffen aus dem gierigen Bedürfnis nach Publikum, wie Brummell, der Narr, seine große Zeit heraufbeschwor als armseliger Komödiant des allerflüchtigsten Lebens: des Lebens der Beziehungen.

Kunstschau 1908 . . .

Von W. Fred.

„Kunstschau 1908" . . . seit vielen Monaten warten wir nun auf das große Geschehnis. Und da nun der Titel kam, wurden Vorstellungen erweckt, wie sie eben der Umfänglichkeit, der Weite dieser Bezeichnung entsprechen. Aus aller Herren Ländern oder doch aus unseren Reihen das Beste von rechts und links dürften wir nach solcher Ankündigung zu schauen begehren; so weit das Auge kluger Späher und Talentsucher dringen mag, soll also wohl zur Kunstschau nach langem Zögern das Größte, Fruchtbarste zur Kunstschau vereinigt werden . . . aus provinziellen Niederungen, slawischen Steppen, Pariser Buden, Wiener Ateliers ein Riesenjahrmarkt uns in einem weiten, mit klugen Sprüchen ausgezierten Haus geschaffen, — und schon fühlte man auch in den Knien die Ermüdung, die sich nach langem, angestrengtem Wandern durch bunte Säle einstellen muß, die Erinnerung ruft internationale Ausstellungen aus Paris, Venedig, Wien ins ermüdete Gehirn, zugleich aber erwacht im Gedächtnis der und jener Augenblick der Vergangenheit zu neuer Freude, da man urplötzlich ein Kunstwerk, einen Künstler sich entdeckt hatte von neuer, nie geschauter, ureigener Art,

Werke ihrer Lehrmeister geschaffen. Entwicklungen zum Guten, Feinen, Vornehmen, selten — aber doch auch — zum Starken sind zu erkennen; die Freude ist zu genießen. Aber ein neuer Mann von weitem Atem, einer, der bezwingt, ein Großer, dessen Namen wir nicht längst kannten, ein Werk, dessen Urheber wir nicht schon Jahr um Jahr als Hoffnung zählten, habe ich bisher nicht gesehen. Vielleicht ist's wo versteckt, ist's meinem Auge verhüllt geblieben. Noch war's ja unmöglich alles, was die vielen Räume enthalten, zu durchmustern und Manchem mag hier, da sein Teil an der Arbeit verschwiegen worden ist, ein winzig Unrecht zugefügt worden sein. Immerhin — es will mir scheinen, als klänge eine alte Melodie, nur reicher instrumentiert, in volleren Akkorden, reineren Klängen in unser Ohr. Seit Jahr und Tag, seit einem Jahrzehnt kennen wir sie alle, deren Werk heute gelobt werden kann. Wo aber sind die Männer, die ungestüm ans Tor klopfen und ein Recht dazu durch ihre Arbeiten erweisen . . . Ich fand sie nicht. Oder sollte wirklich Oskar Kokoschka, dessen Entwürfe für Gobelins, „Die Traumtragenden" betitelt, in sich ein heftiges, nur noch nicht zu reifem Ausdruck gelangtes, aber ungemein persönliches Talent zum Hervorbringen schöner Gesichte tragen? Ich kann es, so gerne ich sonst bereit bin, Keime dort zu sehen, ja sogar zu ahnen, wo sich Eigenartiges zeigt, wo ich einen mit den Gestalten und Formen und Tönen in seinem Innern ringen sehe, diesmal vor diesen überlebensgroßen Farbenskizzen nicht glauben, die bald an Kinderstubenzeichnungen, bald an phrygische Zeichen und Denkmäler gemahnen. Vor diesen bald ungelenken, bald absichtlich ins Groteske spielenden perspektivelosen und für mich in jedem Betracht auch sinnlosen Tafeln stockt mein Verständnis. Allein man sagt mir, der Mensch, der diese Dinge aus sich heraus geboren hat, diese vom kindlichen ins kindische geratenden Versuche zu allerletzten Vereinfachungen und Stilisierungen auf eine Riesenwand gepinselt hat, sei ein junger stiller träumerischer Künstler und es seien dies eben nur Entwürfe für Gobelins; in Stoff gewebt, gewirkt, ins andere Material, also auch in einen anderen Stil übertragen, würden diese Werke sich schon in ihrer Kraft erweisen. Vielleicht . . . wohin irrt auch eines jungen Mannes Seele, in welche Dämmerungen, Irrfahrten . . . und so mag es ja vielleicht, vielleicht sein, daß so unendlich Vieles diesen Künstler bedrängt, daß er noch die Dinge in ihr Verhältnis zu einander, in ihre räumlichen und innerlichen Beziehungen nicht zu bringen vermag; daß er dort steht, wo vor sieben, acht und mehr Jahrhunderten die ersten Künstler anfingen und nun den Weg der Technik, der künstlerischen Kultur von allem Anbeginne an selbst wieder zurücklegen muß, bevor wir uns dann im Verständnis begegnen können. Mag sein; nur ist gerade diese Ausstellung sonst in jedem Raum, in jedem Werk und jedem Versuch ein Zeugnis der allzu hohen Technik unserer jungen Leute. Ja, Technik kann so groß sein, daß sie überwuchert, der Weg zum Ausdruck so geebnet ist, daß Manche Straßen ziehen, denen sie noch nicht gewachsen sind. Von solcher allzu leichter spielerischer, von einer Art zur anderen taumelnden oder tändelnden Künstlerart haben gerade wir in Wien genug gesehen, seit damals die ersten Vorbilder gezeigt wurden und so viele in fremden Zungen zu sprechen lernten . . . Der Eine soll eine Ausnahme sein? Die Leute, die ihn kennen, sagen's, sind dem Metier näher als unsereiner und sehen deshalb vielleicht die Zukunft, die uns noch verhüllt ist. Sei's darum. Nur hätte man den Jüngling doch nicht allzu früh in den Lärm

vor Laien, Spott und unzulänglicher Bewunderung bringen [illegible] müssen. Da jetzt so alle Dinge seiner Kunst als Bewunderung [illegible] in ihrer Stärke vergriffen worden [illegible] und [illegible] nötiger hätte als Ausstellungsruhm und Lob.

Vor den Arbeiten vieler anderer steht man mit jenem beklemmenden Gefühl, das manche Menschen beim Anblick früh emporgeschossener altkluger Kinder erfaßt. Sie können so geläufig in so vielen Sprachen und Mundarten sprechen, als hätten sie sie mit zwingender Notwendigkeit und darum dann alle [illegible] Worte fremder Lehren vergessend drängt auch nur einen eigenen Laut, ein selbst geformtes Welt- und Lebensbild, die Erschütterung jungen Fühlens, der Lust oder Enttäuschung auszusprechen, ja auszuschöpfen. Und mir ist, beim Gott der neuen Künstler [illegible] ich's, einer lieber, der lallend seine Lust aus übervoller Seele schreit, als jene, die aller Ateliers Künste beherrschen und leer sind wie [illegible], bei deren Mündern in exotischen Dialekten, die sich andere mühsam erwählt, kein Herzton entklopft hat und die deshalb auch keinen erschüttern. Ja, die Technik ist ungemein groß, manchmal scheint sie ungeheuerlich, wenn man auch allzubald die Lücken, das Unorganische, das Uneigene entdeckt. Aber die Kraft der Persönlichkeit wird selten fühlbar, so viele auch sprechen. Man hört die Laute, Töne, und der Sinn ist schal, verbraucht, uneigen oder leer. Dieser Tadel gilt einer Reihe junger Künstler, vor denen ich mich in Jahren, wenn ihr Leben und darum auch ihre Kunst Inhalt bekommen hat, vielleicht mit Lust neigen werde. Man glaube nur nicht, daß immer Intuition wirksam ist. Nicht jeder schreibt den „Götz", bevor er von Liebe was gefühlt. Sie machen viel und leben wenig, behutsam, ängstlich, diese jungen, mit 20 Jahren fertigen Künstler, die nun ausgehen, den Bürger zu verwirren, zu erschrecken. Das gilt jedoch den Älteren nicht, die hier nach einiger Weile die Schritte, die sie wiederum vorwärts gemacht haben, uns zeigen. Leider ist ihre Zahl, wie schon erwähnt, nur gering. Nur wenige Maler und Bildhauer offenbaren diesmal ihr Wesen, die meisten Künstler haben — mit oder ohne Bewußtsein — durch diese Ausstellung gezeigt, wo der Schwerpunkt ihrer Naturen, der Zielpunkt ihrer Kunst liegt: im dekorativen, kunstgewerblichen, in der Durchtränkung des Lebens mit Schönheit, um auf Ruskins verjährte Art zu sprechen, in der Umwandlung der alten, neuem Schönheitsgefühl nicht mehr genügenden Formen der Umgebung in neue, die unserer Zeit gemäß sind.

Die Kunstschau wurde also zum Bilde eines idealischen Wiens, [illegible] den Schönheits- und Lebensbegriffen eines Dutzend österreichischer Künstler, die zeigen wollten wie unsere Menschen leben und sterben sollen, wohnen, sich kleiden, sich putzen, mit welchen Dingen ihre Kinder spielen lassen, und auf welche Art sie neue Generationen innerhalb einer neugeordneten Welt zu froher Freude an Natur und Kunst erziehen. Von alledem sieht man Exempla in Hülle und Fülle, sieht die schönsten Dinge für reiche Leute und gelungene Versuche, arme [illegible] Kinder auf jenen Weg zu leiten, den uralte Weisheit in dem Satz ausspricht „Werde, der du bist!" Man sieht: ich wollte nicht schildern, nicht beschreiben, [illegible] Werken der sogenannten absoluten Kunst [illegible] im Dekorativen [illegible]. Wie könnte ich auch? [illegible] ich ja damals im Anfang der neuen Bewegung [illegible]

und als ich jetzt durch reiche Säle ging oder an Kindermalversuchen vorbei, die nicht in dem Entstandenen, sondern im Erstehen ihre Bedeutung haben, faßte mich Rührung an. So mag man vor erwachsenden Kindern stehen, so sieht man Bäume werden aus winzigen Keimen, die man zaghaft gesetzt, und erinnert sich des Augenblicks, da, umbrüllt von Unverständigen man begehrte, was heute selbstverständlich geworden ist. Darum darf unser einer, heute nach alledem, auch in die andere Richtung weisen und mahnen, daß es außer der Kunst, die nur ihrer Zeit gehört und ihr entspricht und mit ihr verschwinden muß, weil ein anderes Geschlecht anderem Leben ebenso andere Rahmen suchen wird, auch Werke gibt, deren Glanz über Jahrhunderte strahlt, die nichts zu tun haben mit den besonderen Bedingnissen des Tages, nicht Flecke an einer bestimmten Wand, Flächen für dieses Haus oder Monument sind, sondern durch die Zeiten bestehen kraft ihrer eigenen Valeur, ihrer absoluten, an keine Umgebung, keine Zeit, ja keinen Menschen gebundene Schönheit der Farbe, Form, des Tons — oder wie man sonst die Materie nennen mag, die der große Künstler dem Material einhaucht, damit es Gegenstand ewiger Freude werde. Unwahr ist es nämlich ebenso, daß wir in unserer Zeit schaffen müssen nach den Maßen früherer Schönheit, wie es unwahr ist, daß die große Kunst der Vergangenheit zergeht wie Seifenblasen. Es mag der Künstler schaffen, wie ihm zumute ist, schaffen, wo und wie er mag, Kostüms und Puppenstuben — ewige Werke überdauern Umgebung und Zeit. Rembrandt lebt und Daumier, Manet und Fra Angelico, Donatello und Klimt. Keiner der Früheren — heute wissen wir es und angesichts dieser den Ton auf die Zeitkunst heftig legenden Ausstellung ist es zu sagen — muß Platz machen, damit ein anderer wirkt. Einen aus seinem Zusammenhang gelösten Satz Carlyles, der als Geleitwort in den ersten Raum im Katalog zu finden ist, hätte ich darum auch gerne gemißt, die Lüge nämlich, daß der Untergang des Alten verkündet und unwiderruflich ist. Nicht das Alte ist dahingegangen, sondern das Kraftlose, verdorbene. Viel altes lebt, erfreut, stärkt uns. Ihr Lieben, ich war vor Wochen wieder in Florenz, lernt begreifen, daß neben schönen Höfen auch urewig wirksame Statuen verrauschter Zeiten stehen. Wahr aber, allzu wahr ist der zweite Teil dieses Aphorismas Carlyles: „Aber ach, das Neue erscheint noch in den Geburtswehen . . .“ So muß es unsere Sorge sein, von diesen Geburtswehen nicht allein müssig zu sprechen, sondern auch zu helfen, soweit es Sache einzelner sein kann, durch Aussprechen ihres Gefühles zu helfen.

* * *

Ich vermag nicht mit dem Leser von Raum zu Raum zu gehen und ihm meine Bewunderung da, mein Hoffen hier, mein Fürchten dort in einer kurzen winkenden Handbewegung auszudrücken. Ich glaube auch, daß das Wichtigste in den allgemeinen Bemerkungen, die voraus gehen, angedeutet ist. Immerhin Sitte und der so gegebene Anlaß, manches Ausgesprochene noch für den besonderen Fall zu erklären, zu ergänzen und zu revidieren, bewegen mich, die Geduld des Lesers noch eine Viertelstunde in Anspruch zu nehmen.

Es ist schon gesagt worden, daß alles Architektonische auf sehr gutem Niveau steht. Allerdings ist damit Innenarchitektur gemeint. Eine besondere Leistung der Außenarchitektur war wohl nicht möglich; technische Bedingungen haben zu der

zweiten Parterreanlage gezwungen, zu dieser Aneinanderreihung von Sälen, deren jeder seinem Sinne entsprechend eine besondere und zumeist ausgezeichnete dekorative Lösung empfangen hat. Einige Durchblicke, besonders aber die große Gartenanlage, dann ein kleiner Hof mit Brunnenanlage und schließlich der Friedhof sind besonders zu rühmen. Die Autoren dieser Leistungen sind vorzüglich Josef Hoffmann, der sein Talent diesmal in der verschiedenartigsten Weise und stets ruhig, vornehm, sehr oft in charmanten Einzelheiten wirken ließ, dann Otto Prutscher, einer jener noch jungen Schüler dieser selbst jungen Meister, der viel erlernt hat, Kultur aufgesogen und ein eigenes Formtalent hat, das nur manchmal sich in leerem Materialprunk verliert, dann Moser, Roller und mancher andere. Der, den die Ausstellung im Einzelnen angeht, wird zum Katalog greifen und mit seiner Hülfe selber sehen müssen (auch zu sehen lernen). Hier kann eine Namensaufzählung keinen Sinn haben. Nur das Bemerkenswerteste kann einen Satz beanspruchen. In anderen Fällen mag es zweckvoll sein, auf sehr viele Einzelheiten einzugehen; diesmal ist der Gesamteindruck das Bedeutsame. Es ist mehr eine Kulturschau als eine Kunstschau. Wer diese Ausstellung betrachtet hat, mag, wenn er helläugig ist, einen Schimmer Wiener Kultur gesehen haben. Unsere Kunst begriffe er nur, wenn er zu dem auch die zwei Ausstellungen des Hagenbunds und die Jubiläumsausstellung des Künstlerhauses studiert oder doch durchblickt hat. Die Zeiten haben sich gewandelt . . . und sind auch die stärksten, sicher die reichsten Talente Wiens hier mit ihren Arbeiten zu sehen, so ist doch die Kunstleistung der anderen, insbesondere der Provinz nicht zu übersehen. Für jenen Gerechten nämlich, der unter tausend oder hunderttausend Gleichgültigen ist . . .

* * *

Zuerst nun sehen wir nach den Sälen der Maler und Bildhauer. Klimt interessiert vor allen. Er hat diesmal ganz dekorativer Künstler sein wollen. Daß ihm dazu die unsägliche Farbenpracht, über die er, wie nur ein großer Kapellmeister über sein Orchester, verfügt und seine besondere Anlage, Formen innerhalb enger Linien zu komponieren, ja geradezu zu pressen, die gute Möglichkeit geben, weiß man. Daß er mehr kann — es hilft nichts: selbst wer glücklich verlernt hat, nach ästhetischen Formeln zu werten, tut's mit dem Gefühl — daß er also Größeres, weiter, inniger Wirkendes vermag, erweisen die „Freundinnen", ein in seiner Erotik gar nicht deutliches und doch diese aufs heftigste vortragendes Bild, die Porträts, kurz alle jene Gemälde, wo er eine gewisse Art Wiener Wesens, eine erhitzte, fast orientalisch wüste Weise unserer Existenzen, die eben auch da ist, durch seine Farben, sein Gold und dessen Ornamentik, die verschlungenen Linien, verkrümmten Konturen rein malerisch ausdrückt. Seine allegorischen Werke bleiben mir inhaltlich fremd; ich bewundere Teile dieser famosen Malerei, finde aber hier den Weg zum Ganzen nicht. Was hilft's, man muß ehrlich sein, trotz den schlechtesten Vorsätzen — dafür sind wir Rezensenten, Hunde . . . Daß er einer der größten Maler unserer Zeit ist, bleibt gewiß, trotzdem die in Berlin ihn nicht anerkennen. Daß er mit sich ringt wie irgend Einer, erweist der erste Blick. Er kommt noch in Zukunft zu größeren Zielen — auch dies wird diesmal, wo er sich ganz in absichtlich dekorativer Malerei verstecken wollte, klar. Moll zeigt wie immer Bilder, die zart, ja zärtlich sind und elegant, mit immer leichter werdender Hand

das wienerische Wesen, unsere Landschaft, unsere Blumen, unsere Existenz bis zu Tiefen ausdrücken, die sich doch erst eindringlicheren Blicken erschließen; diese wienerische Art kann man doch erst malen, wenn man sie sehr klar und rein gespürt hat. Ein Doppelraum ist diesmal dem Bildhauer Franz Metzner zugewiesen worden. Seine Persönlichkeit, die zum Gewaltigen, Monumentalen trachtet, und von Meunierscher Schule jetzt — besonders in den Reliefs — den Weg zu eigener Art findet, wird nun wohl den Leuten sehr imponieren. Technik ist da, Stilkunst auch, immerhin scheint mir noch ein Letztes zu fehlen. Vielleicht stammt dieser Eindruck aber nur daher, daß man bloß Gipsmodelle sieht. Bedenkt man die Jugend dieses Mannes, so weitet sich die Hoffnung auf Künftiges. Orlik ist diesmal auch ein wenig unfänglicher vertreten als in den Ausstellungen sonst, wo ja die Graphik dem großen Publikum meist Stiefkind bleibt. Er ist der Könner im stärksten Sinne. Ob man seine Kostümstudien fürs Deutsche Theater sieht, Holzschnitte, Bildnisse, Heimatliches oder Japanisches — alles kann er. Und bei sehr vielem ist es mehr als Können, nämlich ureigene Anschauung rein und voll durch starke Technik ausgelöst. Am wenigsten gefallen mir seine großen dekorativen Wandbilder — in diesen sehe ich ihn nicht. Sehr stark zur Geltung kommt diesmal Koloman Moser. Nicht nur, weil er so oft auftaucht als Lehrer, Berater, Schöpfer kleiner Kunstwerke; vor allem durch die Kartons zu den Glasfenstern der Steinhofer Kirche. Hier, wo man auch die Studien nach der Natur sieht und den Weg von einer überaus treuen Impression der Skizze zum stilisierten Fenster (respektive Karton) beobachten kann, sieht man den ungeheueren Ernst, der Grundlage dieser Arbeit ist und begreift, daß sie so klar, zugleich so menschlich ansprechend und so dekorativ geworden ist.

Die Kleineren und die Kinder mag ich nicht durchsprechen. Kurzweil scheint mir steifer, auch Hoelzel bei seiner Sucht zu künstlicher Einfachheit krampfhaft geworden; seine Anbetung mit dem lutschenden Jesukind in den tristen braungrünen Farben z. B. scheint mir einfach mißlungen. Man mag so malen oder so, auf alle Weisen sahen wir die Adoration vom 13. Jahrhundert bis zu Klinger und Rops — hier ist kein Gefühl, weder ein Malerisches noch sonst eines, die ist nur leer. Es ließe sich noch manches nennen zum Guten (so K. A. Reichel, auf dessen merkwürdig klare Malerei und meist auch klare Natur man aufmerksam wird und dessen betendes Mädchen ein sehr schönes Bild ist) und zum Schlechten, wobei ich ebenso an Einige im Werden aufgehaltene denke als an Neue (wie z. B. jenen Maler eines von einem Berge hinabrutschenden Kunstfreundes).

Voll loben kann man die vielen kunstgewerblichen Dinge. Da sind Bijous für die Reichsten der Reichen, von den Leuten der Wiener Werkstätten, deren goldstrotzender Saal übrigens weitaus nicht das Beste ist und anderen (neben Moser, Hofmann und Roller möchte ich hier Prutscher und Ofner nachdrücklich nennen) und einfachere Dinge zum Körperschmuck oder der Wohnungsausstattung. Hier setzt, wie eingangs gesagt, die Kunstschau am vollsten ein. Ob es sich nun um Straßenkleider mit köstlichen Applikationen oder um Kostüms mit Spitzen, Gold und Silber geziert handelt, um Silbergerät, Elfenbeintruhen, Gläser, Puppentheater, das Wiener Mosaik — überall staunt man die Technik und die Kultur an und sieht im Spiegel dieser Ausstellung den neuen Sinn unserer Stadt für Schönheit, gereinigt, edler

geworden. Alles ist vornehmer als in jenen Anfängen vor 8 oder 10 Jahren, sehr Vieles ist entzückend in seiner Lieblichkeit und Zartheit. So gut ich, wenn ich Raum hätte, über manche Verirrung in assyrisch-prähistorische Ornamente für Affenhäuser, oder über den Plakatsaal weidlich schimpfen möchte, so verwette ich mein Wort, daß die ernstesten Leute gerne mit den Puppenkästen, Menagerien, diesen Küchen aus Klötzen hergestellt oder dieser wuchtigen Festung oder den vielen Figürchen oder dem lieblichen Kindertheater zu spielen anfangen möchten.

An die Kunst für Kinder schließt sich die Kunst der Kinder. Der Saal des Prof. Czijek, in dem eine sorgfältige Auswahl der Malereien und Zeichnungen von Kindern im Alter von 8 bis 16 Jahren ausgestellt ist, gibt zu denken. Zuerst wird man stutzig vor Affektationen, glaubt zwölfjährigen keine Heldenminne und Biedermaierei, dann sieht man das Kindliche dieser Blätter, das Geschmierte, unfreiwillig Komische neben dem Talent, das sich früh im Sehen und Darstellen zeigt. Die Autoren dieser sonderlichen Kinderblätter sind Kinder, von allen Winden hergeweht, die da ein Künstler zeichnen oder malen läßt, was ihnen einfällt, um ihren Kunstsinn und mehr noch ihr Gefühl für die Natur, dann die Kraft der Augen zu wecken und man wird schon recht nachdenklich, wenn man da betrachtet, wie sich in dem, wie in jenem Kinderauge, Kinderherzen die Welt spiegelt. Auch hier wieder: fruchtbare Anfänge zu einer neuen Art Kunst- und Lebensunterricht. Es fließt das eine ins andere. Wie die Kunst und das Leben ja Eines sein soll, was diese Kunstschau 1908 zu erweisen zur Absicht wohl hatte.

. . . Und nun nehmen wir Abschied. So Vieles sähe man noch gerne, den Schmucksaal eines Kunstliebhabers und so viel Liebliches oder Berückendes oder Groteskes oder Lächerliches oder Vortreffliches und zu Manchem sagte man noch gern ein Wort und dächte an dies und jenes — aber die Augen sind müde. Die Nacht sank ja indessen.

Erinnerungen an österreichische Garnisonen in Italien.

Von Friedrich Freiherrn v. Holzhausen.*

I.

Österreicher, Franzosen und Spanier hatten dem im Jahre 1848 geflüchteten Papst Pius IX. wieder zur Herrschaft verholfen und — zur Beruhigung der Gemüter — den Kirchenstaat mit ihren Truppen besetzt.

* Friedrich Freiherr von Holzhausen, gest. 23. April 1907, machte als Offizier die Feldzüge von 1848/49, 1859 und 1866 mit. In einem Brief, den der Feldzeugmeister Herzog Wilhelm von Württemberg am 24. April 1866 an seinen Waffengenossen von Holzhausen richtete, bemerkte jener: „Kein Augenblick meines Lebens steht mir aber so scharf und klar in Erinnerung, als unser Angriff auf Casina St. Albino, den wir beide mit einer Handvoll Leuten glücklich ausführten und über Brücke und Damm bis zu den feindlichen Geschützen drangen! Alles was ich später erlebt habe, hat sich durch den stets wechselnden Strom der Ereignisse nicht so scharf dem Gedächtnisse eingeprägt, als diese unsere erste und wir können wohl sagen, glänzende Waffentat. Wie unendlich oft habe ich deiner Tollkühnheit gedacht, die mich mitriß, als du allein in die von mehr als hundert Piemontesen besetzte Casina eindrangst!"

„Wer das Glück hatte" — heißt es in einem Nekrolog — „dem Freiherrn von Holzhausen, diesem hochintelligenten und charaktervollen Manne näher zu treten, mußte ihn schätzen und verehren."

So kamen die Österreicher nach Ancona und die bisherige Festungsbesatzung, aus Schlösselsoldaten und Schweizer Truppen bestehend, zog allmählich ab, um in kleinen Garnisonen der Delegation Unterkunft zu finden.

Wir trafen in Ancona ganz ungewohnte Verhältnisse an, wie sie nur unter einer Priesterherrschaft denkbar sind. Außerdem durchzogen mächtige Räuberbanden das Land, plünderten die kleineren Städte oder legten ihnen Brandschatzungen auf und zeigten durch ihre unerhörte Frechheit die ganze Schwäche, das ganze Elend der päpstlichen Regierung.

Die findige päpstliche Gendarmerie war viel zu schwach, um gegen die zahlreichen, wohlbewaffneten und in der Landbevölkerung vielfach willige Bundesgenossen findenden Banden mit Erfolg vorgehen zu können; da mußten schon wir eingreifen. Aber nicht die niedere Bevölkerung allein, nein, auch die päpstliche Regierung selbst schützte unter Umständen die Spitzbuben, indem sie ihnen Ausnahmsrechte einräumte.

Im Anfang, als noch die Gerichtsbarkeit in geistlichen Händen ruhte und das Standrecht gegen Raub u. dgl. noch nicht Gesetz geworden, hatte der „große Siebert", wie ein klafterlanger Oberleutnant benannt war, die nächtliche Ronde in Ancona zu führen. In der Nähe des Doms ruft der Soldat an der Spitze: Halt, wer da! Die Ronde nähert sich den verdächtigen Personen. Es sind zwei päpstliche Gendarmen oder Sbirri, mit dem Rücken gegen die Häuserreihe gelehnt, Gewehr beim Fuß und ihnen gegenüber, längs des Doms gemütlich auf und ab gehend und eine Zigarre rauchend, ein bedenklich aussehender Bursche.

„Was gibt's da?" fragte Siebert, der — wie alle älteren Offiziere — der italienischen Sprache mächtig war. „Ein Räuber von der Bande des Passatore, Herr!" „Und warum faßt Ihr ihn nicht?" „Ja, wie denn? er steht doch im Asyl! Sehen Sie die weißen Steine, die den Dom umgeben? innerhalb derselben ist er vor der weltlichen Gerechtigkeit sicher. Wir müssen warten, bis es ihm gefällig ist, sich uns zu überliefern und das kann — wenn sonst nichts dazwischen kommt, was seine Flucht ermöglicht, wenigstens drei Tage dauern, denn so lange sind die Domgeistlichen verpflichtet ihn zu füttern."

„Dummheiten!" sagte der Offizier, ging auf den Banditen los, faßte ihn beim Kragen und übergab ihn jenseits des Asyls den zwei Gendarmen, die ihm sogleich Handschellen anlegten.

„Vedremo!" höhnte der Spitzbube mit überlegenem Lächeln: „Es gibt noch eine Gerechtigkeit, die ich anrufen werde. Der heilige Vater ist noch immer mächtiger als ihr deutsche Barbaren!"

Der Räuber hatte Recht! Beim Verhör gestand er stolz und ruhig, Passatores Bande anzuhören, aber sein Recht, sein Asylrecht verlange er zurück. Er erhielt es! Am nächsten Sonntag wurde er auf dieselbe Stelle geführt, wo ihn Siebert abgefaßt hatte. In wenigen Minuten war das Asyl mit Menschen aller Stände gefüllt und der Kerl unter ihnen verschwunden und, wie ganz natürlich, entkommen.

Dieses Asylrecht wurde gleich darauf in einer für die Herren Banditen recht störenden Weise durch das Standrecht aufgehoben und schon am nächsten Sonnabend und von da ab allwöchentlich wurden einige Dutzende dieser Kerle vor der Porta Pia öffentlich erschossen. Die zahlreichen Zuschauer unterließen es nie durch

laute Zurufe ihrer Sympathie für die kühnen Räuber Ausdruck zu verleihen und die österreichischen Soldaten, die das Todesurteil vollzogen, als mordlustige deutsche Barbaren zu bezeichnen.

Feig waren übrigens die Räuber nicht, das zeigten sie, wenn es zum Sterben ging; aber der Verwegenste von allen war doch ihr Anführer Passatore, das hatte er unter anderen in Jesi, einer Stadt von 15.000 Einwohnern, bewiesen. Im stark besuchten Theater ging der Vorhang in die Höhe und mitten auf der Bühne stand den Kalabreser auf dem Kopf, die Büchse in der Hand, wie ein echter Theaterräuber, der schreckliche Passatore. Er winkte der Musik Schweigen. „Man kennt mich hier! Das Theater ist von meinen Leuten umstellt. Wer von hier zu entkommen sucht, wird sofort niedergemacht! Wollen die Herrschaften der Reihe nach ihre Börsen und ihren Goldschmuck in den Sack auf dem Souffleurkasten niederlegen und sich dann wieder ruhig niedersetzen. Später werden meine Leute die Untersuchung vornehmen. Es wär mir leid für Sie, wenn dann noch etwas bei Ihnen gefunden würde." Man drängte und stieß sich, um dem Befehl möglichst schnell nachzukommen. Passatore stand regungslos und schien sich nicht zu kümmern um das ängstliche Treiben der Leute. Dann rief er zwei Theaterdiener, befahl ihnen den gefüllten Sack zuzubinden und in seinen vor dem Theater haltenden Wagen zu legen und empfahl sich mit vornehmer Handbewegung und der Bemerkung, daß jetzt die Oper beginnen könne. Dem Buben, der das Pferd gehalten, warf er 5 Ponti in den Hut, ergriff die Zügel und fuhr in gemütlichem Trab auf der Straße nach Sinigaglia davon. Nach einer Stunde hatte er die Vorposten seiner Truppe erreicht. Aber die Tage seiner Heldenlaufbahn waren gezählt.

Die öfteren Zusammenstöße mit Sbirren und Österreichern hatte seine Pulvervorräte bedenklich vermindert. Da kam es ihm denn gerade gelegen, daß ein Pulvertransport von Ancona nach Fossombrone und Urbino durch die Behörden angekündigt war, mit der Weisung, daß in sämtlichen Straßen oder Gehöften, an denen der Wagenzug vorüberzufahren hatte, an diesem bestimmten Tag die Herd- und Werkfeuer gelöscht sein mußten.

So war es denn für Passatore leicht zu berechnen, wann der Transport im Furlo-Paß ankommen werde, wo sich die günstigste Stelle für den Überfall darbot.

Langsam zogen die schweren, mit Leinwand überdeckten, schwarzbewimpelten Fahrzeuge unter Führung von Sbirren und unter schwacher österreichischer Bedeckung ihren Weg. Jeder entgegenkommende Wagen mußte halten, jede Feuerstelle wurde untersucht, jedem Tabakrauchenden der gefährliche Gegenstand konfiszìert. So gelangte der Zug von 5 Wägen in der Abendstunde vor den Paß. Hier ließ die Bedeckung die Wägen langsam weiterfahren, selbst aber umging sie in weitem Bogen den Engweg, offenbar um einen Überfall rechtzeitig wahrzunehmen und abzuwehren. Doch schienen die Österreicher bei diesem Manöver nicht mit der Ortskenntnis der Räuber gerechnet zu haben, denn kaum waren sie außer Schußweite, so stürmten aus Geklüft und Gebüsch etwa 50 Bewaffnete gegen die Wägen. Die bäuerlichen Fuhrknechte schnitten die Stränge durch und jagten in Todesangst auf den Pferden davon, den Räubern die Beute überlassend.

In diesem Augenblick fielen die schützenden Leinwandwände der Wägen und aus jedem derselben krachten vernichtende Salven in die Reihen der Räuber. Statt

der Pulverfässer waren 60 Mann Infanterie verladen, lauter erprobte Schützen, die hier gründliche Arbeit verrichteten.

Von den wenigen Überlebenden war es ein stämmiger, kräftiger Mann in schwarzer Samtjacke, der bereits eine Felsplatte der Schlucht erstiegen hatte und im Begriff war die nächsten Staffeln zu erklimmen, als ein Gendarm mit dem Rufe: Ecco Passatore! seinen Karabiner nach diesem abschoß. Der in die Hüfte Getroffene krallte sich ins Gestein, um nicht seinen Feinden zu Füßen zu rollen. Ein zweiter, dritter Schuß macht seinem Leben ein Ende. Die Leiche des Gefürchteten wurde durch alle Städte der Mark Ancona gefahren, um zu zeigen, daß es diesmal mit dem so oft angesagten Tod Passatores seine Richtigkeit habe.

Die führerlose Bande löste sich bald auf, das Standrecht in Ancona wurde aufgehoben und wieder, wie sonst, konnten die Hochwürden die Bürde der Gerechtigkeit um die Augen legen und das heilige Asylrecht zur Geltung bringen.

* * *

Ich wurde durch einen ungewöhnlichen Straßenlärm aus meiner Mittagsruhe geweckt und eilte ohne Rock ans offene Fenster. Da kam ein Zug von wüsten Leuten, einige hundert Männer und Weiber; alle schreiend, schimpfend, fluchend. An der Spitze eine gelbe Hexe in Lumpen gehüllt; die wenigen grauen Haare fielen ihr in Strähnen auf die nackten eckigen Schultern; in beiden Händen hielt sie, wie ein Fahnenträger, eine lange Stange, auf der eine Semmel aufgespießt war. Ich mochte wohl der einzige Unvorsichtige gewesen sein, der sich der wilden Bande zeigte, denn die Hexe blieb bei meinem Anblick unter dem Fenster stehen, hob ihre Stange und streckte mir die Semmel vor das Gesicht „Schaut, schaut!" kreischte sie, „eine Semmel für einen Bajocco!"

In Uniform würde mir wohl diese Anrede erspart geblieben sein, nun man mich für einen Bürger halten mochte, rief ich hinunter: „Habt Ihr Hunger, gute Frau?" „Hunger, großen Hunger!" gab sie zurück. „Dann verzehrt doch Euere Semmel!" Die Nächststehenden schauten sich erstaunt an, dann fing einer an zu lachen und in einem allgemeinen Gelächter ging — wenigstens vor meiner Wohnung — der Hungerkrawall auseinander. Am Hafen, wo die Armut zu Hause, soll es damals keine Katze mehr gegeben haben: alle aufgespeist.

Auf Hunde bewiesen die Italiener dagegen keine Eßlust und doch wäre hier eine ergiebige Jagd möglich gewesen. Nachts lagerten diese herrenlosen Köter auf Straßen und Plätzen und wurden mitunter recht unangenehm, so dem Oberwundarzt Kuschinsky: Der hatte in Ragusa von einem jungen Kavalier für diskrete Behandlung kein Honorar herausdrücken können und hielt sich schließlich dadurch schadlos, daß er dessen wertvolle Hündin an sich nahm, hoffend, sie in Ancona gut zu versilbern. In Begleitung dieses zarten Windspiels durchschritt Kuschinsky die nächtlich menschenleeren, schlecht beleuchteten Gassen, um sich nach Haus zu begeben. Da sah er sich plötzlich von einem, zwei, zwanzig, dreißig Hunden verfolgt, die alle bestrebt waren dem liebenswürdigen Hundefräulein ihre Aufmerksamkeit zu schenken, Die nächsten Zudringlichen bedrohte er mit der Säbelscheide, doch ein schwarzer Pudel stellte sich ihm zähnefletschend entgegen. Da zog der Arzt sein Heldenschwert und fuchtelte vor seinen bedrohten dürren Beinen herum.

„Psyche“ aber, statt dem Herrn zur Seite zu bleiben, ließ sich von der Schar ihrer Verehrer wegdrängen, suchte dann zu entfliehen und verschwand, trotz Rufens und Pfeifens unter ihren Verfolgern.

Kuschinskys Rache war erschrecklich: Er stellte dem Festungsgouvernement vor, wie naheliegend die Gefahr sei, daß unter diesen herrenlosen Hunden, die Hundswut ausbräche und daß daher deren Vertilgung dringend geboten erscheine.

Der Polizei wurde dementsprechend Auftrag gegeben und in ungeahnter Schnelligkeit war die Stadt von dieser Plage befreit.

Als wir eines frühesten Morgens zu einer Feldübung durch die Stadt rückten, lagen überall die aufgeschwollenen Kadaver der vergifteten Hunde umher. Die schlanke „Psyche“ war kaum wiederzuerkennen, denn auch sie hatte sich verführen lassen zu naschen. Freilich als wir unter der glühenden Julisonne um Mittag heimkehrten, war das Schauspiel noch unverändert, denn die Polizei hatte dem Auftrag gemäß die Tiere sofort töten lassen, deren Wegschaffung aber von einem weiteren Befehl abhängig gemacht.

Die Unsauberkeit einer italienischen Stadt und gar einer befestigten Hafenstadt mußte einer Epidemie erschrecklich förderlich sein. Das zeigte sich in Ancona.

Die Pest in Florenz hat ihre Schilderer gefunden, die Cholera in Ancona nicht, und doch kann der schwarze Tod in der Arnostadt nicht wütender gehaust haben, als die Cholera in der päpstlichen Festung. Wer Geld hatte, floh und trug den Tod in die Ferne. Wen Geschäft oder Not zu bleiben zwang und trotzdem von der Seuche nicht ergriffen wurde, dem blieb das Erlebte in grausiger Erinnerung.

Drei Wochen nach dem Ausbruche waren Militär- und Zivilspitäler und die schleunigst ausgeräumten Magazine überfüllt von Sterbenden. Ärzte und Wärter brachen zusammen zwischen den Strohlagern und hauchten ihren Geist aus. Dann senkte sich Totenstille über die Räume und die Verwesung begann ihr Werk.

Beinahe jedes Haus war ein Massengrab. Der Selbsterhaltungstrieb der Überlebenden verweigerte jede Hülfe und betäubte die besseren Gefühle im Rausch.

Da ließ der Gouverneur die Gefängnisse öffnen, jedem Begnadigung versprechend, der sich als Totenträger verwenden ließ.

Durch die öden engen Gassen zogen nächtlicherweile Leiterwägen, begleitet von wüsten, betrunkenen Gesellen in der Kleidung der Galeerensträflinge. „Die Toten! die Toten!“ rief ihr Führer und hielt die Laterne empor, worauf sich da und dort ein Fenster, vielleicht im 3. Stock öffnete und unter der Warnung: „Aufgeschaut!“ eine Leiche herausgeworfen wurde, die der Wagen aufnahm. Die Gefahr nicht scheuend, drangen die Kerle in die Häuser ein, trugen die Verstorbenen heraus und in großen Säcken alles, was nicht niet- und nagelfest war. Die Leichen wurden größtenteils, entsprechend beschwert, dem Meer übergeben.

Das hochgelegene Kapuzinerkloster im Nordost der Stadt, an einer hier wohl 50 *m* senkrecht gegen die Adria abfallenden Felsenwand erbaut, mit seinen schattenreichen Gärten, den herrlichen Zypressen und seiner selten schönen Aussicht auf Stadt und Meer, wäre für eine weltmüde Seele der ersehnte Ort der Ruhe und des Friedens gewesen, wenn sich nicht hier eine allgemeine Begräbnisstätte befunden hätte, deren Ausdünstung dieses Paradies für den Ungewohnten in eine Hölle verwandelte.

Eine große mit Heberingen versehene Steinplatte schloß eine Felsenhöhle ab, in der die Särge an Stricken hinabgelassen wurden. Sarg auf Sarg türmte sich dort in nächtlichem Grauen aufeinander. In der Nähe befand sich eine Wache, deren Offizier eine Kapuzinerzelle angewiesen war. Ein unterirdisches Dröhnen und Rollen erweckte ihn aus dem Schlaf, denn die Toten bewegten sich; die unteren verfaulten Särge hatten nachgegeben, die oberen stürzten nach. . . . Zur Cholerazeit war die Felsenhöhle bis oben gefüllt!

* * *

Im Kirchenstaat bestand eine Festfeier, bei welcher der höchste kirchliche Würdenträger der Stadt, gefolgt von Geistlichen und großer Volksmenge, unter einem Baldachin durch die Straßen zog und rechts und links seinen Segen austeilte.

Jedes Pärchen, das die sonst vorgeschriebenen Förmlichkeiten vor der Trauung und diese selbst umgehen wollte, war durch diesen Segen ehelich verbunden, vorausgesetzt, daß beide Teile Hand in Hand rechtzeitig niederknieten und Zeugen aufstellen konnten, die solches gesehen hatten.

Natürlich wurden hierdurch meist die leichtsinnigsten und unpassendsten Ehen geschlossen.

Nach einer derartigen Einsegnung erschien eine Dirne aus der Via serpente vor der österreichischen Kaserne Scolzi in Ancona und verlangte Einlaß als Gattin des Korporalen Pikrill, der schwer berauscht an ihrem Arm hing.

Der Inspektionsoffizier nahm den jungen Ehemann sofort in Wachzimmerarrest und ließ die allgemein bekannte Gattin durch die Polizei abführen.

Da diese Person aber durch Zeugen den Vollzug der Trauung nachwies und auf ihrem Recht beharrte, mußte der heilige Vater durch die österreichische Regierung um Lösung des Ehebandes ersucht werden.

Diese erfolgte nach langem Hin und Her auf Grund der Tatsache, daß der Korporal, als er den Segen empfing, sinnlos betrunken gewesen war.

Chronik.

Bauwesen.

Die Zentralvereinigung der Architekten und der Architektenkongreß. Wirtschaftliche und Standesorganisationen stehen heute im Zeichen unserer Zeit. Während einerseits das allgemeine Streben nach Spezialisierung, nach Ausbildung besonderer Anlagen und Fähigkeiten, nach Erzielung erhöhter Leistungsfähigkeit des Individuums überall Unterteilungen und Abspaltungen in allen Berufsgattungen mit sich bringt — fordert anderseits die wirtschaftliche Not die Konkurrenz und Divergenz von Interessen zum Zusammenschluß gleichstrebender und gemeinsam Beteiligter heraus.

Alle diejenigen, welche die heutigen Zustände im öffentlichen und privaten Bauwesen Österreichs kennen, werden mit Interesse auch jene Bewegungen verfolgt haben, welche seit einiger Zeit auf dem Gebiete der Standesorganisation der Leute vom Bau lebhaftere Formen angenommen haben. Während die ausführenden und geschäftlich an der Bautätigkeit direkt beteiligten Kreise der Industrie und des Gewerbes schon lange wirtschaftliche und Standesorganisationen besitzen und dem Drucke der Arbeitnehmer folgend als Arbeitgeber geschlossen vorgehen, haben die geistigen Führer des Bauwesens, die konzipierenden und schöpferisch tätigen Kräfte gerade bei uns bisher eine reservierte und vielfach eine indifferente Haltung eingenommen.

Insbesondere auf dem Gebiete des Hochbaues, dem Wirkungsfelde des Architekten ist durch eigentümliche Verhältnisse ein engerer Zusammenschluß nicht in die Erscheinung getreten.

Durch ihre **künstlerischen** Interessen sind die Architekten bisher zum Anschluß an die numerisch zahlreicheren und agitatorisch rührigeren

Maler- und Bildhauervereinigungen geführt worden, bei deren wichtigsten Veranstaltungen — den Ausstellungen — sie meist sehr stark in den Hintergrund treten mußten. Ihre technischen Interessen und wirtschaftlichen Fragen führten sie mit den großen Fachgruppen der Ingenieure zusammen, die den Maschinen-, Straßen-, Wasser- und Brückenbau und viele andere technische Zweige vertreten, die insbesondere in allen offiziellen Bauangelegenheiten bisher ausschlaggebend waren.

Von Seite der Behörden, durch gesetzliche Verfügungen ist die Sonderstellung der Architekten überhaupt nicht klar umgrenzt worden. Das Gesetz kennt bei Privatbauten, nur einen befugten Bauführer (den man bei uns zumeist kurzweg, wenn auch nicht erschöpfend, den Baumeister nennt), welcher in seiner Eigenschaft als ausführendes Organ und vermöge seiner behördlichen Autorisierung die Verantwortung bei den Bauführungen der Behörde gegenüber zu tragen hat.

Und doch ist ja gerade der dabei außer Betracht kommende Architekt in seiner Tätigkeit so wichtig und bedeutungsvoll für das glückliche Gelingen des Baues in seinem konstruktiven Aufbau wie in seiner äußeren formalen Erscheinung. Das Gesamtbild der Stadt, der Aufbau ihrer Massen und die Gliederung ihrer einzelnen Teile, das Straßen- und Platzbild wie die Erscheinung der Bauwerke selbst sind sein Werk. Der Charakter der Schönheit und der Vorteil der Zweckmäßigkeit sind Äußerungen seines Könnens. Und alle die zahllosen Hülfsquellen des technischen Betriebes, der praktischen Ausführung werden durch seine Impulse in ihre Bahnen gelenkt.

Seine Forderungen und Anregungen erziehen und bilden die Hülfskräfte, rufen industrielle Tätigkeit hervor, wo mit dem Handwerk nicht allein gewirkt werden kann.

Und gerade diese wichtige treibende Kraft, dieser lebenspendende Faktor ist bisher mehr vermöge persönlicher Eigenschaften zur Geltung gekommen, nur unter dem Schutze von Begabung und Tatkraft gestanden, ohne die ausreichende Deckung eines Bollwerks, welches vereinte Kraft zu bieten vermag.

Lediglich kleinere Gruppen und Klubs, Abspaltungen jener großen Vereinigungen, die ja besonders bei den bildenden Künstlern selbst wieder durch Richtungen getrennt wurden, haben bisher den Architekten Schutz gewährt.

Nun haben sie äußere Gefahr und inneres Bedürfnis zu einem engeren Bunde geführt. Die Zentralvereinigung der Architekten der im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder hat sich gebildet, um in weitblickender Weise dem Stande der Architekten einen festen gesetzlichen Boden zu geben, eine wirksame und einheitliche Vertretung nach außen zu sichern.

Ihre Ziele und Aufgaben sind mannigfaltig und wichtig und aus den Zielen der Vereinigung gehen auch die Ursachen selbst hervor, die zum Zusammenschluß geführt haben.

Mit dieser Gründung ist aber keineswegs eine Aktion gegen jene künstlerischen und technischen Vereinigungen beabsichtigt gewesen, welche bisher den Architekten gastfreundlich entgegenkamen. Das Verbleiben in diesen Verbindungen ist ja im Interesse der Zentralvereinigung gelegen, welche aus den bisherigen Klubs und Gruppen hervorgegangen ist. Ihre Vorarbeiten sind wertvolle Grundlagen der Tätigkeit der Zentralvereinigung.

Hingegen ist die scharfe Betonung und energische Verfolgung aller Gemeinschaftsangelegenheiten der österreichischen Architektenschaft der eigentliche Zweck des Zusammenschlusses, der unabhängig von künstlerischen Sonderbestrebungen oder wissenschaftlichen Sonderinteressen angestrebt werden kann und muß.

Der internationale Architektenkongreß, der das Forum für die Erörterung solcher Standesfragen bildet, welche in allen zivilisierten Staaten der Welt die Architektenschaft berühren, hat kürzlich in Wien seine achte Tagung gehalten. Er fand die österreichischen Kollegen zum ersten Male vereinigt vor und die aus deren Mitte gewählten Vertreter hatten Gelegenheit, mit den Interessen der Zentralvereinigung diejenigen der gesamten Architektenschaft zu wahren. So war gleich beim I. Kongreßthema, der Erörterung der Schritte zur Schaffung eigener Ministerien für bildende Kunst, in welchen den Architekten der gebührende Rang eingeräumt werden solle, eine Resolution in derjenigen Fassung zur einstimmigen Annahme gelangt, welche die Zentralvereinigung vorgeschlagen und hiefür schon offizielle Schritte gemacht hatte. Eingaben an das österreichische Ministerpräsidium, das Herrenhaus und an das Abgeordnetenhaus wurden in dieser Angelegenheit anläßlich der Schaffung eines Ministeriums für öffentliche Arbeiten unterbreitet und bei diesem Anlaß würdig verteidigt. Mit dieser Angelegenheit hängt ja auch die Frage der geringen Einflußnahme zusammen, welche den Architekten innerhalb der Behörden bisher eingeräumt wurde und welche zu vergrößern und zu erweitern einen dringenden und berechtigten Wunsch der österreichischen Architektenschaft bildet.

Die Billigung dieses Schrittes durch die Architektenschaft aller Staaten gibt nun wohl die nötige Resonanz.

Auch die Förderung des Städtebauwesens durch den Staat und die Regelung seiner Grundlagen in künstlerischem Sinne ist durch eine Anregung der Zentralvereinigung zur Diskussion gestellt und vom Architektenkongreß zur weiteren Verfolgung angenommen worden.

Zu der wichtigsten internen Angelegenheit der österreichischen Vereinigung gehört die Schaffung einer autonomen Architektenkammer, mit welcher auch die engere Umgrenzung der Befugnisse des Standes zusammenhängt. Gerade hier tut eine klare Beleuchtung der tatsächlichen verwickelten Verhältnisse besonders not; auf das komplizierte und eine Vereinfachung sowie der Verbesserung harrende fachliche Vorbildungswesen, das heute dem Staate ungewöhnliche Lasten auferlegt, ohne dem Stande der Architekten die entsprechende Mithülfe zu leisten, ist aus diesem Anlasse wiederholt hingewiesen worden.

Es wird Sache der Architektenschaft selbst sein, den Konflikt zwischen Theorie und Praxis, den Erfolg der Erziehung durch das Leben, gegenüber der schulmäßigen und bureaukratischen Ausbildung abzuwägen und den Wert der einzelnen Begabung ebenso wie die Bedeutung der Erfahrung und der geschulten Sachkenntnis anzuerkennen.

Auch die Mitglieder des Architektenkongresses waren einig darüber, daß durch einen Verband der Fachgenossen diese Kardinalfrage der Befugnisse am besten der Lösung näher gebracht werden kann.

Eine der wichtigsten praktischen Berufsfragen ist von der Zentralvereinigung bereits mit Erfolg behandelt worden. Das Verhältnis der Architekten zu den Baumeistern ist bisher noch niemals genau präzisiert worden und viele Verfehlungen, Mißstände und Nachteile in unseren Bauzuständen sind auf die Unklarheit dieses Verhältnisses zurückzuführen.

Es sind nunmehr Hauptbedingungen vereinbart worden, welche als Grundlage der Bauverträge zu dienen haben, sobald Mitglieder der Zentralvereinigung als Architekten und Mitglieder des Vereines der Baumeister in Niederösterreich als autorisierte Bauführer fungieren.

Dadurch werden auch alle privaten Bauwerber ganz erheblich vor den Folgen mangelnder Sachkenntnis geschützt. Sie werden die genaue Kenntnis der Tragweite ihrer eigenen Handlungen, sowie der Kompetenz ihrer Vertreter in Bauangelegenheiten erlangen können. Viele Streitfragen der oft so verwickelten Schlußverhandlungen bei Bauausführungen sind dadurch aus der Welt geschafft. Und auch dem guten Einvernehmen aller Beteiligten zu gemeinsamer produktiver Arbeit ist ein sicherer Boden geschaffen.

Die bisherige Tätigkeit der Zentralvereinigung, das Programm ihrer von zahlreichen Subkomitees beratenen Aufgaben, der Inhalt ihrer Verhandlungen ist in einer Zeitschrift niedergelegt, welche seit Jänner d. J. im Verlage von Lehmann und Wentzel (Wien) erscheint. Auch die Zusammensetzung der Vereinigung, welcher die hervorragendsten Architekten der österreichischen Reichshälfte angehören, ist in den „Mitteilungen der Zentralvereinigung" ausgewiesen. Es wäre zu wünschen, daß weite Kreise an den Zielen dieser Bestrebungen Anteil nehmen.

Ist es doch wieder zum Vorteile aller Schichten der Bevölkerung, aller Zweige des Verkehrslebens, wenn jener Stand in kraftvoller und würdiger Geschlossenheit am Werke ist, der an ihren Wohnstätten und Arbeitsstätten, an ihrer körperlichen Wohlfahrt, an ihrer ästhetischen und ethischen Förderung so hervorragenden Anteil hat. Die Architekten sind gewohnt in selbstloser, unermüdlicher Hingabe an hohe Ziele den größten Teil ihres Lebens hinzubringen. Wenn man weiß, welche enorme Summe geistiger und künstlerischer Kräfte durch die Konkurrenzen absorbiert und oft verschwendet wird; wenn man die erbitterten und aufreibenden Fehden kennt, welche der Stand der Architekten auskämpft gegen unreelles Bauspekulantentum, gegen unsolides Unternehmertum, gegen den Untergang des tüchtigen Handwerkes, gegen die Verschlechterung der Materialien, ihrer Erzeugungs- und Gewinnungsweise, so wird man die Notwendigkeit begreifen, daß der Stand in all diesen Fragen geschlossen Stellung nimmt.

Er bedarf aber auch der Förderung und des Verständnisses seiner Bestrebungen durch die weitesten Kreise, um diesen Zielen näher kommen zu können.

Es ist sehr zu begrüßen, daß der Weg energisch betreten wurde, der einerseits zur Kräftigung des Architektenstandes, anderseits zur Gesundung der Bauverhältnisse führen wird.

Hartwig Fischel.

Feuilleton.

Die Hackinger Allee.

Oft, wenn ich an schönen Abenden durch die Hackinger Allee allein oder mit guten Gefährten gehe, wundert es mich, daß sie eigentlich in der Wiener Landschaft, deren jeder selige Winkel seinen heimatlichen Patron hat, nicht so berühmt ist, wie sie es verdient. Von ihr geht keine Sage. Und doch möchte ein großer wandernder Musikant auch unter ihren Wipfeln die innige Melodie der Natur haben vernehmen können, welche in einer schaffenden Seele den Funken der eigenen Musik entfacht. Von der Hackinger Allee wird nichts berichtet, und doch war sie sicherlich schon vor einem halben Jahrhundert längst so stattlich, wie heute und noch

um eins stiller, feierlicher und bedeutender durch ihre unverwirrte Einsamkeit.

Vielleicht kommt ihr ruhmloses Heldentum daher, daß auch die Erinnerung lieber einen still verharrenden, in sich geschlossenen Raum, gleichsam einen dauernden Wohnort aufsucht, als eine Straße, auf der man von einem fremden Ziele rückkehrt oder fernhin nach einem erhofften wandert. Man geht wohl gerne durch einen so tiefdunkel schattenden Weg, aber läßt, rechts und links und nach vorn ausschauend, unwillkürlich die Betrachtung weiterschweifen, so daß der schönste Anblick, kaum aufgenommen, auch schon wieder — im Wortsinne — verloren „gegangen" ist, wie im Leben so oft die kleinen Freuden der Stunde über den erträumten einer weiten Zukunft oder den schmerzlich wunderbaren einer fernen Vergangenheit. Man blickt zumeist auf ein goldenes Morgen- oder Abendrot der Einbildung. Der kurze Tag aber, in dessen Lichte wir wandern, scheint uns gering unter der gleichen Reihe seiner Geschwister, nur ein Durchgang, kein Aufenthalt.

So eilen durch diese Allee, die den wallenden Lärm der Stadt im Rücken, in die ländlichen Wienerwaldorte führt, tagaus und -ein viele Menschen, während sie selbst, das schönste Ziel, als solches kaum, oder nur von wenigen geachtet wird.

Die „Auhofstraße" beginnt in Hietzing, zieht in großem, seichtem Bogen an Unter- und Ober-St. Veit vorüber, endlich durch das schmale, an den Himmelberg gelehnte Gartenörtchen Hacking, dessen letzte Häuser am Rande der Tiergartenmauer sozusagen einschlafen und setzt sich nun als mächtige Allee noch ein gutes Stück fort bis zu ihrem Ziel: dem Auhofe.

Das ist ein sorgfältig gehaltenes, großes Jagdhaus, einer der Haupteingänge des Lainzer Tiergartens, halb bürgerlich und bäuerlich wie ein liebliches Landanwesen im Weichbild der Stadt, inmitten von schön gepflegten Obstbäumen und Rosenstöcken, überschattet von weiten runden Linden, halb vornehmen Ansehens als ein Schlößchen. Der Hauptförster des Wildparkes, der es bewohnt, die Schar der untergebenen Jäger, Holzknechte, Fuhrleute und Handlanger geben ihm nach der Art ihrer Beschäftigung, die sich der Umgebung aufprägt, den Anschein einer rüstig betriebenen, schlichten Wirtschaft, der weite, abgeschlossene Tiergartenhintergrund aber und die reichlichen Verhältnisse seiner großräumigen und bis ins Letzte gepflegten Anlage, das den kaiserlichen Bauten eigentümliche Gelb des Anstriches, die zugleich einfachen und anmutigen Formen rücken es wieder in seinen höheren Rang. Sind doch eben diese bescheiden althergebrachten, durchaus tüchtigen und auf dauernde Brauchbarkeit gerichteten Jagd- und Landhäuser vielleicht die letzten Zeugen der stilbildenden Kraft des Absolutismus, während die Gegenwart, selbst wenn sie das Alte nachformt, innerlich unsicher in ihrer Bauweise ihrer selbst ebensowenig froh wird, wie in manch anderem Belange.

Gleich sicher, fest, verläßlich, würdig und anmutig wie dieses Ziel ist auch der Weg: unsere Allee. Nur ein bescheidenes Stück, wenn man ganz bedächtig geht, vom letzten Hackinger Hause bis zum Auhofe vielleicht höchstens eine halbe Stunde lang, aber welch ein unverhofftes, liebes und vertrautes Wunder bei jedem Schritt, in jeder Stunde, bei jedem Wetter, in jeder Jahreszeit! Fast täglich wandere ich diesen Weg und staune täglich über seine neuen Schönheiten oder über die alten, unerschöpflichen. Ist ja jeder Naturanblick überhaupt durchaus unergründlich, wie die Tiefe des gestirnten Himmels, des dunkeln Wassers, wie der Umriß eines blauen Höhenzuges oder die Form eines geschlossenen Wipfels, oder auch nur wie die unwissende Bewegung eines Tieres oder der helle Aufflug eines Vogelschwarmes.

So erscheint die reizende Vielfältigkeit einer Gegend gleichsam in den Rahmen dieser Allee gefaßt, wie der Mensch als Landschaftskünstler gerne solche Versuche und mit Glück unternommen hat, gelegentlich die Menge der Naturdinge scheinbar einzuschließen und in einem gesammelten Anblick dem Genusse darzubieten. Aus einem solchen unwillkürlichen Trieb mag auch die Pflanzung dieser Allee hervorgegangen sein, denn nicht nur der Schatten der hundertjährigen Kastanien und der bedeutende Anblick ihrer Reihe, sondern die, wie aus einer grünen Halle gewonnenen Bilder der umgebenden Landschaft machen den Zauber dieser Straße aus.

Zu ihrer Linken dehnt sich in einiger, von Rasen besetzter Entfernung die niedrige graue Tiergartenmauer aus, über welche man leicht hinausblickt und das eingehegte Gebiet wohl überschaut: eine unberührte, frische Gegend, voll unbekannter Hügel, von altem und jungem Wald bestanden, teilweis gelichtet, in der Wegmitte sich weit öffnend zu einem grünen, sanft abfallenden Wiesenhange, wohin, als zum gemeinsamen Futterplatze täglich die gehegten Tiere hinaustreten: Hirsche, Rehe und breite, daherstampfende Wildschweinfamilien. Am Abend ist dieser ganze Raum von den zutraulichen Rudeln erfüllt und still belebt.

Man sieht die Tiere unbekümmert, scheinbar eins vom anderen nichts wissend, noch begehrend, weiden, folgt allen ihren Bewegungen, wie die Rehe besonnen ausschreiten, zierlich verweilen, den schönen Kopf zu Boden senken, wieder spürend erheben, in die klare Luft ausschauen, mit kurzen Sprüngen enteilen und wiederkehren. Und an kühlen, früh dunkelnden Herbstabenden vernimmt man nicht ohne einen gewissen Schauer

das inbrünstige Röhren der Hirsche das mächtig durch die Ruhe der Dämmerung hallt: der Notschrei der Kreatur, die sonst schweigt und duldet, bis einmal und nicht für lange Taumel und Glück, Freiheit und Qual ihres Daseins sich mächtig entladen.

Zur Rechten der Allee zieht, früher eine wildgewachsene, feuchte Au, das sorgfältig geweitete und ausgebaute Bett der Wien mit seinen reinlichen Zementanlagen, jenseits führt das Geleise der Westbahn brausende Eisenbahnzüge vorbei, deren Rollen und Stampfen gedämpft herüberdringt, deren Dampf, nächtliche Lichter und lange Leiber ohne weiteres Wundertieren zu gehören scheinen, die aus der Ferne in die Ferne tauchen und jezuweilen ihre Pfiffe auch wie Notschreie gejagter Fabelwesen hören lassen.

Gegen Westen schließen blaue Höhen das Tal ab und in der Abendsonne liegt friedlich und anmutvoll die Kirche von Mariabrunn in einem heiteren, bewohnten und lichten Landgebiete.

Beim Schlendern, das kein Ziel kennt, als die Allee selbst, keine Sehnsucht weiter, als den Genuß des Verweilens sieht man indessen von all den Ausblicken ab und schaut die Halle dieser zusammenschließenden Wipfel hinauf, den gleichmäßigen, dunkeln Säulengang dieser runden, breiten Stämme entlang und faßt wohl einen einzelnen ins Auge, der allein wieder eine ganze Welt für sich ausmacht, neben allen seinen Genossen, kein totes Stück Stein in einem gemauerten, sondern ein atmendes Wesen in einem gewachsenen Gewölbe. Wahrlich, jeder dieser Bäume, voll selbstverständlicher Großheit, ruhigem Selbstgenügen, ist eine Welt, oder doch ein Gleichnis ihrer Fülle, Einfalt, ihres Sinnreichtums, der Erhabenheit wird. Wie ehrwürdig scheint im Frühjahr, in den feuchten, farbigen, verheißungsvollen Tagen die Gewalt dieser greisen Formen, die sich zugleich demütig und würdig mit den weiten Ästen fast bis zur Erde niederbeugen, während die jungen Säfte in die äußersten Spitzen steigen, die braunwolligen, glänzenden Knospen bis zum Bersten füllen, die lichten, sich auswickelnden Blätter mit jubelnder Unzahl und wie ein mystisches Geheimnis ewiger Wiederkunft die fleisch- und purpurfarbenen Blütensträuße entwachsen lassen, deren jeder selbst einem krönenden Bäumchen gleicht, wie er auch Ziel und Zukunft: die dauernde Unendlichkeit seines Geschlechts strahlend ausdrückt.

Ein Regentag macht die dienende Weisheit jedes dieser Bäume offenbar: denn jedes Blatt neigt sich hinab und die sieben an einem Stiele bilden einen offenen Schirm. Von den obersten Teilen des Wipfels fließt das Wasser gleichsam über viele Blattdächer gegen den Umfang der Krone, um erst von deren Rand zu Boden zu tropfen. In einem weiten Kreis sammelt es sich um den Stamm und sickert mählich unter die Erde, wo die feinen Würzelchen einen ebenso weiten Umkreis mit ihrem Geflecht beschreiben, das vom Wasser ernährt, Empfangenes in Saft und Gestalt verwandelt und an das Licht emportreibt. Und dieses Baumgeschöpf ist wieder Herberge allerhand Getiers, seine gefleckten Blüten sind von Bienen und Hummeln umschwärmt, die hineintauchen und Gewinn suchend, wieder Gewinn bringen: Die Befruchtung und damit die Erhaltung und Erneuerung. So dient ein Leben dem anderen und eines Daseins Glück ist Dienstbarkeit einem höheren Ganzen gegenüber. An einem solchen Baume wird das Auf- und Niedersteigen alles elementaren Daseins, aller unwillkürlichen Ordnung sichtbar: eine Himmelsleiter vom braunen Erdboden zur blauen Luft, vom abfließenden Regentropfen zum aufsteigenden Saftstrom, und man begreift wohl, daß die Völker in ihren Urzeiten, wo sie selber in Wäldern und an Strömen wild wuchsen, in einem Urbaume das Gleichnis der lebendigen Welt erblickten, die zwischen Wurzel und Krone in aller Vielgestalt und Möglichkeit beschlossen schien.

Durch diese rauschende Säulenhalle geht nun der Strom des täglichen Lebens, selbst in so unmittelbarer Beziehung zu diesen Bäumen, wie Luft, Vögel, Bienen, Regen und Wind: schön gebaute Wagen, knatternde Automobile, wandernde Fußgänger, junge Frauen mit ihren Kindern, die im Schatten spielen, alte Männer mit grauen Haaren und sachtem Gang — die Säulenhallen sind eben den Greisen am willkommensten, sie genießen den gegebenen Tag als freundliches Geschenk — und abends natürlich Liebende.

Immer suchen zwei Wesen den Schatten, darein ein kurzes Glück, eine ganze Sehnsucht, ein volles Herz zu bergen, denn das Gefühl, das zwei Geschöpfe über sich selbst hinaus zum überwallenden Triebe der Gattung hebt, begehrt mit jener ursprünglichen Keuschheit, die der schaffenden Natur eigen ist: das Dunkel, die Stille und die Einsamkeit als Schutz.

So antwortet das leise Flüstern und glückliche Lachen der Liebenden dem Summen der Bienen in den Ästen und dem lauteren Rauschen der Blätter; unter einem grünen Dache ist so der ganze Umkreis des waltenden und zugleich dienenden, des selbstsüchtigen, eigenwilligen und doch von einer größeren Gesamtheit ganz umfaßten Daseins geschlossen. Indem man in die Weite durchblickt, weilt man in scheinbar begrenztem Raume in einer purpurnen Unendlichkeit, man glaubt in einem Durchgang zu stehen, dessen Anfang und Ende erst das Ziel zeige, indessen ist er es selbst, nicht der Morgen und Abend, nicht das Kommende, sondern das allgegenwärtige, sonnbeglänzte, grünschattende Dasein jedes wandernden Tages ist unser aller Aufenthalt und Ziel. Über den Bäumen gehen die leichten und schweren Wolken, die

Büchereinlauf.

Die Reform der juristischen Studien und Prüfungen. Von Dr. Gustav Hanausek, Professor des römischen Rechtes an der Universität Graz. Graz, Leuschner & Lubensky's Universitäts-Buchhandlung, 1907.

Weltgeschichte. Herausgegeben von H. F. Helmolt. Neunter Band: Nachträge zur Quellenkunde. Generalregister. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1907.

Slavische Roman-Bibliothek. Band IX. J. K. Šlejkar. Erzählungen und Skizzen. Verlag von J. Otto in Prag.

Neue Mittel zur Steigerung der Genauigkeit der flüchtigen Terrainaufnahme und zur verläßlichen Lösung aller Arten von Orientierungsaufgaben, die an Touristen und Soldaten herantreten können. Von Hauptmann Johann v. Bézard. Wien 1908. L. W. Seidel & Sohn, k. u. k. Hofbuchhändler.

25 Jahre Wiener Fremdenverkehr. Festschrift anläßlich des 25jährigen Bestands-Jubiläums des Wiener Vereines für Stadtinteressen und Fremdenverkehr. Von kaiserlichen Rat S. Lehr. Wien 1907. Verlag des Wiener Vereines für Stadtinteressen und Fremdenverkehr.

Fünfundzwanzig Jahre Postsparkasse. Wien 1908. Verlag des k. k. Postsparkassenamtes.

Die Literaturen des Ostens in Einzeldarstellungen. Band IX. Geschichte der Indischen Literatur. Von Dr. M. Winternitz, Professor a. d. Deutschen Universität in Prag. Leipzig 1908. C. F. Amelangs Verlag.

Bernhard Rotter. Roman von Norbert Normann. E. Piersons Verlag, Dresden. Preis Mk. 4.—.

Die Gesellschaft. Herausgegeben von Martin Buber. Band XIII: Die Revolution. Von Gustav Landauer. Band XIV/XV. Der Staat. Von Franz Oppenheimer. Band XVI. Die Schule. Von Ludwig Gurlitt. Band XVII. Das Parlament. Von Hellmuth v. Gerlach. Band XVIII. Das Theater. Von Max Burckhard. Band XIX. Die Kolonie. Von Paul Rohrbach. Verlag der Literarischen Anstalt Rütten und Loening, Frankfurt a. M. Preis jedes Bandes Mk. 1.50.

Die ounschöllchen Kinder. Volksstück in fünf Aufzügen. Von Reinhold Sommer. Manzsche k. u. k. Hof-Verlags- und Universitäts-Buchhandlung, Wien 1908.

Das Leben ist unser! Roman von E. Kißling-Valentin Verlag E. Pierson in Dresden. Preis Mk. 4.—

Gerhard. Schauspiel in 4 Akten von Karl Felner. Jena, Verlagsbuchhandlung Hermann Costenoble.

Septuor. Sieben Sachen. Von M. Lorenz (L. V. Renz). Haus Haldenstein. Fatum. Regentropfen. Eine Fahrt zu Hofe. Ildefonsa. Geschriebene Bilder. Das goldtreue Herz. Verlag von E. Pierson, Dresden. Preis Mk. 2.—.

Kunstanalysen aus 19 Jahrhunderten. Ein Handbuch für die Betrachtung von Kunstwerken. Von Professor Dr. Bertold Haendcke. Verlag von George Westermann, Braunschweig.

Isola Lunga. Novelle von Carl Franz. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand) 1907.

Meister der Farbe. Europäische Kunst der Gegenwart. Heft I. Kaulbach, Van Leben, Besnard, Israels, Rädisähli, Jank. Verlag von E. A. Seemann, Leipzig 1908.

Donatello. Des Meisters Werke in 277 Abbildungen. Herausgegeben von Paul Schubring. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt 1907.

Theodorich der Große. Ein Gotensang. Von Walter Treu. Dresden 1908. E. Pierson's Verlag.

Deutsche Bücherei. Band 73/74. Die sozialen Kernfragen. Von Eduard v. Hartmann. Band 75/76. Band 77/78. Deutsche Sagen. Von den Brüdern Grimm. Band 79/80. Kaspar Hauser. Von Anselm Ritter v. Feuerbach. Band 81. Modernes Theater. Von Heinrich Stümcke. Band 82/88. Aus Pompeji. Von Dr. Julius Kurth. Band 84. Japanische Erzählungen und Märchen. Von Hans Haas. Band 85. Aus deutscher Vorzeit. Von Elly Steffen. Verlag der Deutschen Bücherei, G. m. b. H. Berlin.

Franz Overbeck und Friedrich Nietzsche. Eine Freundschaft Nach ungedruckten Dokumenten und im Zusammenhang mit der bisherigen Forschung dargestellt von Carl Albrecht Bernoulli. I. Band. Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena 1908. Preis Mk. 7·50, gebunden Mk. 6.—.

Die hier angezeigten Bücher können durch R. Lechner (Wilhelm Müller), k. u. k. Hof- u. Universitäts-Buchhandlung, Wien I., Graben 31, bezogen werden.

Eingesendet.

Redaktion und Administration: Wien I., Bräunerstraße 4/6. Telephon 10.817.
Sprechstunde: Dienstag und Mittwoch von 6 bis 7 Uhr abends.
Unverlangte Manuskripte ohne Rückporto werden nicht zurückgestellt.
Verlag: Wien und Leipzig. K. u. k. Hof-Buchdruckerei und Hof-Verlags-Buchhandlung Carl Fromme.
Papier: Schlöglmühl.

zu dem Zwecke zusammengestellt hat, um seine neue Operette „Der fidele Bauer“ auf dem noch immer durch die „Lustige Witwe“ und den „Walzertraum“ verrammelten Operettenmarkt durchzusetzen. Schon im Vorjahre wurde von ihm zu dem gleichen Zweck Mannheim mit Operettenfestspielen beglückt. Da aber im Reiche der leichtgeschürzten Muse noch immer Wien und nicht Mannheim die Führung hat, entschloß er sich, den Eroberungsversuch auf eigenes Risiko in Wien zu wiederholen. Selten sind es die bestgeratenen Kinder, die ihren Eltern besonders ans Herz gewachsen sind, und „Der fidele Bauer“ ist einerseits kaum mehr als eine gesungene Schlierseerei, die alle seit Auerbach marktgängigen Dorfsentimentalitäten und alle seit Friedrich Kaisers „Viehhändler aus Oberösterreich“ belachten Kontraste zwischen Stadt und Land sich zunutze macht, anderseits nur eine Fortsetzung der auf dem „Rastelbinder“ und dem „Barfüßele“ inaugurierten Spekulation mit dem Kinde auf die Tränensäcke einer senilen Empfindsamkeit, die unfehlbar hineinplumpst, wenn ein abgerichteter Dreikäsehoch mit eingelernten Gesten und schreiendpiepsender Stimme Gemütskrisen mimt, gleich einem erwachsenen Schauspieler, der sich durch sämtliche Werke Viktor Leons zum Gefallen aller Hausmeisterischen und Greißlerischen hindurchgespielt hat. So lange unsere Frauen über den Mißbrauch des Kindes auf der Bühne entzückt sein werden, so lange wird Viktor Leon mit seiner Kinderspekulation Recht behalten, so lange wird man ihm auch willig folgen, wenn er das Milieu, das einem Anzengruber gerade gut genug war, um darin seine tiefsten sozialen und religiösen Gedanken auszusprechen, dazu mißbraucht, um der entgeisterten und entseelten Operette neuen Dünger zuzuführen und uns sentimental-verlogene Geschichten zu erzählen, wie die von dem ehrgeizigen Bauern, der aus seinem Sohn einen Geistlichen machen wollte, während der Junge heimlich Professor der Medizin wird und in seinem Stolz darüber erst etlicher Winke mit dem Zaunpfahl bedarf, damit er zu seinem verleugneten Vater wieder zurückfinde. Das musikalische Kleid, das Leo Fall mit geschickter Verwendung von Ländlermotiven dazu gewirkt hat, schmiegt sich den Situationen leicht und gefällig an, ohne in der Ausnutzung ihrer Empfindsamkeiten und Lustigkeiten die Grenzen des guten Geschmackes zu überschreiten, wohl aber auch ohne besondere Erfindungskraft zu offenbaren.

Mit der Erstaufführung des Schauspieles „Brüderchen“ von Robert Overweg brachte uns das Deutsche Volkstheater zu den vielen Schülertragödien der letzten Jahre zu guter Letzt auch noch die Tragödie eines Kadettenschülers, die zwar geschickt auf Tendenz und Spannung hingearbeitet ist, aber durch die Art, wie sie alle Fäden der Handlung dem bösen Zufall in die Hand gibt, selber zum Verräter ihres spekulativen Daseinszweckes wird. So bereitet das Trauerspiel des Kadetten Hans von Schranden, der Musiker werden wollte und durch die Verständnislosigkeit seines gestrengen und knauserigen Vaters für die jungen Regungen und Leiden der Halbwüchsigkeit zum Fälschen von Zeugnissen, zum Stehlen und schließlich zum Selbstmord getrieben wird, nur Nervenpein, ohne der Sache irgendwie zu dienen, die es vertritt. Die Aufführung im Deutschen Volkstheater hatte wohl keinen anderen Zweck, als Herrn Edthofer in einer zweiten dankbaren Antrittsrolle vorzustellen, die ihm in der Tat Gelegenheit bot, durch die schlichte Art seines stillen Duldens wieder tief und stark zu wirken. Im Raimundtheater entledigte man sich geschwind noch des Schauspieles „Die andere Gefahr“ von Maurice Donnay, das Direktor Lautenburg dem Burgtheater abgenommen hat. Man kannte das Stück von einem Gastabend der Duse her, die aus dem letzten Akt, dem einzigen, der sich zu stärkeren Theaterwirkungen erhebt, eine ergreifende Tragödie der Resignation gestaltete. Genug, daß Fräulein Werner in der Rolle der unglücklichen Mutter, die ihren Geliebten der Tochter abtreten muß, nach der großen italienischen Tragödin mit Ehren bestand. Sie fand in Herrn Ludwig und Fräulein Parenna gleichwertige Partner. Offenbar um die Langweile der Spielzeit, die sich ohne Saft und Kraft ihrem ruhmlosen Ende zuschleppt, mit Erinnerungen zu würzen, entschloß sich das Bürgertheater zu einer Wiederaufführung des Lustspieles „Rosenmüller und Finke“ von Karl Toepfer, das einst eines der beliebtesten Repertoirestücke des alten Burgtheaters gewesen ist. Es war ein kluger Einfall, das Stück heute im Biedermeierkostüm zu spielen. Manches erhielt dadurch einen anheimelnden Reiz, was uns sonst gar zu veraltet erschienen wäre. So aber gedachte man der Zeit, da Großvater die Großmutter nahm, und man redete sich ein, wie schön diese gute alte Zeit der schrankenlosen Harmlosigkeit gewesen sein muß.

Theodor Antropp.

„Österreichische Rundschau“, XV., 6.
Redaktionsschluß 13. Juni 1908.
Ausgegeben 15. Juni 1908.
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Leopold Freiherr von Chlumecky, Dr. Karl Glossy, Dr. Felix Freiherr von Oppenheimer.
Chefredakteur: Dr. Karl Glossy. Verantwortlicher Redakteur: Karl Junker.

